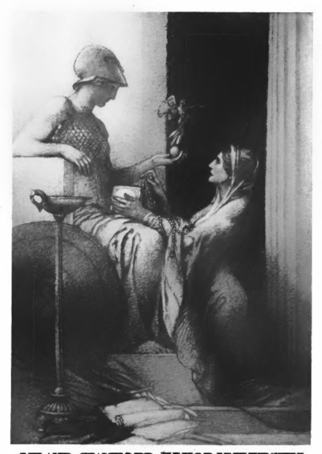
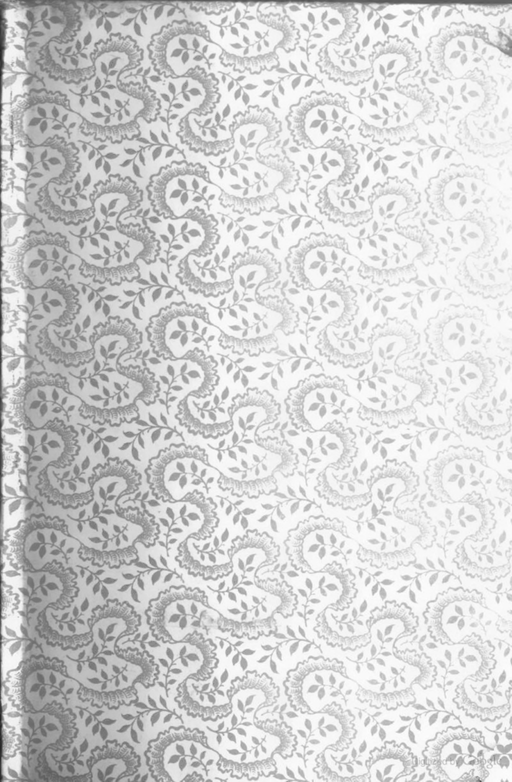
VOR DEN COULISSEN: ORIGINALBLÄTTER VON CELEBRITÄTEN...


LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Digitized by Google



Digitized by Google

832.099
L672

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor den Coulissen.

Digitized by Google

Digitized by Google

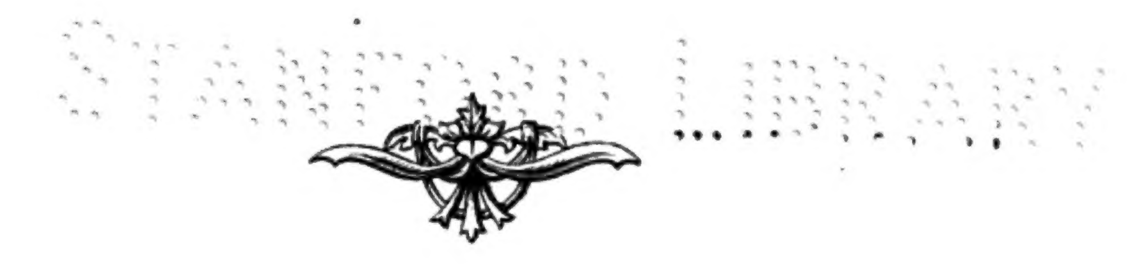
Vor den

Coulissen.

Originalblätter
von
Celebritäten des deutschen Theaters.

Mit einer Einleitung von Heinrich Laube,
einer Originalcomposition von Wilhelm Taubert,
und 44 Portraits und Facsimiles.

Herausgegeben
von
Josef Lewinsky
(Berlin).



Berlin 1881.
A. Hofmann & Comp.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.
Vollinhaltlicher Abdruck einzelner Artikel
verboten.

161809

Seiner Hoheit

dem

Herzog Georg II.

von Sachsen-Meiningen,

dem hohen Beschützer und Förderer

deutscher Kunst,

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

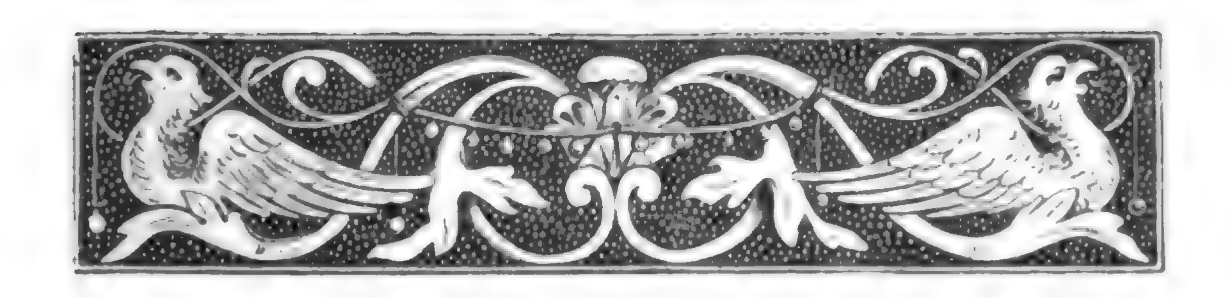
Inhaltsverzeichniß.

Heinrich Laube: Warum Theater-Director? 1
Botho von Hülsen: Aus meinem Bühnenleben 9
Ferdinand von Strantz: Wilhelmine Schröder-Devrient und Manuel Garcia 13
Lilli Lehmann: Aus meinem Tagebuch 17
Theodor Liedtke: Von Königsberg bis Berlin 20
Paul Taglioni: Vor vierzig Jahren 24
Marie Barkany 46
Heinrich Ernst 48
C. G. Berndal: Ein Gastspiel Heinrich Marrs 51
Minona Frieb-Blumauer 63
Franz Krolop 64
Pauline Conrad 69
W. Hellmuth-Bräm: Vom Pfarrer zum Comödianten . 73
Julie Abich 78
Ernst Krause 84
Vilma von Voggenhuber-Krolop 90
Maximilian Ludwig 93
Louise Koester: Ergänzte Tagebuchblätter 96
Theodor Lebrun: Ein Besuch bei Hermann Hendrichs . . 107
Emil Hahn: Drei und dreißig Gulden monatlich 111
Carl Helmerding: Kalauer 117
Friedrich Haase 121
Theodor Lobe: Wie ich Charakterspieler wurde 141
Feodor Wehl 146
Minnie Hauk: Amerikanische Erinnerungen 153
Karl Koberstein: Friedrich Dettmer 159

Digitized by Google

Leopold Teller: Ein Franz Moor in Gohlis 169
Dr. Julius Werther: Wie ich zum Theater kam . . . 174
Friedrich Mitterwurzer: Styl 182
Franz Abt: Eine Tannhäuser-Aufführung in New-York . 187
Carl Porth: Eine Erinnerung an Julius Mosen 195
Dr. Hugo Müller: Ein erfülltes Gelübde 199
Eleonore Wahlmann-Willführ: Aus meinem Leben 215
Friedrich Holthaus: Mein erster Contract 217
Carl Häußer: Das Spielhonorar 223
Ludwig Barnay: Meine erste Begegnung mit Heinrich Laube 228
Siegwart Friedmann: Ueber das Virtuosenthum in der Schauspielkunst 243
Georg Goltermann 248
Franziska Ellmenreich: Ein Besuch beim Grafen Broël-Plater, Gemahl Caroline Bauers 254
Alfred, Freiherr von Wolzogen: Zur scenischen Darstellung des Hamlet 261
Heinrich Franke: Aus der Goethezeit 271
Oswald Hancke: Ein Volksdichter 297
Ernst Possart: Ueber die Benutzung des Zwischenvorhangs im Schauspiel 307
Wilhelm Taubert: Von den Engeln. (Original-Composition).

Digitized by Google



Brief des Herausgebers an eine Dame.

Statt einer Vorrede.

„Aber mein Gott, das ist ja schon wieder ein Theater-Decameron und noch dazu ein verkappter! Ist's denn an Wien, ist's an Hamburg noch nicht genug? Haben die „Verkannten" in Kyritz a. d. Knatter nicht bereits gesprochen? muß nun auch noch Deutschland seine Stimme erheben?". . . . .

So theure Freundin höre ich Sie ausrufen, nachdem Sie einige dieser „Originalblätter" gelesen und ein Dutzend weiterer Fragezeichen erblicke ich in Ihren schönen Augen, die . . . Doch halt!

Da ich aus Erfahrung weiß, daß eine „Vorrede" als die einsamste Gegend, als der „verlor'ne Weg" eines Buches gilt, der von vorsichtigen Lesern möglichst gemieden wird, so glaube ich, ohne Furcht vor Lauschern, Ihnen an dieser Stelle anvertrauen zu können, daß Ihr Verdacht nicht unbegründet ist. Sie haben es in der That hier mit einem äußerst gefährlichen Buche zu thun, mit einem Buche, daß die kritischen Grenzwächter unfehlbar confiscirt haben würden, wenn ich sie von seinem Inhalt vorher in Kenntniß gesetzt hätte. Nun das Buch die

Digitized by Google

Grenzpfähle der Druckerschwärze glücklich hinter sich hat, kann ich es Ihnen ja verrathen: „Vor den Coulissen" ist nichts als der Schmugglername eines „Deutschen Theater-Decamerone".

O dieser Name, er hat mir manche unruhvolle Stunde bereitet! Daß ich mit einem Decameron nicht mehr an die Oeffentlichkeit treten dürfe, nachdem jedes „Meerschweinchen" bereits seinen Boccaccio gefunden, war für mich klar, wollte ich von den Häschern der Presse mit meinem Buche nicht vor seiner Geburt schon todtgeschlagen werden. Ich mußte also etwas „noch nie Dagewesenes" ersinnen. Ich ward melancholisch. Man konnte mich in Seufzeralleen einsam wandeln sehen. Meine Freunde schüttelten bedenklich die Köpfe. Da unglückliche Liebe ausgeschlossen schien, suchte man einen anderen Grund; man fand ihn: ich Aermster war — titelsüchtig worden.

Theure Freundin, glauben Sie mir, man schreibt leichter ein gutes Buch, als man einen guten Titel dafür findet; und ich hatte die Aufgabe, für das was Andere Vortreffliches erdacht, einen solchen zu finden. Meine Freunde erbarmten sich meiner Noth und halfen mir suchen. Aber ach, gar bald merkte ich, daß auch sie melancholisch wurden. Die abenteuerlichsten Titel wurden mir täglich zu Dutzenden in's Haus gebracht, ich konnte mich vor meinen Freunden, die bei meinem Buche nun durchaus „Pathe" stehen wollten, kaum retten. „Mußestunden" und „Skizzenmappen", „Walhallen" und „Pantheons" wurden dem „Deutschen Theater" errichtet; die Scheherezade aus „1001 Nacht" suchte man für meinen Zweck zu gewinnen; „Theater-Bum-Bum" wurde als nicht ganz unpassend erachtet und einer der wildesten meiner Freunde unternahm es gar, mich für „Theater-Dynamit" zu begeistern, der als ein recht zeitgemäßer Titel, seine „zündende" Wirkung auf die Leser nicht verfehlen würde.

Digitized by Google

Da faßte mich wilder Grimm, – der Tag der Entscheidung war inzwischen gekommen, — und in heller Verzweiflung rief ich: Mögt Ihr mich steinigen, mögt Ihr mich verbrennen, „Vor den Coulissen“ will dies Buch ich nennen!

Sie fragen mich, was ich dabei gedacht? Ich dachte: Sagt der Titel nicht deutlich, was das Buch ist, so sagt er um so deutlicher, was es nicht sein soll: Hinter den Coulissen. Und schließlich: gieb dem Buche welchen Titel du willst, es wird sich immer Jemand finden, der einen bessern gewußt hätte.

So mögen Sie denn verehrte Freundin, unbekümmert um das, was dem Buche an der Stirn geschrieben steht, seinen Inhalt froh genießen. Vielleicht finden Sie dabei, daß dasselbe doch so Manches enthält, was es vor anderen seiner Art einigermaßen auszeichnet. Am Ende ist's mir auch nicht ganz wahrscheinlich, daß ein Heinrich Laube die Einleitung zu diesem Werke geschrieben und ein Herzog von Meiningen die Widmung desselben angenommen, wenn die „Originalblätter“ dieses Werkes etwa von den Theater-Celebritäten von Mottenburg oder Tirschtiegel hergerührt hätten. Aber wie dem auch sei, das Eine darf ich mit ruhigem Gewissen versichern: es ist mir nicht leicht worden, die Celebritäten des deutschen Theaters für Federvorstellungen zu gewinnen. Denken Sie nur, ganz Deutschland, Wien eingeschlossen! . . . Wenn ich den Inhalt der im Laufe von neun Monaten gepflogenen Correspondenz mit den ungeschriebenen Erfahrungen in Verbindung bringe, die ich „Vor den Coulissen“ zu machen Gelegenheit hatte, dann darf ich kühn behaupten, daß mir für eine Schilderung der „Leiden und Freuden eines Herausgebers“ ein Material zu Gebote steht, wie es — namentlich was die Leiden betrifft — vor mir wohl kaum

Digitized by Google

einem Herausgeber zur Verfügung gestanden. Und Sie glauben wirklich, daß ich noch Nerven besitze? . . .

Aber auf so etwas soll sich der Mensch nichts zu Gute thun, besonders wenn er noch für einen zweiten Band „Originalblätter" zu sammeln hat. Heute habe ich nur ein Gefühl innigsten Dankes für alle die ausgezeichneten Persönlichkeiten, die mein schwieriges Unternehmen unterstützt haben. Dank unserm theuern Meister Laube, der dasselbe seiner Theilnahme gewürdigt hat. Dank dem verehrten Herrn von Hülsen, der als der erste General-Intendant Deutschlands, auch in Verwirklichung seiner Zusage „der Erste" war. Nicht mindern Dank aber auch ihnen, dem vortrefflichen Herrn Director von Strantz und meinem lieben Freunde Ludwig Barnay, die in Förderung meines Werkes sich von wahrhaft unermüdlicher Ausdauer erwiesen haben.

Ich will schließen, theure Freundin, sonst wäre ich noch im Stande, in der Freude meines Herzens, auch allen Jenen zu danken, die von meinem Unternehmen sich — ferngehalten haben. Nein, der schönste Lohn in der eigenen Brust . . . .

Leben Sie wohl! Seien Sie gnädig in Ihrem Urtheil, bedenken Sie, daß auch ein armer Herausgeber nur ein sterblich-sündiger Mensch ist, und wenn Sie meine Epistel beantworten wollen, dann warten Sie nicht, bis Sie eine „Vorrede" zu schreiben haben, sondern antworten Sie mir, wenn ich bitten darf, — — hinter den Coulissen.

In ungebundenster Ergebenheit

Ihr

Josef Lewinsky.

Berlin, im Mai 1881.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

von Strantz E. Possart von Hülsen Th. Liedtke von Wolzogen
Frieb-Blumauer. von Wehl H. Laube Ferd. Lang Eleonora Wahlmann
Vilma von Voggenhuber Marie Barkany Minna Hauck Julie Abich Lilli Lehmann
Franz Abt Pauline Conrad Louise Köster Franziska Ellmenreich Frieda Haase
Dr Hugo Müller E. Krause Dr Julius Werther Carl Kobenstein Leopold Teller

STANFORD LIBRARY

Digitized by Google

STANFORD LIBRARY

Digitized by Google

Einleitung.

Heinrich Laube.

Warum Theaterdirector?

Saul ging aus, seines Vaters Eselin zu suchen und fand eine Krone.

Was soll das heißen? Folgendes: Man fordert mich auf, ein Buch vom deutschen Theater einzuleiten, und da frag' ich mich: Wie kommst Du dazu? Weil Du Theaterstücke geschrieben und Theater dirigirt hast? Doch wohl. Bei diesem „doch wohl" fällt mir aber ein, daß ich nie darnach ausgegangen bin, eine Theaterkrone zu suchen, und doch mehrere gefunden habe, und daß gescheidte Leute solche Krone eine Dornenkrone nennen. Es fällt mir ferner ein, daß ich am Besten thue, wenn ich bei dieser feierlichen Gelegenheit erzähle, daß ich ganz unschuldig daran gewesen bin, solch' eine bedenkliche Krone zu erhalten.

Ich hatte schon einige Theaterstücke geschrieben und sie waren auch aufgeführt worden, da begegnete ich eines Tages beim Petersthor in Leipzig meinem schlesischen Landsmanne Gustav Freitag, und der sagte: „Laube, Sie

sollten so ein Hoftheater wie Weimar leiten; ich könnte anfragen und vermitteln helfen."

Wie so? rief ich. Ich verstand kaum was er meinte, es lag nicht ein Strohhalm von solchem Directionsgedanken in mir und ich vergaß auch diesen Schicksalswink völlig.

Vielleicht ein Jahr später kam ich eines Abends spät von der Jagd nach Hause. Ich war den ganzen Tag durch tiefen Schnee gewatet und sehr müde. Da sagte meine Frau: „es ist im Laufe des Tages ein hochgewachsener älterer Herr zweimal dagewesen, um Dich zu sprechen. Er könnte nicht wieder kommen, weil er abreisen müßte." Wie hieß er? — „Da ist die Karte." — Es war die Karte des Herrn von Lüttichau, welcher Intendant des Dresdner Hoftheaters war. Was kann er gewollt haben? Ich wußte es nicht, wußte auch nichts zu vermuthen. Ein paar Stücke von mir, Monaldeschi, Struensee und Gottsched und Gellert waren auf seinem Theater aufgeführt worden, und ich hatte dabei seine persönliche Bekanntschaft gemacht. Das war Alles. Ich war nicht neugierig und ließ es auf sich beruhn. Einige Wochen später hatte ich in Dresden was zu thun und wollte ihm meine Gegenvisite machen. Er war nicht zu Hause, aber seine Frau nahm mich an. Sie war eine ausgezeichnete Frau, schlank und fein von Gestalt und Antlitz und im Wesen sympathisch, liebenswürdig vornehm. Sie war literarisch gebildet und verkehrte mit Gelehrten, ganz besonders mit Professor Carus, einem notorischen Goetheverehrer. Man sagte, sie sei ihrem Gatten, dem Intendanten an Geist und literarischer Bildung überlegen, ich selbst hegte jedoch, was ihre Theilnahme an dramatischer Literatur betraf, keine günstige Meinung von ihr, weil ich sie einmal bei einer Aufführung meines Struensee beobachtet hatte. Da ich sonst auf ihr Urtheil viel gab, so schaute ich während der Aufführung fleißig nach ihrer Loge, in welcher sie neben einem alten

Digitized by Google

Herrn saß. Es war Carus, und mit diesem unterhielt sie sich eifrig unter völliger Nichtbeachtung dessen, was mein Struensee sprach oder was ihm begegnete. Daraus schloß ich denn, daß ihr neue Dramen — es war eine erste Aufführung — keineswegs an's Herz gewachsen wären, und so sprach ich auch jetzt, als ich ihr gegenüber saß, gar nicht vom Theater, sondern von neuen Büchern. Plötzlich fragte sie mich, ob ich denn wüßte, was ihr Mann neulich bei mir gewollt? — Nein. — „Um so besser. Sie sind da durch Ihre Jagdpassion einer Gefahr entgangen." — Einer Gefahr? — „Ja wohl. Er wollte Sie zum Dramaturgen unseres Hoftheaters machen."

Da kam also zum zweiten Male das Wort von einer Theaterleitung zu mir, und es berührte mich wiederum nur ganz oberflächlich. Ich fragte obenhin, was unter solchem Dramaturgen zu verstehen wäre und was der Ausdruck „Gefahr" bedeutete. Da enthüllte sie mir denn in Bezug auf die Theaterleitung den Charakter ihres Mannes, und die Enthüllung ging darauf hinaus, daß er seinen Dramaturgen oder artistischen Director ruiniren würde. Er sei nicht Willens und sei auch nicht im Stande, Jemand die artistische Leitung zu überlassen, sondern werde alle Schritte dieses Dramaturgen vereiteln, wenn sie seinem herkömmlichen Gange nicht zusagten. „Sie sehen auch" — schloß sie — „aus dem Verlaufe der Angelegenheit, daß er diese Wahl für etwas Gleichgültiges hält. Als es hier kund wurde, daß er Sie einsetzen wollte, stürmte Herr Emil Devrient zu ihm mit Vorwürfen: „Laube wollen Sie dazu machen," rief er, „welcher mir gar nicht besonders wohl will, und Gutzkow, meinen intimen Freund, wollen Sie übergehen! Warum denn nicht Gutzkow, wenn's denn einer werden soll!?" — Meinetwegen also Gutzkow hat mein Mann darauf erwidert, obwohl er Sie lieber gehabt hätte. Bloß um Ruhe zu kriegen! wie er sich ausdrückte."

Digitized by Google

So wurde Gutzkow Dramaturg in Dresden, und ich fand das ganz in der Ordnung. Ich hatte wirklich nicht die geringste Neigung für solch' ein Amt, ja die ganze Affaire hinterließ mir gar keinen Eindruck. Ich war in productiver Stimmung und hatte nur neue Stücke im Kopfe. Diese Stücke selbst in Scene zu setzen interessirte mich allerdings schon, aber ich hatte nicht das mindeste Gelüst, mich sonstwie in die Theaterleitung zu mischen. Ja meine Theilnahmslosigkeit für das Theaterregiment ging so weit — zu meiner Schande muß ich's gestehen — daß ich gar nicht Acht gab, wie Gutzkow dieses neuen Amtes waltete. Ich lebte und schrieb weiter Stücke, ohne daß ich mir eines Gedankens, eines Wunsches oder einer Abneigung bewußt geworden wäre für eine Theaterleitung.

So hatte ich denn auch die Karlsschüler geschrieben und hatte sie im Wiener Hofburgtheater in Scene gesetzt, da sagte man mir wieder zu meinem Erstaunen: Sie sollten die Direction übernehmen. — Warum denn? — Ich hätte die Karlsschüler kundig in Scene gesetzt. — „Mein Gott, es ist ja mein eignes Stück, ich werde doch einzurichten wissen, was ich erdacht habe? Gerade meine Frau pflegt zu sagen, ich könnte wohl meine eignen Stücke in Scene setzen, aber nicht die Stücke anderer Poeten: Also! — Nicht bloß das! hieß es, ich könnte genau befehlen, ich könnte bei Verwirrung ordnend auftreten. Es war Revolutionszeit, das Publicum hatte getobt, um etwas Ungebührliches durchzusetzen, ich hätte nicht ohne Artigkeit dem Publicum gesagt, es möge das bleiben lassen, und es hätte das wirklich bleiben gelassen. Dies hätte die Blicke von oben auf mich gelenkt, und man würde mich — — in Wahrheit, es geschah: es wurde mir die Direction des Hofburgtheaters angetragen. Ich begriff es gar nicht, und doch gerieth ich in Unterhandlungen über ein Amt, dessen Ausdehnung ich gar nicht kannte und eben deshalb

Digitized by

fand ich es auch ganz zweckmäßig, daß es nicht zu Stande kam. Mein Gehalt nämlich sollte auf die Cabinetscasse des Kaisers fallen, und der Verwalter dieser Casse erwiderte mit Recht: in solcher Revolutionszeit sei solche Casse doch nicht dazu angethan, neue Verpflichtungen zu übernehmen. Der Oberstkämmerer, als Chef des Theaters, beharrte aber auf seinem Verlangen, und es wurde hin und her geschrieben. Da machte ich denn selbst ein Ende, indem ich erklärte, daß auch ich die Anstellung nicht für zeitgemäß erachtete und indem ich kurzweg abreiste. Ich erinnere mich genau, daß ich herzensfroh war, aus einem Labyrinthe von wahrscheinlichen Pflichten und sicheren Schwierigkeiten herauszukommen, aus einem Labyrinthe, für welches ich keinen Faden in der Hand hatte, will sagen keinerlei Erfahrung besaß.

Die Parlamentszeit in der Paulskirche zu Frankfurt folgte, und ich vergaß die ganze Angelegenheit, wie man ein Abenteuer vergißt. Es war auch jetzt noch kein Wunsch nach einer Direction in mir erwacht. War ich also nicht hinreichend Saul, der keine Krone suchte?

Anderthalb Jahre später, als Parlamentszeit und Revolution vorüber waren, kam neue Anfrage an mich von Wien, und nun erst — wohl eben darum, weil die Frage sich wiederholte — suchte ich mir das Innere der Aufgabe klar zu machen. Mit Hilfe Friedrich Halms prüfte ich sie gründlich, um zu erfahren, ob ich ihrer Herr werden könnte. Ich machte mir klar, welche Vollmachten ich besitzen müßte, ich sprach dies unumwunden aus, und — man bewilligte mir diese Vollmachten.

So, durch und durch absichtslos, ich möchte sagen unschuldig, bin ich Theaterdirector geworden und bin es dann achtzehn Jahre hintereinander geblieben, bis mir derselbe Halm als neu ernannter Intendant dieselben Vollmachten verweigerte, welche er mir vor achtzehn Jahren

als unerläßlich geschildert hatte. Nun war Sauls Krone eine stechende Dornenkrone geworden, und ich nahm sie eiligst von meinem Haupte, sie dem neuen Gebieter zu Füßen legend.

Einmal Director gewesen und nicht wieder! sagte ich und schüttelte den Staub von meinen Kleidern, der neuen Freiheit genießend. Ein Jahr lang dauerte diese Freiheit, da begegnete mir in Karlsbad Herr von Witte und bot mir seine einträgliche Direction des Leipziger Stadttheaters an. O nein! rief ich. Aber ach! meine Unschuld war dahin, ich hatte die Führung gelernt, ich meinte es wenigstens, ich ließ mich nun verführen, nannte es mein Geschick und dirigirte wiederum anderthalb Jahre mit allen Kräften. Ich erwarb Geld, aber — ich fühlte mich gelangweilt. Es zeigte sich, was doch allein innerlich in mir lebte von wahrer Neigung für's Dirigiren. Was war's geworden? Was ist's? Die Möglichkeit, ein erstes, ein vollkommenes Schauspiel zu schaffen. Das ist in einer Mittelstadt, wo man den eignen Geldbeutel sorgsam behüten muß, doch nicht möglich. Und deshalb ging ich, diesmal aus eignem, freiem Entschlusse von dannen, wiederum des Glaubens, daß ich nun für den Rest meines schon bejahrten Lebens frei sein könnte von Regierungssorgen eines Theaters.

O Saul! In Wien baute man mir ein neues Theater, damit diese große Stadt zwei Häuser erhalte für erstes Schauspiel, denn das vorhandene Burgtheater sei zu klein geworden für das wachsende Publicum. Dies schien richtig, dies schien erreichbar zu sein: der Himmel hing damals in Wien voll Geigen und es regnete Gold von allen Dächern.

Auch diesmal schüttelte ich Anfangs den Kopf, aber die Wahrscheinlichkeit für siegreiche dramaturgische Thaten war wirklich groß, meine Bedenken wurden von allen

Digitized by Google

Kundigen widerlegt und ich gerieth wieder hinein wie Goethes Fischerknabe, „halb zog es ihn, halb sank er hin".

Diesmal arbeitete ich mit einer Lust wie einst im Burgtheater, mit Lust und Hingebung. Das Werk gelang, gelang zwei volle Jahre hindurch — da kam der Börsenkrach, die Geigen des Himmels wurden zerschlagen, von den Dächern tropfte nur kaltes Regenwasser, und das Publicum schrumpfte zusammen.

Jedoch nicht in dem Maaße, daß die Büchse in's Korn geworfen werden mußte. Ich wenigstens war der Meinung, daß rüstig fortgekämpft werden könne. Mein Personal und mein Repertoire waren so stattlich, daß ich an keinen Rückzug dachte. Unter vorsichtiger Eintheilung meinte ich doch, ein erstes Schauspiel erhalten zu können.

Da ergriff meine Behörde der herrschende Kleinmuth: sie verlangte ein wohlfeiles Theater. Das ist nicht meine Sache. Ich habe die Theaterdirection nicht gesucht und bin ihr nur treu geblieben so lange als ich etwas der Rede Werthes schaffen konnte. Mittelmäßiges mühsam zu ermöglichen das schreckt mich ab und bringt mich zu der Stimmung, welche mich beim Eintritt in diese Laufbahn beherrschte, bringt mich zu der Frage: Wozu? Dies Wozu? war jetzt nur kläglich zu beantworten und deshalb trat ich zurück.

Daß ich das Stadttheater nach Verlauf eines Jahres doch wieder übernahm, spricht nicht dagegen. Ich übernahm es jetzt nur als Hilfsarbeiter, als Helfer in der Noth, und wie man trocken sagte: aus verdammter Schuldigkeit, weil es für mich errichtet worden sei. Der Verlauf dieses wohlfeilen Jahres hatte gezeigt, daß ein mittelmäßiges Theater nicht bestehen konnte, und dieselben Rathgeber, welche es gezeugt hatten, kamen nun bittend zu mir, ich möchte doch das Haus, das Institut retten helfen. Ich meinte, das nicht versagen zu dürfen, aber mein Herz

Digitized by Google

war nicht mehr dabei, auch da nicht, als ich's nach einem Jahre wieder zu finanziellem Gedeihen gebracht hatte. Ich hielt den Ruf für verscherzt durch das wohlfeile Hineintappen, und die Grundbedingung, um welcher willen ich Theaterdirector sein mochte, schien mir nicht mehr erreichbar. Dauernd mochte ich nicht ein halbes Leben weiter führen und so rieth ich denn selbst zur Verpachtung, indem ich zum letzten Male meine Dornenkrone niederlegte. Haus und Institut bestehen fort, und geigt es einmal wieder vom Himmel und fällt wieder Gold von den Dächern, dann wird ein Nachfolger erstehen, welcher wieder ein erstes Schauspiel aufwecken wird.

So also sieht einer aus, der ewig Theaterdirector zu sein scheint, von dem man glaubt, er könne nicht ohne Theater leben und der in die Einleitung zu einem Buch vom deutschen Theater gehöre. Nur zweimal war ich mit Leib und Seele Theaterdirector, als Director des Burgtheaters und in den zwei ersten Jahren des Wiener Stadttheaters, weil ich in jenen Perioden ein erstes Schauspiel schaffen zu können glaubte. In Bausch und Bogen und um jeden Preis hab' ich nie Theaterdirector sein wollen.

Aber das Gedeihen des deutschen Schauspiels, seine immer höher strebende Vervollkommnung hab' ich immer gewünscht. Dies wünsche ich heute noch lebhaft, und lebhaft wünsche ich, den idealen deutschen Theaterdirector vor meinem Tode noch zu sehen.

Heinrich Laube.

Botho von Hülsen.

General-Intendant der Königlichen Schauspiele in Berlin.

Aus meinem Bühnenleben.

Als ich am 1. Juni 1851 mein gegenwärtiges Amt antrat und das gesammte Personal der Königlichen Bühnen im Concertsaal des Königlichen Opernhauses begrüßend ansprach, enthusiasmirte meine einfache, offene, soldatische Anrede die Versammelten offenbar und dieselben schienen mit den von mir entwickelten Ansichten, welche allerdings auf Erfahrungen sich nicht gründeten, einverstanden zu sein. Es sollte jedoch bald anders kommen. Aus dem Regiment, wo man wenig Rechte, aber sehr viele Pflichten kennt, in diesen Kreis tretend, in welchem damals namentlich ungeheuer viele Rechte, aber vermeintlich wenig Pflichten existirten (jetzt ist es, Gottlob, anders!), stieß ich bald nach allen Seiten an: mein straff soldatisches Wesen behagte gar nicht, und es war sehr bald, wie man zu sagen pflegt, „der Teufel los“.

Mir zur Seite standen die beiden Regisseure Stawinsky und Weiß; ersterer geschäftskundig, wie kein zweiter, klug

Digitized by Google

und ehrenwerth, aber offenbar schon theatermüde, sehr bequem und etwas gleichgültig, fand er sich durch den stramm in's Zeug gehenden, den alten Schlendrian beseitigen wollenden jüngeren Mann in seiner Bequemlichkeit gestört; der alte brave Weiß, ruhig, vermittelnd, gemüthlich und liebenswerth, aber bereits schwach, fühlte sich in einem Fluidum von Elektricität, welches ihn nervös machte.

Beide Regisseure lebten in einer gewissen Bangigkeit vor Frau Crelinger, die, wie der alte Weiß sagte, ihn mit ihren grünen Augen fascinire, und jeder Schritt gegen diese Dame erschien beiden als eine Ungeheuerlichkeit. Zwei Scenen sind mir namentlich im Gedächtniß, wo die Genannten an dem Resultat meiner Bestimmungen entschieden zweifelten.

Der erstere Fall trug sich zu, als ich bei der Uebernahme das fast einzig vollständige, sehr schadhafte Ameublement des Königlichen Schauspielhauses inspicirte und eine Garnitur von 12 Stühlen vorfand, die unter sich sämmtlich von verschiedener Höhe waren. Da ich als unbefangenes, gewöhnliches Menschenkind mir dies geheimnißvolle Verhältniß nicht zu erklären wußte und bei den Regisseuren verlegenen Gesichtern begegnete, unternahm das schwierige Werk der Erklärung der bekannte und oft joviale Theatermeister Guimpel. „Dieser erste Stuhl,“ so begann er, mich listig anblinzelnd, „dient Frau Crelinger als „Elisabeth“, dieser zweite als „Juliane“, dieser dritte u. s. w.“. Jeder Stuhl war je nach dem Costüm und dem augenblicklichen Bedürfniß der Künstlerin in das ihr passende Höhenverhältniß gebracht worden. Zum Entsetzen meiner alten Beistände befahl ich Regulirung der Stühle nach dem niedrigsten und kopfschüttelnd sahen jene Gräßliches kommen. Aber es geschah nichts, und Frau Crelinger setzte sich von nun an ruhig auf die gleich hohen Stühle.

Digitized by Google

Der zweite Fall war der, daß Frau Crelinger in irgend einer Sache, die mir inzwischen aus dem Gedächtniß geschwunden, zum Verhör auf das Bureau der General-Intendantur bestellt wurde. Mit fester Zuversicht wurde mir versichert, Frau Crelinger werde nie erscheinen. Allein sie kam, ließ sich verhören und mag allerdings nicht in ruhigster Stimmung das Local verlassen haben. Dieses überwältigende Vorkommniß bedeutete immerhin eine gewisse Fügsamkeit in meinen festeren Willen; doch wurde allen denen, welche einen schlafferen Zustand für ihr Interesse zweckmäßiger erachteten, immer unbehaglicher zu Muthe, und die Stimmung gegen den „verdammten Corporal" ward eine immer schwülere. In diese Zeit fällt auch ein anonymer Brief an mich, welcher mit den Worten begann: „Daß Sie ein Ochse sind, wissen wir schon u. s. w." Dieser Brief trägt die Nummer 1 in meiner Sammlung anonymer Zuschriften, die ich vielleicht später in ruhiger Zeit einmal veröffentlichen werde.

Im Monat April des Jahres 1853 trat ein gewisser Wendepunkt ein, doch wird mir die Zeit bis dahin als eine der schwersten meines Lebens stets in Erinnerung bleiben. — In dem genannten Monat wurden Otto Ludwigs „Maccabäer" zum Benefiz der Frau Crelinger einstudirt. Auf einer der Proben erscheinend, fand ich den lieben alten Stawinsky am Regietisch sitzend, von wo aus er, schwerfällig von Bewegung und mit einem nicht mehr ausgiebigen Stimmorgan die Massen dirigen wollte. Diese aber kamen nicht in Fluß, es stockte hier und da; Frau Crelinger warf verzweifelte Blicke nach dem Schnürboden, und so blieb schließlich mir nichts anderes übrig als — auch nahm ich diese Gelegenheit gern wahr — persönlich einzugreifen. Allerdings faßte ich die Sache etwas soldatisch an, doch gelang es mir nicht allein die trägen Massen in

größere Beweglichkeit zu bringen, sondern augenscheinlich auch gewannen die Leute Interesse an der Regiethätigkeit des neuen Intendanten. Ich bemerkte deutlich, daß die Mitglieder eine solche praktische instructive Regiebefähigung nicht erwartet hatten und daß sie plötzlich fanden, es könne doch etwas in mir vorhanden sein, was mich zu ihnen gesellte. So ging die Probe nun trefflich von Statten: ich ließ die betreffenden Scenen nochmals wiederholen, bis die ganze Einrichtung feststand, ich begegnete freundlicheren Gesichtern und Frau Crelinger dankte mir persönlich. Von diesem Moment ab war diese Künstlerin und das Personal wenigstens davon überzeugt, daß ich Beruf für das Theater hätte und so war ich nach einer Seite hin einigermaßen gedeckt. Dennoch kann ich nicht leugnen, daß die nächstfolgenden 7 Jahre sehr schwer waren und nur das felsenfeste Vertrauen meines Allergnädigsten Herrn und Königs gab mir immer wieder neuen Muth, auszuhalten.

Nach 10jähriger Wirksamkeit waren so viele neue Elemente eingetreten, die gleich in ein geregeltes Dienstverhältniß sich einlebten, daß von Jahr zu Jahr meine Arbeit in Rücksicht auf die persönlichen Beziehungen zu den Mitgliedern leichter wurde und ich mir Vertrauen, freundliche Gesinnung, ja Anhänglichkeit erwerben konnte. Verschiedene Abschnitte meines Lebens haben dies bewiesen und bin ich dafür innig dankbar.

Botho von Hülsen

Digitized by

Ferdinand von Strantz.

Director des Königlichen Opernhauses in Berlin.

Wilhelmine Schröder-Devrient und Manuel Garcia.

Noch Officier in der preußischen Armee, nahm ich im Jahre 1846 einen königlichen Urlaub nach Paris und Italien. Meine schöne Barytonstimme, die ohne jegliche Ausbildung schon in Breslau auffiel, veranlaßte mich in Paris einen Gesangslehrer zu suchen, der Stimme und Vortrag ausbilden sollte. Damals war ich ja noch der Meinung, eine Stimme könnte in einigen Monaten künstlerisch geschult werden; mehr Urlaub hatte ich nicht und in dieser Zeit glaubte ich dies Ziel zu erreichen. Wie bald sah ich meinen Irrthum ein. Ich wandte mich zuvörderst an Herrn Alary, einen in den Pariser vornehmen Kreisen allgemein beliebten Gesangslehrer. Dieser bildhübsche und liebenswürdige Mann war ganz geeignet, Dilettanten den Gesangsunterricht angenehm zu machen, aber eine Stimme zu bilden, das war nicht sein Beruf. Durch Zufall lernte ich beim damaligen bayrischen Gesandten Grafen Luxburg Manuel Garcia kennen. Ich

Digitized by Google

theilte ihm meinen sehnlichsten Wunsch, ernste Gesangsstudien zu machen, mit und nahm von nun an Unterricht bei ihm. Im Jahre 1847 wurde Johanna Wagner vom Königl. Hoftheater in Dresden zur weiteren Ausbildung ihrer großen Stimme nach Paris geschickt und zwar zu Manuel Garcia, bei dem sie auf königliche Kosten Unterricht nahm. In wenigen Monaten erzielte Johanna Wagner, was andere Sängerinnen in Jahren kaum erreichten: sie wurde eine hervorragende Künstlerin. Sie kehrte nach Dresden zurück, trat im Königlichen Theater wieder auf und machte durch die gewaltige Veränderung ihrer Stimme und ihrer Gesangsmethode geradezu Furore. Diese bedeutenden, sensationellen Erfolge machten einen mächtigen Eindruck auf die damals noch am Hoftheater engagirte Wilhelmine Schröder-Devrient. Sie konnte es nicht fassen, daß ihre noch vor Kurzem wenig gefürchtete Collegin nun eine große Sängerin und — eine Rivalin geworden war. Die weiteren Triumphe der Johanna Wagner trieben Wilhelmine Devrient endlich zu einer Reise nach Paris, um den Mann kennen zu lernen, der in so kurzer Zeit eine Collegin zu einer Sängerin ersten Ranges gemacht hatte. Wilhelmine Schröder-Devrient reiste in Gesellschaft eines Herrn von Döring, damals noch Officier in sächsischen Diensten, später ihr Gemahl, nach Paris. Das Ziel war erreicht. Nun hieß es, Garcia aufzusuchen. Sie stellte sich eines Tages dem berühmten Gesangslehrer als Frau von Döring vor, indem sie ihn bat, ihr Stunden zu geben. Die jedesmalige Frage des Gesangmeisters war, ob man den Unterricht zur Ausübung der Kunst für die Bühne oder nur als Dilettant wünsche. Wilhelmine Devrient begehrte des Letztern. Eines Tages, als ich mich bei Garcia einstellte, um meine Stunde zu nehmen, kam er mir in größter Aufregung entgegen, nahm mich

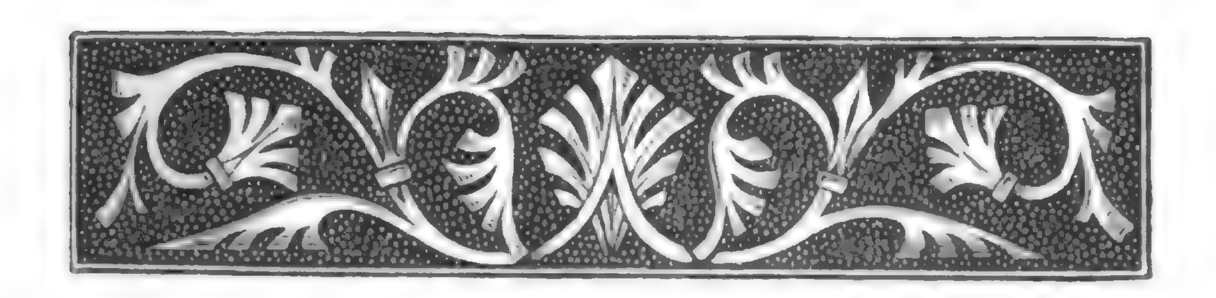
Digitized by Google

bei der Hand und fragte stürmisch: Kennen Sie Frau Devrient? Ich sagte: Ja. — Wie sieht sie aus? fragte er heftig weiter. — Nun, sie ist etwas stark, blond, ist augenblicklich hier in Paris mit einem Herrn von Döring, der sie, wie man sich in Dresden erzählt, nächstens heirathen wird. Kaum habe ich vollendet, packt er mich wiederum heftig bei den Armen und erzählt mir folgendes in stürmischer Weise: Nun wohl, vor einigen Tagen stellt sich eine schon bejahrte, etwas starke, blonde Dame mir vor und äußert den Wunsch, meinen Unterricht zu genießen. Nach der üblichen Frage, ob für die Bühne oder als Dilettantin, wünschte sie nur Stunden als Dilettantin zu nehmen. Sie singt die „Freischütz-Arie", dann das Recitativ und die Arie aus „Norma". Die Art und Weise, wie diese Dame die Recitative vortrug, frappirte mich und schon bei der zweiten Stunde war ich mit mir einig, diese Dame ist keine Dilettantin, sondern eine Künstlerin. In der dritten Stunde ging ich einzelne Musikstücke aus der Norma eingehender mit ihr durch. Nun zweifelte ich keinen Augenblick mehr, daß ich es hier mit einer bedeutenden Künstlerin zu thun habe, die mich täuschen wollte, aber sie soll dafür bestraft werden. Ich bitte Sie, lieber Freund, sprach er in größter Aufregung, kommen Sie morgen um 3 Uhr zu mir, um welche Zeit diese Dame sich zur Stunde bei mir einfinden wird. Ich werde erst die Dame, dann Sie etwas singen lassen und nachdem Sie vollendet, werde ich in Ihrer Gegenwart zu der Dame sagen: Nun Frau Devrient bitte, singen Sie! — Bei diesen Worten jubelte er förmlich auf, denn er sah darin den Triumph, sich nicht länger täuschen zu lassen. Am anderen Tage fand ich mich pünktlich ein. Wer erschien aber nicht? — Frau Devrient! Statt der blonden Dame kam ein gut stylisirter französischer Brief mit

Digitized by Google

vier Louisdors. Garcia las in größter Hast den Brief und nachdem er ihn zu Ende gelesen, warf er die vier Louisdors wüthend auf die Erde und bestürmte mich, sie sofort aufzusuchen und das Geld ihr wieder zu bringen, da er von einer Künstlerin wie die Devrient kein Geld nehmen wolle. Nachdem ich zugesagt hatte, sie aufzusuchen, bat ich, mich den Brief lesen zu lassen. Wie lieb war dieser Brief! Darin gestand sie ihre List ein: nachdem die Wagner bei ihm Unterricht genommen habe, wäre es ihr sehnlichster Wunsch gewesen Manuel Garcia kennen zu lernen. Sie habe aber nach einigen Stunden eingesehen, daß sie nicht mehr jung genug sei ihre Gesangsmethode zu ändern und Beethoven, Meyerbeer, Gluck, Weber 2c. in ihrer bisherigen Weise nun schon weiter singen müsse. Mit schmeichelhaften Worten für den Gesangsmeister schloß der Brief. Ich machte mich nun auf den Weg, den dringenden Bitten Garcias nachzukommen und fuhr nach der sächsischen Gesandtschaft. Dort erfuhr ich von dem mir bekannten, liebenswürdigen Attaché Herrn von Bose, daß Herr von Döring, mit dem Frau Devrient in Paris angekommen war, bereits abgereist sei, wahrscheinlich auch Frau Devrient. So war es auch. Ich beeilte mich meinem aufgeregten Lehrer diese Nachricht zu überbringen und auch die vier Louisdors, die er nun wohl oder übel schon behalten mußte. Bald darauf konnte ich Garcia mittheilen, daß Frau Devrient die Bühne verlassen, sich mit Herrn von Döring verheirathet habe, um bald — wieder von ihm geschieden zu werden.

Digitized by



Lilli Lehmann.

Königliche Kammersängerin in Berlin.

Aus meinem Tagebuch.

Der 11. Mai 1869 in Danzig.

In's Wasser gefallen!

Weiter steht nichts darin, aber ich kann mich noch ganz genau dieser für mich denkwürdigen Begebenheit, mit allen Einzelnheiten erinnern und da sie mehr komisch als tragisch war, muß ich stets auf's Neue lachen, wenn sie auch ebensogut recht traurig hätte enden können.

Bekannte hatten mich nach Neufahrwasser mitgenommen, ein Kriegsschiff zu besehen, was für mich von großem Interesse war, da ich noch nie ein solches kennen gelernt hatte. Nachdem die Officiere uns alle Sehenswürdigkeiten gezeigt und erklärt, empfahlen wir uns, begleitet vom Zahlmeister des Schiffes, um uns ein Boot zu miethen, das uns „in See" fahren sollte. Der Schiffer, den wir anriefen, erklärte uns, mit seinem kleinen Boot nicht „hinaus" zu dürfen, wolle uns aber nach dem Lootsenhause rudern, dort würden wir das Gewünschte finden. Der junge Ehemann, ein sehr fetter, starker Herr, stieg zuerst in den Kahn, um mir und seiner Frau herunter-

zuhelfen; ich war so unvorsichtig mich, beim Hinunterspringen an's Bollwerk zu halten, der junge Mann hielt meine Hand fest, und so fielen wir Beide, indem der Kahn unter unsern Füßen wich — in die Wellen, in denen wir sofort verschwanden. Mein erster Gedanke war: „nun ist alles aus" und ruhig, ohne Laut sank ich immer tiefer, als ich plötzlich Wasser schluckte und mich frug, wie ich mich wohl im Wasser benehmen müsse, denn schwimmen konnte ich nicht und mein Compagnon ebensowenig. Zweimal kamen wir wieder nach oben, aber sobald ich über Wasser war, riß mich mein Compagnon wieder hinunter und endlich, als wir zum drittenmal erschienen, hielt mich eine starke Männerhand über Wasser. Der Zahlmeister war uns nachgesprungen und hatte uns gerettet! — Unterdessen war auch ein Lootsenboot herübergekommen, von welchem aus man uns eine Stange reichte, die wir umklammerten und so an's Boot gezogen wurden, an welches ich mich mit einem Arm und Ellbogen festhielt. Erst jetzt hörte ich Rufe der jungen Frau, die händeringend am Bollwerk stand und jammernd „rettet meinen Mann!" schrie. Der dicke Herr, der kräftig um Hilfe gerufen hatte, war so ungalant, sobald er sich an der Oberfläche befand, „nur mich, rettet nur mich!" zu rufen, was mich laut lachen machte, doch war ich zufrieden, daß man ihn zuerst in's Boot bugsirte. Einstweilen konnte ich meine Mantille und meinen Hut auffischen, die lustig an mir vorbeischwammen, bis man denn endlich auch mich zu befreien kam. Das war aber sehr schwierig, denn mein langes Sommerkleid hatte sich fest um meinen Körper gewickelt, meine Füße konnte ich nicht bewegen und das Wasser hatte mich so schwer gemacht, daß es nur mit größter Mühe endlich sechs starken Männern gelang, mich in's Boot zu bringen. Da stand ich nun und wand meine Kleider aus! die junge Frau rief mir zu: „Um Gotteswillen Fräulein Lehmann, wenn Sie Ihre

Digitized by Google

Stimme verloren haben, so steinigen mich die Danziger." Ein kräftiger Jodler meinerseits bewies ihr, daß sie ungesteinigt nach Danzig zurückkehren dürfe. — In einem kleinen Kochhause am Hafen wurden wir ausgeschält, mit frischer Wäsche versehen, mit heißem Kaffee erwärmt und dem Lebensretter — der später die Rettungsmedaille erhielt — gedankt. Nach einigen Stunden hatte ich mich so erholt, daß ich an der See ein gutes Abendbrod einzunehmen im Stande war — und nun wurde beschlossen, daß wir Damen (in geborgten Kleidern, was sehr komisch war), draußen bleiben, die Herren aber in die Stadt gehen sollten, mir Kleider zu besorgen. Man hatte mir noch spät ein Ständchen gebracht und kreuzfidel gingen wir in's Bett, — aber schlafen konnte ich nicht, denn neben starken Halsschmerzen konnte ich das Bild nicht los werden; erst jetzt kam mir der Gedanke, wie traurig es für meine arme Mutter hätte werden müssen, wenn sie ein Kind auf solche Art verloren hätte. So dankte ich Gott innigst für meine glückliche Rettung! —

Als ich andern Morgens zu Director Fischer kam und die Sache erzählte, meinte er lachend: „die Lehmann ist wie eine Wurst, hat sich so lange brav gehalten und fällt am letzten Tag ihres Hierseins doch noch rein!" —

Ein viertel Jahr später blieb meine Taschenuhr plötzlich stehen; als ich sie aufmachte, liefen ein paar Tropfen Wasser heraus und das Gehäuse war theilweise ganz rostig. Man kann sich also ungefähr denken, wie lange ich in „schwebender Pein" hing und bangte.

Lilli Lehmann.

Digitized by Google

Theodor Liedtcke.

Königlicher Hofschauspieler in Berlin.

„Von Königsberg bis Berlin."

Es war ein trüber, regnerischer Herbstmorgen, als ich, ein 17jähriger Mensch, meine Heimath Königsberg in Pr. verließ. All' das übliche Familienleid hatte ich durchgekämpft, die Eltern hatten mich aufgegeben, die Geschwister wandten sich scheu von mir „ich wollte ja zum Theater gehen". — „Landwirth" hieß die Bestimmung meines Vaters. Seinen weisen Rathschlägen lieh ich kein Gehör, sondern lief nur meinem Ideal, einem Herrn Bräuer, Held und Liebhaber am Stadttheater zu Königsberg nach — um so mehr, als meine Freunde alle der Ansicht waren: ich spräche zum verwechseln ähnlich mit Bräuer, sie glaubten „ihn" zu hören, wenn ich seine Rollen recitirte. Die Sehnsucht für diesen Beruf wurde dadurch zum Entschluß, und nur von unserer treuen Dienerin Lotte begleitet, trat ich, nach Verabfolgung einiger Heck- und Segensthaler, auch diverser Wanderbissen, meine Reise nach Wilna an. Beim Abschied sagte Lotte: „Thedorche, der Regen bringt Segen."

Digitized by

So hatte ich denn die Heimath hinter mir und traf in meinem neuen Bestimmungsort, wo ich „für Alles" engagirt war, ein. — In der Oper sollte ich singen, auch kleine Sprechrollen übernehmen, — ich war glücklich und mit jugendlichstem Entzücken malte ich mir die rosigste Zukunft. Bald sollte ich einsehen lernen, wie Recht die Meinen hatten mich zu warnen, Entbehrungen aller Art blieben mir nicht erspart. Nach kurzer Zeit kam ich indeß zu Director Hermann nach Elbing. Da wollte mein gutes Geschick, daß der erste Held zu sehr dem Gotte Gambrinus huldigte, und zögernd frug mich der Director, ob ich wohl den Muth hätte, den „Ingomar" im „Sohn der Wildniß" in drei Tagen zu übernehmen? Mit großer Freude sagte ich zu und so überraschend glücklich fiel das Wagniß aus, daß Hermann mir Tags darauf sagte: „Junger Mensch, lassen Sie Ihren Vorgänger ruhig weiter — trinken, Sie machen sein' Sach'". Kurze Zeit darauf unternahm die Gesellschaft eine äußerst reizvolle Wanderfahrt nach Culm; mein guter Stern wies mir einen Platz neben der Frau Directorin im Wagen an; in ihrer unmittelbaren Nähe befanden sich zwei kleine kreischende Kinder — ich wußte in ganz schweren (oder, kritischen?) Momenten mich so vortrefflich als Kinderfrau gebrauchen zu lassen, daß sie beim Verlassen des Wagens enthusiastisch ausrief: „Hör' Mann, das ist ja ein reizender Bengel, schon weil die Kinder ihn so gern haben, mußt Du ihm alle „ersten Rollen" geben". Von da ab kam ich unter die Direction „Tölte"; der Mann hatte die eigenthümliche Eigenschaft, sich durchaus nicht vom Gelde trennen zu können; nur mit äußerster Kraftanstrengung gelang es ihm, seinen Mitgliedern ihre Gagenforderungen zu zu — werfen! — An mich, als den Jüngsten, trat er wüthend heran und sagte in sehr „sächsischem Dialect": „Jaa jaa, so ein festes,

Digitized by Google

so ein sicheres, nobles Einkommen nu eben, wenn das so glatt geht, so a Bürschche, nu sagen Se, was wollen Sie mit dem vielen Geld anfangen? Dabei schleuderte er mir die in seiner Hand ganz heiß gewordenen 7 Thaler (als halbe Monatsgage) grimmig zu und verschwand. Rauh und steinig, recht mühselig waren oft meine Wege, aber aufwärts ging's immer! In kurzen Zeiträumen folgten die Engagements in Altona, dann in Stettin, unter Springers und Heins glücklichster Leitung war ich bereits ein gesuchter Mann, ich wurde nach Weimar berufen, bald darauf an das Hoftheater nach Dresden, wo ich zwar ganz gerne neben Emil Devrient „auf der Bühne" stand, nicht aber — hinter den Coulissen! Er huldigte bekanntlich stark dem Gebot: „Du sollst keine andern Götter haben, neben mir", und wehe dem jungen Manne, der eine „von seinen Rollen" spielen wollte. Damals gab es eben noch keine Dampfdroschken, keine Schnellkocher für Erfolge und Ruhm, es mußte Schritt für Schritt gekämpft werden — und wie ich wohl behaupten darf — mit ehrlichen Waffen, mit Talent und Ausdauer.

Nun erhielt ich den ehrenvollen Ruf nach Berlin — von dem gütigsten Wohlwollen des hiesigen Publicums getragen, schien mir der Zeitpunkt gekommen, ein Gastspiel in Königsberg anzunehmen. Mit dankbarster Erinnerung kann ich nur des Empfanges, der Aufnahme in meiner Heimath gedenken, wo ich denn auch die freudigste Genugthuung meines Lebens empfand, — versöhnt durfte ich meinen Vater in die Arme schließen, sein Sohn war ihm nicht verloren! —

Das Glück war nun einmal in seiner Gebelaune; ich erhielt unter Laubes Direction einen Gastspielantrag an das Wiener Hofburgtheater, das waren schöne, herrliche Tage! Was die damaligen Zeitverhältnisse für einen

Digitized by

glänzenden Contract nur bieten konnten, das erfocht Laube siegreich für mich, sogar das lebenslängliche Decret sollte mir bei Antritt des Engagements sofort ausgehändigt werden; mit fast väterlicher Fürsorge überwachte er jede Contractsklausel, damit sie nur alle Vortheile für mich enthalten möge. Ich tilge hierdurch nur eine tiefempfundene Schuld, wenn ich ihm mit warmem Herzen noch heute dafür danke. Auch sei noch der unvergeßlichen Louise Neumann und Mutter Haizinger hier in dankbarster Verehrung für so viele Theilnahme gedankt. Bei meiner Rückkehr wurde ich von meinem Chef, Herrn von Hülsen, gleich liebevoll empfangen. „Aber nach Wien dürfen Sie nie und nimmermehr; ich thue das Aeußerste, um Sie uns zu erhalten,“ rief er mir in der herzlichsten Weise entgegen; und mein Chef hielt Wort wie immer! Um den Wiener Contract zu lösen, veranlaßte der General-Intendant Ihre Majestät die Königin Elisabeth an Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich zu schreiben und wünschte, es möge mir meine Verpflichtung erlassen werden. In der That benachrichtigte mich schließlich die österreichische Gesandtschaft, meine Angelegenheit sei erledigt. — So verblieb ich denn so recht eigentlich durch die Energie des Herrn von Hülsen dem hiesigen Kunstverbande und meine freundlichen Leser werden, so hoffe ich, gerne einverstanden sein, auf eine Fortsetzung meiner „literarischen Thätigkeit“ zu warten, bis ich — meine „künstlerische“ beschließe.

T. Tietzke

Paul Taglioni.

Balletdirector des Königlichen Opernhauses in Berlin.

„Vor vierzig Jahren."

Aus dem Französischen übersetzt von Eduard Weiße.

Dem von Ihnen so lebhaft ausgesprochenen Wunsche mich an Ihrem Werke zu betheiligen, kann ich nicht widerstehen; ich rupfe mir daher eine Feder aus meinem ikarischen Flügel und schwinge mich auf zu Ihnen, theurer Herausgeber, nicht etwa mit der Befürchtung, einen Kopfsprung in's ägäische Meer, sondern ganz einfach einen Balletsprung bis zu den Ufern der Spree zu machen.

Werke über Theater sind an der Tagesordnung, die berühmtesten Künstler sind nicht zurückgeblieben, jeder veröffentlicht seine Memoiren, feiert darin seine Triumphe und labt sich mit Wollust an dem, den Weihrauchbecken entsteigenden Duft, mit dem er sich so gern zu eigener Glorie umgiebt.

Das Notizbuch eines Tenors übersteigt Alles, was auf diesem Gebiet geschrieben worden ist. So z. B. erzählt er darin, er sei bei der Vorstellung der Jüdin in

Digitized by Google

München zwölfmal nach jedem Act hervorgerufen worden, was bei dieser fünfactigen Oper also sechzig Hervorrufungen beträgt. Ein andermal erzählt er, der König von Preußen habe ihm von seiner Loge aus kleine Freundschaftsbezeigungen zugesandt. Endlich gab man ihm in Metz ein Artilleristendiner, bei dem sich sämmtliche Gäste ihrer Hemden entledigten und dieselben verbrannten. Die brennenden Hemden wurden zu den Fenstern hinausgehängt und ergaben den Anblick einer Feuersbrunst. Bürgerliche gingen darunter weg, was den schönen Effect erhöhte. Dieser hervorragende Künstler, hatte er wohl dergleichen Mittelchen nöthig, um sein Verdienst zu erhöhen?

Die Dynastie der französischen Tenore seit 100 Jahren brachte wohl die Namen Caillot, Clairval, Ellevion 2c. (Roger blieb der Berühmteste), aber man hat seitdem keinen Künstler von der Stärke dieses Notizbuchautors entdeckt.

Ich verfasse diese Vorrede nur, um darauf zu kommen, daß auch ich die Schrulle besaß, über alle Begebenheiten, die mir in meiner langjährigen Künstlercarrière begegneten, Buch zu führen; eines schönen Tages jedoch — es ist noch nicht sehr lange her — entschloß ich mich, diese Sammlung von Notizen den Flammen zu überliefern und zwar ohne Reue, im Gegentheil, dieses auto-da-fé hat meine Seele um eine große Last erleichtert.

Meine socialen und artistischen Beziehungen eigneten sich vortrefflich, wenig bekannte Anekdoten zu sammeln. Es befanden sich unter anderem Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der vom Generalintendanten Herrn v. Küstner abgehaltenen Conferenzen. — Da ich gerade von Theaterintendanten spreche, sei hier folgende Anekdote eingeschaltet, deren Glaubhaftigkeit mir von dem berühmten Componisten Lindpaintner, meinem Freunde, be-

Digitized by Google

kräftigt wurde. Unter Louis Philippe wurde eine große Reform der Armee-Uniformen vorgenommen. Die hohen Bärenmützen, die letzten Spuren der kaiserlichen Garde-Grenadiere, wurden abgeschafft und in Straßburg zur Auction gebracht. Ein großer Theil der Mützen wurde von Agenten für Indien angekauft; der Theaterintendant einer deutschen Hauptstadt 3. Ranges, der sich zufällig in Straßburg befand, kaufte eine ziemliche Anzahl dieser Bärenmützen und sandte sie dem Requisiteninspector seines Theaters. Dieser, erstaunt ob solcher Sendung, ging sofort zum Intendanten und fragte, ob das Ballot nicht irrthümlicher Weise an die Theaterintendantur, anstatt an die Militärverwaltung gelangt sei. — Durchaus kein Irrthum, ich habe es für unser Theater gekauft! — Aber wozu denn? bemerkte der schüchterne Beamte. — Wozu denn, wozu denn, ich habe diese Bärenmützen in der Absicht gekauft, Spontinis Oper Fernand Cortez aufführen zu lassen! — Glücklicher Weise für die Künstler sind nicht alle Intendanten von diesem Kaliber.*)

Auch über den großen Spontini, dessen ungeheurer Stolz seine Ungnade herbeiführte, hatte ich verschiedene Anekdoten gesammelt. Dieser so hochgestiegene Mann erholte sich nie wieder von seinem Sturz.

Eine bedeutende Persönlichkeit, die noch existirt, sagte mir, Spontini war der personificirte Stolz; sein Blick, sein Gang, seine Haltung, Alles schien zu sagen: „die Erde ist nicht würdig, meine Füße zu tragen.“ Im Jahre 1829 hatte der König Friedrich Wilhelm III. in einer politischen

*) Den anderen Theil der Bärenmützen übernahm ein afrikanischer Fürst für seine Armee; derselbe ließ in Paris sämmtliche leere Sardinenbüchsen aufkaufen, deren Messingblechschilder dann an den Bärenmützen der Tapferen prangten.

Anmerkung des Uebersetzers.

Digitized by

Angelegenheit einen Mann von großer Begabung nöthig, dem er volles Vertrauen schenken durfte, um ihn mit einer wichtigen Mission zum Kaiser von Rußland zu senden. Der König ernannte im Namen Preußens zur Friedensvermittlung zwischen Rußland und der Türkei den General v. Müffling. Als Spontini diese Ernennung erfuhr, äußerte er zu jener hochgestellten Person: „Nun, was sagen Sie zur Wahl dieses Dickwanstes v. Müffling zum Abgesandten für Petersburg? — Mich, Spontini, hätte Majestät mit dieser Mission betrauen sollen.“ — Bitte, nichts für ungut. —

Sie verlangen von mir gewiß nicht einen Bericht über meine 56jährige Künstlerlaufbahn, das ist ja Alles schon so oft geschrieben worden. Berlin kann nur als Ausgangspunkt betrachtet werden, Paris, London, Wien, Warschau, Stockholm, Mailand bieten wohl noch Unbekanntes; aber wenn ich mir die Sache recht überlege, so ziehe ich es vor, Ihnen einige Bilder meiner amerikanischen Reise im Jahre 1839 zu skizziren. Also vor mehr als 40 Jahren.

Ich war damals Abonnent des Journals „die Presse“ von Emile de Girardin und las darin einen Artikel über das vollständige Gelingen transatlantischer Reisen mittelst Dampfboot, sowie die Eröffnung einer regelmäßigen Linie zwischen Liverpool und New-York. Diese Nachricht ließ mir keine Ruhe. Nur eine fixe Idee verfolgte mich, ich wollte diese Reise verwirklichen. Sofort schrieb ich nach London an Herrn Buchhändler Séguin, mit dem ich in Verbindung stand (es wird Ihnen bekannt sein, daß in England fast alle Buchhändler Theateragenten sind).

Herr Séguin war damals der große Macher des Herrn Laporte, des geschickten und geistreichen Directors

Digitized by Google

des königlichen Theaters der italienischen Oper, der als Comödiant der Liebling der Aristokratie und gleichzeitig Director des französischen Theaters war. Da Séguin mir schon mehrere Engagements für die große italienische Oper in London verschafft hatte, so schrieb ich ihm, ob er nicht eine Künstlerreise in Amerika arrangiren könne, ich wünsche den ersten regelmäßigen Dampfer zu benutzen. Die Sache war schnell in Ordnung. Mit meiner Séguinschen Correspondenz ging ich zum Grafen Redern, dem damaligen Intendanten der königlichen Theater und bat ihn, ein Wort für mich beim König einzulegen, damit mir und meiner Frau ein mehrmonatlicher Urlaub bewilligt würde. Bevor Se. Majestät den Urlaub genehmigte, gab sie dem Geheim-Kämmerer Timm Befehl, Alles aufzubieten, um mich von meinem Reiseplan abzubringen, aber umsonst, mein Kopf war zu sehr von den Ideen der großen Oceanreise erfüllt und dann war auch mein Contract bereits von den Herren Price und Simpson, Directoren des Parc-Theaters zu New-York unterzeichnet, die sich gerade in London befanden und mit lebhafter Ungeduld meine Antwort erwarteten, um schnell wieder mit dem Packetschiff nach Hause zu eilen, da sie in eine Dampfschiffahrt für lange Seereisen kein unbegrenztes Vertrauen setzten. Unsere Abreise war unwiderruflich auf den 23. März 1839 festgesetzt. Am Vorabend verabschiedeten wir uns vom Publicum mit meinem Ballet „Don Quixote“, welches zum 3. Male aufgeführt wurde und in dem der berühmte Schauspieler Gern jr. und mein Freund und College Stullmüller einen so colossalen Erfolg erzielten. Im Zwischenacte bemühte sich der König, um uns Adieu zu sagen, auf die Bühne, und zwar nicht, ohne uns in rührenden, väterlichen Ausdrücken einige Worte sanften Vorwurfs zu sagen und uns mit Innigkeit die Hände zu

Digitized by

drücken. Wir waren durch soviel Herablassung seitens des Königs tief bewegt. Kurze Zeit vorher hatte uns der König seine hohe Gunst durch ein außergewöhnliches Geschenk angedeihen lassen. Unsere Thränen flossen reichlich, gern hätte ich auf meine Reise verzichtet, aber ach, es war zu spät! Alea jacta est. In Begleitung meiner Familie und einiger Freunde, die uns das Geleite per Eisenbahn bis Zehlendorf gaben (die Bahn war bis Potsdam noch nicht beendet), fand die Abreise am nächsten Tage wirklich statt; daselbst fand ich meine Postkutsche und — Farewell! — In Frankfurt a. M. ließen wir den Wagen zurück und setzten die Reise fort, indem wir den Rhein hinabfuhren. Die Ueberfahrt von Rotterdam nach dem Tower von London ging glücklich von Statten. Daselbst fanden wir Freund Séguin in der größten Unruhe, er fürchtete wir könnten zum Abgang der Mallepost nicht rechtzeitig eintreffen. Es war auch in der That kein Augenblick zu verlieren. Séguin dirigirte das Ganze, entwickelte eine erstaunliche Thätigkeit und Dank seiner Vermittelung ging die Durchsicht unserer Reiseeffecten schnell von Statten. Er warf uns gleichsam in den stagecoach hinein; meine Frau und ich waren so perplex von alledem, was um uns her passirte, daß wir uns, ohne einmal danken zu können, von diesem edlen Freunde trennen mußten. Die Pferde flogen mit reißender Schnelligkeit davon und brachten uns bald nach Manchester, von wo es gleich mit der Eisenbahn nach Liverpool ging. Ein 1500 Meter langer Tunnel läuft hier unter einem Theil der Stadt. Endlich hofften wir hier etwas Ruhe zu genießen, aber eitle Illusion, man brachte uns gleich im fürchterlichsten Wetter nach dem Hafen. Es war ein Sturm, daß man sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. — Schöne Aussichten! — Wir bestiegen sogleich das Dampfboot, welches

Digitized by Google

die Reisenden an Bord des Great Liverpool, der uns nach New-York tragen sollte, zu befördern hatte. Capitain Fayrer, dem uns Séguin ganz besonders anempfohlen hatte und die Directoren Price und Simpson empfingen uns an Bord mit der größten Leutseligkeit. Ich kann immer noch nicht den großartigen Anblick vergessen, den der Hafen von Liverpool darbot. Tausende von Menschen befanden sich auf den Quais, um der ersten Abreise des Great Liverpool beizuwohnen. Ein wahres Nationalfest.

Die Menge brach in rasende Hurrahs aus, die Umgebung des Hafens war mit den Farben aller Nationen beflaggt; alle Schiffe hatten die Spitzen der Masten und der Raaen mit Wimpeln geschmückt und die Kirchenglocken dröhnten feierlich. Junge Mädchen, weiß gekleidet, gaben uns auf zahllosen Dampfbooten, unter Absingen geistlicher Lieder, das Geleite. Der Great Liverpool setzte sich majestätisch in Bewegung. Die Menge schwenkte zum letzten Abschiedsgruß die weißen Taschentücher. Dieses ergreifende Schauspiel schnürte mir das Herz zusammen, meine Rührung erreichte ihren Gipfel, als ich sah, daß sich die Augen meiner Gattin mit Thränen feuchteten; meine Gedanken waren in diesem Augenblick nach Berlin gerichtet und ich schloß mein Weib fester in meine Arme, als wir den Canal hinter uns hatten. Hier bot sich uns ein recht trauriges Bild dar: Die aus dem Wasser hervorragenden Masten eines kürzlich gescheiterten Schiffes wurden von den aufgeregten Wellen bespült. Der Capitain Fayrer hatte unsre kleine sentimentale Scene betrachtet, er kam auf uns zu und sagte mit seinem gewöhnlich sanften Lächeln: „Sein Sie ohne Furcht, meine Herrschaften, es war kein Dampfschiff von der Größe des Great Liverpool". Dieser drollige Einfall gab uns sofort die frohe Laune wieder,

Digitized by

die für mich aber leider nur von kurzer Dauer sein sollte, denn aus Erfahrung wußte ich, daß ich nicht seefest sei. Ich zog mich bald in meine Cajüte zurück und blieb darin, schrecklich an der Seekrankheit leidend, während der vollen 17 Tage der Ueberfahrt. Graf Mattei hatte zu dieser Zeit noch nicht sein unfehlbares elektro-homöopathisches Mittel gegen diese Krankheit gefunden. Meine Frau dagegen strahlte vor Vergnügen, sie wurde von dem Uebel nicht im Geringsten beunruhigt, machte die Honneurs bei der table-d'hôte, leitete die Bälle etc. Nachdem sich das böse Wetter gelegt hatte, wagte ich mich auf's Verdeck. Mein Erscheinen erregte allgemeines Erstaunen, man fragte sich, wo der Capitain Fayrer diesen neuen Passagier wohl aufgefischt haben könnte. Man glaube nur nicht, daß es mir an Energie fehlte, denn bei einem harten Sturm, der den Steuermann von seinem Posten schleuderte, ihm den Arm brach und mehrere Matrosen schwer verwundete, ließ ich mich, gleich Joseph Vernet, dem berühmten Marinemaler, auf's Deck bringen und mich eine Zeit lang mit Tauen an den Mast binden, um dieses schrecklich schöne Schauspiel bewundern zu können. Die Wogen stiegen zu einer fabelhaften Höhe empor und schienen sich in den Wolken zu verlieren, im nächsten Augenblick stürzten sie den Great Liverpool in den schauerlichsten Abgrund, als wollte ihn das Meer in seinen Tiefen verschlingen.

Natürlich durfte diese Reise nicht ohne neue Schwierigkeiten ihren Abschluß finden. Ein fataler Zufall wollte, daß die Pocken an Bord ausbrachen und zwar gerade in einer englischen Familie, deren Cajüte dicht an die meinige stieß. — Allgemeiner Schrecken! — Ich wurde consignirt. — Glücklicher Weise führte der Arzt Lymphe mit sich; er impfte mich, meine Frau und einige Passagiere sofort und Dank

dieser weisen Vorsicht entgingen wir einer langweiligen Quarantaine, die alle diejenigen auszuhalten hatten, die die Impfoperation verweigert hatten und das war die Mehrzahl. —

Endlich, eines Abends beim prachtvollsten Mondschein langten wir vor New-York an. Sobald ich den Fuß an's Land setzte, fühlte ich mich frisch und gesund, ohne auch nur die geringste Unbehaglichkeit zu verspüren. Von der sogenannten Batterie aus, dem Lieblingsspaziergang der Einheimischen, gingen wir zu Fuß über den Broadway nach dem Globe-Hotel, dem Rendez-Vous der fashion, das uns von den feinsten Passagieren empfohlen worden war. Dieses mit Luxus und Comfort eingerichtete Hotel wurde von einem gewissen Blancard verwaltet, der ehemals Küchenmeister Napoleons war und der Diener des Kaiserreichs genannt wurde. Wahrscheinlich wurde er seines außerordentlichen Eifers wegen, womit er diesen Ehrenposten bekleidete, mit diesem Beinamen belegt, ohne daß er indessen so überspannt gewesen wäre, wie sein Vorgänger, der sich während einer Festlichkeit, die Prinz Condé dem Könige gab, tödtete, weil er in der Meinung war, seine Ehre sei verloren, der Effect des Festes sei verfehlt, als die Seefische ausgeblieben waren. — Ich behielt Blancard stets in gutem Andenken, er war ein liebenswürdiger Mann, mit feinen Manieren und großer Aufmerksamkeit gegen seine Gäste.

Der erste Gang am folgenden Tage war der zu unseren Directoren Herren Price und Simpson. Wir kamen darin sofort überein, daß wir mit dem ganzen Ballet der Sylphide, einer choreographischen Composition meines Vaters Philipp Taglioni debütiren sollten. Dies war eine große Novität, denn es waren bisher nur Bruchstücke oder einzelne Divertissements dieses Ballets aufgeführt

Digitized by Google

worden. Als wir den Broadway entlang gingen, der schönsten Straße, die sich in gerader Linie von der Batterie bis zum äußersten Ende der Stadt erstreckt, entzückte uns der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Läden. Eine eifrig geschäftige Menge belebte den Broadway. was uns aber auf's Höchste mißfiel, das war der Anblick der Cafés, vor deren Trottoirs eine lange Reihe handeltreibender Bursche die weit auseinander gespreizten Beine auf die eisernen Geländer gelegt, ihre Riesenformatzeitungen las, so daß sich nur davor eine mehr oder weniger defecte Stiefelsohlenausstellung präsentirte. Dieser Anblick war um so widerwärtiger, als diese jungen Leute sich gar nicht genirten, den Speichel ihres Kautabaks zwischen den Beinen hindurch auf das Trottoir zu senden und wurde ganz ekelerregend, als sich das schöne Geschlecht (ich bediene mich mit Recht dieses Ausdruckes, da die nordamerikanischen Damen eine Grazie und einen wo anders schwer zu findenden Schönheitstypus besitzen) in eleganteſter Toilette, die man in Europa für eine Balltoilette halten würde, vor ihnen einherspazierte. — Welch' ein Contrast! —

Am Abend war im Parctheater great attraction Forest. Der große amerikanische Tragöde spielte vor seiner Abreise nach London, wohin ihn ein glänzendes Engagement rief, sein Farewell. Das Innere des Theaters bietet außer seiner Eleganz eben nichts Besonderes, alle Plätze haben denselben Preis außer dem Parterre und Amphitheater, deren Plätze für die Farbigen und Sclaven bestimmt sind, (wie dies ja auch auf den Eisenbahnen üblich). Der Saal war gefüllt, das Publicum unruhig. Plötzlich ertönte wilder Lärm von allen Seiten, begleitet von Fußstampfen und schrillendem Pfeifen. Die Worte verstand ich nicht, die das Publicum schrie. Ich bat einen Nachbar,

ebenfalls Passagier des Great Liverpool um Aufklärung. Er sagte mir, sie rufen Trollope und es gilt den in den Avant-Scenen des 1. Ranges befindlichen Personen, welche die Beine aus ihren Logen herausbaumeln und ihre Fußbekleidungen über die unter ihnen sitzenden Zuschauer schweben lassen. Diese Gentlemen mußten zum großen Gaudium der Menge der energischen Demonstration nachgeben. Es sei hier bemerkt, daß Veranlassung zu dieser Scene ein kurze Zeit vorher in London erschienenes Werk der Mistreß Francès Trollope gab: Domestics manners of the Americans, worin sie eine höchst piquante Schilderung der Laster und Lächerlichkeiten der amerikanischen Gesellschaft lieferte. Als die Ruhe wieder hergestellt war begann die Vorstellung von Richard III., einer der besten Rollen Forests, die er auch auf's Vortrefflichste aufgefaßt hatte. Zuweilen schien mir's, als wäre sein Vortrag etwas zu exaltirt. Nichtsdestoweniger besaß er das Talent, sein Publicum zu electrisiren und den Beifall der Menge zu erobern. Nie wird meinem Gedächtniß der Eindruck entschwinden, den er im letzten Acte, in der Kampfscene mit Richemond auf mich machte. Es war eine großartige Schöpfung, die den Zuschauer abwechselnd in Ungewißheit, Hoffnung und Furcht erhielt. Seine Mimik war vollkommen, seine wüthende Verzweiflung als er gewahr wurde, daß ihm die Kräfte schwanden, seine Anstrengungen sie wieder zu heben, ein plastisches Meisterwerk. Forest starb vor nicht langer Zeit, aber sein Name wird mit Recht in den Annalen des amerikanischen Theaters als Berühmtheit fortleben. Die Vorstellung der Stummen von Portici fand nicht so meinen Beifall. Im Finale des 3. Actes, in der Aufruhrscene mußte ich laut auflachen, als ich sah, wie die Lazzaroni sich nach englischer oder amerikanischer Manier mit den Soldaten des Vicekönigs boxten. Jeden-

Digitized by Google

falls eine originelle Art und Weise, die Neapolitaner zu charakterisiren.

Sofort nach meiner Ankunft begannen nun die Proben der Sylphide; ich hatte, wie man in der Theatersprache sagt, mein collier de misère (mein Joch) wieder aufgenommen. — Meine Aufgabe war keine leichte, denn ich hatte mit sehr heterogenen Kräften zu thun und beschäftigte mich fast den ganzen Tag lang damit. Mir blieb kaum die Zeit nach dem großen Café Delmonico zu gehen, das sich in der Altstadt, im deutschen Viertel befindet. Dieses Etablissement genoß seiner Zeit einen bedeutenden Ruf und war sehr beliebt. Es hatte die Annehmlichkeit, daß man daselbst die Neuangekommenen und distinguirten Fremden antraf. Ich sah dort oft meine Reisegefährten vom Liverpool, von denen uns mehrere besuchten, unter Anderen ein Italiener, Signor Bergonzio, Theateragent, den ich mit der Combination unserer künstlerischen Rundreise betraute und die er auch mit Geschick zu Stande brachte.

Von New-York gingen wir nach Philadelphia, Boston, Baltimore 2c. Specieller auf diese Reise einzugehen scheint mir überflüssig, sie bot weiter nichts Interessantes, als daß in letztgenannter Stadt, während ich anderweitig auf der Bühne beschäftigt war, meine Sylphiden sich auf den Fußboden legten, sich auf Hügel und Berge darstellende Bretter niederließen und gemüthlich ihre Cigaretten rauchten. —

Es war inzwischen Anfang Juli geworden und die Hitze unerträglich. Wir entschlossen uns deshalb, unsere Reise mit Providence zu beendigen, der letzten Stadt, zu der wir uns contractlich verpflichtet hatten. Hier passirte etwas, das der Mühe werth erscheint, mitgetheilt zu werden. Providence besaß damals eine Bevölkerung von 17000 Seelen,

Digitized by Google

und war eine der frommsten Städte der Union. Man zählte wenigstens 30 Kirchen verschiedener Secten, von denen die der Anabaptisten die bedeutendste war. Mehrere dieser Kirchen besuchte ich, um den Unterschied zwischen diesen und den Mennoniten, oder Baptisten genannt, kennen zu lernen. Man glaubt sich in ein Tollhaus versetzt, wenn man diesen Ceremonien beiwohnt. Als die Predigt zu Ende war, setzte sich die ganze Gesellschaft in Bewegung und bildete, die Arme zum Himmel erhoben und oft hinknieend eine feierliche Prozession. Die Ungläubigen werden mit fortgerissen, alle verdrehen die Gliedmaßen, wälzen sich im Staube, springen mit einem Satz wieder auf, ihr wildes Geheul ist das Zeichen des Paroxismus. Sie triefen von Schweiß. Der emporwirbelnde Staub, die unreine Luft, die sie athmen, das bleiche Licht der Gasflammen, Alles zusammengenommen verursacht eine Art Schwindel, der sich ihrer bemächtigt bis sie erschöpft am Boden liegen bleiben. Alles wird dann still und Jeder geht erbaut nach Hause. —

Nach amerikanischer Sitte wurde zu unserer ersten Vorstellung großartige Reclame gemacht: Auf großen Anschlagzetteln prangte oben an der Great Liverpool im Hafen, meine Frau, im Sylphidencostüm, schwebte in den Lüften und zog mich als jungen Bergschotten hinter sich her. Malerischer Effect für Liebhaber! — Als ich mich am Abend zum Theater begab, war der Platz vor demselben so von Menschen angefüllt, daß ich mir kaum Durchgang verschaffen konnte. Es befand sich nämlich dem Theater gegenüber eine Anabaptistenkirche, vor deren Thür ein Prediger stand, der mit einer Stentorstimme zum Volke redete: „Liebe Kinder,“ hub er an in bittendem Tone, „laßt euch nicht in Versuchung führen, wendet euch mit Abscheu (er wies auf das Theater) von diesem Orte des

Digitized by

Lasters und der Verderbniß!“ — Nun brüllte er, die Arme zum Himmel hebend, mit fürchterlicher Stimme: „Fliehet die Fremden, die euch vom rechten Wege ablocken wollen, kommet zu uns, liebe Kinder!“ — (Beifall.) Jetzt trat der Theaterregisseur auf eine Art Estrade und begann seinen speech wie die Bajazzi ambulanter Schaubuden, in lustigen Ausdrücken, die allgemeine Heiterkeit erregten. Plötzlich wurde er ernst und beschwor die Menge, bei allem was ihr heilig sei, den hypokritischen Worten des Predigers kein Gehör zu schenken (Brummen und Murren), dann: „Sehr geehrte Versammlung! (aus niederem Volk bestehend). Die berühmten Künstler, die wir Ihnen heut' vorzustellen die Ehre haben werden, die ganz Europa, Asien und die vereinigten Staaten von Nordamerika besucht und überall die glänzendsten Triumphe gefeiert haben, sie empfehlen sich hiermit“ — — (verdoppeltes Brummen und Murren, gemischt mit einigem Beifallklatschen). Der Regisseur, der nicht zu Ende kommen konnte, denn der Prediger hatte wieder seine heftig beleidigende Rede aufgenommen, wurde ungeduldig und es blieb ihm nichts übrig, als unter fortwährenden Unterbrechungen zu rufen: „Nehmen Sie Ihre Billets, meine Herrschaften!“ Ich machte mich aus dem Staube und dachte, es verspricht ja heut' Abend recht heiter werden zu wollen. Man mußte indessen ausharren und den Kelch bis auf die Neige leeren. — Bevor der Vorhang aufging, schaute ich in den Saal und fand zu meiner nicht geringen Freude, daß sämmtliche Plätze des ersten Ranges von den Reichen und dem hohen Handelsstande besetzt waren, die Zuschauer der übrigen Plätze glänzten durch ihre Abwesenheit, also gerade das Gegentheil meiner Voraussetzungen traf ein. Nach den gegen uns geschleuderten Herausforderungen des Predigers erwartete ich eine heftige

Digitized by Google

Opposition; dem war nicht so, denn in der That fehlte das Scandal verursachende Publicum. — Das Pas de Deux der Sylphide machte gar keinen Effect.

Es war aber auch nicht anders möglich, denn das herrliche Violinsolo von Mayseder wurde so jämmerlich vorgetragen, daß sich die Anwesenden die Ohren zuhalten mußten. — Alsdann erschien auch das Costüm der Sylphide den verschämten Augen der mehr oder weniger jungen Damen shoking. Sie trugen eine gewisse Ziererei zur Schau und schnitten, hinter ihren Fächern versteckt, die affectirtesten Grimassen. Zum Schluß tanzten wir den komischen spanischen Tanz „la Jota arragonaise“ aus meinem Ballet Don Quixote, ernteten dafür viel Beifall und mußten es wiederholen. Es war der richtige Geschmack dieses Publicums.

Inzwischen erhielt ich einen Brief von meinen Parctheaterdirectoren, worin sie mir neue Engagements-Vorschläge machten und den Wunsch äußerten, wir möchten vor unserer Abreise nach Europa doch noch auf ihrem Theater eine Reihe von Abschiedsvorstellungen geben. Diese Herren hatten nämlich in Erfahrung gebracht, daß ihre schlimmsten Concurrenten, der Director des Nationaltheaters und die Gebrüder Ravel, Directoren des damals sehr florirenden Niblosgarden uns ähnliche Propositionen gemacht hatten und trafen daher ihre Vorkehrungen bei Zeiten. Wir verließen Providence, wo wir eben nicht von der Vorsehung begünstigt worden waren und kehrten direct nach New-York zurück. Trotz aller vortheilhaften Anerbieten blieben wir dem Parctheater treu, dessen Directoren wir nur loben konnten. Ich versprach ihren Wünschen gleich nach der großen Hitze nachzukommen, und alsbald wurde die Aufführung des „Schweizer Milchmädchens“ oder „die Aehnlichkeit“, launiges Ballet meines Vaters, beschlossen.

Digitized by

Meine Frau war in der Hauptrolle sehr gefeiert, besonders in Berlin, London und in der königlichen großen Oper von Paris. — Da sich jedoch mein Urlaub seinem Ende nahte, schrieb ich an den Baron Arnim (Pitt), Interimsintendanten während der Abwesenheit des Grafen Redern. Jener, ein eifriger Verehrer dramatischer Kunst, strebte nach der Generalintendantur, ohne sie je zu erlangen und was zuerst ein leiser Wunsch war, wurde schließlich eine fixe Idee, so daß die durch Fürsprache des Fürsten v. Wittgenstein, Minister des königlichen Hauses erfolgte Ernennung des Herrn von Küstner wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel auf ihn niederfiel. Trotzdem verlor er die Hoffnung nicht, denn er war einer der rührigsten Parteigänger gegen die neue Intendantur. Man glaubte allgemein, das Reich des Münchener Neulings (v. Küstner), dessen unaristokratische Manieren wenig Anklang fanden, würde nicht von Dauer sein, aber der Fürst-Minister ließ sich nicht beirren und verschloß sein Ohr gegen alle Beschuldigungen seines Schützlings. Des langen Haders müde verhielt sich die Partei einige Zeit ruhig, erwachte aber schnell wieder, als eines schönen Tages König Friedrich Wilhelm IV. den jungen Premierlieutenant von Hülsen unter seinen Officieren zum Generalintendanten der königlichen Schauspiele erwählt hatte. Der König machte einen glücklicheren Griff als sein Exminister, denn der ehemalige Premierlieutenant befindet sich heute noch, nach 30 Jahren, in seiner hohen Stellung, um die ihn diejenigen beneideten, die nicht wußten, wieviel Ausdauer, Energie und vielseitige Kenntniß dazu nöthig sind. Diese Ernennung war ein höchst unerwartetes Ereigniß bei Hofe, in der Stadt, und in der Künstler- und Literatenwelt. —

Doch ich bemerke, daß ich mich von meinem sujet entfernt

Digitized by Google

habe und komme wiederum zu meinem verlassenen „Schweizer Milchmädchen“ zurück. Die ganze Handlung in diesem Ballet beruht nur auf der frappanten Aehnlichkeit eines jungen Edelmannes mit seiner lebensgroßen Statue. Von meinem Requisitenmeister begleitet, begab ich mich zu einem berühmten Phrenologen um die Reliefform meines Kopfes in pleno modelliren zu lassen. Diese Operation ist höchst unangenehm; der Gyps bedeckt das ganze Gesicht, benimmt die Luft, und es ist, als würde man lebendig begraben. Zum Leben zurückgerufen, vernahm ich mit Vergnügen, daß die Sache ganz vortrefflich geglückt war. Nun blieben noch die Beine zu gießen und das besorgte der Requisitenmeister. Im Atelier seines Theaters befanden sich mehrere Arbeiter und Signor Bergonzio. Nicht ohne ein gewisses Zagen überlieferte ich meine Beine den Händen des Requisitenmeisters, der mir kein besonderes Vertrauen einflößte. Er machte sich sofort an's Werk. Ich schreckte vor der großen Menge Gyps zurück, die zur Modellirung meines Rumpfes nöthig war; ich wurde sofort, aber leider nur zu spät gewahr, daß ich es mit einem unerfahrenen Menschen zu thun hatte. Dem Ersticken nahe schrie ich wie ein Rasender, er solle aufhören, doch ließ er sich nicht aus der Fassung bringen und setzte seine Arbeit mit einer Gemüthsruhe fort, die mich zur Verzweiflung brachte. Ich muß wohl so fürchterliche Gesichter geschnitten haben, daß Signor Bergonzio vor Lachen platzen wollte und selbst die Arbeiter von dieser Lachwuth angesteckt wurden. Je mehr Alles lachte, desto wüthender wurde ich.

Mein Zustand wurde unerträglich; auf der Brust fühlte ich eine Last, daß mir der Athem stockte und das Blut stieg mir zum Gehirn. Nun wurde dem Requisiteur doch bange, er wollte meine Füße aus ihrem Gypsgefängniß befreien, aber unmöglich, mein Körper war nicht genug geölt,

Digitized by

zu fest eingezwängt, und hatte man obenein den Messingdraht einzulegen vergessen, der die Form in verschiedene Stücke zerlegt. Mit Beilhieben, nicht ohne Mühe und Schmerzen wurde ich endlich aus meiner peinlichen Lage erlöst. Meiner starken Constitution allein verdankte ich es, daß ich nicht die Besinnung verlor. Später, als meine Wunden geheilt waren, kehrte ich noch einmal zu meinem Phrenologen zurück, doch erklärte er mir lächelnd, er beschäftige sich nur mit der Schädellehre nach den Systemen Galls und Lavaters, er verstehe aber durchaus Nichts von Tänzerbeinen, und habe Noverre und ähnliche choreographische Werke nie studirt.

Die Vorbereitungen zur Inscenirung meines Ballets „Das schweizer Milchmädchen" waren beendigt und ich benutzte die Zwischenzeit bis zur Antwort des Barons Arnim, eine Excursion nach den Niagarafällen zu machen. In Brooklyn schifften wir uns auf dem imposanten Dampfschiff „Albany" ein, dessen Bauart mit drei Etagen uns in Erstaunen versetzte, (man erinnere sich, daß wir 1839 schrieben.) Diese Reise auf dem Hudson-River, 430 Kilometer lang, ist von großer Schönheit, reich an wundervollen Landschaften, von malerischem, romantischem Charakter, an Abwechselung und Großartigkeit von keinem anderen Punkte der Welt übertroffen. Am Bord des Albany hatten wir das Glück, ein liebenswürdiges Paar, Herrn und Frau Labattu aus New-Orleans, kennen zu lernen. Wir sympathisirten so, daß wir die Reise wie wirkliche Touristen auf gemeinschaftliche Kosten machten, an jedem interessanten Orte hielten, wie in West-Point mit seiner Militairschule und dem Denkmale Kosziuskos, aus weißem Marmor, am Catskill, ein 2200 Fuß über dem Hudson hoher Berg, bemerkenswerth durch einen von den beiden Seen von Cotterskill gebildeten Wasserfall. In Albany, der

Digitized by Google

zweiten Stadt des Staates New-York angelangt, verließen wir das Dampfboot, um unsere Reise mit der Eisenbahn, mit dem von 4 Pferden gezogenen stage oder mit der goëlette fortzusetzen. Von da aus war unser erster Ausflug nach den Bädern von Saratoga, wo man die Annehmlichkeit, den Comfort und das bunte Leben der schönsten Thermalorte Europas wiederfindet. Von Saratoga ging's nach Rochester. Am Saume des Waldes begegnen wir einer Gruppe von Rothhäuten im antiken Costüm ihrer Vorfahren, nicht weit davon sehen wir eine Indianerin mit ihren Kindern, mit Handarbeit beschäftigt: Schuhe vom Leder wilder Thiere, Arbeitstäschchen, kleine Rohrkörbchen mit rohem Zucker, alle Gegenstände mit bunten Perlen garnirt, kauften wir von ihr, um sie als Reiseandenken für unsere Freunde zum Geschenk nach Berlin zu bringen. Beim Weiterwandern bemerken wir durch die Lichtungen in der Ebene eine ansehnliche Heerde Büffel in respectvoller Entfernung. Wir treten aus dem schönen, dichten Gehölz, dessen Schatten den Weg mehrere Meilen weit verdunkelt, heraus, und haben eine hohe Bergkette vor uns, zu deren Füßen ein unermeßliches Meer von Pflanzen, Bäumen und Blättern, etwa 40 Meilen sich hinzieht. Am äußersten Horizont erglänzte ein silberner Streifen, heller als der Himmel. Herr Labattu erklärte uns, es sei der Ontariosee, den dieses lichte Band begrenzt und der sonst unendlich wie der Ocean erscheinen würde. Daß wir dem Niagara nicht mehr fern seien, bewies uns das dumpfe Rauschen des Wassersturzes, das mehrere Meilen weithin schon vernehmbar ist. Je näher man kommt je deutlicher fühlt man den Boden unter den Füßen erzittern und dichter Nebel, den das forschende Auge eine Meile vorher entdeckt, steigt aus den dampfenden Wassern empor. Es ist schwer die Empfindung

Digitized by Google

bei Annäherung, das überwältigende Gefühl beim Anstaunen dieses prachtvollen Falles zu beschreiben. Die bekannte Schilderung des Ternifalles im Child-Harold von Lord Byron kann in mancher Beziehung auf den Niagara übertragen werden, sie enthält ein ergreifendes Gemälde des erhabenen Eindruckes auf den Beobachter. Wir bildeten eine Karawane von etwa 20 Personen und beschlossen, den Berg herabzugehen und auf einer Bogenlinie den Punkt unter dem Wasserfall zu erreichen, ein nicht ganz ungefährliches Experiment. Jeder bekommt einen Anzug aus Wachsleinwand, eine Toilette, die der unglaublichen Farbenstellung wegen höchst drollig erscheint und deren Reiz noch durch die Art der Einhüllung und des Faltenwurfes an Lächerlichkeit gewinnt; dann faßt sich die ganze Gesellschaft an der Hand und nun geht's im Gänsemarsch, einen Neger an der Spitze, dann Herr und Frau Labattu, ich, meine Frau und so weiter, eine lebendige, lustige Kette zum Eingang des Riesenwassergewölbes. Die Damen überfiel Angst, sie machten Kehrt, ein Beispiel, das schnell Nachahmer fand und bald trat allgemeine Auflösung der Kette ein, bis schließlich nur mein Compagnon und ich dreist den Schritten unseres Führers folgten, nicht ohne den an eisernen, in den Felsen eingefügten Hacken befestigten Strick zu erfassen.

Die durch die dichte Wasserschicht dringenden Strahlen geben eine Beleuchtung mit grünlichem Widerschein. Man leidet weniger von der heftigen Lufterschütterung, denn die Luft ist nicht zusammengepreßter als draußen, vielmehr von der fortwährend aufzischenden Wasserfluth, die das Athmen erschwert. Am Ausgange dieser Wasserbogen legen wir unsre Wachsleinwandkittel ab und kehren zu unseren beängstigten Damen zurück. Sie hatten sich oben auf dem Gipfel des Berges in ein Häuschen geflüchtet,

Digitized by Google

wo mir ein gestempeltes Zeugniß ausgestellt wurde, daß ich bis unter den Fall des Niagara vorgedrungen sei. Dies ist das einzige Andenken von dieser Reise. — Am anderen Tage begleiteten wir unsere Reisegefährten in's Innere von Canada, nahmen dort von ihnen Abschied und kehrten auf kürzestem Wege nach New-York zurück, denn wir brannten vor Ungeduld, Nachrichten von Berlin, die wir so lange vermißt hatten, zu erhalten. Es war in der That ein Packet Briefe für uns inzwischen eingelaufen, in dem sich unter andern auch die Antwort des Barons von Arnim befand, mein Urlaub sei bewilligt. Sogleich verkündete ich diese frohe Nachricht unseren Directoren. Das „Schweizer Milchmädchen" wurde aufgeführt und mit einem Beifall, der meine Erwartungen bei Weitem übertraf, aufgenommen. Dreimal wurde der Contract erneuert, ein Umstand, der uns das Leben rettete. Auf besondere Empfehlung eines unserer Bekannten vom „Great Liverpool" hatten wir nämlich schon im Voraus Plätze auf dem „Präsident", dem größten Dampfschiff, das je gebaut worden war, reservirt. Die Directoren, die gute Geschäfte gemacht hatten, wünschten die Verlängerung unseres Aufenthaltes und erboten sich, die durch unsre Abreise verursachten Ausgaben zu bestreiten. Der „Präsident" scheiterte und man hörte nie wieder etwas von ihm. —

Als unsere Vorstellungen beendet waren, machte ich am Vorabend unserer Abreise noch einen Abschiedsspaziergang durch die Stadt. Plötzlich wurde auf Bowery meine Aufmerksamkeit durch Erblicken meines Namens Paul Taglioni an dem Schaufenster eines Ladens gefesselt. Ich trat näher und erblickte zu meinem Schrecken meinen eignen Schädel zwischen denen zweier Mörder, die sich zu jener Epoche eine traurige Berühmtheit verschafft hatten

Digitized by

und deren Namen ebenso groß wie der meinige in großen rothen Buchstaben angezettelt waren. Potz Tausend, dachte ich, es scheint, dein Phrenologe hat an dir den „Verbrecherhöcker“ entdeckt! Und so, geehrter Herr Herausgeber, hinterließ ich der guten Stadt New-York zur Erinnerung meinen Schädel, gleichsam wie ein schwerer Verbrecher!

Paul Taglioni

Digitized by Google

Marie Barkany.

Königliche Hofschauspielerin in Berlin.

Auch ich soll Etwas hier erzählen,
Wie werd' ich nur die Worte wählen,
Dem Leser offen zu verkünden: —
„Wer Nichts erlebt, der muß erfinden."

Als Kind war ich sehr keck und munter,
Im Köpfchen ward's mir bunt und bunter,
Dem Schulweg mocht' ich gern entfliehn
Und meine Welt mir selbst erziehn.

Ich malte mir ein schönes Haus
Zu einem Feenstaat heraus,
Und setzte mich als Königin ein,
Denn Erste mußt' ich immer sein.

Um mich war Alles eitel Gold,
Nur Helden nahm ich in den Sold,
Ich führte Krieg — dictirte Frieden,
Doch Ränke konnt' ich nimmer schmieden.

Digitized by Google

Das Wort, das auf der Zunge schwebte,
Der Wunsch, der in mir sprach und lebte,
Er mußte stets zur Thür hinaus,
Wie oft fiel ich mit ihr in's Haus!

Da eines Tags, du schöne Welt!
Die ich so herrlich mir bestellt,
War's aus mit meinem Feenstaat,
Zerfiel in Nichts! — nun rief die That!

Meine Kinderträume mir zu retten,
Durchdacht ich alle freien Stätten,
Und seht, was kam dabei heraus?
Ich ging zur Kunst — in's Schauspielhaus.

Ihr hab' ich mich nun ganz ergeben,
Sie ist mein Element, mein Leben,
Dort möcht' ich auch als Königin thronen,
Im Herzen meiner Hörer wohnen!

Verehrte Leser, seid nicht böse,
Jetzt wo ich Alles überlese,
Seh' ich, ich hab' Euch nicht betrogen,
Hab' Nichts erfunden, Nichts gelogen!

Berlin, 9. März 1881.

Marie Barkany

Digitized by Google

Heinrich Ernst.

Königlicher Hofopernsänger in Berlin.

Da lese ich im „Pester Lloyd", daß ich einen lieben, alten Bekannten und Freund, den renommirten Klavierfabrikanten Wendelin Peter in dem allerdings respectablen Alter von 86 Jahren durch den Tod verloren habe. Daß ich seiner an dieser Stelle gedenke, hat seine wohlbegründete Ursache. War es doch sein von allen Kunstfreunden und Musikgrößen, die in Budapest stabil oder vorübergehend weilten, wohlgekannter Salon, in welchem ich mit dem Manne in Berührung kam, dessen Bekanntschaft für meine fernere künstlerische Entwickelung von so entscheidendem Einflusse werden sollte. Herr Ferdinand v. Strantz, jetziger Director der königlichen Oper in Berlin, war im Jahre 1872 in seiner damaligen Eigenschaft als Friedrich Haases Mitdirector des Leipziger Stadttheaters auf der Tenorsuche auch bis nach Budapest vorgedrungen, wo er meinen Collegen und Freund Sigmund v. Hajós, den vortrefflichen 1. Tenor des Pester Nationaltheaters kennen lernen wollte. Ich bekleidete damals an demselben Institute die bescheidene Stellung eines 2. und 3. Baritons und da

Digitized by Google

man in Leipzig zur selben Zeit auch eines Solchen bedurfte, so hatte mich mein Jugendfreund Leopold Teller, der jetzige Meininger Muley Hasan und Franz Moor, damals Mitglied des Leipziger Stadttheaters, für diese vacante Stelle warm empfohlen. Herr v. Strantz suchte mich auf und wir verabredeten nun, daß wir mit Hajós im Salon Peter zusammenkommen und etwas vorsingen wollten. Ich fungirte als Nothcapellmeister und accompagnirte vorerst Freund Hajós, dessen entzückendes Organ seine Wirkung auf den erfahrenen Theaterleiter nicht verfehlte. Nun kam ich mit dem unvermeidlichen „Einst spielt ich" an die Reihe. Während meines Vortrages glaubte ich bei Herrn v. Strantz ein eigenthümliches Lächeln und leises Kopfschütteln zu bemerken, welches ich mir also auslegte: „Freundchen, mit Deiner Künstlerschaft ist's nicht weit her!" Um so angenehmer war ich überrascht, als er mir die Hand schüttelte und sagte: „Sie kommen nach Leipzig; auf Wiedersehen in 3 Monaten zum Gastspiel!"

Während ich nun das Herannahen dieses Gastspiels mit Hoffen und Zagen erwartete, kam mir oft das sonderbare Lächeln und Kopfschütteln meines eventuellen Zukunftsdirectors bei meinem Vortrage des Czarenliedes in den Sinn. Endlich erschien die entscheidende bange Zeit: mein Leipziger Gastspiel und, was ich nicht erhofft, wohl aber befürchtet hatte, erfüllte sich — ich gefiel nicht! Publicum — wohlwollend-kühl; Kritik — bloß letzteres. Dennoch bemerkte ich keine Abnahme in der Sympathie des Herrn v. Strantz gegen mich, im Gegentheil, er schien sich noch mehr für mich zu interessiren, als früher. — Ich wurde nicht klug daraus, war aber starr vor Ueberraschung, als mir angekündigt wurde, Director Haase lasse trotz meines nichts weniger als glücklichen Gastdebuts meinen Contract in Kraft treten. Es sollte aber noch besser kommen! Ein paar Wochen

Digitized by Google

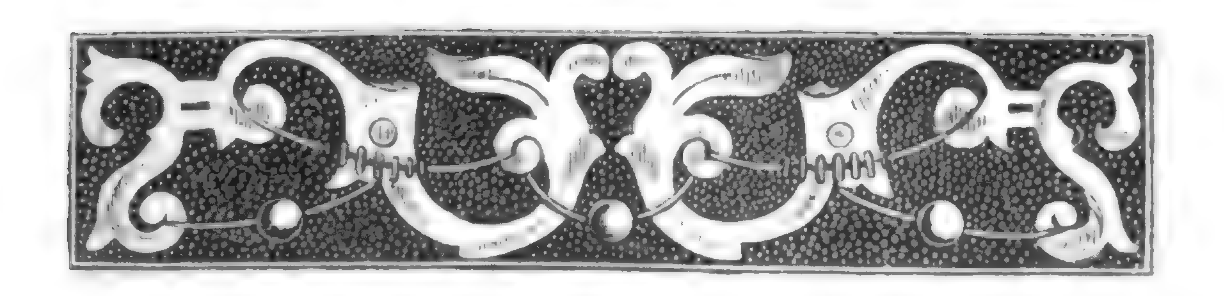
nach Antritt meines unerhofften Engagements läßt mich Herr v. Strantz zu einer vertraulichen Unterredung bescheiden und sagt mir: „Mein lieber Ernst, je öfter ich Sie höre, je mehr bestätigt sich meine erste Vermuthung: Sie haben gar keinen Bariton, sondern einen Tenor, fragen Sie Ihre erfahrenen Collegen Ress und Rebling, die sind derselben Meinung: Sie müssen umsatteln und in Kurzem werden Sie in Ihrem richtigen Fahrwasser sein". — Trotzdem mir in früherer Zeit bereits ein alter erfahrener Gesangsmeister, Peter Stoll in Pest, dasselbe versichert hatte, war ich doch über diese Uebereinstimmung frappirt.

Seitdem sind acht Jahre verflossen. Was ich nie zu träumen, zu hoffen gewagt hätte, hat sich erfüllt: Die schönsten, herrlichsten Idealgestalten der deutschen Tonmuse auf einer der ersten deutschen Opernbühnen verkörpern zu dürfen, ist mir vergönnt.

Nun weiß ich mir zu erklären, warum damals vor Jahren im Salon Peter in Pesth mein unwandelbarer Gönner, Director und Freund Ferdinand v. Strantz beim Anhören meines Sanges so sonderbar gelächelt hat.

Heinrich Ernst.

Digitized by Google



C. G. Berndal.

Königlicher Hofschauspieler in Berlin.

Ein Gastspiel Heinrich Marrs.

Es war eine schöne Zeit, ich will nicht sagen die schönste, aber in meiner bisherigen Theaterlaufbahn war es mir eine schöne Zeit, der Winter von 53 auf 54. Durch die großen künstlerischen Verdienste Jul. Heins hatte sich das Stadttheater in Stettin eine Achtung gebietende Stellung errungen. Ein giltiger Beweis für die Begabung des Leiters ist für den Kenner der, daß das Schauspiel von ihm zum Hauptfactor erhoben war. Unter den schauspielerischen Kräften nenne ich W. Gerstel, Lebrun, Marks, Hänseler, Hesse, L. Seidel, Frl. Harke, Singer 2c. Aber auch die Oper hatte Kräfte, die sich von Stettin aus Ruf und Stellungen an großen Hoftheatern eroberten. Ich erwähne nur die Tenoristen Niemann, Hoffmann, den Baritonisten André, die Koloratursängerin Ganz u. A. Ich selbst in dem frischen Alter von 23 Jahren feierte die schönsten, künstlerischen Stunden. Alles, Arbeit wie auch Erholung, hatte einen so idealen Charakter, der in einem

empfänglichen, jungen Gemüthe die furchtbarste Reaction ausüben mußte. Große dichterische Gestalten, wie Faust, Hamlet, Wilh. Tell hatten das zweifelhafte Glück von mir verkörpert zu werden. Zu der angenehmen Aufregung, so große Aufgaben zum ersten Mal zu spielen, kam außer den bildendsten gesellschaftlichen Eindrücken die Begegnung mit Künstlergrößen wie Roger, Tichatscheck, Niemann, Lina Fuhr und — Heinrich Marr.

Was wohl der Gedankenstrich vor dem letzten Namen zu bedeuten hat? Das weiß ich, und will's zu erzählen versuchen, damit mir Andere den Gedankenstrich vielleicht nachempfinden. Vor mir liegt eine schöne Photographie Marrs. Wie der Wunsch aufsteigt, diese schönen Augen möchten mich lebendig anblicken, dieser feine ausdrucksvolle Mund möchte wieder zu mir sprechen können, so grob und so zart, so sarkastisch und so theilnehmend, wie er es seit meiner ersten Bekanntschaft mit dem Dahingeschiedenen so oft gethan! Ich erinnere mich nicht, daß meine Empfindung früher wärmer angeregt worden wäre, als bis Marr mich „lieber Sohn" oder „dummer Junge" oder mit noch drastischeren Ausdrücken seiner Zuneigung anredete. Das wäre schon ein Grund zum Gedankenstrich, aber bessere, tiefere sollen noch folgen.

Ich hatte natürlich von allen künstlerischen Größen, die damals die theatralische Welt bewegten, wenigstens gehört, wenn ich von ihnen Nichts hatte sehen können. Im März 54 sagte mir Director Hein, daß Marr bei uns gastiren würde. Von ihm hatte ich auch noch Nichts gesehen, aber die lebendige Neugierde, eine neue schauspielerische Größe kennen zu lernen, warf Gestalten, wie Schewa, Menzinger, Shylok, Gautier, Ranzau, alte Fritz, die als seine besten genannt wurden, in meiner Phantasie durcheinander. Welche wird wohl die beste sein? Die Schau-

Digitized by Google

spieler sagen, er sei ein bürgerlicher Darsteller, äußerlich und innerlich individuell, zu eng begrenzt für den hohen Flug klassischer Gebilde! Welche Rollen wirst Du neben Marr spielen? So ging's rebellisch in meinem Kopfe zu. Am Sonntag, den 2. April war ich Lysander in Shakespeare's Sommernachtstraum. Nach dem 2. Act sagte Director Hein zu mir, er wolle mich Marr vorstellen und führte mich ihm zu. Nachdem dieser noch einige Worte mit unserem Theater-Arzt gewechselt, drehte er sich zu uns herum und ich wurde ihm producirt durch die Worte Heins: „Hier, lieber Marr, ist mein erster Held und Liebhaber, Herr B., er wird mit Ihnen im Faust spielen". Wer kennt nicht die Geschichte von den Augen Friedrich des Großen? So trafen mich die Marr'schen Augen. Wenn sie mich zu meinem Glücke auch später noch oft so trafen, diesen ersten Blick vergesse ich nie! Ich habe noch ein anderes Augenpaar im Gedächtniß, das meines Lehrers Hoppe, dunkel und weich, zart und sinnig, oft listig, aber mit dem Augenpaar Marrs hielt es keinen Vergleich aus. Nein, so groß und von so hellem Glanze, so klug und bis in's Herz blickend, habe ich kein Auge bei einem Schauspieler gesehen. Seine Figur war für einen Charakter-Spieler, dies ist unser technischer Name für einen Darsteller seines Faches, fast groß zu nennen. Eine Hinneigung zum Enbonpoint, ohne dick zu sein, seine aufrechte Haltung gaben seiner Erscheinung die edle Würde, welcher das silbergraue lange Haar entsprach. „Ist es wahr, daß Sie nach Berlin gehen?" war die erste, ich muß es sagen, ziemlich schroffe Anrede an mich. Nur kleinlaut antwortete ich „Ja". „Was wollen Sie dort?" fiel als zweiter Schlag auf mein beängstet Herz. „Ich bin für die jugendlicheren Rollen des Herrn Hendrichs engagirt." „Ich habe Sie nur in einem Acte gesehen, ich kann nicht wissen, was

Digitized by Google

Sie eigentlich können, aber das können Sie nicht. Liebhaber werden nicht Ihr Feld sein!" Herr Director, ich habe in Berlin Ferdinand und Romeo gespielt und habe gefallen. Auch ich gebrauchte dieses übliche Wort so vieler Schauspieler. „Sie bekommen ein großes Gehalt und was nachher daraus wird, ist Ihnen gleichgiltig." Die Unterredung war zu Ende, der dritte Act ging an. Der Mann gefiel mir nicht. Marr hat nach einem Act gesagt, ich könne keine Liebhaber spielen. Das war das Resultat, was ich nach Hause trug. Wie oft hat mich dieses Wort verfolgt, wenn ich später Liebhaber spielte, und ich mußte leider recht oft auf der Bühne ein jugendliches Herz verschenken. — Am Dienstag, den 4. hatten wir die erste Probe mit Marr. Es galt das Benedixsche Schauspiel der Kaufmann, in welchem Marr in der Titelrolle des Kaufmann Menzinger zum ersten Mal vor das Stettiner Publicum trat. Wer erinnert sich dieser Marrschen Rolle, und kann behaupten, er habe größere Wahrheit auf der Bühne gesehen? Aus Hamburg erzählt man, die Wirkung Marrs in dieser Rolle sei so groß gewesen, daß die Kaufmannswelt behauptete, er kopire irgend einen dort ansässig gewesenen Großkaufmann. Die Wahrheit war so einschlagend, daß man sie nicht für das Gebilde schauspielerischer Phantasie halten wollte oder konnte. Und wie wirkte diese Wahrheit! Kein rauschender Beifall belohnte die Darstellung. Ein Hervorruf nach einem Acte und einer am Schluß des Stückes waren die ganze Aeußerung des sehr vollen Hauses. Aber die Tage darauf konnte man nur Stimmen des Entzückens über den Marr'schen Großkaufmann hören. Ich spielte wieder einen Liebhaber, eine Rolle von wenig Bedeutung, den jungen Moritz Schwartz. Und merkwürdig, der Mann, den ich nicht leiden konnte, schenkte mir auf

der Probe besondere Aufmerksamkeit. Zwei, drei Mal probirte er Scenen zwischen ihm und mir und wiederholt erhielt ich die Mahnung: „Natürlich! Sprechen Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist. Wenn's auch mal unschön klingt, besser als unnatürlich, Sie sind Kaufmann und nicht tragischer Schauspieler." Der Mann gefiel mir schon besser. Ich glaube, daß ich am Abend zwar noch kein Kaufmann, aber doch schon kein tragischer Schauspieler mehr war. Während der Vorstellung fragte mich Marr, ob ich Französisch verstände. Sehr zuversichtlich auf mein Primaner-Französisch bejahte ich die Frage. Sie sollen in Töpfers „Königs Befehl" die Voltaires-Scene mit mir spielen, die ich nicht gern fortlassen möchte. Ich, der Primo Amoroso, den alten Affen Voltaire! Ich deutete sehr ängstlich an, daß ich mich gar nicht zu schminken verstände. „Das werde ich besorgen, aber erst lesen Sie mir morgen vor der Probe die Rolle vor, damit ich sehe, wie weit her es mit Ihrem Französisch ist." Das war die zweite Abfertigung, die ich erfuhr, aber aus der Maske des Menzinger hatten mich die Marr'schen Augen so belebend angeblickt, und er hatte so viel an den Nägeln herumgearbeitet — eine Angewohnheit, die mir später an ihm als Zeichen der Lebendigkeit auffiel — daß mir der Mann behagte. Marr vermuthete, ich könne eine für ihn wichtige Charakterrolle neben ihm spielen. Genug für meinen freudigsten Stolz. Ich las ihm meine Rolle vor; mein Französisch genügte; dann las er mir die Rolle, oder vielmehr, er spielte sie mir mehreremale vor; und die Darstellung ging zu seiner Zufriedenheit von Statten. Den Tag darauf war Faust. Auf der Probe beschäftigte er sich sehr wenig mit mir, obgleich er im Gespräche sehr heiter und liebenswürdig war. Ich erwähne das, weil

Digitized by Google

nur Wenige vom männlichen Personale sich solcher Begegnung zu erfreuen hatten; den Damen gegenüber gab er aber stets eine Fülle von Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit preis und war gern geneigt seinem Urtheil über Damen die mildesten, wärmsten Farben zu verleihen. Am Abend, als ich kaum fünfzehn Verse gesprochen hatte und mich im Spiel zufällig gegen die Coulisse wendete, sah ich Marr in vollständiger Teufelsmaske aufmerksam zuhören, obgleich er als Mephisto erst gegen Ende des 2. Acts aufzutreten hat. Wem brauche ich zu sagen, wie mich dies anspornte! Nach dem 1. Acte, als ich selig erregt durch einen erlangten Hervorruf ihm in den Weg lief, hielt er mich fest und ein dritter Schlag kühlte Erregung und Seligkeit ab. „Das war noch Nichts! Das ist so noch nicht zu gebrauchen!" — Baff! da stand der Hervorgerufene, abgekühlte Faust. Aber wie hob sich der himmelstürmende Gelehrte wieder da die Fortsetzung folgte. „Aber gut war es doch! es war recht gut! Das können Sie spielen. Fahren Sie fleißig fort, aus Ihnen kann Tüchtiges werden." Ich streckte ihm voll froher Empfindung die Hand entgegen und mit einem Blick, wie nur Marr'sche Augen blicken konnten, mit einem Backenstreich von Marrs Hand schloß die dritte Unterredung. Und nun ist es Zeit das liebe Ich verschwinden und ihn, dem der Gedankenstrich galt, hervortreten zu lassen. Kurz und ehrlich gesagt, sein Mephisto stand nicht auf gleicher Höhe, wie die beiden vorhergehenden Rollen. Warum? Dem geistvollen Manne, der im Leben scharf, ironisch, beißend sein konnte, stand in der Darstellung die ätzende Dialektik nicht — ich will sagen nicht mehr — zu Gebote. Er erzählte, daß er diese Rolle zuerst in Braunschweig — überhaupt als der Erste — gespielt habe, wo das Stück in Folge einer seltsamen Laune des Herzogs gegeben

Digitized by Google

wurde. Der hohe Herr wollte das besondere Vergnügen haben, einen Vergleich zwischen Goethe und Klingemann anzustellen, welcher Letztere als Director in Braunschweig auch einen Faust geschrieben hatte, worin Marr den Teufel, im Personal als „Fremder“ bezeichnet spielte. Gewiß hat er diese Rolle vortrefflich erfüllt. Soll er doch auch ein ausgezeichneter Gottlieb Kooke in Parteienwuth gewesen sein. Aber Goethe hat seinem Titanen Faust eine so gewaltige Negation entgegengestellt, daß zu ihrer Verkörperung die sonst so bewundernswerthe Einfachheit Marrs nicht — ich will wieder sagen — nicht mehr ausreichte. Es fehlte der kühne Pinselstrich diabolischer Frivolität. Ich will, daß man das Lob Marrs in diesen Zeilen als überzeugungstreu anerkennt, darum wage ich über den Meister auch den Tadel. Konnte Marr doch selbst recht scharf tadeln, konnte schonungslos verdammen, wo er keine Befähigung oder gar Mangel an Fleiß fand. Den Meister ehrt man durch das höchste Maaß. Weit über allen solchen Rollen standen seine „alten, vornehmen Herrn“ wie Herr v. Brissac, Ranzau, seine bürgerlichen Rollen, wie der gepriesene Menzinger, der Schewa, der alte Feldern. Hier war Natur und Kunst so vollständig ineinander verwachsen, daß man nicht wußte, wo die eine aufhörte und die andere begann. Man hat Berichte über Eckhofs, Schröders, Ifflands Spiel von Sachverständigen, Berichte, die bis in den Ausdruck einzelner Worte, oder bis in eine einzelne Handbewegung dieser Künstler eingehen. Wieviele unvergleichliche solcher Ausdrücke oder Handbewegungen, Blicke oder Stellungen könnten von Marr aufgezeichnet werden aus den bürgerlichen Rollen seines Repertoirs. Doch was nützen Beschreibungen? Gesehen haben muß man Heinrich Marr! Dann weiß man, daß von bedeutenden Größen mit ihm die letzte Tradition einer schönen

Epoche deutscher Schauspielkunst zu Grabe ging. Wie wir von den Koryphäen jener Zeit lesen, daß ihre Darstellungen nicht allein Genuß für das Publicum sondern auch lehrreiche Vorbilder für ihre Kunstgenossen waren, so bei Marr.

Man kann behaupten, daß der Begriff „alte Schule" in Marr zuletzt verkörpert erschien. Was ist unter diesem Begriff zu verstehen? Schauspieler, die darin einen überwundenen Standpunkt erblicken, ihnen müßte man zurufen: „Ihr habt die Kunst der alten Schule eben noch nicht überwunden. Ihr seht darin nur das behäbige Breittreten einzelner Sätze, ja, einzelner Wörter, um wo möglich auch dem Geringfügigsten, dem Unbedeutendsten eine Ausmalung zu verleihen, die der ganzen Darstellung natürlich die zur Wirkung nöthige Abwechslung von Licht und Schatten raubt und das wichtigste Moment der Steigerung unmöglich macht." Dies sind Auswüchse, wie wir sie noch in bedenklicherem Grade in der neuen Schule, wenn heute überhaupt noch von Schule die Rede sein kann, häufig finden. Sie können die gute Sache nicht verunglimpfen. In Marrs Darstellung bürgerlicher Rollen, namentlich, wenn sie einen ernsten Hintergrund hatten, fand man alle nachahmungswerthen Vorzüge der alten Schule vereinigt. Es kann Darsteller des Schewa oder des alten Feldern geben, die in einzelnen Momenten blendender wirken, aber eine harmonischere Charakteristik kann es nicht geben. In einer Darstellung, die jede Zuthat für den äußeren Effect verschmähte, die jeden Ausdruck der Rede oder Körperbewegung als unbestreitbare Folge des Charakters im Rahmen des Stückes auf natürliche und ungezwungene Weise erscheinen ließ, in einer Darstellung, welche namentlich in unbedeutenderen Scenen oder während des bedeutungsvollen Spiels anderer Personen sich zurückhielt, ohne deshalb sich

Digitized by Google

in's Unbemerkbare zu verlieren, in solcher Darstellung liegen die Vorzüge der alten Schule, die Einem, wenn man nicht noch Marr gesehen hat, leider nur traditionell bekannt ist. Man rühmt in neuerer Zeit auf einzelnen Bühnen die Darstellungen der Conversationsstücke und findet, daß die deutschen Schauspieler darin den Franzosen näher gekommen sind, als sonst. Dieser Behauptung muß zugestimmt werden, aber man darf nicht übersehen, daß auch im Théâtre français sich ein bemerkbarer Unterschied zwischen älteren und jüngeren Künstlern kundgiebt. Wie es mir ein unvergeßlicher theatralischer Kunstgenuß gewesen ist, die Franzosen Regnier, Bressant und Madel. Brohan zusammen wirken gesehen zu haben, so hätte es für das deutsche Publicum ein Entzücken sein müssen, Marr, Fichtner und Louise Neumann, Hainziger oder Frieb-Blumauer in einem Stücke bewundern zu können. Was an Naturwahrheit, Einfachheit, Liebenswürdigkeit, Innigkeit der Empfindung und feinem Humor sich in schauspielerischer Darstellung denken läßt, wäre dann an einem Abende vereinigt gewesen. Man entgegne nicht mit dem Einwurfe veränderter Lebensgewohnheiten und Anschauungen. Alle drei genannten Künstler lebten und wirkten oder wirken noch mit unbestrittenem Erfolge in unserer jüngsten Vergangenheit und Gegenwart.

Wenn ich vorher einen grellen Unterschied zwischen den vortrefflichen bürgerlichen Rollen Marrs und seinen nicht auf gleicher Höhe stehenden klassischen Rollen, soweit ich deren sah, betonen mußte, so wies sein Stettiner Gastspiel doch eine auf, die vollendet war. Es war der Riccaut de la Marlinière. Davison schlug ihn, der Menge gegenüber, im bestehenden Effect, aber lebenswahrer, einfacher, nicht zum Kunststück gemacht, sondern als Charakter-Episode gehalten war der Riccaut Marrs. Sein „corriger

la fortune“ war so unnachahmlich, daß es mir noch heut im Ohre klingt. Dazu unterstützte ihn, wie Davison, ein vortreffliches Französisch. Aber außer solcher immer seltener werdenden schauspielerischen Begabung besaß Marr noch andere Eigenschaften, die ihn der deutschen Theaterwelt unvergeßlich machen müssen. Ich sage absichtlich der Theaterwelt, denn diese Eigenschaften zeigten sich hinter den Coulissen, konnten also dem Publicum nicht zur Erscheinung kommen.

Sie bestanden in der scharfen Urtheilskraft innerhalb seiner Berufssphäre und in der lebendigen Anregung durch treffende Bemerkungen und eigenes Beispiel. An mir selbst erfuhr ich mit schlagender Bestimmtheit die Klarheit seines Urtheils. Darum verweilte ich im Anfange dieser Mittheilungen länger bei meinen ersten Begegnungen mit Marr.

Wie oft hatte ich Gelegenheit mit ihm über künstlerische Erscheinungen des Theaters zu sprechen und nie ist mir ein dramatischer Künstler begegnet, der über Stücke oder Personen mit kurzen, häufig drastischen Worten so überzeugend zu urtheilen verstand. Stets gedenke ich seines Ausspruchs über einen Collegen, ziemlich gleichen Alters mit mir. Nur in geringen Rollen sah er ihn und als ich denselben ihm gegenüber lobte, sagte er: Bedeutendes wird er nie als Schauspieler leisten, aber eine Perle für jedes große Theater kann er werden und vielleicht über die Sphäre des Darstellers hinaus wirken. Dieser College ist seit langer Zeit ein tüchtiger Regisseur. Häufig war das Urtheil allerdings nicht ermunternd, oft vernichtend — aber wenn es Männer betraf, immer zutreffend.

Und andererseits durfte Marr bei jungen Männern nur die geringste Befähigung, nur Fleiß und warmes Streben sehen, um nicht allein das mildeste, aufmunterndste Urtheil

Digitized by

zu fällen, sondern auch mit wahrer Aufopferung zu rathen und zu unterstützen, wie es nur dem erfahrenen, geistig klaren Künstler möglich ist.

Proben unter Marrs Leitung mitzumachen, war für jeden ernst Strebenden ein Hochgenuß. Mit liebenswürdigem Humor oder auch mit scharfer Ironie wußte er aus einem jugendlichen Schauspieler Alles hervorzuzaubern, was in ihm steckte. Dieses Gemisch von warmer Liebe und schneidendem Sarkasmus hat ihm unter Denen, welchen es nicht vergönnt war, ihn ganz zu verstehen, viele Feinde gemacht.

Es ist die alte Lehre von den Gegensätzen, die sich in Marr personificirte.

So verkehrte er am liebsten mit jüngern Leuten und kannte nichts Verhaßteres, als, wie er sich ausdrückte, alte Comödianten.

Die Stunden, die ich und einige Gleichgesinnte mit dem theuren Verstorbenen verplaudert haben bei der Cigarre, gehören gewiß ebenso zu den unvergeßlichen, wie die Stunden der Proben und des Spieles mit ihm.

Es schwebte einmal im Anfange der 60ger Jahre die Idee, Marr nach Berlin zu ziehen, und unter seiner Leitung eine Schule für das Schauspiel zu errichten. Wäre sie doch Thatsache geworden! Weit über seinen Tod hinaus hätte die Wirkung solcher Thätigkeit Marrs gereicht.

Da wäre Nichts von theoretischer Katheberweisheit erschienen, da wäre die schöne Iffland'sche Bezeichnung „Menschendarstellung" zu ihrer vollsten Bedeutung gelangt.

Nicht aus Büchern und Abhandlungen zog er seine scenischen Resultate, sondern aus dem Leben. Wenige geboten, wie er, über das bedeutendste innere Erforderniß des Schauspielers, richtige Beobachtungsgabe. Sie verband sich mit seinem scharfen Verstand zu der höheren, nachwirkenden Potenz der Urtheilskraft.

Digitized by Google

So wird mir ewig lebendig in der Seele bleiben, wie seine Erscheinung zu Stettin bei Einigen von uns noch lange nachher auf die Art unserer künstlerischen Arbeit und dadurch auf unsere Entwicklung unsichtbaren Einfluß ausübte und in dieser Richtung erkenne ich Marrs größte Bedeutung.

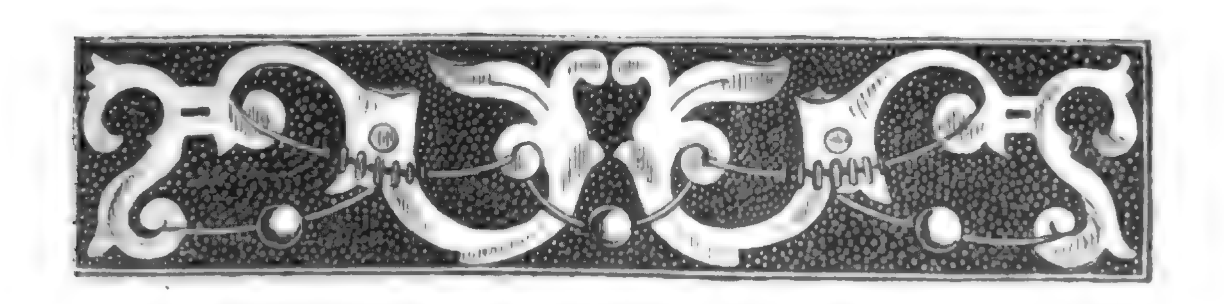
Ist diese Erkenntniß eines Gedankenstrichs vor der Aufzeichnung des Namens werth? Ich hoffe!

Zum letzten Male begegnete ich Marr wenige Jahre vor seinem Tode auf dem Magdeburger Eisenbahnperron. Zu meinem Stolze darf ich sagen: seine Freude war nicht geringer als die meine. Mit bloßem Kopfe, das lange, weiß gewordene Haar mit der Hand zurückstreichend, stand er vor mir. Aber das Auge war dasselbe wie früher. Wir wechselten nur wenige Worte, denn der Zug, den er benutzen wollte, sollte sogleich abgehen. Er stieg in den Waggon und durch das Fenster tönten seine letzten Worte: „Nur fleißig“ — das forteilende Dampfroß gebot ihm einen Gedankenstrich. Ein freundlicher Blick aus den schönen großen Augen und ich ging mit meinem Mahnruf: „Fleißig“ in die Stadt.

Bald darauf hat die Macht, die schneller eilt, als alle Dampfkraft, einen großen Gedankenstrich nach dem Namen Marr gezogen.

Lassen wir ihn in der That und in der Wahrheit für uns ein Zeichen des Gedankens sein, einen Strich, der nicht aufhebt, sondern dem vorhergegangenen Marr in uns Nachfolgenden Bedeutung verleiht.

Berlin, im Oktober 1880.



Minona Frieb-Blumauer.

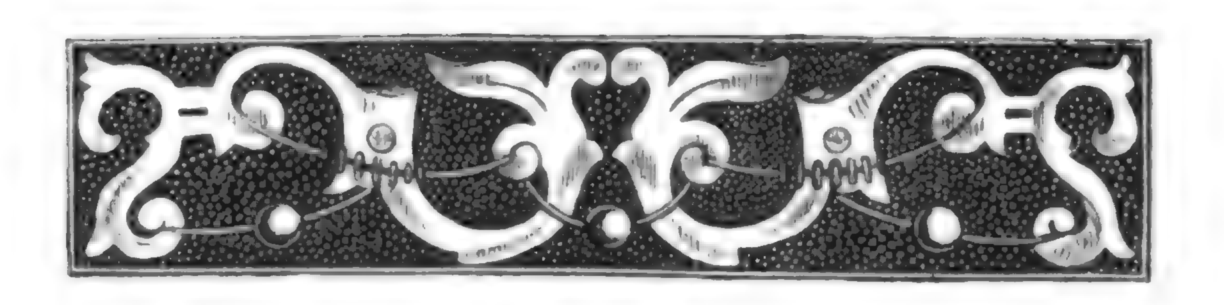
Königliche Hofschauspielerin in Berlin.

Auch an mich erging der Wunsch, irgend eine Episode meines Lebens dem hier so reich vorhandenen Material anzureihen, — doch fühlte ich nach reiflicher Prüfung die Unmöglichkeit, es zu können. Anekdoten aus meinem Bühnenleben erzählen, welche die Leser interessiren, — widerstrebt meinem Gefühl, denn ich würde dadurch vielleicht noch Lebende oder Hinterbliebene unangenehm berühren; mein Privatleben aber war und ist so einfach, ernst vom Schicksal mir zugemessen, zu schmerzlich, theuer — um es der Oeffentlichkeit preiszugeben. —

Berlin, den 5. Februar 1881.

Minona Frieb Blumauer

gitized by Google



Franz Krolop.

Königlicher Hofopernsänger in Berlin.

Hochgeehrter Herr!

Sie wünschen einige Mittheilungen aus meiner Laufbahn für Ihr Werk? Ich gebe sie Ihnen in Folgendem:

Als ich, ein absolvirter Jurist, einst von Prag nach Wien ging, wohnten „zwei Seelen ach, in meiner Brust“. Die eine Seele zog mich zum Auditoriat, die andere zum Theater. Ich hatte durch eine sonore Baßstimme die Aufmerksamkeit der Prager musikalischen Kreise bereits auf mich gelenkt und war vielfach ermuthigt worden, mich der Operncarrière zu widmen. Aber du lieber Himmel! wie sehr ich für Gesang auch begeistert war, besaß ich doch nicht die Mittel, mich für die Bühne künstlerisch vorzubereiten. Ich mußte zunächst an „Brod“ denken. Im Wiener Kriegsministerium fand ich als Auditoriats-Praktikant eine brillante Anstellung mit einem jährlichen Gehalt von — 315 fl. Wer war glücklicher als ich! Fortuna

Digitized by Google

hatte offenbar ein Auge auf mich geworfen, denn fast gleichzeitig machte ich die Bekanntschaft des berühmten Bassisten Dr. Schmid vom Kärnthnerthor-Theater, der an meiner Stimme Gefallen fand und dieselbe für die Oper auszubilden unternahm. Dieser vortreffliche Mann wurde mir mehr als Lehrer, er wurde mir ein väterlicher Freund! Die Beschäftigung, die mir im Kriegsministerium anfangs zu Theil wurde, ließ mich für meine Gesangsstudien Zeit genug erübrigen und ich nutzte dieselbe über Gebühr, indem ich mich in meinen Dienststunden mehr mit Noten als mit Acten beschäftigte. Meine Vorgesetzten fanden auch gar bald, daß ein Beamter mit einem so enormen Gehalt wie ich, dem Staate weit nutzbarer gemacht werden könne. Ich wurde also schon nach kurzer Zeit zum Militär-Appellationsgericht transferirt, wo ich denn in der That so viel Arbeit erhielt, daß mir das Singen beinahe verging. Und welche Arbeit! Raubmordprocesse waren es, mit deren Führung man mich betraute. Bis Mittags hatte ich meist Verhör im Garnisonstockhaus in der ehemaligen Salzgrieskaserne; von 12 bis 4 Uhr wurden mir aber im Bureau des Militairappellationsgerichts andere „Sträflingsarbeiten" übertragen. Mein Bureauvorsteher war ein liebenswürdiger alter Major-Auditor, der meine gesanglichen Neigungen kannte und mir, wenn ich mit theatralischen Ideen im Kopf, irgend etwas Confuses in die Acten hineingeschrieben, öfter als einmal, halb ärgerlich, halb lachend zurief: „Aus Ihnen Krolop wird doch nix Recht's, Sie werden noch amol Opernsänger!"

Trotzdem der alte Schnauzbart solcherart keine zu große Ursache hatte, mit meinen Leistungen zufrieden zu sein, hatte er mich doch in sein Herz geschlossen und protegirte mich, wo es irgend ging. Seinem Einflusse hatte

Digitized by Google

ich Manches zu danken und seiner Empfehlung die Stelle eines Erziehers im Hause des Feldmarschalllieutenants Baron von Kudriafsky.

Bei all' dem war und blieb ich unverbesserlich; meine Gesangstudien bei Dr. Schmid wurden mit größerer Energie fortgesetzt, meine amtlichen Pflichten immer mehr vernachlässigt und in meiner Zerstreutheit schoß ich die allergrößten Böcke.

Da, eines Tages vor der Sitzung, — ich hatte die Acten für die alten Oberst- und General-Auditore, die zur Aburtheilung eines halben Dutzends Raubmörder im Sitzungssaale versammelt waren, recht schön geordnet hinüber befördert, — kommt mein alter Major mit emporgesträubtem Schnurrbart ganz entsetzt zu mir hereingestürzt und ruft mir mit schrecklicher Stimme zu: „Aber Jesus, Maria und Josef lieber Krolop, was machen's denn jetzt für dalkete G'schichten. Da schaun's nur her, was uns da wieder für a Zeug nei g'schickt hab'n". Und mit diesen Worten hielt mir der alte Knaster ein Pack Noten entgegen, die ich Unglückseliger in meiner Zerstreutheit unter die Proceßacten gemischt hatte, darunter eine vom Dr. Schmid mir kurz vorher durch den Notencopisten zugesandte, noch nasse Transposition des Schubertschen „Wanderer" .... Nun war's wahrhaftig an der Zeit, selbst an's Wandern zu denken.

Trotzdem Berge voll Arbeit für mich aufgespeichert waren, — es war eben im September, wo die meisten Raubmordprocesse von der Militairgrenze zur „Revision" vorlagen, — wurde mir doch durch den mir wohlgesinnten Feldmarschall, für den ich auch schon mehr Sänger als Auditoriatspraktikant war, ein Urlaub erwirkt u. z. „in Familienangelegenheiten" .. In Wahrheit ging ich mit

Digitized by

einem Repertoir von drei Partien im Kopf, in ein Engagement, welches Dr. Schmid mir inzwischen verschafft hatte, mit 60 fl. Gage an das Stadttheater in Troppau. Schon einige Tage darauf konnte ich meinem braven Major meinen ersten theatralischen Erfolg depeschiren; mein bereitgehaltenes Quittirungsgesuch wurde beim Kriegsministerium eingereicht und genehmigt und fünf Monate später sah ich statt meinem jährlichen Gehalt von 315 fl. die ersten 100 fl. beisammen u. z. nach meinem ersten Benefiz. Wer war stolzer als ich! Ich hatte mir die Gunst des Publicums errungen und ersungen, ja sogar mit Lorbeeren, — mit rechten, wahrhaften Lorbeeren hatte man mich beworfen. Sie werden es mir gewiß glauben, verehrter Herr, daß mir so etwas beim Auditoriat im ganzen Leben nicht passirt wäre und wenn ich Methusalem-Dienstjahre erreicht hätte. Die Aussicht, die sich mir dort eröffnete, war die Stellung eines k. k. Oberlieutenants-Auditors in der Militärgrenze, mit der Verpflichtung, zehn Jahre daselbst zu bleiben, was ungefähr so viel bedeutet, als zehn Jahre lebendig begraben. Heute hätte ich es wahrscheinlich schon zum Hauptmann-Auditor gebracht — mit 800 fl. Gage!

Nun, ich habe vielleicht besser daran gethan, dem naß-transponirten „Wanderer" meines theuren Lehrers und Freundes Dr. Schmid zu folgen, der mich auf einen anderen Weg gebracht. Der edle Mann war der Begründer meines Glücks; ihm habe ich Alles zu danken was ich wurde; er sorgte für mich wie ein Vater und, das Ideal eines Sängers, war er für mich ein Lehrmeister, der meinem Können eine solide Grundlage gab. Innigste Dankbarkeit bewahre ich ihm, dem seinen Freunden und der Kunst leider viel zu früh Entrissenen, über das Grab hinaus.

Digitized by Google

Möchte doch jeder Künstler, der das Glück hat, in hervorragend erster Stellung zu wirken, nachstrebenden Kunstjüngern in gleicher Weise bildend und fördernd sich erweisen, wie jener große Bassist, der von den Wienern als Künstler und als Mensch so hoch erhoben wurde und der — niemals sich selbst überhoben hat.

Digitized by Google

Pauline Conrad.

Königliche Hofschauspielerin in Berlin.

Wie ich so sitze und sinne, fällt es mir immer schwerer auf's Herz, in welcher Weise ich mein Versprechen lösen und von mir erzählen soll. Ich bin jung und glücklich. Was hätten Jugend und Glück zu erzählen? Beide haben, dem Himmel sei Dank, noch keine Vergangenheit.

Wäre ich reich geboren, dann könnte ich vielleicht von bedeutenden Menschen berichten, die in glänzenden Salons meiner Eltern verkehrten, oder könnte von schönen Frauen in extravaganten Toiletten, von Sternen der Bühne charakteristische Skizzen entwerfen.

Allein meine Wiege stand in keinem Prunkgemach und als ich zum erstenmale — im geistigen Sinne des Wortes — das Licht der Welt erblickte, fand ich mich in einer großen Sattlerwerkstätte, auf den Armen eines hochaufgeschossenen Menschen im Arbeitsanzug, der mich entzückt aus seinen wasserblauen Augen betrachtete und indem er mich auf- und niederwiegte, mit dünngellender Stimme sang:

„Hopsa holka, schenes hubicka“
(tanze mit mir, geb' ich Dir ein schönes Küßchen).

Digitized by Google

Dies war der Wenzel, der jüngste Geselle meines Vaters, von den andern schlechtweg der „Bem" (Böhme) genannt. So unschön der „Bem" aussah, ein so gutes treues Herz schlug in seiner Brust; er war mein erster Freund, war unermüdlich im Anfertigen von Spielzeug, er trug mich geduldig trabend im Zimmer auf und ab, singend und vor Vergnügen jubelnd, wenn ich ihm mit ungeschickter Hand zuweilen sein Gesicht zerkratzte.

Wenzel war meine Pflegerin, mein Spielkamerad, mein Schatten und später als ich die Bühne betrat, mein eifrigster „Claqueur und Cavalier".

Und ich stand schon sehr früh auf den Brettern, welche die Welt bedeuten.

Als wäre es gestern gewesen, erinnere ich mich des Erfolges, den ich als elfjähriges Schulmädchen, in einer der Kindervorstellungen unter der Direction Steiner im Theater an der Wien, als unglücklicher Geist (Marie) in dem spectaculösen Stück „die Teufelsmühle am Wienerberge" davon trug. Mein erstes Auftreten machte geradezu Sensation unter den viertel- und halberwachsenen Habitués der Kindervorstellungen.

In dem Beifallssturm, unter dem Diskantjubel aus tausend Kinderkehlen fühlte ich mich unvergleichlich glücklich.

Als ich nach unzähligen Hervorrufen erhitzt und aufgeregt mich nach meiner Garderobe begab, um mich aus dem gespenstischen Unglück zu retten, mußte ich den Weg durch ein Spalier von Theatermüttern, will sagen, von Müttern meiner jugendlichen Künstlercolleginnen nehmen. Die wackeren Damen überhäuften mich, aller Rivalität ihrer hoffnungsvollen Bühnensprossen vergessend, mit Glückwünschen und Complimenten.

Ich wußte damals und weiß es noch heute nicht, wie ich in meine Altagskleider hinein und auf die Straße kam.

Digitized by Google

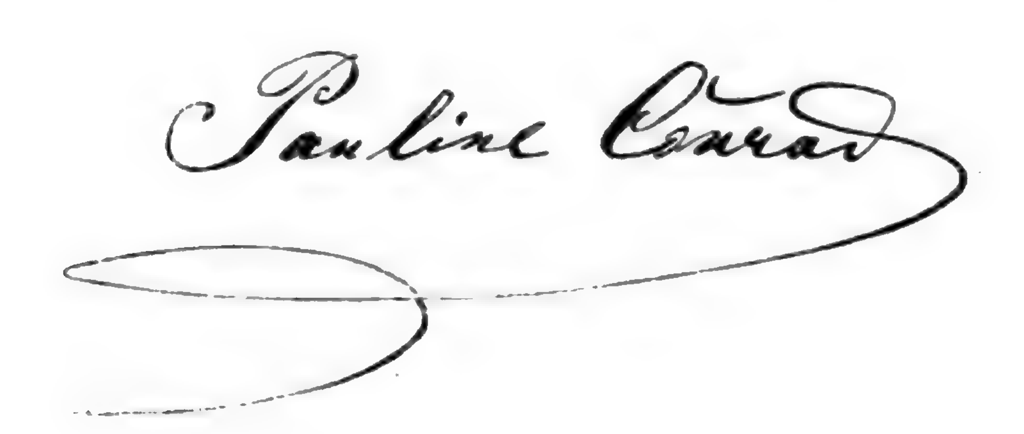
Das Glück betäubte mich, die neb'lige Luft raubte mir den Athem. Ich hätte mich am liebsten zur Erde geworfen und vor Freuden ausgeweint. — Da hörte ich dicht hinter mir ein herzbrechendes Schluchzen. Ueberrascht wandte ich mich um. Da stand mein „Cavalier", der inzwischen zum Geschäftsführer meines Vaters vorgerückte Wenzel und weinte, daß ihn, wie wir Oesterreicher zu sagen pflegen, der Bock stieß. Und als ich den braven Gesellen fragte, was ihm denn eigentlich zugestoßen, da stöhnte er noch herzbrechender, indem er sich mit dem Rockärmel über die Augen fuhr: „Aber Fräula Paula hab' ich gar nit wußte, daß Sie so unglückliche Geschöpf sein's! Und so jung, so jung — Jezis kriste panes, (er übertrug nämlich die Leiden, welche ich in dem Stück als unglücklicher Geist „Maria" zu erdulden hatte auf meine Wenigkeit) und begann von Neuem zu schluchzen. Das gab mir die Fassung wieder. Ich mußte hell auflachen über den urdrolligen guten Menschen. Wo er jetzt wohl sein mag der wackere „Bem" und ob er wohl der „Fräula Paula" noch gedenkt? Kurz nach jenem Tage schnürte er sein Bündel und ging aus dem Hause. Das war einfach genug.

Mein Vater hatte, sei's zu seinem Unglück, sei's zu seinem Segen, eine bedeutende dichterische Begabung als Angebinde mit auf die Welt gebracht. Von ihm, dem begabten Manne, mag ich wohl die unbezwingliche Sehnsucht nach dem Theater geerbt haben, die über meinen Lebensberuf schon frühzeitig entschied. Ich habe es bis zur Stunde noch nicht zu bereuen gehabt, daß ich mich Thaliens Dienst geweiht.

Ich spielte in Olmüz in „Ein verarmter Edelmann" das Bauernmädchen Christine. Am Tage nach der Vorstellung trat in das kleine Stübchen, welches ich bewohnte, eine Bäuerin, die zu Markte in die Stadt kam, überhäufte

Digitized by Google

mich mit Worten der Rührung und des Entzückens. Ich wußte nicht gleich was dies Mütterchen denn wollte; endlich entnahm ich, daß sie gestern im Theater war und mich spielen sah. Zuletzt schenkte sie mir einen sogenannten „Muttergotteszwanziger" mit der treuherzigen Bitte, ihn anzunehmen. „Er wird Ihnen Glück bringen, liebes Fräulein, tragens'n nur immer bei Ihne". Und der Zwanziger hat mich seitdem nicht verlassen. Er hat mir redlich Wort gehalten. Diesem meinem theuren Talismann verdanke ich muthmaßlich auch das große Glück, daß man mich in meinem lieben unvergeßlichen Brünn mit den seltensten Ovationen geradezu überschüttete und wer weiß ob seine Zauber- und Segenskraft nicht redlich dazu beigetragen haben, daß mir so sehr früh die Ehre und Auszeichnung zu Theil wurde, an das königliche Hoftheater in Berlin zu gelangen.



Digitized by

W. Hellmuth-Bräm.

Königlicher Hofschauspieler in Berlin.

Vom Pfarrer zum Comödianten.

Das theologische Triennium war absolvirt; mit dem Abgangszeugniß in der Tasche verließ ich Bonn, das liebliche Rhein-Athen, wo ich die letzten Semester meiner Universitätszeit zugebracht hatte und ade du traute Studentenbude in der engen Rheingasse mit ihren hochgegiebelten Häusern, ade du theologisches Seminar, wo ich vor versammelter Studentenschaft meine letzte Predigt gehalten, ade ihr dumpfen Collegiensäle, nicht allzu fleißig von mir besucht, und vor allen ade du liebes Schänzchen, herrlich am grünen Rhein gelegen, Kneipe meiner lieben trauten Burschenschaft Alemannia, wo ich so lange als getreuer Kneipwart geschaltet und gewaltet und mit allgemeinster Anerkennung dem schweren Amte obgelegen, nur von dem einzigen Vorwurfe des allzu vielen Singenlassens belastet, der in dem Titel des „musikalischen Kneipwarts“, den mir ein gesangesfeindlicher Comilitone zugelegt, seinen entsprechenden Ausdruck fand.

Aber nicht den gewöhnlichen Pfad sollte ich wandern, nicht ruhig und philisterhaft in die alte Heimath einkehren,

Digitized by Google

um daselbst still und zurückgezogen mich auf das erste theologische Examen vorzubereiten; — wohl war es auch eine licentia concionandi, die ich mir erwerben wollte, aber nicht diejenige, welche der junge Candidat der Theologie erstrebt; — endlich, nach langen Jahren vergeblichen Ringens und Strebens, war das heißersehnte Ziel erreicht, endlich war sie mir zu Theil geworden, die mir so theure Einwilligung zu dem Berufe, der mir schon seit meinen Kinderjahren als ein fast unerreichbares Ziel vor Augen geschwebt:

Ich durfte zur Bühne gehen.

Die Musikschule zu Köln war es, wohin ich meine Schritte wandte; dort sollte ich mich vorbereiten auf meinen künftigen Beruf und namentlich unter der Leitung des rühmlichst bekannten Gesanglehrers Karl Reinthaler mein Studium beginnen. Es war dies eigentlich nicht so recht nach meinem Sinn; trotz meiner mich vollkommen dazu berechtigenden Baßstimme, war es doch nicht die Oper, die mich zur Bühne gezogen.

Wohl liebte ich den Gesang, aber es war mehr der Drang nicht zu hemmender Jugendlust, die überströmende Freude studentischer Geselligkeit, die sich darin geltend machte, als innerer Beruf zu kunstgerechter Ausübung. Das Singen war mir mehr Mittel als Selbstzweck. Das Schauspiel war es vielmehr, was meine ganze Seele erfüllte, worauf mein Sinnen und Trachten hinarbeitete. Aber es war mir nun einmal als Bedingung gestellt: „Willst Du durchaus zur Bühne gehen, so gehst Du als Opernsänger dahin und studirst zu diesem Zwecke Gesang und Musik; wenn Du dann später einmal, wie zu hoffen und zu wünschen ist, Dich vom Theater wieder abwendest, kannst Du als Musik- und Gesanglehrer Dein Brod verdienen und eine ehrenvolle Stellung einnehmen.“ So dachte und sagte man und ich sah denn die Oper als die

einzige, willkommene Pforte an, die sich mir zu der heiteren Welt der Kunst eröffnen könne und frohen Muthes trat ich ein. Mit wie großem Eifer ich mich nun auch den Gesangsstudien hingab, und es sonst auch an Anregung von mancherlei Art in der musikalischen rheinischen Metropole durchaus nicht mangelte, wollte mir doch das eigentliche Studium der Musik durchaus nicht behagen. Als der theoretischen Vorkenntnisse so ziemlich bar, mußte ich mich mit kleinen Knaben von 12—14 Jahren auf die Schulbank setzen, um mit den Jungen die Anfangsgründe der Musik zu erlernen. Das erschien denn doch dem alten Hause zu absonderlich und ich fing sehr bald an nach guter studentischer Manier diese Stunden gründlich zu schwänzen. Dazu trug denn auch wohl das nahe Bonn das Seinige bei. Der alte Kneipwart nahm zu großes Interesse an der Verbindung und diese wieder an ihm, als daß die Nähe der beiden Städte nicht häufige Veranlassung geboten hätte, in allen wichtigen Ereignissen des Verbindungslebens denselben herüber zu citiren, und so blieb ich das ganze Semester hindurch in stetigem Verkehr mit meinen Comilitonen. Kein Wunder, daß die Freude und Lust am heiteren Burschenleben in mir lebendig blieb und es will mich oft bedünken als sei sie noch immer nicht aus meinem Herzen entschwunden. Ich weiß nicht ob es anmaßend ist, die herrlichen Worte Hoffmanns von Fallersleben auf mich anzuwenden:

„Wer in reinem Geistesstreben
„Lieb' und Muth zusammenrafft
„Lebt der echten Burschenschaft
„Ewiges Studentenleben."

Gerne thät' ich es wohl und darf ich mir wenigstens das Zeugniß geben, was ich in der Kunst erstrebt, nicht war es äußerer Glanz und Ruhm, nicht ein rastloses Jagen nach Erwerb und pecuniären Erfolgen, die Sache

Digitized by Google

selbst, die hohe, heilige Kunst, das Erreichen oder doch wenigstens das Näherkommen zu dem Ziele des vollständigen Aufgehens im dichterischen Charakter, nichts zu sein als ein Interpret zwischen Dichter und Volk. Das allein ist es, was ich von je mit Lieb' und Muth verfolgt, dem ich nachgegangen mit Hintenansetzung aller äußeren Rücksichten und Vortheile jeglicher Art und wenn in diesem Geistesstreben mir der frische Jugendsinn bis heute geblieben ist, der es mit zu seinen liebsten Erholungen zählt, in heiterem Kreise die Jugenderinnerungen herbeizusingen und aus vollem Herzen in die Worte einzustimmen: „Die alte Schaale nur ist fern, geblieben ist uns doch der Kern und den laßt fest uns halten," — dann darf ich wohl mit einem gewissen Rechte obige Worte auch auf mich beziehen.

Wenn nun wie gesagt, der Unterricht auf der Musikschule im allgemeinen mich nicht befriedigte, so that dies neben den Gesangsstunden doch in hohem Grade der dramatische Unterricht, welcher an dem Institute durch Roderich Benedix ertheilt wurde.

Von meinem rhetorischen Talente besaß ich eine ziemlich hohe Meinung. Deklamiren war schon in frühester Jugend meine Freude gewesen, in meinem achten Jahre bereits hatte ich Schiller'sche Gedichte auswendig gelernt und an den langen Winterabenden pflegte ich mich gar zu gern in der Küche auf einen Stuhl zu stellen und den Knechten und Mägden mit kräftiger Knabenstimme „Der Graf von Habsburg" vorzudeklamiren. Auf der Schule war ich auch immer wegen meiner Deklamation belobt worden und war es ja gerade der oratorische Drang, der mich bestimmt hatte, Theologie zu studiren. „Darfst Du kein Schauspieler werden, so willst Du Prediger werden", sagte ich zu mir und hatte denn auch während meiner Studienzeit jede Gelegenheit zu predigen, eifrigst ergriffen und viele Anerkennung dabei gefunden. So hielt ich mich

Digitized by Google

denn für einen ziemlich fertigen Deklamator. Bald aber lernte ich einsehen, wie viel mir noch dazu mangelte. Es war mir nie in den Sinn gekommen, den mir eigenthümlichen Mittelton zu üben. Das Heben und Sinken der Silben war ein durchaus unwillkürliches Verfahren, kurz, es leuchtete mir klar und deutlich ein, wie wenig der sogenannte Deklamationsunterricht auf den Schulen seinen wahren Zweck erreicht. Mit Eifer und Fleiß gab ich mich diesen Stunden hin. Benedix, obgleich er selbst nicht das Ideal eines Redners war, wie er ja auch bekanntlich als Schauspieler kein Glück hatte, war ein guter Lehrer, und war es für mich von vielem Vortheil, daß ich noch über die Schule hinaus unter seiner Leitung blieb. Im Herbste 1855 übernahm er die Leitung des neu eingerichteten Stadttheaters zu Frankfurt am Main, und Niemand war glücklicher als ich, als er mir eines Tages das Anerbieten machte, mit ihm dorthin zu gehen. Ohne viel Besinnen unterschrieb ich meinen ersten Contract, wonach ich für zweite Baßpartien und angemessene Verwendung im Schauspiel für das Frankfurter Theater vom 1. October ab engagirt wurde. Nach halbjährigem Aufenthalt in Köln sagte ich der Musikschule, die ich im Mai desselben Jahres bezogen hatte, Lebewohl, und fort ging's nach Frankfurt auf die Bretter, welche die Welt bedeuten.

Ich habe auf meiner Bühnenlaufbahn Viel erfahren, Viel erlebt, habe mit mancher Ungunst des Schicksals zu kämpfen gehabt, doch noch niemals habe ich es bereut, daß aus dem „Pfarrer ein Comödiant" geworden.

Digitized by Google

Julie Abich.

Königliche Hofschauspielerin in Berlin.

Wohl ein Jeder, dessen Leben in der Oeffentlichkeit sich bewegt, freut sich des Beifalls und der Anerkennung; für den, der sich die Bühne zur Heimath erwählt, sind Zeichen des Beifalls und der Anerkennung geradezu unentbehrlich. Und doch, wie verschieden sind die Eindrücke solcher Beifallszeichen, wie treten alle übrigen zurück und verblassen vor dem gewaltigen, nie verlöschenden Eindrucke, den die erste öffentliche Anerkennung hervorbringt.

Wie den Volksvertreter das erste „Sehr gut" und „lebhafte Bravo" von dem sein maiden speech begleitet ist, oder den jungen Officier der erste Orden, den er nach siegreicher Schlacht erhält, am Meisten erfreut, so bleibt auch der Eindruck, den der erste Hervorruf und der erste Lorbeerkranz auf den Kunstnovizen macht, der schönste und nachhaltigste. (Wenigstens war das bei mir so der Fall.) Und nun gar das erste Ständchen! „Doch ich will nicht vorgreifen!" . . .

In einem Alter, in welchem die meisten meiner Mitschwestern noch in der ersten oder wohl gar zweiten Classe der „höheren" Töchterschule sitzen, ihre erste Schwärmerei für den Lehrer der Literaturgeschichte absolviren und von den Triumphen des Cotillons in der Tanzstunde träumen, begann für mich bereits das Bühnenleben.

Im fernen Osten, in Riga fand ich das erste Engagement und betrat als „Minchen" in „Spielt nicht mit dem Feuer" zum erstenmale die weltbedeutenden Bretter. Allerdings war ich nur eine bescheidene Zugabe auf den Contract meines Vaters, der als Baß-Buffo dort engagirt war und sich nicht von seinem einzigen Töchterchen trennen wollte.

Wie es bei meiner Anfängerschaft natürlich war, bekam ich nicht allzu häufig größere Rollen, wurde aber, wie dies die Verhältnisse eines Theaters von der Größe des Rigaer bedingen und zu meiner Ausbildung wohl auch förderlich war, in Rollen der verschiedensten Gattung beschäftigt, — sogar Opern!! wie „Tannhäuser" und „Lohengrin" mußte ich als Statistin verherrlichen helfen, was ich nun nicht gerade zu den schönsten Momenten meiner Bühnenlaufbahn zähle. Welch' freudige Ueberraschung gewährte es mir nun, als ich nach einer Bühnenwirksamkeit von wenigen Monaten schon einen Gastspielantrag erhielt und wie dankbar habe ich dieses mir so theure Document, das mir den Beweis lieferte, daß man von meiner Existenz schon außerhalb Riga's, wenn auch nicht sehr weit davon entfernt, in Libau Notiz genommen, und welches mir die lockende Aussicht eröffnete, nun einmal lauter „erste" Rollen zu spielen, aufbewahrt!

Das Libau, das ich damals in Folge dieses Gastspielantrages mit meinen Eltern und Brüdern besuchte, war noch nicht der fashionable Bade- und bedeutende Hafenort,

zu dem es sich in jüngster Zeit emporgeschwungen hat, und doch war unser Aufenthalt daselbst ein überaus angenehmer und glücklicher. Die prachtvollen Seebäder am Morgen, der frohe, heitere Ton im Kreise meiner Angehörigen und der uns befreundeten Familien aus Riga, die Glückseligkeit, des Abends vor einem liebenswürdigen, unendlich dankbaren Publicum die ersten Haupt- und Glanzrollen meines geliebten „naiven" Faches zu spielen, was hätte es Verlockenderes für eine kaum sechzehnjährige, in keiner Weise verwöhnte Jüngerin Thaliens geben können?

Unter den Rollen, die ich während dieses meines Gastspieles in Libau spielte, war auch die „Anna-Liese" in dem gleichnamigen Lustspiele von H. Hersch, eine Rolle, die ich später noch vielfach gerne und mit Erfolg gespielt habe und die ich nur mit Bedauern auf dem Repertoire des königlichen Schauspielhauses vermisse.

Mit wahrer Begeisterung spielte ich meine „Anna-Liese" und dieser Begeisterung entsprach auch völlig die in hohem Grade animirte Stimmung des Publicums und der Jubel, mit dem dasselbe meine Leistung aufnahm. In glücklichster Stimmung kam ich mit meiner Mama nach Hause und mein Glücksgefühl steigerte sich noch, als mich mein geliebter Papa, ein, trotz der unendlichen Liebe, mit der er an mir hing, strenger und unbestechlicher Kritiker, mit einem Kusse für mein Spiel belohnte. Mochte er auch an meiner gewiß noch recht schwachen Leistung Vieles auszusetzen haben, vielleicht hatte sie ihm doch den Beweis geliefert, daß sein Liebling nicht ganz ohne Talent sei, obgleich mein Herr Pastor, der mich confirmirt hatte, früher vollständig davon durchdrungen war, daß ich, ein schüchternes und verschlossenes Kind, viel besser zur Gouvernante als für die Bühne passe.

Digitized by

Also an jenem glücklichen Abend sparte sich mein guter Papa die Ausstellungen bis zum andern Morgen auf und nach langem, frohen Geplauder gingen wir zu schon vorgerückter Nachtstunde zur Ruhe. —

Glückselig und wonnetrunken schloß ich die Augen, doch wollte sich mein sonst so guter Schlaf diesmal garnicht einstellen und in meinem Halbschlummer umgaukelten mich fort und fort mein vielgetreuer Leopold, die Fürstin Mutter, die Grenadiere meines Leopold, denen ich allen so kräftig als möglich die Hände geschüttelt hatte und alle die übrigen Figuren des Stückes. Wie ich mich eben auf dem, wie man sagt, unbeschreiblichen Uebergang zwischen Wachen und Schlafen befinde, werde ich plötzlich durch eine reizende Orchestermusik vollständig wach gemacht. Athemlos lausche ich erst ein Weilchen und bin dann mit einem Satze aus dem Bette und am Fenster, durch dessen Vorhänge bereits der Morgen dämmert und fast gleichzeitig vernehme ich auch schon im Nebenzimmer die Stimme meines Vaters.

„Papa", rufe ich, „hörst du die schöne Musik?" „„Ei ja, Julchen, es wird in der Nähe Jemand Geburtstag haben!""

„Aber Papa, die Musikanten stehen ja gerade unter meinem Fenster, ich habe es ganz deutlich gesehen!"

„„Ach was, das muß ein Irrthum sein, geh' nur noch einmal schlafen, sonst kommst Du morgen früh wieder nicht heraus!""

Wieder schlafen gehen! — das war leichter gesagt als gethan; ich kroch allerdings noch einmal in mein Nest, aber von Schlaf war nun erst recht keine Rede mehr. Wem mochte nur das Ständchen gegolten haben, dachte ich; — in unserm kleinen Häuschen wohnte sonst Niemand

als wir und dabei summte mir noch fortwährend die längst verklungene Musik in den Ohren und ich hatte die Musiker mit ihren Laternen doch ganz gewiß gerade unter meinem Fenster gesehen.

Zum Glück brauchte ich nicht allzu lange in dieser Aufregung und Ungewißheit zu bleiben. Des Räthsels Lösung nahte sich in der Person unserer Wirthin, welche, als wir uns eben an den Kaffeetisch setzen wollten, in's Zimmer stürzte und uns die frohe Mähr verkündete, das Ständchen dieser Nacht sei für die „berühmte Spielerin" bestimmt gewesen, die sie in ihrem Hause zu beherbergen die Ehre habe; die ganze Straße sei in Aufregung gewesen, denn so etwas habe man in Libau noch nicht erlebt!

Da war es heraus, was ich selbst in meinen kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten hatte — die kleine Julie Abich war durch ein Ständchen gefeiert worden. Ach! ich hätte unserer biederen livländischen Wirthin um den Hals fallen mögen — wäre sie nur etwas weniger unsauber und unappetitlich gewesen! —

Kaum je in meinem Leben — und mir ist, wie ich dankbar anerkenne, viel Liebe und Freundlichkeit zu Theil geworden — hat mich etwas mehr beglückt wie dieses erste Ständchen, und so oft ich die Melodie, die mir damals trotz des recht mangelhaft executirenden Bade-Orchesters wie Sphären-Musik erklang, wieder höre (es war „Frühlings Erwachen" von Bach) kommen mir Thränen in die Augen und ich fühle mich wieder in die schönste Zeit meines Lebens zurückversetzt, in die Zeit, in der ich meinen geliebten Vater noch besaß, und in der mir noch keine meiner Illusionen zerstört war.

Wenn der mir unbekannt gebliebene Gönner, der mir damals dieses erste Ständchen bringen ließ, wüßte, wie unendlich er mich damit erfreut und wie sehr er meinem

jungen Herzen damit wohl gethan hat — er würde ſelber ſeine Freude daran haben!

Nun, wer weiß, vielleicht kommen ihm dieſe Zeilen zu Augen und ſagen ihm, wie glücklich er mich damals gemacht, und wie dankbar ich mich noch heute der erwieſenen Aufmerkſamkeit erinnere.

Digitized by Google

Ernst Krause.

Königlicher Hofschauspieler in Berlin.

Hochgeehrter Herr!

Unverkennbar, die Theaterwelt ist in das Zeichen des Decamerone getreten, die Biographie, die Theateranecdote ist Mode.

Sie erweisen mir die Ehre auch meine Bestätigung hierfür zu wünschen, auch mir das modische Kleid anzupassen. Ja —! ja, ja! — daß ich es offen bekenne — mir ist ein wenig beklommen zu Muth in dem fremden Dinge.

Wenn man eine Handlung begehen will, bei deren Ausführung einem nicht geheuer, von deren Folgen man wohl gar fürchtet, so sieht man sich bei Zeiten nach einer passenden Entschuldigung um. Wie aber beschönige ich meinen Frevel? — Das Prioritätsrecht und somit den wesentlichsten Reiz, den der Neuheit haben wir nicht. Die k. k. Hofburgschauspieler können lachen, dort heiligte der Zweck das Mittel volle 25 mal. Sie schrieben Wohlthätigkeitsvorstellungen und — sie waren die Ersten.

Zudem: ich glaube entdeckt zu haben, daß Schauspielerbiographien einander verzweifelt ähnlich sehen, z. B.

Digitized by Google

a. Er war der Sohn wohlhabender Eltern und wurde früh für den geistlichen Stand (oder irgend ein Studium) bestimmt, aber der Hang zur Bühne ꝛc., betrat zuerst in seiner Vaterstadt unter Leitung (möglichst berühmter Name genannt) die Bühne, kam dann nach B. bis er ein ständiges Engagement in C. fand. Seine Hauptrollen sind: (folgt Aufzählung möglichst heterogener Rollen).

b. War der Sohn armer, aber ehrlicher Eltern und (— — — nun kommt ein großer Sprung — — —) betrat frühzeitig die weltbedeutenden Bretter; nachdem er einige Jahre mit einer reisenden Truppe in kleineren Städten (wird die Provinz genannt) gespielt, sah ihn eines Tages der berühmte Schauspieler oder Director N., der ihn sofort für das Theater in A. engagirte. Aber schon ein Jahr darauf ging er an das (womöglich Hof-) Theater in B. Hier wirkt er seitdem im Fache der ꝛc.

Auch ich bin nicht in der Lage, diese Rubrik interessanter zu gestalten. Die Scherzchen und Anekdotchen wirken schließlich recht ermüdend in ihrem immer gleichen Einerlei.

Das Bühnenleben, dem Außenstehenden ein buntschillerndes Eldorado, kann aber auch recht einförmig dahinfließen.

Rollen lernen. Proben. Vor jeder neuen Vorstellung fieberhafte Unruhe. Nach jeder neugespielten Rolle, schon auf dem Heimweg, eine unausstehliche Stimmung. Man murmelt halblaut die ganze Partie vor sich hin mit dem sehnlichsten Wunsche jetzt gleich noch einmal beginnen zu dürfen; man bildet sich ein, die Fehler meiden zu können. Ja, wenn die Einbildungen nicht wären!

Ich rangire etwa unter b.: Die Eltern in bescheidenen Verhältnissen. Sie starben früh. Schulgenossen, deren Eltern am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater

engagirt waren, erwirkten mir die „statistische" Mitwirkung in Görners Kindercomödien. Fromme Prediger fanden diese Kindervorstellungen verderblich, sie wurden verboten. Aber die dämonische Lust war geweckt. Ich wurde mit 13 Jahren selbst Director einer Schauspielerbande. In der Philippstraße der Kirche gegenüber lag, zurücktretend von der Straßenfront eine Zeugschmiedewerkstätte von 13 Fenster Front. In ihr agirten wir Sonntags. Klangvolle Namen zählte die Gesellschaft, die beiden Töchter August Weirauchs, der älteste Sohn Anton Aschers gehörten ihr zu. Anna Zipser, die nunmehrige Gattin meines Collegen Ludwig, spielte erste Liebhaberinnen. Unsere Einnahmen erreichten die Höhe von zwei Thalern. Aus einem alten Schmöker schrieb ich uns ein Theaterstück, d. h. ich hatte meist nur nöthig, den Namen der Rolle vor die betreffende Rede zu setzen, und das hing so zusammen, wie ich 10 Jahre später erkannte, als ich den Pastor Bürger und den Spion in Holteis „Lenore" spielte. (Der Pastor Bürger hat nur im 1. und 3. Act, der Spion nur im 2. Act zu thun). Holteis Stück war von irgend einem Spitzbuben zu einer Erzählung eingeschlachtet worden, denn die Reden der Personen fanden sich durch die Umformung noch unversehrt wieder. Lenore war Anna Zipser, Wilhelm ich — Himmel, muß das wunderbar gewesen sein! —

Als aber der Stiefvater (meine Mutter war eine zweite Ehe eingegangen) von unserem Treiben Kenntniß erhielt, war die Herrlichkeit plötzlich zu Ende.

Lange, lange Jahre folgten, in denen ich vom Theater kaum hörte, viel weniger eine Vorstellung sah. Vom 14. bis 20. Jahre war die gesammte Ausbeute Fiesko und Maria Stuart. Als Hendrichs im letzten Act seinen Monolog als Leicester gesprochen und der Vorhang sich senkte,

Digitized by Google

wollte ich nicht fort, ich begriff nicht, daß die Schlußverwandlung gestrichen sei. — — — — — — — — — — — —

Endlich, endlich, es war im Sommer 1863 reihete mich der Director eines Sommer-Theaters — Hermann Leffler in Coethen — ohne Gage natürlich, seinen Künstlern ein. Einigen Dessauer Freunden und in erster Linie dem Sanitätsrath Arthur Lutze dankte ich diese Wendung meines Geschickes und danke sie ihnen über's Grab hinaus.

Der Herbst desselben Jahres sah mich in Mecklenburg, das ich bei 14, 16 und 18 Thalern Monatsgage 3½ Jahr hindurch mit der Brede'schen Gesellschaft kreuz und quer per Leiter- und Personenwagen mannigfach, zuweilen auch per Eisenbahn durchfuhr.

Die „reisende Gesellschaft", wie sie in der Regel geschildert wird, fand man hier allerdings nicht. Das „reisende Hoftheater" hießen wir. Wie hat der Mann sich mit uns jungen Leuten abgemüht, welch heiliger Ernst lag auf der Versammlung, wenn beim Beginn einer neuen Saison er den Neueintretenden, die von Friedrich Ludwig Schröder herrührenden Theatergesetze vorlas, ein Act, dem aber auch die älteren Mitglieder immer wieder beiwohnen mußten. Ich habe lange dort ausgehalten und zu meinem Heil. Als wir den letzten Contract abgeschlossen, sagte er mir: Gern behalte ich Sie, aber es scheint, als hätten Sie gar keinen höheren Wunsch als bei Julius Brede engagirt zu sein? Sie müssen jetzt und können nun aber auch getrost Ihren Weg antreten.

Drei Jahre darauf sah er mich in Berlin.

Von Mecklenburg ging es im Frühjahr 1867 nach Tilsit — Memel auf ein Jahr, dann nach Halberstadt — Halle a/S. zu Director Gumtau. Hier im November 1868 sah mich Heinrich Laube (es war an meinem 26. Geburtstag). Wir hatten Leipziger Gäste und gaben Freytags

Digitized by Google

Valentine; ich kannte das Stück bis dahin nicht und hatte in vier Tagen den Benjamin neu gelernt. Mir sollte Laubes Anwesenheit verborgen bleiben, aber da er nach dem 1. Act seinen Platz im Orchester den Abend über nicht wieder einnahm, unterhielt man sich über das Ereigniß. Ich war des festen Glaubens, wir hätten ihn mit dem ersten Acte schon so beleidigt, daß er es vorgezogen, gleich nach Leipzig, wo er damals schon wohnte, zurückzukehren.

Die Nacht, der kommende Tag und wieder eine Nacht vergingen, bis ich mit einem Briefe, Poststempel Leipzig, zu Freund Heitmann stürzte. Da lies! lies!

„Was?“

Helm lies! Da steht, er hat den 1. Act der Valentine gesehen, er hofft, mich in einer bemerkenswerthen Laufbahn fördern zu können, ich soll ihm aus meinem Leben Mittheilungen machen.

Mit einem Zauberschlage den reisenden Gesellschaften, den Saisontheatern entrückt!

Im April 1869 trat ich mein Leipziger Engagement an; drei Monate darauf schon war der Contract nach Berlin unterschrieben. Herr v. Hülsen hatte Otto Ludwigs „Erbförster“ gesehen, ich spielte den Holzhüter Weiler. — Im Mai des nächsten Jahres trat ich an sechs Abenden als Gast im Berliner Schauspielhause auf.

Das Alles war wie im Fluge geschehen. Lange Zeit war mir gleich einem Nachtwandelnden zu Muth, immer fürchtete ich, eines Morgens zu erwachen und der Zauber, der Spuk, der mich gefangen hielt, könne vorbei sein. Ja, das bissel Talent selbst, fürchtete ich, könne dann wohl verweht sein, ausgelöscht von den Kobolden, die dich necken.

Ich war von jeher ein arger Zweifler, wenn ich mein Können zu befragen hatte.

Wie ein angstvoll gejagtes Menschenkind in der Ver-

Digitized by Google

zweiflung wohl einen Abgrund überspringt und hat es das rettende Ufer erreicht — rückschauend erst gewahr wird, was mit ihm geschehen und selbst staunend, sich eingesteht, daß es mit ruhigem Blut nimmermehr solch Wagniß unternommen! Ja:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
„Denn die Götter leihn kein Pfand;
„Nur ein Wunder kann Dich tragen
„In das schöne Wunderland.

Und die Wunder trugen mich weiter. Nach Wien! In's Hofburg-Theater! Vor wenig Monaten erst noch nach München. Ja, Sie lächeln! Ich betrachte es als ein Wunder, so mit heiler Haut davon gekommen zu sein.

Sie sehen, ich rangire unter b. Ich erfülle sogar ziemlich genau das dort aufgestellte Programm, und nicht gut kann das, was Tausende mit mir gemein haben — nur geschehen nicht tausend Wunder — ein Interesse für weitere Kreise beanspruchen. Der etwaige Leser würde mir beistimmen: Theatermonographien können ein dauerhaftes Buch ergeben, sie halten lange vor, denn sie müssen in kleinen Dosen genommen werden.

Weihnacht 1880.

In Hochachtung

Ernst Krause.

Digitized by Google

Vilma von Voggenhuber-Krolop.

Königliche Kammersängerin in Berlin.

Meine liebe Freundin Désirée Artôt ist es, welcher ich, eine geborene Ungarin, meine Laufbahn auf der deutschen Opernbühne zu danken habe. Gelegentlich ihrer Anwesenheit in Pest wußte die ausgezeichnete Künstlerin mich zu überzeugen, daß mir als ungarischer Sängerin ein nur engbegrenzter Wirkungskreis gezogen sei und voll Hoffnung für die Zukunft wandte ich meine Schritte nach Berlin. Ich gastirte auf dem Hoftheater als „Jüdin“ und „Fidelio“ und würde wohl den günstigsten Erfolg gehabt haben, wenn — — ja wenn man bei meinem Gesange nicht eine Kleinigkeit vermißt hätte. Mir fehlte nämlich zur deutschen Sängerin nichts weiter als — — die deutsche Sprache.

Da ich meine heimathlichen Brücken nun einmal hinter mir abgebrochen hatte und nicht wieder ungarisch singen wollte, war es jedenfalls das Beste, daß ich zur Vervollkommnung in der deutschen Sprache vorerst nach Stettin ging. Am Stadttheater daselbst ward mir nun im reichsten Maße Gelegenheit, mich nach der erwähnten Richtung hin

Digitized by

auszubilden, denn bei meinem fast vollständigen Mangel eines deutschen Repertoirs, war ich genöthigt, jede Woche eine neue Partie zu studiren. Trotz des eifrigsten Fleißes, den ich an meine schwierige Aufgabe wandte und trotz der nicht geringen Keckheit, mit der ich dieselbe erfaßte, begegnete mir doch eines Abends als Valentine in den „Hugenotten“ ein kleines Malheur, denn als ich in dem großen Duett mit Raoul, diesen meiner Lieb' und Treue versichern wollte, verlor ich plötzlich die Sprache — die deutsche nämlich — und — — blieb stecken. Es war ein kritischer Moment; dem Kapellmeister sträubten sich förmlich die Haare; Raoul erbleichte unter seiner Schminke und das Duett wollte aus allen Fugen gehen. Da erfaßte mich der Muth der Verzweiflung. Sollte ich den Fluch der Blamage auf mich laden? — Nein! — Ich ergriff meinen Raoul, schleppte ihn vor die Rampe und sang nun mit wahrer Todesverachtung den Rest meines Textes — ungarisch.

Daß wir Alle erleichtert aufathmeten, als das Unglücksduett vorüber war, kann man sich denken, Publicum und Kapellmeister aber hatten meine Sprache der Verzweiflung für italienisch gehalten. —

Heiterer Natur ist ein anderes Intermezzo, zu welchem Gounods „Margarethe“ einst den Anlaß gab. Der erste Act war vorüber und es nahte der Moment, wo ich im zweiten Act aus der Kirche kommend, auf die Scene treten mußte. Aber o Schrecken! ich gewahrte jetzt, daß ein nothwendiges Requisit, ein Gebetbuch für mich vergessen worden. „Ein Königreich für ein — Gebetbuch!“ — In meiner Aufregung schreie ich die Garderobière an, die mir im Halbdunkel der Coulissen eben in den Wurf kommt. Doch diese ruft entrüstet: „Aber ich bin ja keine Schneiderin, ich bin Fräulein X., die erste Liebhaberin!“ . . Endlich,

Digitized by Google

im letzten Augenblick erbarmt sich meiner noch der Inspizient, indem er einem Stück Pappdeckel das ihm eben zur Hand liegt zur Noth die Form eines Gebetbuches giebt, und dasselbe mit einem schwarzen Papier ohne Glanz — die „Seelenschuldverschreibung" des Mephisto — umwickelt. Und nun hinaus auf die Scene!

Demüthig, mit gesenktem Haupte, wie es einer Margarethe ziemt, trete ich aus der Kirche und halte mein „Gebetbuch" fein züchtig vor den Mund. Faust entledigt sich seiner gesungenen Anrede: „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen" ꝛc. und ich erhebe mein Köpfchen um ihm schnippisch zu erwidern: „Bin weder Fräulein, weder schön" ꝛc. — da bricht das Haus in schallendes Gelächter aus.

Ganz consternirt über die räthselhafte Heiterkeit des Publicums, bei der doch keineswegs komischen Stelle, gehe ich nach meinem Sang ab in die Coulisse, und hier wird mir erst durch die Anwesenden klar gemacht, was die Veranlassung des seltsamen Heiterkeitsausbruches sei. In meiner vorherigen Aufregung hatte ich nämlich bei meinem Auftritt auf die Scene das ominöse „Gebetbuch" allzu krampfhaft an Mund und Nase gedrückt, und mir mit dem schwarzen Teufelspapier einen ganz martialischen Schnurrbart gemalt. Ich war bei dieser Entdeckung einer Ohnmacht nahe. Gretchen mit einem Schnurrbart. Entsetzlich! . . .

Doch das Publicum war mir freundlich gesinnt. Bei meinem Wiederbetreten der Scene lächelte es zwar; doch nachdem ich meinen Schmuckwalzer gesungen, applaudirte es so stürmisch und rief so lebhaft da capo, daß ich seinem Drängen nachgeben und den Walzer wiederholen mußte. Das „angeschwärzte Gretchen" hatte sich wieder — rein gesungen!

Vilma v. Voggenhuber.

Digitized by Google

Maximilian Ludwig.

Königlicher Hofschauspieler in Berlin.

Geehrter Herr!

Obwohl ich für Ihr Unternehmen gute Erwartungen und — ohne alle Phrase! — die besten Wünsche hege, kann ich mich doch zu einer persönlichen Theilnahme daran nicht entschließen.

Aus verschiedenen Gründen.

Zunächst ist das Erzählen von Anekdoten und Bühnenhistorien, die keinen theatergeschichtlichen Werth besitzen, nicht nach meinem Geschmack; alsdann habe ich wirklich so Ungewöhnliches nicht erlebt, das zu „verewigen" lohnte und endlich möchte ich das Freudige, Schöne und Erhebende, das mir das gütige Geschick zu Theil werden ließ, nicht hinaustragen lassen in die Welt, während wiederum das Unerfreuliche, Häßliche und Herabstimmende, das mir leider nicht immer erspart blieb, — anstatt an's Tageslicht gezogen zu werden, besser der Vergessenheit anheimfällt.

Ich gehöre mit Leib und Seele meiner Kunst an und habe ihr rein und voll diejenige Hingebung bewahrt,

Digitized by Google

welche in meinen ersten Anfängen, in meiner „Sturm- und Drangzeit“ mich erfüllte. Nun sollte man meinen, daß derjenige, welcher sich einem Berufe, dessen Ausübung die weiteste Oeffentlichkeit zur Bedingung hat, aus freier Wahl und so warmherzig hingab, sich auch sonst wohl und behaglich fühlt in weiter Oeffentlichkeit. Dies trifft indessen gar nicht zu bei mir. Das absolute Gegentheil ist der Fall. In dieser Beziehung wohnen

„zwei Seelen, ach! in meiner Brust“.

Darf ich nach dieser Beichte auf vollständige Absolution hoffen für meine — unterlassene literarische Sünde, welche freilich Ihrer freundlichen Aufforderung gegenüber zu einer Unterlassungssünde wird?

Ich glaube wohl. Und nun, mein lieber Herr, will ich diese Zeilen schließen, wie ich sie angefangen: mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Unternehmen, bei dessen Gelingen ja auch ein schöner humaner Zweck erreicht wird durch den der Bühnengenossenschaft zugedachten Antheil. —

Diese Körperschaft wird Ihnen übrigens zweifachen Dank zu votiren haben. Hören Sie meine Offenbarung, die Sie überraschen wird, den Erfolg, welchen ich Ihnen ankündige, den großartigen Erfolg, den Sie gewiß nicht ahnen, geschweige denn anstreben und den Ihr Werk neben seiner Millionenauflage zweifellos einheimsen wird: die Theaterzeitungen werden nach dem Erscheinen Ihres Werkes zu erscheinen aufhören müssen!

Wenn es nämlich wirklich wahr ist, daß die Bühnenmitglieder lediglich nur deshalb Theaterzeitungen halten, um den Stil ihrer Collegen kennen zu lernen, so wird durch Ihr Sammelwerk, worin die Künstler von Namen auch mit Namen, d. h. mit Namenszeichnung schriftstellerisch vertreten sind, — jenen Blättern insgesammt

Digitized by Google

mit einem Schlage der Daseinszweck entzogen und der völlige Garaus gemacht.

Dieses Ziel, das sich die Bühnengenossenschaft gesteckt, das sie mit ziemlich drastischen Mitteln verfolgt und nicht erreicht hat, — — Sie werden es erreichen, ohne Kampf, ohne Mühe und ohne Opfer.

Sollte mich jedoch meine Annahme trügen, sollten unserer idealen Welt jene Ruhmes-Blätter erhalten bleiben, so ist dies vielleicht damit zu erklären, daß — die Priester der Kunst des Weihrauches nicht entbehren mögen.

Mit freundlichstem Gruß

Ihr ganz ergebener

Maxim. Ludwig

Berlin im Januar 1881.*)

*) Das vorstehende launige Schreiben enthält so durchaus neue Gesichtspunkte bezüglich der Wirkungen dieses Buches, daß ich den „Künstlern von Namen", durch deren Unterstützung mir die Herausgabe desselben ermöglicht wurde, die Gelegenheit, ihrem wohlmeinenden Kunstgenossen ihren Collectivdank zu erstatten, nicht entziehen durfte. Das Schreiben mußte also — übrigens mit Genehmigung des Herrn Verfassers — in diesem Sammelwerk seinen Platz finden.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Louise Koester.

Königliche Kammersängerin und Ehrenmitglied der Königlichen Oper in Berlin.

Ergänzte Tagebuchblätter.

I.

Lehrjahre.

So war es denn entschieden — auf das Anrathen wohlgesinnter Freunde, wohl auch unter deren Beihülfe — wir wollten nach Leipzig übersiedeln; meine Eltern gaben die in Lübeck gewonnene bürgerliche Stellung auf, und ich sollte in die Schule des damals, namentlich durch die Ausbildung von Eduard Mantius in Ruf gekommenen Gesanglehrers August Pohlenz gegeben werden.

Das Herz der damals eben Vierzehnjährigen wallte hoch auf in Freude und Hoffnung. Obwohl von der Natur mit einer klangvollen, weithin tönenden Stimme begabt, hatte ich doch noch keine Begriffe von Kunst und künstlerischer Ausbildung; ich freute mich des göttlichen Geschenks im Wettgesang mit Fink und Nachtigall, wenn ich mit den Spielgenossinnen, Veilchen suchend oder Vergißmeinnichtkränze windend, über Lübecks Wälle streifen

Digitized by Google

durfte — noch ohne Ahnung, daß Singen etwas andres sei als aus kindlichem Herzen und mit fröhlicher Stimme Gott loben.

Es war an einem Apriltage des Jahres 1837, als ich des schwerfälligen Hauderers wartend, den Mantel um die Schultern und den Reisehut, dem die gute Mutter vorsorglich — nach dem damals modischen „Knick“, — eine herzhafte Beugung im Schirme beigebracht hatte, halbschief auf den Kopf gedrückt, vom Fenster aus der Ankunft des Wagens mit Ungeduld entgegensah und die Nase wartend gegen die Fensterscheibe drückte. Was damals alles bangend und in träumerischer Hoffnung an mir vorüberzog, ich könnte es heute noch Zug für Zug wiederholen; — doch gipfelte alles in dem einen Gedanken, ich wollte durch gewissenhaften Fleiß der liebenden Aufopferung der Eltern danken und nicht nachlassen, unverdrossen einem Ziele nachzuringen, das ich trotz des Nebels kindischer Gedanken aus weiter Ferne vor mir auftauchen sah.

Eine Reise von Lübeck nach Leipzig vor einigen vierzig Jahren war nicht, wie heute, die Sache kaum eines Tages; die Blumensträuße, welche die Freundinnen mir beim Abschied in den Wagen reichten, waren schon welk, als wir am Abend des ersten Tages im Kampf mit den zähen Lehmwegen Mecklenburgs unter vieler Mühsal bei vorgerückter Nacht in Schwerin ankamen; es mochte gut eine Woche vergangen sein, ehe wir endlich Leipzig erreichten.

Unser erster Gang war zu Pohlenz, der, ohne mich noch geprüft zu haben, mich mit der Freundlichkeit aufnahm, die der bezeichnende Ausdruck seines ganzen Wesens war. Eine kernige deutsche Natur, durch und durch gesund, wie es auch seine Lieder bezeugen, durch die er in weitesten Kreisen bekannt ward und in denen er im Munde des Volkes fortlebt wie z. B. sein noch heute gesungenes

Matrosenlied und sein kleiner Tambour Veit davon Zeugniß ablegen. Ein Schüler von Paer, vereinigte er die Vorzüge deutscher Innigkeit in der Auffassung mit der edlen Cantilene des altitalienischen Kunstgesanges und war gleichweit entfernt vom rohen Naturalismus unserer Zeit, wie von deren verschnörkelnder Abrichtung, die ihre Grundlagen meistentheils erst auf die ruinirte und gebrochene Stimme legt. So wurde mir die tägliche Stunde des Lernens die wahre Feststunde meiner fast zweijährigen Lehrzeit in Leipzig und es ist mir für meine Lebenszeit unmöglich geblieben, mich bei meiner späteren selbständigen künstlerischen Entwicklung nicht bei jeder Gelegenheit zu fragen: „Bist du auf dem Wege geblieben, auf welchen Pohlenz dich hingewiesen hat? fühlst du noch den Kuß auf deiner Stirn, der dein Lohn war und sein Dank, wenn du etwas so recht nach seinem Sinne gesungen und aufgefaßt hattest?“ —

Pohlenz lebte übrigens in den bescheidensten Verhältnissen, als Kantor der Thomaskirche, obgleich er Glück mit seinen Schülern und Schülerinnen gehabt hatte. Eduard Mantius habe ich schon genannt; Livia Gerhardt würde sicher eine bedeutende Laufbahn vor sich gehabt haben, wenn ihre Verheirathung mit Herrn Dr. Frege sie nicht frühzeitig der Bühne entzogen hätte; gleichzeitig mit mir war Kathinka Evers seine Schülerin. Seine Methode gab der Stimme Halt und Dauer, indem sie den von Natur gegebenen Ton ausbildete und entwickelte und die Register nicht forcirte sondern ausglich. Seinem feinen Ohre entzog sich nicht die leiseste Schwankung der Intonation; das unselige Tremoliren hätte als die Signatur eines kranken und passiven Organs gegolten.

Leipzig war zu dieser Zeit, wo Mendelssohn sein musikalisches Leben beherrschte und veredelte, ohne Zweifel die am meisten musikalische Stadt in Deutschland. Es

Digitized by Google

konnte daher nicht fehlen, daß von der Gunst, die der Große und Bedeutsame genoß, nicht auch ein Theil auf uns Kleine gekommen wäre.

Im Hause von Raimund Haertel, dem Träger einer berühmten Firma und dem Verleger von Mendelssohn, wurde die alte tüchtige deutsche Hausmusik getrieben; Pohlenz dirigirte. Von ihm eingeführt, wurde ich eine eifrige Theilnehmerin der musikalischen Abende und lernte das, was man zu jener Zeit mit dem zwar unschönen, aber bezeichnenden Namen des „Notenfressens" benannte. Wohl mochte hin und wieder ein wohl einstudirtes Lied und gelegentlich auch eine Arie gestattet sein, in der Regel bekam aber jeder sein Blatt in die Hand und mußte nun zeigen, was er konnte. Das erhöhte die musikalische Schlagfertigkeit, förderte Selbsterkenntniß und Verständniß und ließ die virtuose Eitelkeit nicht aufkommen, die übrigens auch in der gebildeten und künstlerisch anmuthenden Haussitte kaum hätte Platz greifen können. — Ja es war Frühling in Leipzig ringsumher, — nicht allein wenn wir auf die Haertel'sche Sommerfrische hinauszogen nach dem lieblichen Lindenau und in der harmlosesten Fröhlichkeit der Jugend unter Gesang und Scherz oft spät in die engen Häuserreihen der sonnendurchglühten Stadt zurückkehrten.

Und o! welch Tag des Glücks und der Freude, als Pohlenz wie zufällig bei den Eltern vorgesprochen war und beim Fortgehen so ganz nebenbei bemerkte: „das Louischen nehmen Sie mir gut in acht, sie hat eine Dreitausendthalerstimme; daß Sie ihr aber nichts davon sagen." — Und als ich bald darauf erhitzt vom Spiel mit befreundeten Mädchen, fast außer Athem ins Zimmer trat, der Vater über das wilde Toben schalt und die Mutter mit gerötheten Augen mir die Schweißtropfen von der Stirn wischte und den verschobenen Kragen glattstrich —

und Beide mich mit jener Weichheit mahnten, die in der Regel nicht der Vorbote des Tadels ist, doch gesetzter zu werden und zu gedenken, daß ich kein Kind mehr sei, bis Beide endlich aus der Fülle ihres überströmenden Herzens mir brühwarm und wortgetreu die Aeußerung des Lehrers mitgetheilt hatten — o welch ein Augenblick der reinsten Seligkeit, daß ich hoffen durfte, das selbstlose Opfer, welches die Eltern mir gebracht, durch diejenige Thätigkeit ihnen wieder vergelten zu können, welche der wahre Inhalt meiner Seele war! Auch an tragikomischen Intermezzos sollte es nicht ganz fehlen. Obgleich sonst eine gehorsame Schülerin, hatte ich mich durch einen Musikfreund verleiten lassen, gegen Pohlenz' Verbot, in einer größeren Gesellschaft die Arie der Prinzessin aus Johann von Paris zu singen. Als ich am nächsten Morgen zur Stunde ging, schlug Pohlenz ziemlich unwirsch und wortkarg gerade diese Arie auf und ich merkte bald, wie die Dinge standen, als ich ihm nichts in meinem Vortrage recht machen konnte, er jede Passage tadelte und endlich das Notenheft zuschlug mit der Erklärung: das Musikstück sei noch viel zu schwer für mich, über's Jahr wollten wir's mal wieder versuchen. „Und das haben Sie vor den Leuten gesungen," fuhr er darauf fort, „und wissen Sie, Louischen, was Herr G. mir gesagt hat? Sie hätten sich damit blamirt — gründlich blamirt!" — Ich stand von Gluth übergossen vor ihm und meine Solfeggien blieben mir in der Kehle stecken. Nun kam die Reihe an den gutmüthigen Alten und er tröstete an mir herum, so gut er konnte, mit der endlichen Vermahnung, nie wieder gegen seinen Willen mich zu dergleichen Kunststücken verleiten zu lassen. — Ich bin wohl nie so schnell aus der Stunde nach Hause gekommen, als an jenem Tage, warf weinend meine Notenhefte auf's Klavier und rief dem

Digitized by

erstaunten Vater in höchster Aufregung entgegen: „Denke nur, Vater, wie schlecht vom G.! Du weißt, daß gerade er so lange bat, bis ich gestern Abend die Arie der Prinzessin sang und nun hat er mich bei Herrn Pohlenz verklatscht, daß ich sie schlecht gesungen und mich gründlich blamirt hätte!“ — Mein Vater, der nicht ohne Schuld gewesen war und durch sein Zureden vor allem meinen Ungehorsam veranlaßt hatte, nahm die Sache sehr von der ernsten Seite und erklärte Pohlenz noch an demselben Tage beim Kafé im Rosenthal: „Der G. gerade sei Schuld gewesen und nur auf sein Verlangen hätte ich gesungen; dem werde er seine Meinung bei nächster Gelegenheit aber gründlich sagen! — Da fing denn auch der gute Pohlenz an mit dem Stuhl zu rücken und zu räuspern, denn er kannte meines Vaters Art und Weise und der G. war ein angesehener Mann und sein Gönner. — „Hören Sie, Schlegel, machen Sie mir keine Sache nicht! Ganz so schlimm hat's der G. auch gerade nicht gesagt; aber vom Louischen war's nicht recht, daß sie gesungen hat — sie hätte sich doch recht blamiren können.“ — Und damit war die Sache zu Ende, meine kleine Eitelkeit getröstet — ich aber sang nie wieder etwas gegen Pohlenz' Verbot. —

Und immer neue Blüthen trieben am Rosenstrauch meiner Hoffnungen. Ich war schon im Laufe des ersten Sommers zum Musikfest in Magdeburg eingeladen, wo ich mit Frau von Faßmann, meinem spätern Collegen Zschiesche und dem Tenoristen Eichberger zusammentraf. Wie der Jugend alles entgegenlacht, so begrüßte auch mich trotz der zweiten Stellung, die ich bewährteren Kräften gegenüber einnahm, reicher Beifall, den ich allerdings wohl in meinem Tagebuch notirt finde mit der Bemerkung jedoch: „Wenn ich doch nur mehr hätte singen können!“ —

Digitized by Google

Meine ganze Seele wogte damals nur in der Sehnsucht, auszuklingen in Ton und Gesang! —

Erhöhte Anregung noch gab mir im ersten Winter wiederholtes Auftreten in den Gewandhausconcerten — ein um so reicherer Lohn meines Fleißes, denn diesen darf ich rühmen, als das Verhältniß zu dem damaligen Dirigenten Mendelssohn und dem früheren, meinem Lehrer Pohlenz, kein ganz ungetrübtes war. Hier kam ich mit vielen der bedeutendsten künstlerischen Kräfte in Berührung — ich nenne von Künstlerinnen Clara Novello die mit der wundervollen Plastik ihres Tones, trotz einer gewissen vornehmen Kälte im Vortrag, ähnliche, wenn auch nicht gleiche Wirkungen erzielte, wie später (Jenny Lind). Ferner Ernst, der mich bezauberte; Thalberg, den ich bewunderte und Lißt, der mich hinriß. Namentlich der Letztere nahm sich mit der liebenswürdigen Freundlichkeit, die er jedem jungen Talente entgegenbrachte, auch meiner an und ich war nicht wenig stolz darauf, als er mich in einer Matinée vor den musikalischen Coryphäen Leipzigs eine uns Beiden noch unbekannte Composition Mendelssohns prima vista singen ließ und seine Begleitung — wohl um mich zu necken — mit einem Ueberfluß von Läufen und Fiorituren ausstattete. Ich hielt mich aber tapfer und ließ mich nicht aus dem Text bringen; denn ich war der Noten und meiner Stimme sicher und über das gewiß recht mangelhafte Verständniß hob mich die Unbefangenheit der Jugend siegreich hinweg.

Meine Bezüge zu den genannten Meistern waren begreiflich die eines jungen Mädchens zu Künstlern von europäischem Ruf; sie freuten sich meiner Frische und meiner schönen Stimme und ich nahm ihre Huldigungen entgegen, wie ein halbes Kind, das ich ja im vollsten Sinne des Wortes noch war. —

Digitized by Google

Die Verhältnisse meiner Eltern machten es nöthig, daß ich Anlagen und die erlangte Ausbildung so rasch wie möglich verwerthen mußte und Pohlenz vermittelte mit dem damaligen Director des Leipziger Stadttheaters, seinem Freunde Ringelhardt, dem er seine Schüler zuzuführen pflegte, ein zweimaliges Auftreten in der Pamina und Agathe. Ich trat ohne jede Befangenheit vor das Publicum hin, denn stimmlich war ich meiner Sache sicher und um weiteres kümmerte ich mich vorläufig noch nicht — im scharfen Gegensatze zu späteren Zeiten, wo ich bei jedem Gastspiel mit steigender Angst zu kämpfen, allerdings aber auch einen größeren Einsatz zu wagen hatte. Mein erstes Auftreten wurde von Publicum und Kritik mit gleicher Gunst aufgenommen; der Einzelheiten erinnere ich mich aus dieser Zeit des berauschenden Jugendglückes kaum noch; nur eines Wortes, das mir mein Vater zubrachte, habe ich nicht vergessen und kann noch heute seiner nicht ohne dankbare Rührung gedenken. Als ich in der Agathe die Worte der Cavatine sang: „Für mich wird auch der Vater sorgen“ hatte sein Hintermann im Parterre leise vor sich hin geflüstert: „Ja, das wird Er!“ — Das Wort hat mich bis auf den heutigen Tag nicht verlassen und oft in schweren Stunden aufgerichtet. —

Trotzdem führten die in Folge meines Gastspiels angeknüpften Engagements-Unterhandlungen zu keinem Resultat; Herr Ringelhardt hatte das Geschäftsprinzip, Anfänger mit höchstens 800 Thaler beginnen zu lassen, während mein Vater auf 1000 Thaler Gage bestand. Die Verhandlungen führten zuletzt zu einer so gereizten Stimmung, daß es zum gänzlichen Abbruch kam; mein Vater — meinerseits unter vielen Thränen — die Sachen packen ließ und wir im December, also nach nicht ganz einjährigem Aufenthalt, von Leipzig nach Lübeck zurück-

kehrten. Doch war diesmal die Wirkung in die Ferne eine günstige; mein Vater mochte inzwischen eingesehen haben, daß Lübeck nicht der geeignete Boden sei, um mich schnell bekannt zu machen; Ringelhardt wurden von einflußreicher Seite ebenfalls Vorstellungen gemacht und Pohlenz vermittelte und — so kehrte ich zu meiner unendlichen Freude im Herbst wieder nach dem lieben Leipzig und den dortigen Freunden zurück und trat mein erstes Engagement mit den richtig durchgesetzten 1000 Thalern Gage an — eine Summe, die mir damals so unermeßlich groß erschien, daß ich sie von allen meinen spätern Gehalts- und Gastrollen-Bezügen allein fest im Kopfe behalten habe.

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Geschichte des damaligen Theaters in Leipzig zu schreiben; doch gedenke ich in dankbarer Erinnerung dreier bedeutender Künstler, die sich meiner mit herzlicher Theilnahme annahmen, Lortzings, des Bassisten W. Pögner und der Frau Günther Bachmann — vor allen aber des Directors Ringelhardt selbst, der mich auf der Bühne erst gehen und stehen und nicht allein der Aufgabe meiner Rolle, sondern dem Gange der ganzen Handlung folgen und mich ihr anzuschließen und ihr unterzuordnen lehrte.

Beim Einstudiren der Valentine hatte ich nach dem damals modischen Gebrauch meinen Arbeitsbeutel in der Hand behalten, den mir Herr Ringelhardt mit einem didactischen Vortrag über den Zweck des Probirens abnöthigte und auch sofort in's Praktische übersetzte, indem er mir die Scene mit Raoul von Anfang bis zu Ende vorspielte. Den Hauptaccent legte er natürlich auf jenes berühmte „Ich liebe Dich!“ und auf die bekannte Attitüde in der Thüre, um Raoul zurückzuhalten, und wenn ich später an diesen Stellen Beifall fand, so mußte ich stets des recht wohlbeleibten, breitschultrigen Herrn gedenken

Digitized by

und der gewaltsamen Anstrengungen, mit welchen er fast über die Möglichkeit seiner körperlichen Längen- und Breitenverhältnisse hinausging, um mir den richtigen Begriff von dramatischer Action beizubringen.

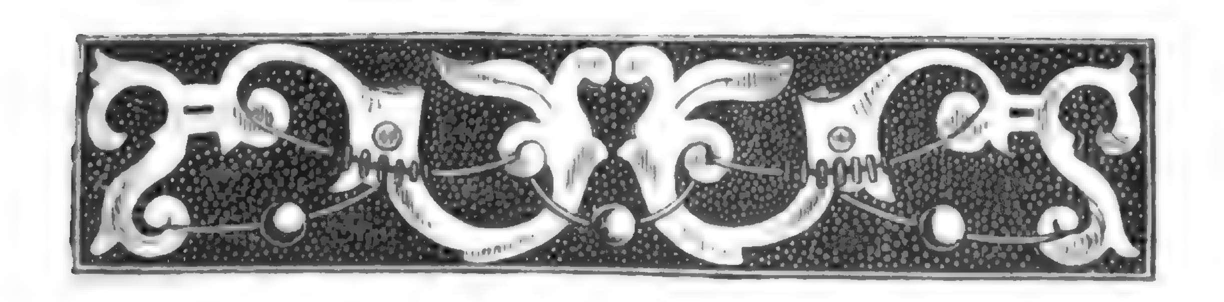
Ueberblicke ich die Zeit meines zweijährigen Engagements in Leipzig, das mit dem October 1840 zu Ende ging, so bin ich heute noch erstaunt über die Leistungsfähigkeit, welche allein die jugendliche Kraft geben kann. Fast täglich eine Gesangsstunde bei Pohlenz, Unterricht im Französischen und Italienischen, eine ausgedehnte Geselligkeit, oft mehr als dreimaliges Auftreten in der Woche und das Einstudiren von Agathe, Rezia, Euryanthe, Valentine und Alice, Ginevra (Guido und Ginevra), Jüdin, Zeila (Feensee), Adalgisa (Norma), Giulietta (Montechi und Capuletti) und von fast einem Dutzend kleinerer Rollen, die damals auf der Tagesordnung standen und heute vergessen sind. So gewann ich die nöthige Bühnenroutine und diejenige Gewandtheit, welche allein die Beschäftigung in den heterogensten Rollen zu geben vermag und vermied die Klippe der Abrichtung, an welcher bei zu einseitiger Beschäftigung so manche begabte Anfänger scheitern.

Eine größere und wahrhaft künstlerische Anregung gab mir ein mehrmaliges Auftreten der Schröder-Devrient, in deren Norma ich die Adalgisa, zu deren Romeo ich die Giulietta sang. Nicht als wäre ich im Stande gewesen, der dramatischen Größe dieser gewaltigen Frau, die im Zenith ihrer Kraft und ihres Ruhmes stand, mit voller Freiheit zu folgen; dazu lag ich noch zu sehr in den Banden der Freude am eigentlichen Stimmmaterial. Aber sie hat doch manches Saatkorn in meiner Seele zurückgelassen, das nach und nach in mir zur Entwicklung kam und wenn mich damals auch mehr äußerlich die Art und Weise berührte, in welcher sie mir als Adalgisa die modische

Kleidung zu Gunsten des antiken Faltenwurfs abnöthigte, und als Romeo vergebens den Versuch machte, die von ihrer Absicht nicht zuvor unterrichtete Giulietta auf ihren Armen davon zu tragen — so läuterten sich doch aus der Ferne der Zeit die empfangenen Eindrücke, wie man sich eine großartige Gegend, die im ersten Anschauen fast erdrückend und verwirrend auf uns einwirkt, oft erst in der Erinnerung wiederholen muß, um sie vollkommen zu genießen.

Bedeutsamer fast berührte mich ein Gastspiel Tichatschecks, dessen Adolar noch heute in unverblichenem Glanz vor meinen Augen steht. Er trug mir ein wahrhaft künstlerisches Interesse entgegen und seiner freundlichen Vermittlung zumeist wohl verdankte ich eine Einladung zum Gastspiel nach Dresden, wie dem Magdeburger Gesangsfest und Herrn Zschiesche eine solche nach Berlin, welche in den Frühling 1839 fielen und mit deren Erfolgen meine Leipziger Lehrzeit abschloß. —

Louise Koester geb. Schlegel.



Theodor Lebrun.

Director des Wallner-Theaters in Berlin.

Ein Besuch bei Hermann Hendrichs.

Der Entschluß zur Bühne zu gehen, wie die landläufige Bezeichnung für diesen Abbruch aller Brücken zum bürgerlichen Beruf lautet, stand in mir fest. Wie und wann der Gedanke mir gekommen war, vermag ich heute nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben, er war über mich gekommen als zwingende Kraft, als mein Schicksal und ich folgte ihm. Zur Ausführung meines Vorhabens schreitend, befand ich mich in nicht geringer Verlegenheit wegen des ersten Schrittes zur Bühne. Gewöhnlich haben diejenigen, welche gleich mir diesen verhängnißvollen Schritt thun wollen, vorher schon persönliche Beziehungen zu Bühnenmitgliedern, die ihnen den Weg zur Bühne ebnen und oft sind diese Beziehungen allein, nicht der innere, unwiderstehliche Trieb, die Ursache ihres Entschlusses; mir dagegen stand kein Rath, kein Helfer zur Seite, ich hatte noch nie mit einem Bühnenmitgliede gesprochen, war vollkommen fremd in den Regionen, zu denen ich nun den

Digitized by Google

Eintritt suchte. Nur ein Bühnenmitglied, das war mir klar, konnte mir sachgemäß rathen, ich beschloß daher einem Solchen, bei dem ich langjährige Erfahrung und große Verbindungen voraussetzen konnte, mein Herz zu öffnen und deshalb machte ich Theodor Döring, der zu jener Zeit auf der Höhe seines vielbewunderten und ebenso sehr angefeindeten Künstlerruhmes, in der Vollkraft des Lebens stand, meinen Besuch. Ich kam leider in Bezug auf seine Gemüthsstimmung zu ungelegener Zeit zu ihm. „Junger Mann," sagte er, „bleiben Sie um Gottes Willen der Bühne fern und bei Ihrem Beruf, vermehren Sie nicht die Zahl der Unberufenen, sie ist groß genug. Alle Tage werde ich von solchen jungen Menschen, die ich auf die Bretter führen soll, überlaufen, ich thu's nicht, ich thu's nicht! Sie wissen nicht, was Ihrer wartet, bleiben Sie dem Theater fern, junger Mann, bleiben Sie fern!" Mit diesen in seiner Weise scharf und kurz herausgestoßenen Worten drückte er mir die Hand und begleitete mich zur Thüre.

Theodor Döring, mit dem mich später eine lange und treue Freundschaft verband, war zu jener Zeit trotz seiner künstlerischen Erfolge innerlich verbittert und mit seinem Schicksal, so glänzend es äußerlich erschien, unzufrieden, er kämpfte einen schweren Kampf mit einem von hervorragender Stelle protegirten Collegen seines Fachs an der Hofbühne und wurde von der Kritik im Interesse dieses Collegen oft recht unbarmherzig behandelt. Im Grunde des Herzens der beste Mensch, war Döring in spätern Jahren der thätigste Förderer strebsamer, junger Talente. Ich war, wie gesagt, zu ungelegener Zeit gekommen und empfing also den oben erzählten kalten Wasserstrahl, ohne doch deshalb entmuthigt zu werden; im Gegentheil fühlte ich mich dadurch besonders angeregt zur Verfolgung meines

Digitized by Google

Ziels. Mein zweiter Besuch galt Hermann Hendrichs. Auch er, wie sein College Döring, stand in der Blüthe des Lebens, des Kunstberufs und wurde ebenso sehr angefeindet. „Ein mit glänzenden Mitteln von der Natur ausgestatteter, glücklicher Naturalist“, damit glaubte man ihn nach seinen Leistungen erschöpfend bezeichnet zu haben. Was er war, wie wenig gekannt, wie tief er das ungerechte Urtheil der Menge, der Kritik fühlte, ist vielleicht aus dem Folgenden zu ersehen.

Auch er, wie Döring, glaubte mir von meinem Vorhaben abrathen zu müssen, nur waren seine Motive andere als bei seinem Collegen. Nachdem er mehrere Gründe, die mehr dem bürgerlichen Leben galten, angeführt hatte, weshalb ich nicht zur Bühne mich wenden solle, führte er noch das Folgende an:

„Wie Ihre Laufbahn sich auch gestalten möge, Sie werden, sofern Sie ihn ernst nehmen, niemals von Ihrem Beruf innerlich befriedigt werden, denn gerade das Beste, was sie als Künstler bieten, wird am wenigsten gewürdigt werden. Haben Sie sich durch Fleiß und Nachdenken, das Darstellungstalent vorausgesetzt, mühsam in Ihren Darstellungen zum einzig Wahren und Schönen, der künstlerischen Natürlichkeit, durchgearbeitet, stellen Sie wirkliche Menschen dar, — werden Sie weniger geschätzt sein als jene Schauspieler die Comödie spielen, ihre Darstellungen mit künstlerischen Faxen frappant machen. Das Unnatürliche imponirt dem Publicum, das solche Kunststücke nachzumachen sich unfähig fühlt, es imponirt leider auch der Kritik und wird als Kunst geschätzt und gepriesen. Ist's gegen Ihr künstlerisches Gewissen ein Comödiant zu sein, wollen Sie nur sich und den Verständigen, nicht allein dem Haufen, der stets das große Wort führt, genügen, dann wird Ihnen Ihr Beruf wenig Freude bereiten, Befriedigung werden

Digitized by Google

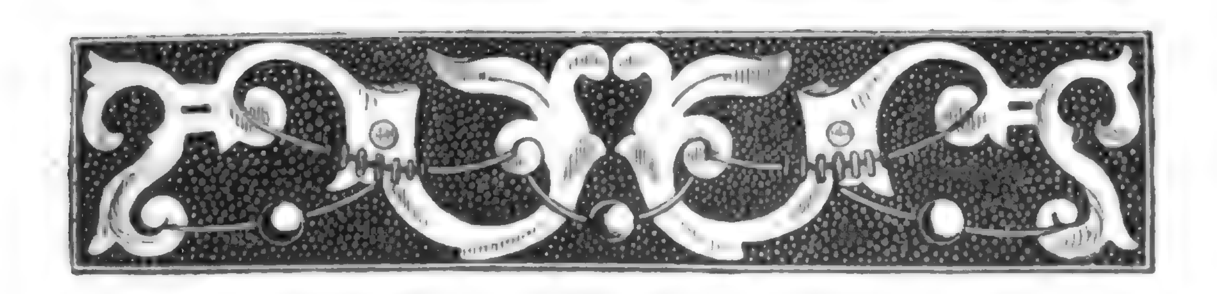
Sie nie in ihm finden. Lassen Sie sich wohlmeinend rathen und wählen Sie meinen Beruf nicht!"

So sprach zu mir 1847 derselbe Hermann Hendrichs, den man für einen glücklich beanlagten Naturalisten ausgab, dem man keine bedeutenderen Geistesgaben zuerkannte. Erst später, im Laufe der Jahre und von eigener Erfahrung belehrt, lernte ich seine Worte verstehen und ihren Inhalt würdigen, ich wurde noch oft an sie erinnert und heute noch und immer auf's Neue wieder werde ich gezwungen, an sie zu denken.

Das war mein erster Besuch bei Hermann Hendrichs.

Th. Lebrun

Digitized by



Emil Hahn.

Director des Victoria-Theaters in Berlin.

Drei und dreißig Gulden monatlich
oder
Wie ich Hofschauspieler wurde.

Station Karlsruhe! Zehn Minuten Aufenthalt! Endlich erreicht! rief ich aus und sprang freudig aus dem Waggon III. Classe, nahm mein bescheiden Handgepäck und noch bescheidenern Koffer und fort mit dem Hôtelwagen in die Stadt. Der Zug sauste weiter in das reizende badische Land und mich führte der Wagen in die stille Stadt Karlsruhe. Und diese Stille that mir für den Augenblick sehr wohl, denn ich hatte einige sehr anstrengende Tage der Reise hinter mir und „Großes lag vor mir", welches ich hier zu erreichen hoffte. Mein Ziel war das neue Hoftheater unter Eduard Devrients Leitung, welches in Kürze eröffnet werden sollte und ich mußte es durchsetzen, dort engagirt zu werden. Drei Jahre der härtesten und lustigsten Anfängerschaft hatte ich bei reisenden Gesellschaften zugebracht, hatte viel gehungert,

Digitized by Google

viele Rollen verbrochen und endlich eingesehen, daß dieses fahrende Comödiantenthum ein Ende nehmen müsse.

Würzburg unter Engelken war meine letzte dramatische Station gewesen und da die Reichthümer auf meiner Wanderschaft mir stets fern geblieben waren, so theilte ich meine Habe in zwei ungleiche Hälften, versetzte bei guten Leuten den geringeren Theil und fuhr eines Morgens per Dampfschiff von Würzburg nach Frankfurt a. M., um dort meine Person der Theaterdirection anzubieten, — „zu spät", hieß es, gestern ist Fritz Devrient engagirt!

Ein harter Fehlschlag. — Baarschaft 7 Gulden und einige Kreuzer — was thun? — Versuche es in Karlsruhe — die Fahrt nicht zu theuer, soweit reicht dein Geld und fort auf die Bahn. — So bin ich also angelangt am Ziel meiner Reise — und was wird aus dem Engagement? — O, schöne herrliche Zuversicht der Jugend! Engagement kann dir ja gar nicht fehlen — schöner, schlanker Junge, hübsches Organ, und der Haufe von Zuvertrauen (Arroganz) — wenn er dich sieht, nimmt er dich sicher, der gestrenge Herr Devrient. —

Heraus mit dem Einsegnungsfrack, der noch ziemlich gut erhalten, heraus mit dem einzigen Paar guter Glacés und nun die (damals üblichen) langen Haare mit einem kühnen Griff malerisch geordnet und fort, meine erste Visite zu machen. In der engen Stube hatte ich Muth wie ein Löwe; als ich aber die langen stillen Straßen sah und ich beinah allein in denselben wanderte, da schwand nach und nach der Muth und bis ich das Interimstheater erreichte, wo ich den Gestrengen zu finden hoffte, war es mit der Courage aus. Das quälenste Herzklopfen befiel mich und ich wäre am Liebsten in meine stille Stube zurückgekehrt, wenn mich nicht im selben Moment ein ältlicher Herr ansprach und nach meinem Begehren frug. Lange

Haare — glatt rasirtes Gesicht — „einer der Unsrigen!" dachte ich und fing nun sogleich an mein ganzes Herz auszuschütten. Aha, sagte er, Sie wollen zu Herrn Devrient? — Da müssen Sie schon noch ein Weilchen warten, er ist auf der Probe — wird wohl in einer halben Stunde aus sein.

An diese halbe Stunde werde ich ewig denken, — daß ein Mensch so viel Angst in der kurzen Zeit ausstehen kann, habe ich nicht für möglich gehalten. —

„„Doch Alles nimmt ein End' hienieden
Selbst das Warten vor'm Theater.""

Endlich kam Er in Begleitung desselben langhaarigen Herrn, der mich und mein Anliegen schon kannte. Es war der Regisseur Vogel, eine weich geartete Natur — so zwar, daß er seinen Namen stets so sprach als ob er sich Wogel schrieb. Jetzt kommt der große Moment der Vorstellung und Prüfung — stelle mich in Positur, Hut in der Hand, fange eine Rede an, die ich mir brillant ausgedacht hatte — aber ich kam nicht sehr weit.

Sie heißen? Emil Hahn! Und wünschen? Ein Engagement! Lange Pause, scharfe Musterung meiner schlanken Person — dann die reizend ermuthigende Antwort: — thut mir leid, nicht mehr möglich.

„Nicht mehr möglich!" — rief ich entsetzt, und nun überkam mich eine wahre Fluth von Courage und ich legte los, daß all mein Hoffen auf ihn gesetzt, daß ich ein talentvoller Junge sei, der etwas lernen wolle und müsse und von und bei ihm wolle ich lernen — (Herr Wogel äußerte sich später einmal zu mir, ich hätte doch von der Natur ein ganz gutes Mundstück erhalten) — Pause! Abermals lange Besichtigung meiner schlanken Person! Kommen Sie morgen früh elf Uhr in mein Haus — sollen mir etwas vorspielen — guten Abend! — Das war leicht ge-

Digitized by Google

sagt „guten Abend". Mit diesem Herzen voll Hoffnung, keinen Menschen kennend, keinen Pfennig Geld besitzend und „guten Abend" — so etwas sollten nie Directoren zu einem Engagement suchenden jungen Anfänger sagen — guten Abend — ja, wovon denn? Karlsruhe ist eine sehr schöne Stadt — sehr schöne Umgebung — sehr schöner Schloßgarten — aber so ganz allein in aller Schönheit ist selbst für ein poetisches Gemüth von achtzehn Jahren „zu allein". Doch was blieb mir übrig? — die Nacht wird ja auch vergehen und das „morgen" mit der elften Stunde muß ja auch kommen. Und es kam. Seit fünf Uhr früh brüllte ich alle jugendlichen Helden meines Repertoirs runter, daß mein Stubennachbar (ein jetzt sehr berühmter Architekt) mir donnernd zurief: „wenn Sie jetzt nicht bald aufhören mit Ihrem Geschrei, so soll Ihnen gleich ein Donnerkeil in den Magen fahren". Sofort Aenderung des Repertoirs — „O sprich's noch einmal holder Engel" flötete ich — lag's nun in meinem Organ, was meinem Nachbar nicht sympathisch klang, oder war die frühe Stunde für die weichen Töne nicht recht geeignet — kurz mein Nachbar ließ sich nicht beruhigen — „ich dächte für Ihre Brüllstudien hätten Sie um acht Uhr auch noch Zeit; wenn das so fortgeht, kann ich meinen Kater vom gestrigen Commers gar nicht los werden". Ich verstummte — er aber rächte sich durch ein so entsetzliches Schnarchen, daß es mit dem Studium zu Ende war. Auch dem ungeduldigsten Menschenkind vergeht endlich die Zeit und um halb zehn Uhr war ich schon gerüstet, um meinen schweren Gang zu gehen — mein Nachbar war gerade in einem Urwald angelangt, bemüht, die dickten Stämme zu durchsägen. Nach langem Hin- und Herfragen nach des Directors Wohnung war es mir gelungen, sie aufzufinden und, vor dem Hause auf- und abpromenirend, erwartete

Digitized by Google

ich die elfte Stunde, um mich pünktlich zur Probe einzustellen.

Erste Etage — Klingelzug — Director Devrient.

Na, denn los mit Gott — ich klingle — ein Diener kommt und fragt nach meinem Begehr — ich sei zur Probe bestellt — Name — Pause — Eintritt. Erst ein schmales Entrée — dann ein großes gemüthliches Zimmer mit reichem Ameublement — auf einem chaise-longue Frau Devrient — auf dem andern Fräulein Devrient — beide nervös leidend — gedämpftes Licht durch geschlossene Chalousien. „Nun, was können Sie denn?" Ja, was befehlen Herr Devrient, was ich spielen soll? — Zuerst etwas Conversationelles? gut.

Den Studenten Reinhold hatte ich zuletzt in Eutin gespielt bei Director Schäfer (reisende Gesellschaft) — also los damit! Das ruhig ernste Gesicht Devrients verzieht sich zu einem etwas freundlichern Ausdruck — ich bin zu Ende. Ich glaube natürlich, das jetzt der Moment gekommen, wo er mich umarmen müsse und ausrufen „großer Künstler" — aber nichts dergleichen geschah — er sagte nur „nun etwas Klassisches". Ich stand an der Thüre und daneben auf einem Stuhle lag Hut und Stock meines Richters — mit einem Griff wird beides genommen — Hut mit keckem Griff aufgestülpt — Stock muß die Stelle des Degens vertreten und „wenn ich so saß bei einem Gelag" wurde nun abgespielt. Sehr schön wird es wohl nicht gewesen sein — aber ich that, was ich konnte, und als ich endlich als braver Soldat zu Gott eingegangen war, nickte der Gestrenge sehr gnädig und meinte, Zeug zu einem tüchtigen Kerl stecke in mir — überall zu wild, zu viel, doch runterhauen vom Baume könne man ja leichter als dazu thun. Nun sah ich schon die große Gage in Ziffern in der Luft tanzen; als ich

etwas kecker nach dem Engagement frug, sagte mir der Gestrenge, daß er eigentlich keine Stelle für mich habe und was noch schlimmer, kein Geld mehr übrig sei im Etat für solche Anfänger — um aber mein auf ihn gesetztes Vertrauen zu rechtfertigen, wolle er mich engagiren mit einer Jahresgage von 400 Gulden rheinisch — macht pro Monat 33$^{1}/_{3}$ Gulden! Ich will nicht gerade behaupten, daß das Einkommen glänzend war, aber dies Engagement war der Grundstein zu meinem ferneren Glück und vielleicht doch auch zu meinem jetzigen Embonpoint. Und so war mein Ziel erreicht: ich war's! Meine erste Capitalanlage waren Visitkarten:

Emil Hahn.

Großherzogl. Badischer Hofschauspieler.

Digitized by Google

Carl Helmerding.

(Berlin.)

Kalauer!

Was diese, jetzt so sehr gebräuchliche Bezeichnung zu bedeuten hat, brauche ich wohl nicht zu erklären, wenigstens keinem Berliner, und doch ist es eine falsche und von Vielen falsch abgeleitete. Die Meisten meinen, weil diese sogenannten Witze oft sehr ledern genannt werden können, hätte man ihnen Kalau, die Geburtsstadt der hier auf Märkten feilgebotenen Fußbekleidungen, ebenfalls als Ort ihrer Entstehung angewiesen; doch das ist, wie oben erwähnt, nicht ganz richtig und erlaube ich mir nachstehend in der Zeitrechnung etwas zurückzugreifen, um die Geschichte des Kalauers, oder vielmehr die Entstehung des Ausdrucks, näher zu erörtern.

Es war im Jahre 1829 — wenn ich nicht irre — als ich durch meinen Vater zum ersten Male in die soge-

Digitized by Google

nannte „Klippschule“ von Herrn Retschlag — Vorschulen auf Gymnasien existirten noch nicht — geführt wurde und vielleicht ein Jahr später, als ich den ersten französischen Unterricht vermittelst der jetzt vielleicht nur noch dem Namen nach bekannten Grammaire von Meidinger erhielt. Wie von Zumpt die lateinischen Regeln in Reime gebracht wurden, um den Knaben das Lernen zu erleichtern, so befanden sich in dem Meidinger, für schon fortgeschrittene Schüler, eine Unzahl kleiner Anekdoten und spaßiger Erzählungen, um das Interesse der kleinen Studirenden beim Uebertragen der Aufgaben in's Deutsche zu beleben. Wer je in der Weinhandlung von „Habel“ unter den Linden, in dem kleinen Nebenzimmer, sein Schöppchen getrunken, wird gewiß sein Auge über die vielen dort an den Wänden hängenden Bilderchen haben schweifen lassen und die Ueberzeugung gewonnen haben, wie unendlich harmlos der damalige Berliner Witz auftrat. Und diese Witze stammen aus einer noch späteren, als die von mir kurz vorher angegebenen Zeit, vielleicht der Mitte der dreißiger Jahre. Vor dieser Periode aber lebten die sogenannten Witzbolde größtentheils von den Meidinger'schen Scherzen, welche, auch noch so oft erzählt, nach dem Ausspruch Pedros in „Preciosa“: „Thut nichts, könnt's noch öfter hören!“ selten ihre Wirkung verfehlten und von einem Blasirten höchstens mit den abweisenden Worten: „Ach, das ist ja ein Meidinger“ ad acta gelegt wurden. Neun Jahre alt, kam ich nach dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zum „alten Spillike“, von uns nichts schonenden Bengeln „Onkel Schmeisbein“ genannt, weil des alten Herrn Pedal nicht ganz in Ordnung war. Von „Meidinger“ war nicht mehr die Rede, und mit der Grammatik verschwand

auch die Bezeichnung gewisser Witze resp. Scherze und Wortspiele. Wie wir Kunstjünger oft einen mit besonderem Humor begabten Collegen unter uns haben (selten ein guter Schauspieler) der voller Schwänke und Schnurren sitzt und uns Abends in der Garderobe (daher „Garderobenbuffo“ genannt) unterhält und zum Lachen bringt, so giebt es auch in den Schulclassen Collegen, (gewöhnlich im Lernen auch faul) die durch Ausgelassenheit und Späße die Schüler erfreuen, und die Lehrer in Verzweiflung bringen. Ein solcher — ich erinnere mich seines Namens nicht mehr — suchte Scherze und Witze seiner Collegen ihm gegenüber stets dadurch zu bemäkeln, daß er in die Worte ausbrach: Ach das ist ja ein Kalenburger. Die Ableitung letzteren Wortes ist nicht weit zu suchen. So wie Brandenburg, französisch, mit Brandebourg übersetzt wird, so übersetzte er aus dem Französischen Calembourg (Wortspiel) mit Kalenburg und nannte einen Scherz und Witz, welche Beide doch größtentheils auf Wortspielen beruhen, einen Kalenburger.

Nach dem eben Erzählten wird der Leser ausrufen: Aha, jetzt will der Schreiber dieses Aufsatzes uns bewiesen haben, daß Kalauer von Kalenburger, resp. von Calembourg entstanden ist — und man täuscht sich nicht. Die Bezeichnung „Kalenburger“ war bald bei uns Schülern gang und gebe, nahm nach und nach, wie so mancher nicht mehr zu erklärende Ausdruck, succesive andere Formen an. Die damals noch mehr kultivirten Jahrmärkte, mit den weltbekannten Kalauer Schustern thaten auch ihr Möglichstes, durch ihren Namen und letztere durch ihr Handwerk den Ausdruck Kalenburger in Kalauer zu verwandeln, und so glaube ich nicht mit Unrecht behaupten zu können, daß die Bezeichnung Kalauer,

Digitized by Google

dem Hause Friedrichstraße 41 und 42 dem Friedrich Wilhelms-Gymnasium, seine Entstehung zu verdanken hat. Wie konnte ich damals ahnen, daß ich später dazu ausersehen war, diese Gattung von Witzen vorzugsweise zu kultiviren. Es giebt doch höchst selten Dinge, die sehr beliebt und zugleich sehr gefürchtet sind und zu einer dieser großen Seltenheiten gehört eben der Kalauer. „Wissen Sie keinen neuen Kalauer?" fragt Einer den Andern, nachdem die augenblicklichen Tagesfragen besprochen sind und die Unterhaltung in's Stocken geräth. Der Angeredete leistet ihm den neusten; statt daß aber der Andere, erfreut, vor Lachen sich ausschütten soll, schreit er entsetzt auf und läuft mit erhobenem Stock oder Schirm, als wolle er den Lieferanten schlagen, entsetzt davon, hat aber nichts Eiligeres zu thun, als dem nächsten, ihm begegnenden Freunde denselben Kalauer, vor allen andern Dingen zuzufügen, und wenn dieser Freund auch nicht gerade davon läuft, so lacht er sich doch halb todt mit den Worten: „so 'n fauler Kalauer ist mir doch noch nicht vorgekommen." Die sogenannten faulen Kalauer sind aber eben die guten, und weiß man leider zwischen einem guten Witz und einem sogenannten Kalauer bald keinen rechten Unterschied mehr zu machen. Der Eine wie der Andere wird, einem neueren Gebrauche zufolge, stets mit einem lauten Aufschrei „Au!" begrüßt und diese Sitte artet in den Theatern, selbst in den ersten, zur Unsitte aus, da Viele aus dem Publicum, wäre auch die Aufführung keine Posse, den ersten besten Wortwitz mit lautem „Au!" anzublasen pflegen, ohne zu bedenken, daß man den anständigen Schauspieler dadurch beleidigt und degradirt und das ihm zugewiesene Kunstinstitut zum Tingeltangel herabsetzt. Doch ich will nicht zum Schluß meiner Besprechung, die einen so heiteren

Digitized by Google

Gegenstand behandelt, noch bitter werden und füge nur noch hinzu, daß es schon lange meine Absicht war, den durch seinen verballhornten Namen heruntergekommenen Wortwitz, durch obige Erklärung wieder zu Ehren zu bringen und ihn von seinen ledernen Nachreden zu befreien.

Carl Helmerding

Digitized by Google

Friedrich Haase.

Berlin, am Sylvester 1880.

Sehr geehrter Herr!

Mit einigem, und wie ich glaube nicht ganz ungerechtfertigtem Erstaunen empfing ich Ihre mich ehrende Aufforderung: mich mit meiner Feder an dem von Ihnen beabsichtigten Unternehmen betheiligen zu sollen.

Ich soll schreiben — etwas aus meinem Leben, aus meiner Künstlerlaufbahn mit der Feder fixiren — ich? Schreiben!! Und noch dazu natürlich etwas, das interessant genug ist, um nachher gedruckt und dann im Verein mit ungleich Interessanterem in schönem Band der Lesewelt übergeben zu werden.

Ich bin 50 Jahre alt und fühle in diesem Augenblicke, daß ich erröthe! . . . . Mir graust bei dem Gedanken: „Welch Schicksal' wird mein arm Geschreibsel haben, wenn ich mir in's Gedächtniß zurückrufe, welch' Schicksal meiner Bühnenkunst und ihren bescheidenen Gebilden oft genug im Leben beschieden war.

Sicherlich soll es doch etwas „Sensationelles" sein, was Sie Ihren Lesern bieten wollen und was diese ganz

Digitized by Google

und voll gefangen nimmt, so daß sie am Schluß das Buch hochaufathmend bei Seite legen, etwa mit den Worten: „Ja der Haase! Ich hab's ihm immer angesehen, daß der viel solcher Sachen“ .... (es ist dies ein hübscher Collectivbegriff, unter dem man sogar vom gebrochenen Herzen und gebrochenen Eiden 2c. fabuliren kann) .... „erlebt hat! Ja, wenn der Haase reden oder schreiben will — das muß nicht uninteressant werden!“ —

Und doch ist's nicht so!

Blicke ich zurück auf die durchlaufene Bahn, dann würde ich ungerecht und undankbar gegen mein Geschick sein, wollte ich mich nicht bedingungslos zu den sogenannten „Glücklichen“ zählen, und das Leben glücklicher Menschen ist fast immer ereignißlos, wie man diesen Ausdruck gemeinhin aufzufassen pflegt.

Schwer ernste und in mein innerstes Leben tief einschneidende und unverwischbare Spuren zurücklassende Momente könnte ich verzeichnen, und zwar mehr als mir lieb sind! Aber was soll der freundliche Leser damit, der sich nur unterhalten will, den zum Beispiel der tragische Conflict nicht kümmert, in welchem ich seit meinen Jünglingsjahren befangen bin, in denen ich ein heiterer, lebensfroher Knabe war, der der Welt und den Menschen heiter entgegenlachte, dem Beide nur im rosigsten Lichte erschienen und der in München unter Dingelstedt zur selben Zeit die entsetzlichsten Bösewichter, die melancholischsten Prinzen, die welt- und menschenfeindlichsten Misanthropen performiren mußte. Der ausgelassene Jüngling, voll tollen Lebensübermuthes, voll schäumender Kraft, voll treuer, ganzer Hingabe an den Freund und .... manchmal auch die Freundin .... stellte Hamlet, Franz Moor, Richard III. 2c. dar.

Die ernsten, bittern Momente, von denen ich oben sprach, die Kerbschnitte auf dem Wanderstecken meiner

Lebensreise, ... sie machten mich argwöhnisch, trüb, melancholisch und wer weiß, was noch, und aus dem heitern, lustigen Knaben ist eigentlich ein recht ernster Mann geworden, mit viel trüben und bittern Erfahrungen. Und der ernste Mann von heute, soll nun nur komische, lustige und heitere Menschen spielen, wenn er es dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum und .... den geheimnißvoll wirkenden Federn voll schwarzen Teufelssaftes ..... gewöhnlich Tinte genannt .... annäherungsweise Recht machen will!

Ist das kein tragischer Conflict?

Und doch war ich nicht unvorbereitet, als er anfing in meinem Leben sich bemerklich zu machen. —

Sylvester war's .... wie heut! In dichten Flocken fiel der Schnee und ein rauher Nord blies mit vollen Backen mitten hinein und ließ die glitzernden Schneekrystalle in tollem Wirbel durcheinandertanzen. Nur wenig Tage trennten mich noch von meinem ersten Ausfluge nach Weimar! Das Vöglein war flügge geworden — „und dann haben sie es ja alle in der Art, das Nest zu verlassen!" — Ich aber saß in diesem Augenblicke noch dicht am Lehnstuhle meines von mir innigst verehrten und darum unvergessenen Mentors und Lehrers: Ludwig Tieck! Alle seine Gespräche der letzten Zeit mit mir, seitdem mein Probeausflug beschlossen, waren ernste Ermahnungen und weise Lehren, zumeist geschöpft aus seinen eigenen reichen Erfahrungen. Heut war er ganz absonderlich weich gestimmt, im Tone seiner Rede zitterte die Thräne der Erinnerung, einem vor einem halben Säculum schon Heimgegangenen, seinem Freunde Wilhelm Heinrich Wackenroder*) geweiht

*) Wilhelm Heinrich Wackenroder, geb. 1773 in Berlin, gest. daselbst am 13. Februar 1798.

Digitized by Google

Es mußte ein schönes, inniges Band treuer, hingebender Freundschaft gewesen sein, das Beide dereinst umschlungen, wenn heut nach 50 Jahren, der Greis dem Jüngling und Spiel- und Lerngenossen mit dieser Thräne noch einmal den Zoll treuer Liebe und Freundschaft entrichtete.

Tieck hatte mir erzählt, wie schon in Berlin auf dem Gymnasium eine durch mannigfache Prüfungen erprobte Herzensfreundschaft ihn mit seinem nachherigen „kunstliebenden Klosterbruder" innigst verbunden. Jetzt schilderte er mir in beredten Worten ihr Zusammenleben auf der Universität Erlangen im Sommer 1793, und die mannigfachen Anregungen, die sie im alten Nürnberg empfingen, das sie oft besuchten, da sie die 1½ Meilen dahin, in ihre Gespräche vertieft, oft in weniger denn 3 Stunden zu Fuß zurücklegten.

„„Ich erinnere mich genau,"" fuhr Tieck fort, „„es war am 21. Juni 1793, als ich mit Wackenroder abermals eine solche Fußtour nach Nürnberg unternahm. Rings um uns war alles blühendes Leben — alles duftete, sang und klang — und in uns selbst klang und sang es auch — es war, als wenn alles um uns und in uns Sommers Anfang feiern wollte.

Mein treuer Heinz, wie ich ihn nannte, hatte mich zu diesem Ausflug nach der alten merkwürdigen Reichsstadt beredet, weil er weiteren Stoff zu seinen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" sammeln wolle. Ganz natürlich, daß unser Gesprächsthema „die Kunst und Künstler" war, in das wir uns ganz und völlig versenkten.""

„Die Virtuosität des künstlerischen Schaffens macht den Künstler" — rief Wackenroder — „ich lasse den Versuch, das halb, ja dreiviertel Erreichte nicht gelten. Sie sind nur Sectionen, Ruhepunkte auf dem langen Wege zur Vollkommenheit."

Digitized by Google

„„Halt mein Freund! Wo ist die Vollkommenheit in der Kunst — wann und womit beginnt sie, — wo ist die haarscharfe Grenzlinie, wo diesseits noch die Unvollkommenheit, jenseits aber die ersehnte und erstrebte Vollkommenheit winkt?““

„Eine Vollkommenheit des Kunstwerkes in Deinem Sinne, giebt es überhaupt gar nicht. Meine Vollkommenheit ist erreicht, wenn das Kunstwerk alle die sinnlichen Eindrücke und dadurch erweckten und gesteigerten Empfindungen hervorzubringen vermag, die der schaffende Künstler, bewußt oder unbewußt, in ihrer Wirkung auf den Betrachter hervorbringen wollte.

Solange mich der Maler nicht vergessen macht, daß ich einem Erzeugniß seines Pinsels und seiner Palette, auf Leinewand und einem Blindrahmen mit Farben und Stift fixirt, gegenüberstehe, der Bildhauer mich an die Schwierigkeit der Wiedergabe einer gebrochenen oder verkürzten Linie und damit an sein Material und sein Handwerkszeug mahnt, solange muß ich ihm und seinem beabsichtigten Kunstwerk das Beiwort: vollkommen! versagen, denn die einzelnen Theile des beabsichtigten Kunstwerkes harmoniren nicht mit dem Ganzen und diese störende Kluft ist es, die das Werk von der „Vollkommenheit“ ausschließt. Die vollkommenste, überhaupt zu erreichende „Harmonie“ aller einzelnen Theile mit dem beabsichtigten Ganzen ist meine „Vollkommenheit!“

Meister Tieck legte sich erschöpft zurück nach diesem Satze in seinem Lehnstuhle und sein großes, braunes Auge blickte hinauf zum Plafond mit einem Ausdruck, als könne es diesen durchdringen und eine Bestätigung aus den reinen Höhen des himmlischen Aethers herunterzwingen.

Mein Auge hing an seinen Lippen — ich wagte kaum zu athmen.

Digitized by Google

Nach einer Pause richtete er sich, meine Hand erfassend, empor und mit weichem, innigem Tone flüsterte er: „„Das ist auch Deine Aufgabe, mein Sohn! Auch der darstellende Künstler, der Reproducent des dichterischen Werkes muß diese Aufgabe erfüllen, will er auf den Titel „Künstler“ berechtigte Ansprüche erheben und für Dich ist die Erfüllung dieser Aufgabe das schwerste, schwieriger als für Maler, Bildhauer und Dichter selbst. Du sollst Material, schaffender Meister und — Kunstwerk zu gleicher Zeit sein! Das bedenke! Und wenn Du Alles dieses in vo kommenstem Maße bist, bist Du doch nur — ein Theil des Ganzen und erst in der vollkommensten Harmonie aller Theile zum Ganzen erwächst das vollkommene Kunstwerk. Der Künstler muß ein „Virtuos“ sein und Du weißt, was Alles dieses eine Wort in sich schließt! Folgere stets: vir—virtuos—virtuosus! Und Du wirst nie den Weg zur vollkommensten Harmonie fehlen!““ —

Viele, — ach! leider so sehr viele Jahre sind seit diesem Sylvesterabend an Tiecks Seite vergangen und mein Schicksal hat mich ordentlich herumgewirbelt im Leben.

Kaum einen halben Monat später war ich mit einem Empfehlungsschreiben meines Pathen, König Friedrich Wilhelms IV. an den Großherzog Carl Friedrich von Sachsen wohl ausgerüstet in Weimar und hatte beinahe im ersten Schrecken über meine Zurückweisung vergessen, dasselbe abzugeben.

Und die lieben Herren, die den namenlosen Anfänger bereits mit dürren Worten bis zur Thür komplimentiren zu müssen für nöthig erachtet hatten, beugten sich im nächsten Augenblick ehrfurchtsvoll und submissest vor ihm — nein, pardon! — nicht vor ihm, aber vor dem Handbillete eines Königs.

Drei Jahr später betrat der namenlose Anfänger zum

ersten Male die weltbedeutenden Bretter des Königlichen Schauspielhauses in Berlin. Da passirte ihm das Malheur in Benedix' „Doctor Wespe" als Adam in der großen Lesescene mit Theudelinde — Birch-Pfeiffer, daß er im Eifer des Spieles seinen Stuhl zu weit in das Proscenium gerückt. Der Vorhang fällt und Adam — Haase sitzt außerhalb des Vorhanges, der langsam und zögernd hinter ihm gefallen. Ein homerisches Gelächter verfolgt den mit seinem Stuhle Angesichts des Publicums in das Proscenium Flüchtenden. Intendant von Küstner, der damalige Chef der Königlichen Hofbühne schnauzt in seinem wunderbaren Sächsisch den Armen, Zitternden an: „Hären Se, Herr Haase, das sein Virtuosenstückchen, die lassen Se hibsch pleiben, die kann ich auf mainer Pihne nich geprauchen!"

Es war gesprochen das große Wort: ich machte Virtuosenstückchen und meine arme Seele hatte an diese unfreiwillige, sogenannte große Actschlußnüance nicht mit einem Gedanken, nicht mit dem Atome eines Gedankens gedacht.

Berlin konnte, trotz eines definitiven Engagementsantrages, mich nicht halten. Was wäre mir neben dem mächtigen Dreigestirn „Döring, Dessoir und Hoppé" geblieben? Ich konnte nicht neben diesen Dreien, die für sechs zählten, das siebente Rad am Wagen sein. Also: hinaus in die Welt und zunächst nach der alten Moldaustadt Prag. Director Hoffmann hatte es verstanden, durch glänzende Anerbietungen mich auf drei Jahre zu fesseln. Ich bezog pro Monat die gewiß enorme Gage von — 75 Gulden, für die ich aber natürlich ein erstes Fach spielen mußte.

Die Direction Hoffmann ging zu Ende und die Direction Stöger begann. Ich wäre gern in meinem schönen Prag, das ich so lieb gewonnen und in welchem man auch

Digitized by Google

mich lieb hatte, geblieben. Aber ich hatte an die neue Direction enorme Ansprüche gestellt, die man zu erfüllen sich außer Stande erklärte. Ich hatte pro Anno — 1200 Gulden gefordert! Eine Gagenerhöhung von 25 Gulden pro Monat — impossible! — Meine letzte künstlerische That war der Glendower in Alfred Meißner's Tragödie: „Reginald Armstrong". Man entließ mich mit allen Ehren, Publicum und Presse wetteiferten um mir den Abschied ja recht schwer zu machen und die „Bohemia" — wenn ich nicht irre — war es, die von mir schrieb: „Ein Virtuos der Menschendarstellung und Charakterzeichnung scheidet von unserer Bühne!" — Da war das Wort wieder, aber diesmal rein und ohne säuerlichen Beigeschmack. Es war gut gemeint, denn der Autor interpretirte seine Bezeichnung selbst, etwa mit den Worten: „Virtuosus ist in allen Fällen nur der, der in der Ausübung seiner Kunst eine solche Befähigung, Kraft (virtus) und Geschicklichkeit in der Ausübung darthut, daß er nach ihr benannt werden muß (virtuosus!).

Jetzt besaß ich es schwarz auf weiß: ich war ein Virtuos!

Karlsruhe, unter der Leitung des Historiographen der deutschen Schauspielkunst, Eduard Devrient, war eine meiner nächsten Stationen. Manch' neue Rolle machte ich mir hier zu eigen, aber — merkwürdig! — mit jeder erschuf ich mir einen Conflict oder doch wenigstens ein Conflictchen. Erhielt ich eine neue Aufgabe, so war das erste, daß ich heißhungrig über das Buch des Stückes herfiel und dasselbe beinahe im eigentlichen Sinne des Wortes verschlang; und war ich damit zu Ende und fing von vorn mit ihm an, so waren die einzelnen Personen des Stückes Menschen geworden in meiner Phantasie, Menschen mit Fleisch und Blut, und ich las eigentlich nicht mehr, sondern diese Menschen, diese Gebilde meiner

Digitized by Google

Phantasie lebten mir ein Stück ihres Lebens vor und ich lachte mit ihnen und weinte mit ihnen und sie zogen farbenprächtig in scharfen Conturen mit allen ihren Eigenheiten an mir vorüber und mitten in diesem phantastischen Reigen sprang ich auf und ahmte ihnen ihre Eigenheiten nach und ruhte nicht eher bis ich ihnen alle diese Eigenheiten abgelauscht und mir zu eigen gemacht hatte. Chevalier Rocheferrier hatte seinen trockenen Husten und Justizrath Fein sein feines Lachen und verlogenes Lächeln, Thorane seine Wehmuth um ein verlorenes Herzensglück ꝛc. Alle, alle waren Individuen geworden, mit einem individuellen Aussehen, mit individuellen Eigenheiten, in denen der Eine sich stets scharf und bestimmt von allen Andren unterschied. Mein eigenes Individuum diesem physischen und psychischen Unterschiede anzupassen und unterzuordnen, somit meine eigene Individualität gänzlich zu verleugnen, gänzlich ein Anderer und zwar derjenige zu sein, den mir der Dichter vorgezeichnet: hierin erkannte ich die Aufgabe und das Endziel der Schauspielkunst und ihm strebte ich mit aller Leidenschaft eines von seiner Lebensaufgabe Begeisterten entgegen. — Kam nun die Probe heran und ich verkörperte die Gebilde meiner Phantasie, wie sie sich mir im wachen Traum gezeigt, dann hieß es vom Regietische:

„Herr Haase! ich bitte etwas weniger realistisch!“

Ich war also — Realist in der Kunst geworden.

Zeigten meine Gebilde ihre Eigenheiten, durch die sie sich eben von den Andren unterschieden, dann hieß es wohl:

„Herr Haase! Lassen Sie diese Nüancen — Sie müssen nicht virtuos erscheinen wollen!“

Also: nicht virtuos!

Die meinen Collegen und mir innewohnende Kraft der Darstellung wurde ganz genau bemessen und nur inner-

halb der uns gezogenen Grenzlinie geduldet. Dies hieß Ensemble! Alles darüber Hinausstrebende galt als: Uebertreibung — Realismus — Nüancenjagd — Virtuosenthum!

Dingelstedt in München berief mich zu einem Gastspiel, dessen Folge ein Engagement war. Schon das Gastspiel hatte mir klar gemacht, daß ich in der Gestaltung der mir anvertrauten Aufgaben mich hier ungleich freier bewegen konnte, als ich dies je in Karlsruhe vermocht. Eduard Devrient hielt zurück — Dingelstedt eiferte an und trieb vorwärts. Der Erstere beengte nicht selten — der Zweite erweiterte die Grenzen! Ersterem galt die Form, selbst wenn es eine überlebte, starre Form war, fast Alles — der Andere strebte aus diesen Formen heraus und sollten diese selbst darüber in Stücke gehen!" —

Und sonderbar! In München galt ich auf einmal als „Idealist" — und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung. Aber ich war auch kein „Virtuos" mehr, kein „Nüancenkrämer", sondern nur ein guter, strebsamer Schauspieler, den Dingelstedt würdigte, an den unvergessenen Mustervorstellungen des Jahres 1854 Theil nehmen zu lassen.

Dingelstedts Stellung war durch mannigfache, hier wohl nicht zu berührende Ursachen — der freundliche Leser vergleiche Dingelstedts reizendes Buch: „Münchener Bilderbogen" — unhaltbar geworden. Er ging — ich auch!

Das Gastspielsystem, das durch Emil Devrient und Bogumil Dawison, Anderer nicht zu erwähnen, vollinhaltlich adoptirt worden, hatte so viel Verlockendes, daß ich die mannigfachen Anträge großer Bühnen wie z. B. Leipzig, Frankfurt am Main ꝛc. einen Gastspielcyclus zu absolviren, nicht von mir wies, sondern sie freudig acceptirte. War doch für mich damit zunächst die Gelegenheit gegeben, zu erproben: ob ich vielleicht in Leipzig „Realist"

Digitized by Google

— in Frankfurt am Main „Idealist" oder auch umgekehrt genannt werden würde.

Das Verlockendste für mich bei diesen Wanderungen waren die damit verbundenen Beobachtungen: welche Wirkung meine Gebilde auf Publicum und Kritik ausüben würden, ob man sie nachsichtig und wohlwollend beurtheilen, freundlich empfangen oder abfällig bescheiden oder gar zurückweisen würde. Gott sei Dank: „Man hat mich überall recht höflich aufgenommen!" —

Diese Gastspiele, durch die ich meine Schwingen prüfte und die mir den positiven Beweis gaben, daß mein Meister Tieck wahr gesprochen als er behauptete: es würde aus mir ein tüchtiger Schauspieler werden, ein Schauspieler, dessen Erfolg nicht bloß von den Händen der Freundschaft oder den durch jahrelange Anwesenheit erworbenen Localenthusiasmus abhängig sein würde, hatten für mich aber noch eine andere ganz bedeutende Wahrnehmung im Gefolge.

Ich bemerkte beim Lesen der resp. Cassenrapporte: daß ich Freude am Erwerb fand. Der freundliche Leser wird mir auf's Wort glauben, daß ich mir z. B. von den 75 Gulden pro Monat in Prag keine Capitalien zurückgelegt hatte, ja, daß ich wohl gar aus meinem nächsten Engagement erst gewisse „alte Reste" des vorigen tilgte.

Trotz alledem, daß ich mit meinen Bilanzen, zu denen mich meine Gastspiele veranlaßten, recht zufrieden war, sehnte ich mich nach einem „Engagement" und die Anerbietungen Frankfurt am Main wurden von mir um so freudiger angenommen, als sie mir in der Ferienzeit und in einem außerordentlichen Urlaube Gelegenheit genug gewährten, den jetzt schon vermehrt an mich herantretenden Gastspielaufforderungen Genüge zu leisten.

Ich machte mich auf Jahre in der schönen Krönungsstadt der deutschen Kaiser seßhaft und im Ensemble des

Digitized by Google

Frankfurter Stadttheaters entstanden wieder eine ganze Serie von Rollen, die ich dann auf meinen Gastspielreisen in Nord und Süd, Ost und West wiederholte. Ich erschien den Directionen als „wünschenswerther“ Gast und man creirte mich, da meine Gastspielabende recht günstige Cassenresultate lieferten, zum sogenannten „Cassenmagnet“.

Auf meine Freude, mir durch meine Kunst eine kleine Summe erworben zu haben, die ich nie anzugreifen beschloß, um so den Anfang eines Capitals mir zu sichern, das mich dereinst, wenn meine Erwerbsfähigkeit abgenommen, oder wenn mir ein Unglück begegne, vor Mangel sicher stellen solle, — auf diese Freude wurde mir ein arger Dämpfer aufgesetzt!

„Friedrich Haase ist ein Gastspielvirtuos, der nur dem Lorbeer und dem — Golde nachjagt!“

Das schrieb man — das sprach man und Berufene und noch mehr Unberufene pappelten es gläubig nach.

Ich sollte nicht um den Lorbeer ringen und kämpfen? Warum nicht? Ich glaubte, ich hatte mir durch redlichen Fleiß, durch nimmer müdes Streben den Besten unserer Kunst es möglichst gleich zu thun, die Berechtigung hierzu redlich erworben?!

Ich sollte nicht an die Zeit denken, wo so mancher alt und grau — unglücklich wenn nicht auch noch gebrechlich — gewordene Schauspieler ruhelos von Agent zu Agent wandert, vergeblich ein Engagement erhoffend oder gar erflehend?! Warum nicht? Ich dachte dies sei meine heiligste Pflicht und um so heiliger, als ich mir in Frankfurt einen Hausstand gegründet hatte.

Wie nun — wenn man mich als Gast nicht gern gesehen hätte, wenn ich im bescheidenen Dunkel wie so viele Andere mein Leben hätte von Saison zu Saison fristen

müssen, mit der Endperspective: mit grauem Haar dereinst um ein kleines Engagement bitten zu dürfen, ohne daß selbst die innigste, herzzerreißendste Bitte Erhörung und Erfüllung findet? Sollte die Krücke das Endziel meines Lebens sein?

Nein! nein! und tausendmal — nein!

Aber nicht genug mit diesem Vorwurf, ich war auch noch ein „Gastspielvirtuos"!

O Meister Ludwig, hier hättest Du Dein mahnendes Wort, das Du einst Deinem gläubigen Schüler als Schibbolath mit auf die Lebensreise gabst, mit einem recht säuerlichen, ja bitterem Nachgeschmack wiedergefunden.

Gustav Roger, den Unvergeßlichen, nannte man nicht „Virtuos" und doch war er es gottbegnadet als Sänger wie als Schauspieler. Ich aber war ein „Gastspielvirtuos" und in den kleinen so wohlwollenden Erläuterungen die man hinzufügte, konnte man finden: daß man unter Virtuos einen Künstler verstehe, der seine künstlerische Kraft nur auf Kosten der Gesammtheit, es sei diese nun die Einheit von Inhalt und Form, die Einheit des dargestellten Charakters, der Scene, des Dramas, des Repertoirs oder des Ensembles — äußere!

Man muß mir zugeben: das war viel auf einen Hieb!

Wenn ich vielleicht von einer fünf- bis sechsstündigen Probe erschöpft nach Hause kam, mußte ich in einer mir freundlichst übersandten Zeitschrift lesen: daß ich meine darstellerische Kraft nur in einer zerstörenden Thätigkeit entfalte.

Eben noch, nur wenige Minuten früher, hatte ich mich mit Aufopferung dieser ganzen Kraft bemüht, meine armen, durch ein stets in fieberhafter Eile wechselndes Repertoir und dadurch zu einer Hetzjagd gezwungenen Collegen zu einem der Dichtung würdigen Ensemble zu vereinen, hatte, selbst nimmer müde, die Scenen mit ihnen bis zur

Digitized by Google

Ermüdung wiederholt, war ihnen durch freundliche Unterweisungen so viel als möglich behülflich gewesen: den Anforderungen, die Kritik und Publicum stellen würde, gerechter werden zu können; fühlte mich glücklich, wenn es mir gelang eine Einheit der Darstellung der Gesammtheit der Mitwirkenden zu erreichen, wenn ich auch auf Pointen verzichten mußte, die neben einem vielleicht weniger Begabten oder in seiner technischen Ausbildung noch nicht weit genug Vorgeschrittenen als ein Sichvordrängen meinerseits hätte aufgefaßt werden können, und nun war ich der in zerstörender Thätigkeit sich breit machende Gastspielvirtuos!

Und derselbe Mann, dessen halbvergessene Dichtung ich wieder an das Lampenlicht zog, Carl Gutzkow, der Dichter des „Königsleutenants", war der erste und eifrigste der mit so schweren und doch durch nichts bewiesenen und gerechtfertigten Beschuldigungen gegen mich zu Felde zog.

Ein Zufall wollte, daß ich zur selben Zeit mit Gutzkow bei unserm gemeinschaftlichen Freunde Theodor Döring zusammentraf.

Durch Döring veranlaßt, entspann sich über diesen Gegenstand natürlich ein eifriges Gespräch, das Döring im wahren Feuereifer freundschaftlicher Besorgniß für mich drastisch genug zum Abschluß brachte.

„Sagen Sie dreist, lieber Freund," rief Döring mit Stentorstimme Gutzkow zu, „was haben Sie an Haase als Königsleutenant auszusetzen? Hier müssen Sie doch als Autor des Stückes ihm das Tippelchen über dem J, das er etwa zu weit links oder rechts gesetzt, nachweisen können!"

Große Generalpause! Gutzkow rückt verlegen auf seinem Stuhle, um endlich ziemlich kleinlaut zu sagen: „Ach, von mir selbst ist ja gar keine Rede! Haase ist für mich als Königsleutenant sogar die Norm. Aber andere Rollen, von anderen Autoren, classische Stücke?"

„Halt“ schreit Döring. „Sagen Sie, lieber Freund, sind Ihnen die eben so geläufig in allen Fasern wie Ihr Königsleutenant? Oder ertappen Sie sich vielleicht, daß Ihnen Bild, Auffassung und Ausführung eines früheren Darstellers, den Sie vielleicht in ihrer Jugend gesehen und von welchem Ihnen einzelne Züge im Gedächtniß geblieben, noch vorschwebt? Wissen Sie nicht, daß wir Alle, Alle unter der Wahrheit des Ausspruchs leiden: Der Erste hat Recht! — Und erschöpfte dieser Erste das dichterische Bild, daß er uns übermittelte, nicht ganz, — bestrebt sich sein Nachfolger der Absicht des Dichters näher zu kommen, sie erschöpfender zum Ausdruck zu bringen, so heißt das Gelingen dieses künstlerischen Strebens und Vermögens: Virtuosenthum! Geht mir mit Eurer Unparteilichkeit! Ihr nehmt Partei und wißt oft nur gegen wen, nicht für wen und dann redet Ihr Euch aus: es sei für den Dichter! Die Unbefangenheit, mit der man einem künstlerischen Genusse sich hingeben soll, kennt Ihr nicht, — also müßt Ihr nörgeln! Ist mein College Herr Dessauer nicht nach Eurer Ansicht auch ein Virtuose, spielt er nicht Jahr aus Jahr ein einen kleinen Kreis von Rollen ab und perfectionirt er sich nicht darin zum Ergötzen des Publicums, wie ich höre? Ist nicht dann unsere ganze Oper virtuos, die aus den Lohengrins und Tannhäusern kaum herauskommt — freilich immer auf ein und derselben Bühne? Aber wehe Euch! Ihr Menschen von der Feder, Ihr Ritter des Tintenfasses! Macht Ihr mich auch zum „Virtuosen“ in Eurem Sinne, dann ruhe ich nicht eher als bis Sie wegen Gewerbsstörung wieder einige Monate in die Katakomben Mannheims gesteckt werden! Sie wissen wie Anno dazumal, wo wir Beide vereint unter den Bleidächern der Schachbrettstadt schmachteten!“

Sollte in dieser geharnischten Philippika meines guten

Digitized by

Theodor nich manch' Körnchen Wahrheit stecken, wäre es auch nur das eine von der „Unbefangenheit einem künstlerischen Gebilde gegenüber"? — —

Der „Gastspielvirtuos" verließ Frankfurt und — nahm sofort ein mehrjähriges Engagement am Kaiserlich deutschen Theater in Petersburg an. Seine freie Zeit — und die war nicht allzugering — benützte er allerdings zu Gastspielen, wollte man ihn als Gast bei sich sehen. Und dieser Wunsch wurde bald so oft ihm ausgesprochen, daß die freie Zeit nicht mehr genügte. —

Er schied von Petersburg nach sechs Jahren und fixirte sich als Director des Herzoglichen Hoftheaters in Coburg-Gotha. —

Der „Gastspielvirtuos", der „ruhelose Ahasveros", der nach „Lorbeer und Gold Jagende" — suchte immer und immer wieder — ein Engagement! Natürlich konnte er mit 100 Gulden monatlich nicht wieder nach Prag zurückkehren. —

Als ich einer Gastspieleinladung nach New-York folgte — war eines Theils mein Verlangen, Amerika zu sehen, anderen Theils der Ehrgeiz, mich an derselben Stelle als Künstler geltend machen zu können, an der nur zwei Jahr früher Bogumil Dawison gestanden.

Und nach diesem mir unvergeßlichen Gastspiel schloß ich rasch ein Engagement am Königlichen Schauspielhaus zu Berlin, dem mich allerdings meine Directionsübernahme in Leipzig bald wieder entführte. Hier wirkte der „reisende Virtuos" sechs volle Jahre hintereinander und wenn ich all' den Ovationen glaube, die man mir bei meinem Scheiden darbrachte und sie als ein Zeichen der Zufriedenheit mit meinem Wirken ansehen darf, nicht ohne Verdienst und nicht so ganz vergessen oder vergeblich! —

Und sonderbar! Schon in den letzten Jahren meiner

Leipziger Directionsführung bei dem Gedanken: was wirst du beginnen, wenn du von Leipzig scheidest, gewann eine Idee von Tag zu Tag mehr und mehr Gestalt in mir, die mich schließlich vollständig beherrschte und in den positiven und noch vorhandenen Vorarbeiten zur geplanten Ausführung derselben ihren Ausdruck fand.

Glorreich war das deutsche Reich entstanden! Die Raben flogen nicht mehr um den alten Kyffhäuser, Kaiser Rothbart hatte Scepter, Reichsapfel und Krone an Kaiser Wilhelm vererbt und endlich seine Ruhestätte gefunden.

Wo war das deutsche Nationaltheater?

Ich suchte im neuen deutschen Reiche — meine Blicke schweiften bis zur alten Vindobona, zur alten Burg der Habsburger — nirgends fand ich's!

Ich konnte auch das K. K. Burgtheater mit seinem vorwiegend französischen Repertoir und Ensemble nicht als das deutsche Nationaltheater gelten lassen.

Es mußte erst entstehen — aber wo und wie?

Wo? Natürlich in der Hauptstadt des deutschen Reiches!

Wie? Ich dachte mir: nicht anders, als wie das französische Nationalschauspiel, das Théâtre français in Paris auch entstanden, das aus einer freien Vereinigung der Künstler unter Molières Führung hervorging.

Zwei Dutzend Männlein und Weiblein, eifrigst der Kunst beflissen, erprobt in allen Stürmen und Kämpfen, die mit stolzem Muthe aus diesen Kämpfen sich ihren weithin klangvollen Namen gewonnen, konnten dies vollbringen. —

Ich schrieb und ließ schreiben, forderte Gutachten von Kunstverständigen und Politikern, von Künstlern und Finanzmännern, ließ Pläne zeichnen, Wahrscheinlichkeitsberechnungen aufstellen, wog jedes Für und Wider mit

Digitized by Google

grausamer Gewissenhaftigkeit gegen einander ab und — die Rechnung stimmte!

Die Grundlage bildeten — natürlich mit den durch die andere Nationalität bedingten Aenderungen — die Institutionen des Théâtre français, und von ihnen zuerst die Institution der Societaires und der Gagisten. Als Societaires erschienen mir natürlich zuerst: die Mitglieder der Vereinigung, aus der das ganze Unternehmen hervorgehen sollte. Die Gagisten wurden durch diese berufen.

Wir würden erst zur Miethe wohnen — wir würden uns dann ein Haus bauen — das deutsche Reich uns dabei unterstützen und die Stadt Berlin uns fördern, wo sie nur könnte. Staat und Stadt würden uns einen Zuschuß gewähren und wir dem Cultus-Ministerium reportiren u. s. w. — — — — —

Ich nehme den letzten Briefbogen und meine Uhr zeigt 3/4 12 Uhr. Noch 15 Minuten und das alte Jahr ist todt und hat ebensowenig als seine Vorgänger das deutsche Nationaltheater gebracht!

Es folgte auf die Zeit des „wirthschaftlichen Aufschwunges" eine trübe Zeit und sie ist noch nicht überwunden. Trübe Zeiten aber sind den Künsten und solchen Unternehmungen, wie die von mir geplanten, nicht günstig. Und somit ruhen meine Pläne friedlich und still in meiner Mappe. Es gilt zu hoffen und nicht zu verzagen, wenn über dem Hoffen unser Scheitel sich lichtet und unser Haar sich bleicht.

Das deutsche Nationaltheater wird und muß kommen und kann ich nicht mehr zu Euren Führern zählen, dann laßt mich wenigstens Euer treu verbundener Kamerad sein und dem Bolingbroke von heute bleibt dann doch am Ende noch der Marquis von Torçy, dem Richard III. — der zweite Mörder!

Digitized by Google

Das ist die innige Herzensmeinung des „Gastspielvirtuosen!“ —

Ich schrieb, weil Sie es wollten und schrieb wie ich's dachte, von der Leber weg: „wenn ich denn doch einmal in's Zuchthaus muß!“ um mit meinem Freunde, dem Stadtmusikanten Miller zu reden. Die Folgen aber auf Ihr Haupt: „Feierlich wälze ich Dir die größte Hälfte zu — wie Du damit zurecht kommst, siehe Du selbst zu!!“ —

Eins beruhigt mich aber schließlich — vor Einem bin ich sicher: man wird mich wenigstens nicht einen Virtuosen der Schriftstellerei nennen — vielleicht aber doch auch hin und wieder einsehen, daß man mir manchmal im Leben unrecht gethan! — —

Die Uhr hebt aus — — — es schlägt Zwölf!

„Prosit Neujahr!“

Dies Glas unserer schönen Kunst! Und nun den alten Spruch:

„Sie wachse, blühe und — zeitige reife Früchte! Das deutsche Nationaltheater sei ihre herrlichste, süße Frucht!“ —

Mit allen guten Wünschen in virtuosester Mannigfaltigkeit

Der Ihre

Friedrich Haase.

Theodor Lobe.

Mitglied des Stadttheaters zu Frankfurt am Main.

Wie ich Charakterspieler wurde.

In Petersburg war es, Anfangs der sechsziger Jahre, als eines Tages mein Freund und damaliger College, Herr Carl Porth (jetzt Hofschauspieler in Dresden) mich fragte, ob ich in seinem Benefiz den „Mephistopheles" spielen wolle?

Diese Zumuthung machte auf mich einen erschütternden Eindruck. Ich sah mich plötzlich am längst geträumten Ziel — am Uebergang von komischen Rollen zu klassischen Gestalten! Aber wird des Freundes Plan auch durchführbar sein? Wird der Charakterspieler — werden Publikum und Kritik ein solches Experiment sich gefallen lassen? Das war meine Besorgniß! — Porth, welchem nach dortigem Usus ein unbeschränktes Programm für seinen Benefizabend zugestanden werden mußte, übernahm es, meine Mitwirkung als „Mephisto" durchzusetzen. Der damalige Generaldirektor, welcher der deutschen Sprache unkundig war und glücklicher Weise den „Faust" bis

Digitized by Google

dahin nur als Ballet auf der Bühne kannte, entschied auf meines Freundes Wunsch: „Ich müsse den „Mephisto" spielen!" Er wies hierbei auf die Thatsache hin, daß im Opernhause der Komiker des Ballets den Teufel tanze und fand es unpassend, für diesen im Schauspielhause den Charakterspieler zu wählen. — Also das Unglaubliche gelang! Ich spielte den „Mephisto" und wurde mit diesem Abend (nach meiner Ansicht) Charakterspieler. — Der Mangel des Repertoires störte mich vorläufig nicht, war doch der erste, große Schritt gethan und ich in den Traum einer herrlichen Zukunft gewiegt. Mit einem Wort, ich war glücklich! Aber mein Glück konnte nicht von Dauer sein. Mit „Richard" und „Lear" im Kopf und Herzen sollte ich gar bald wieder als „Gebildeter Hausknecht" das Publikum ergötzen; an Stelle des „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft" trat das Couplet „Ich bin der Schneider Kakadu ꝛc." Wenngleich mir später auch nebenbei noch der „Marinelli" und „Jago" anvertraut wurden, so konnte mich das durchaus nicht entschädigen für das Bewußtsein „nebenbei". „Kakadu" und Consorten blieben ja doch die Hauptthelden meines Repertoires. — Dieser Zustand wurde mir unerträglich und ich folgte dem unaufhaltsamen Drang nach Veränderung, welche überdies für meine Gesundheit längst geboten war. Schnell entschloß ich mich, Petersburg nach einem neunjährigen Engagement zu verlassen und anderwärts mein Glück als Charakterspieler zu suchen. Dafür empfahl ich mich allen renommirten Bühnen-Vorständen Deutschlands, aber ohne Erfolg; Niemand wollte den Komiker Lobe als Charakterspieler acceptiren; Vergeblich reiste ich von Ort zu Ort! Was nun? Nach Petersburg zurückkehren, das verboten mir die Aerzte; ein anderes Engagement als Komiker annehmen, der Gedanke wider-

Digitized by Google

strebte mir und so kam es, daß ich den verzweifelten Entschluß faßte, Theaterdirektor zu werden. Dazu bot sich Gelegenheit; Ich pachtete im Jahre 1867 das Stadttheater in Breslau in der Hoffnung, hier die fehlenden Rollen nach und nach sammeln zu können, aber ich täuschte mich. Die Leitungsgeschäfte nahmen meine Zeit und Kraft so in Anspruch, daß eine fast dreijährige Unterbrechung der schauspielerischen Thätigkeit eintreten mußte. — Endlich — durch verschiedene Umstände gedrängt, vor Allem in Rücksicht auf meinen Zukunftsplan, welcher durchaus nicht den „Direktor-Posten" einschloß, sondern einzig und allein auf den „Schauspieler" gerichtet war, raffte ich mich zusammen und debutirte als Charakterspieler in Breslau, natürlich als „Mephisto". Diesem folgten ebenso natürlich die in Petersburg bereits gespielten „Marinelli" und „Jago", aber dabei blieb es auch, denn eine Erweiterung des Repertoires verhinderten die Administrationsgeschäfte, welche sich inzwischen auf zwei Unternehmungen (auf das Stadttheater und das von mir neu erbaute Lobetheater) erstreckten. — Je weiter die Verhältnisse mich von dem eigentlichen Ziel entfernten, je mehr wuchs die Sehnsucht nach demselben und um diese zu stillen, entschloß ich mich nach fast sechsjährigen Direktionsleiden zur Abdankung und suchte auf's Neue nach einem Engagement als Charakterspieler. In jener Zeit las ich, daß Heinrich Laube die Gründung eines Schauspielhauses in Wien plane. Sofort reiste ich dorthin und vereinbarte mit dem mir günstig gesinnten Dr. Laube ein Engagement für den Fall, als der betreffende Gründungsplan sich realisiren sollte. Das geschah und ich trat am 1. August 1872 in den Verband des neuen Wiener Stadttheaters. Bis hierher ging nun Alles gut, aber es kam die Zeit des Spielens heran; am 15. September wurde das Theater

eröffnet und der Mangel des Repertoires lag mir schwer auf der Seele. — Durch ein bis zur Erschöpfung angestrengtes, endloses Studium mußte ich manche Klippe zu umschiffen und der Gefahr eines Fiaskos vorzubeugen trachten. Demungeachtet war es mir — dem Anfänger im neuen Fache — nicht möglich, alle Unfertigkeiten zu verbergen und so ist es mir u. A. noch lebhaft erinnerlich, wie ich in der Leseprobe von „Ein Bruderzwist in Habsburg" meine Rolle des „Kaiser Rudolf" so stümperhaft vortrug, daß die Collegen lachten und Laube entschlossen war, von der Aufführung dieses Stückes abzustehen, was jedoch — wie sich später zeigte — zu meinem und der Kasse Vortheil — nicht geschah. Das Glück begünstigte mich hierbei und noch weiter in hohem Grade, denn schon nach wenigen Monaten meiner Thätigkeit am Stadttheater erhielt und acceptirte ich mit ungewöhnlich hoher Gage und ausnahmsweiser Garantie der Beschäftigung einen Engagements-Vertrag für das Burgtheater. Dieser Vertrag jedoch konnte (vielleicht auch zu meinem Glücke) nicht in Wirksamkeit treten, denn die in demselben bedingte Lösung des Stadttheater-Engagements war trotz aller Bemühungen unerreichbar. So blieb ich denn am Stadttheater, welches ich im Laufe der Zeit recht lieb gewann, dem ich von seiner Entstehung bis zum Ende der eigenen Regie der Gründer durch acht Jahre angehörte und das ich — wie es den Anschein hatte, ohne dieses unerwartete Ende, schwerlich wieder verlassen hätte, denn noch kurz vor der Auflösungs-Katastrophe schloß ich mit der Direktion einen Contrakt, dessen Dauer sich bis zum Pensionstermin erstrecken sollte. Für die vorzeitige Lösung dieses Contraktes wurde ich von der Gründer-Gesellschaft des Stadttheaters in durchaus gentiler Weise entschädigt und blieb mir nach vollster Befriedigung meiner Ansprüche nur noch der

Digitized by Google

Schmerz, das herrliche Wien verlassen zu müssen, denn dem freundlichen Engagementsantrage des nach der Katastrophe eintretenden Pächters, wollte ich keine Folge geben — aus Besorgniß, das klassische Repertoir würde durch wohl gerechtfertigte Gründe seinen Boden verlieren. So zwangen mich die Umstände auf ein Engagement außerhalb Wien's zu speculiren. Die dortige langjährige Thätigkeit hatte mein Repertoir vervollständigt und in der Theaterwelt den Komiker vergessen machen — ich war — meiner Wünsche Ziel entsprechend — endlich in die Reihe der Charakterspieler getreten. Als solcher erhielt ich denn auch nach Schließung des Stadttheaters mehrfache, theils recht vortheilhafte Anträge. Ich entschied mich für Frankfurt am Main, wo durch die Vereinigung des Stadttheaters mit dem neuerbauten, glänzenden Opernhause eine neue Aera in Aussicht und in Herrn Emil Claar ein Leiter an der Spitze stand, den ich bei Gelegenheit eines Gastspiels an seinem Residenztheater in Berlin kennen und in hohem Grade schätzen lernte.

Die Voraussetzungen, welche meine Wahl bestimmten, hatten mich nicht getäuscht; ich fand hier einen vornehmen Ton, rücksichtsvolles Entgegenkommen des Vorstandes, wohlwollende Kritik und ein warmes, feinfühliges und nachsichtsvolles Publikum! Gelingt es, mich in der Gunst desselben zu befestigen, so fehlt mir hier vielleicht wie ehedem in Wien jedweder Grund zur Reue, daß ich das Fach gewechselt, daß der Komiker „Charakterspieler" wurde.

Theodor Lobe

Feodor von Wehl.

Intendant des Königlichen Hoftheaters in Stuttgart.

Seht an der Wand das Bild dort hangen,
Im Aussehn ernst und streng und starr,
Mit scharfem Blick und hagern Wangen:
Das ist der Meister Heinrich Marr!
Er war ein Künstler vollgemessen,
Ein Künstler an ihm jeder Zoll,
Deß Name ewig unvergessen
Der deutschen Bühne bleiben soll.

Was er auf Leipzigs, Hamburgs Brettern
Der Menge Staunenswerthes bot
War kein rhetorisch Donnerwettern,
Vor dem erbebten Dach und Schlot;
Nein, was er gab, war echt, gediegen,
Der Wahrheit und Natur entlieh'n
Und mußte wirken, mußte siegen
Und in der Menschen Herzen zieh'n.

Digitized by Google

Er liebte nicht ein tolles Schalten,
Ein geniales Drum und Dran
Von wild dämonischen Gewalten,
Die keine Regel zügeln kann;
Bei ihm war Alles klar und eben,
Durchsichtig, fest und wohlbewußt:
Ein künstlerisch erfaßtes Leben,
Vor dem man Achtung hegen mußt'.

Er hatte lang und schwer gerungen:
Die Kunst war ihm kein leichtes Spiel;
Eh' ihm der erste Wurf gelungen,
Gab es der Müh' und Arbeit viel.
Sein Geist trug harte, derbe Schwielen
Und knorrig allzeit war sein Sinn:
Wie Lob und Tadel immer fielen,
Er ging den eignen Weg dahin.

Grad durch! Was Vettern und was Basen,
Was Namen, Titel so und so!
Ob Näschen rümpften sich und Nasen,
Grob war er stets wie Bohnenstroh.
Ihm galt das Wesen nur, die Sache,
Kein Ruf und Ansehn der Person,
Respect gab Leuten er vom Fache,
Doch Stümpern lief er gleich davon.

Als er zuerst mich traf bei Laube —
Ich war ein noch gar junger Fant —
Da hat er achtlos, wie ich glaube,
Den vollen Rücken mir gewandt.
Kein Wort, kein Blick ist mir geworden,
Doch heut noch hör' ich laut ihn schrein:

„Das heiße ich ein Lustspiel morden:
„Es spielt der Rott*) ja wie ein Schwein!"

Man hatte „Rococo" gegeben
In dem Berliner Schauspielhaus;
Mit Marr in Leipzig blieb's am Leben,
Doch die Berliner zischten's aus.
Das faßte Marr mit wildem Grimme,
Weit mehr, als Laube es gefaßt
Und darum mit so wilder Stimme
Schrie er und eilte fort in Hast.

Der Auftritt blieb mir in Gedanken
So viel der Jahre auch entflohn;
Sprach man von Marr, hört' ich sein Zanken
Und seiner Rede grimmen Ton.
In Hamburg traf ich dann ihn wieder,
Wo Holtei mich ihm zugeführt
Und wo sein Wesen, schroff doch bieder,
Mir bald das tiefste Herz gerührt.

Wir saßen manche liebe Stunde
In Marr's vertrauter Häuslichkeit,
Der Scherz ging lustig in die Runde
Bei allem Ernst und Zank und Streit.
Man sprach von Künstlern, neuen Werken,
Die Red' ging über Stein und Stock,
Frau Lisbeth, um den Geist zu stärken,
Bot Kaviar und braute Grog.

Von da ab blieb mir Marr gewogen,
Ich darf wohl sagen, zärtlich fast;

*) Moritz Rott, damaliger Darsteller des alten Marquis in „Rococo".

Digitized by Google

Wie leicht ihm von den Lippen flogen
Scheltwort und Fluch in wilder Hast,
Mir gab er derlei nie zu hören
Und eine glückliche Gewalt
Ließ mich in seinem Geist beschwören,
Was ihm als hoch und heilig galt.

Die Kunst, der er sich gab zu eigen,
Sie hat erfüllt ihn ganz und gar
Und brach er einmal erst sein Schweigen,
Sein Wort wie Fluth des Niles war.
Es ging befruchtend, klar und helle
Ein Segensfluß durch Wüst und Sand
Und blühend unter seiner Welle
Ein Eden neuer Kunst entstand.

Wie oft hab' ich in seinem Zimmer
Gelauscht dem Wort und ihm geglaubt,
Schien mir doch stets ein heller Schimmer
Gewoben um des Alten Haupt.
Wie ein Prophet mit Engelzungen
Sprach er von heil'ger Gluth entflammt:
Kein Heiland war wie er durchdrungen
Von seiner Sendung, seinem Amt.

Gern wär' er selbst in alten Tagen
Noch einmal worden Intendant,*)
Doch schmerzlich mußte er entsagen,
Weil man zu morsch und alt ihn fand.
Wie freudig hat's ihn da getroffen,
Als er von meinem Ruf**) erfuhr:

*) Er war bekannlich eine Zeit lang Theaterdirector in Weimar.
**) Nach Stuttgart.

Sein Wünschen, Wollen, all' sein Hoffen
Ich müßt's erfüllen, scholl sein Schwur.

Er schloß mich jubelnd in die Arme
Und rief: „Nun Fedor ist's erreicht,
„Wenn nur Dein Herz, das freudig warme
„Vor'm Sturme nicht die Segel streicht.
„Du bist zu gut, zu wohlgesonnen,
„Ich fürchte, daß man Dich mißbraucht;
„Nur der hat meistentheils gewonnen,
„Der unser Völkchen drückt und schlaucht.

„Wie einst zu Ruhla hat gesprochen
„Der Schmied: Mein Landgraf werde hart,
„So sprech' auch ich, daß ungebrochen
„Du stehst dem Drang der Gegenwart.
„Du mußt Dich treu und fest bewahren
„Und eisern, ungebeugt und starr,
„Doch auch die Wände nicht durchfahren,
„Wie ich's gewollt, ich alter Narr!" —

Als er zum Tode lag darnieder
Der strenge, eisenfeste Mann,
Sah ich in Hamburg noch ihn wieder
Und denk' mit Schmerz und Wemuth dran.
Im Drangsal fürchterlicher Leiden,
Auf's Siechbett elend festgebannt,
Beschwor er mich mit heil'gen Eiden,
Der Kunst zu wahren Herz und Hand.

Daß diese Kunst, der er so lange,
Auch in der wild'sten Tage Streit
Gehalten, wie man sagt: die Stange,
Für sie zu jedem Kampf bereit,

Kein leerer Wahn, das ward ich inne
Als ich an seinem Todbett saß
Und mit betäubtem Geist und Sinne
Sein Testament vom Mund ihm las.

Und also scholl es: „Arg geschändet
„Ist unsre Kunst; ihr Ideal
„Hat sich, verhüllten Haupt's gewendet,
„Und auf dem Throne sitzet Baal.
„Doch sollt Ihr, Jünger, drum nicht zagen,
„Nein, muthig gehn auf heil'ger Spur,
„Denn immerdar wird Baal geschlagen
„Vom Hauch der Wahrheit und Natur.

„Mag sich Gemeinheit auch erheben
„Und bändigen die ganze Welt,
„An edler Seelen reinem Streben
„Doch endlich ihre Macht zerschellt.
„Drum durch die Spieße und die Stangen
„Der Rotte Korah schreitet zu:
„Auch Goethe und sein Schiller rangen
„Mit einem Heer der Kotzebue.

„Ich selber schnitt von derbem Stamme
„Mein Schaffen realistisch los,
„Doch trug ich der Begeist'rung Flamme
„Getreu in meines Herzens Schooß,
„Denn das ist wahr und wird es bleiben:
„Es ist das hohe Ideal
„In allem Thun und allem Treiben
„Des Deutschen ew'ges Muttermaal.

„Es mag zuweilen wohl erblassen,
„Ja schwinden wohl auch allgemach,

„Wenn er in Lust und eitlem Prassen
„Hinuntersinket in die Schmach.
„Doch rafft er muthig sich zusammen
„Und fühlt er seinen eignen Werth,
„So wird es stets sich neu entflammen
„Und wieder strahlen unversehrt.“

In diesem Glauben starb der Alte,
Von dem das Bild dort niederwinkt
Mit weißen Locken, mancher Falte,
Die über Stirn' und Wang' sich schlingt.
Streng ist der Ausdruck seiner Züge,
Doch ernst und würdevoll zugleich,
Als ob er auf dem Haupte trüge
Die Krone von der Bühne Reich.

Und stolz auch war er. Feilen Buben
Hätt' er um keinen Preis der Welt
In ihre dumpfen Hinterstuben
Mit einem Kratzfuß nachgestellt.
Sie mochten tadeln oder loben,
Gleichgiltig stets ihr Spruch ihm blieb,
Mich aber ehrend hat's erhoben,
Daß unter's Bild die Vers' er schrieb:

„Die Menge macht den Künstler irr' und scheu:
Nur wer Euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen!“

Feodor Wehl.

Digitized by Google

Digitized by Google

Oswald Hanke   Georg Goltermann.   Siegwart Friedmann.   Carl Porth.   Ludwig Barnay

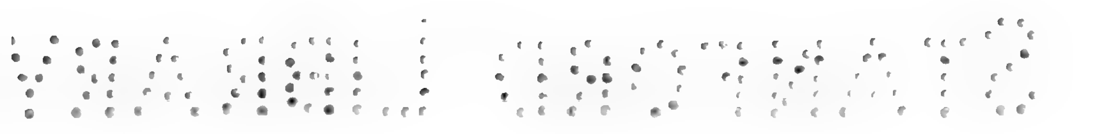
Carl Helmerding   Franz Krolop.

Carl Hauser   Friedr. Mitterwurzen   Emil Hahn.

C. Georg Berndal   Wilhelm Taubert.   Maxim Ludwig   W. Hellmuth-Bräm.   Heinr. Ernst

Friedr. Holthaus   Paul Taglioni   Heinr. Franke.   Theodor Lobe   Th. Lebrun

Digitized by Google



Digitized by Google

Minnie Hauk.

Königliche Preußische Kammersängerin.

Amerikanische Erinnerungen.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Ihrer freundlichen Einladung leiste ich nur mit Widerstreben Folge, denn ich habe es in meinen literarischen Versuchen bisher nicht weiter als bis zur Führung meines Tagebuches gebracht. Augenblicklich habe ich nur meine Notizen aus meiner letzten amerikanischen Rundreise mit der italienischen Oper von Her Majestys Theatre in London zur Hand und greife aus diesen einige Episoden heraus, um sie Ihnen mitzutheilen. Vielleicht genügen sie für Ihren Zweck.

Abgesehen von dem ersten Debüt in New-York nach mehrjähriger Abwesenheit von meinem Vaterlande, steht mir zunächst der große Zeitungskampf wegen der Sonntagskonzerte in Erinnerung. Nach den amerikanischen Gesetzen dürfen an Sonntagen keine anderen, als „sacred concerts" abgehalten werden, in welchen nur religiöse Piècen und Oratorien zur Aufführung gelangen. Dieses Gesetz wird

Digitized by Google

in den meisten amerikanischen Städten fast immer umgangen, und der schlaue Mapleson, unser Direktor, machte sich dies auch zu Nutze, indem er in Booths großem Theater in New-York von Mitgliedern seiner Truppe Konzerte geben ließ. Ich war kontraktlich wohl zu Konzerten verpflichtet, allein nach denselben amerikanischen Gesetzen darf Niemand an Sonntagen zur Arbeit, welcher Art immer, gezwungen werden. Indessen übte Mapleson als vortrefflicher Manager ein so strenges und autokratisches Regime über seine zahlreichen Künstler, daß Niemand es wagte, ihm zu widersprechen. Ich warnte Mapleson und theilte ihm wiederholt mit, daß ich in den Sonntagskonzerten nicht mitwirken würde, weil ich diesen einen Tag der Woche zur Ruhe bedürfe. Er annoncirte mich jedoch regelmäßig für die Konzerte, da er dadurch einer guten Einnahme sicher war. Ich konnte und wollte auch nicht das Publikum, das in der Erwartung mich zu hören, gekommen war und theures Eintrittsgeld gezahlt hatte, enttäuschen, und wirkte deshalb in zwei Conzerten mit. Einige Tage vor der Veröffentlichung der Anzeigen zum dritten Konzerte theilte ich indeß Mapleson mündlich und schriftlich meine Weigerung an jedem ferneren Sonntagskonzerte mitzuwirken mit, ohne daß er nach seiner gewohnten Weise darauf geachtet hätte. Ich war auch gar nicht überrascht, mich abermals in den Anzeigen als erste Mitwirkende zu lesen. Weitere Proteste blieben unbeachtet, das Haus war von vornherein ausverkauft, der Konzertabend kam. Ich war lange schwankend, ob ich nicht doch am Ende nach dem Theater gehen und meine Pièce̋n vortragen sollte. Meine Freunde aber riethen mir davon ab und wiesen darauf hin, daß alle Schuld auf Mapleson fallen müsse. Er hatte kein Recht, mich zur Theilnahme zu veranlassen, ja, das amerikanische Gesetz, so belehrten

Digitized by

sie mich, betrachte einen solchen Zwang als strafbar. All' das waren mir kaum Gründe, um mich ferne zu halten; meine Aufregung steigerte sich je mehr die Konzertzeit herannahte und wären nicht mehrere Bekannte um mich gewesen, ich wäre davongesprungen und in meiner einfachen Haustoilette vor dem Publikum aufgetreten. Aber die Besuche hielten mich davon ab. Eine Stunde nach Beginn des Konzertes stürmte Mapleson die Treppen zu meiner Wohnung herauf. Ich zog mich in mein Schreibzimmer zurück. Nach langem Bitten, Drohen und Drängen mußte er unverrichteter Sache davongehen. Ich konnte in der folgenden Nacht kaum ein Auge schließen und machte mir heftige Gewissensbisse, die Consequenzen meines decidirten Schrittes fürchtend.

Ich hatte erfahren, daß das Publikum anfänglich ruhig gewartet, dann aber nach mir verlangt hätte. Schließlich brach in den Gallerien der Tumult los, der sich noch steigerte, als Mapleson vor die Rampe trat und erklärte, daß ich aus „unaufgeklärten Gründen" bisher noch nicht eingetroffen sei. Man zischte, schrie und als das nichts half, verließ der größere Theil der Anwesenden das Theater und ließ sich an der Casse die gezahlten Eintrittsgelder zurückgeben. Mapleson hatte zweitausend Dollar eingebüßt.

Ich fürchtete, die öffentliche Meinung würde sich, da das Publikum den wahren Sachverhalt nicht kannte, gegen mich wenden und sandte demnach noch an demselben Abend Briefe an die ersten Zeitungen, um den Sturm zu beschwören. Ich kann kaum sagen, mit welchen Gefühlen ich am nächsten Morgen die noch feuchten Blätter öffnete. Aber o Wunder! fast alle nahmen für mich Partei und fielen unbarmherzig über Mapleson her. Mapleson antwortete, pochte angeblich auf seinen Kontrakt,

Digitized by Google

um sich die öffentliche Meinung nicht zu verscherzen und legte mir eine Strafe von fünftausend Francs auf. All' das erfuhr ich erst aus den Zeitungen, welche die Sache als eine cause célèbre, als eine Aufhebung der Sonntagskonzerte betrachteten und eine Woche hindurch täglich mehrere Spalten über die Angelegenheit publicirten. Aber endlich gelang es mir, Klarheit in die Sache zu bringen, und Mapleson mußte nachgeben. In einem öffentlichen Schreiben erkannte er mein gutes Recht an, hob die Geldstrafe auf und dispensirte mich von allen weiteren Sonntagskonzerten.

Es wurde dadurch eine wichtige Frage für die Künstler entschieden und ich erhielt in Folge dieser Angelegenheit viele Dankesbriefe von Künstlern, mehr jedoch noch von Priestern jeder Religion, die schon lange über diese gottlose Entheiligung des Sonntags geeifert hatten, aber nichts erreichen konnten, so lange sich die Künstler selbst dazu hergaben. Mein Salon war mit Blumensträußen und Körbchen mehrere Tage lang überfüllt und ich war als Siegerin aus dem Streite hervorgegangen.

* * *

Ein zweites mir jedoch ungleich angenehmeres Erlebniß von meiner letzten Amerika-Reise hatte seinen Schauplatz in Chicago.

Im Jahre 1872, also noch im ersten Beginn meiner theatralischen Carrière, war ich als erste Sängerin an der Wiener Hofoper engagirt. Da kamen Mitte Oktober die Nachrichten von dem großen Brande von Chicago, der die ganze Stadt eingeäschert und Hunderttausende obdachlos gemacht hatte. Ich war von dem entsetzlichen Unglück so ergriffen, daß ich sofort beschloß, mein Möglichstes zur Ein-

derung der Betroffenen beizutragen. Nach tagelangen Umherfahren, Audienzen und Arbeiten brachte ich endlich eine Wohlthätigkeits-Vorstellung im Carltheater zu Stande, bei welcher die hervorragendsten Kräfte Wiens mitwirkten, während ich selbst im zweiten Act der „schönen Galathe" auftrat, und großen Beifall erntete. Was mich aber am meisten freute, war, daß ich den alten Treumann, der sich schon seit vielen Jahren gänzlich von der Bühne zurückgezogen hatte, zur Theilnahme an der Vorstellung bewog. Das Ergebniß derselben belief sich nach Abzug der Kosten auf über zehntausend Francs, die ich sofort dem damaligen amerikanischen Gesandten Mr. Jay ablieferte.

Als ich nun im Winter 1879 das mittlerweile aus der Asche wiedererstandene Chicago auf einer Reise berührte, wurde diese von mir längst vergessene Sache, ich weiß nicht von wem, aufgewärmt, und sofort beschlossen die angesehensten Bürger der Stadt, als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit mir zu Ehren einen großen Empfang zu veranstalten. Der Calumet-Club, der vornehmste Club der jungen Weltstadt, erbot sich, diesem Zwecke seine ausgedehnten Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen, und ich war ebenso geblendet wie überrascht als ich, von den Stadträthen abgeholt, die glänzenden Säle betrat. Der Vorplatz war mit elektrischem Lichte erleuchtet, das Gebäude trotz des Winters über und über mit Blumen und Guirlanden geschmückt, während über der Eingangspforte ein Lorbeerkranz mit den Lettern M. H. prangte. Nicht weniger als dreihundert Damen und vielleicht noch einmal so viel Herren waren bereits versammelt und defilirten nun einzeln an mir vorüber. Eine der „Society ceaders" stellte mir jeden Einzelnen vor, während ich gleichzeitig mit Allen, wie es die amerikanische Sitte erheischt, Hände schütteln mußte. Die Ehre war sehr groß aber gewiß auch anstrengend, und ich war herzlich

Digitized by Google

froh, als ich endlich zur Ruhe kam. Die Officiere der eben aus den Indianerkriegen heimgekehrten Armee, General Sheridan an der Spitze, waren gleichfalls in voller Uniform zugegen. Ich werde nie den Moment vergessen, als mir der alte General von dessen Siegen ich als Kind so Vieles gehört, vorgestellt wurde. Die Chicagoer Blätter, die am folgenden Tage spaltenlange Berichte über die Festlichkeit und das ihr folgende Souper brachten, bezeichneten sie als „the biggest Reception, ever head in this city."

Minnie Hauk

Digitized by Google

Karl Koberstein.

Königlicher Hofschauspieler in Dresden.

Friedrich Dettmer.

„Der Mörder Tod schlich nächtlich sich in's Haus,
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geist als Opfer aus!" —

Am Morgen des 24. October 1880 wurde Friedrich Dettmer entseelt in seinem Arbeitszimmer gefunden.

Der finstre Gott, der so gern an dem lebensmüden Alter, der verzweifelnden Noth, wie heiß er auch von ihnen herbeigesehnt werden möge, erbarmungslos vorüberschreitet — hier hatte er mit tückischer Faust in ein volles, kräftiges Gefüge gegriffen, hier hatte er einen königlichen Stamm gefällt, dem nach menschlichen Ermessen ein dauerhaftes Wachsthum und Gedeihen vorbehalten schien.

Und doch, fast möchten wir das Schicksal preisen, das den stattlichen Mann so rasch, so ahnungslos von hinnen nahm!

Ist er doch aus einem beglückten und beglückenden Dasein geschieden im üppigen Vollbesitz alles dessen, womit die Natur den erlesenen Liebling überschüttete, den Blick

Digitized by Google

in eine verheißungsreiche Zukunft gerichtet, den beherzten Fuß auf der obersten Leitersprosse zur vollendeten Meisterschaft, eben heimgekehrt aus dem großen Entscheidungskampfe, den er in der Hauptstadt des Reiches bestanden, zwar ein todwunder Krieger auf geborstenem Schild, aber das geweihte Laub des Lorbeers um die bleiche Stirn.

Es ist eine von der Sonne des Glückes erleuchtete Bahn, welche wir zurückwandeln müssen, wollen wir das allmähliche Heranwachsen eines Künstlers kennen lernen, dessen Name schon längst nicht mehr in das engbegrenzte Weichbild einer Stadt gebannt, einen volltönenden Klang für alle diejenigen gewonnen hatte, die sich in unserm Vaterlande ein warmes Herz für deutsche Art und Kunst bewahrten.

Der Lebenslauf, der hier geschildert werden soll, ist nicht reich an bunten Wechselfällen des Geschickes, er entbehrt jenes zweifelhaften Schimmers, mit dem ein irres, zigeunerhaftes Wandern die bittern Lehrjahre anderer Schauspieler überkleidet. Die Noth und Angst seines Standes hat Dettmer selten oder nie erfahren; dennoch darf an seinem Entwickelungsgange der Blick mit herzlicher Antheilnahme haften, finden wir doch auch hier bestätigt, wie ein nimmer rastender Fleiß, die treue Pflege verschwenderisch verliehener Gaben aller Hemmnisse ungeachtet zum Ziele dringen und endlich die schönen Kränze erobern, welche die Kunst für jede gute und tüchtige Arbeit in Bereitschaft hält.

Friedrich Dettmer wurde am 23. September 1835 in Kassel geboren und folgte, noch ein Kind, seinem Vater nach Dresden, wo derselbe nach kurzer Zeit neben Tichatscheck, Mitterwurzer und der Schröder-Devrient zu den Zierden der königlichen Oper gehörte. Früh zeigte sich an dem Knaben eine musikalische Begabung, die sich unter

Digitized by

kundiger Leitung zu immer reicherer Fülle erhob. In Frankfurt am Main, dem neuen Aufenthaltsorte seiner Eltern, setzte er die angefangenen Studien, soweit es der Besuch des Gymnasiums und später eines handelswissenschaftlichen Instituts erlaubte, eifrig fort, bis sein Vater mit Garcia in London in Unterhandlungen trat, dem berühmten Meister die Pflege der Baritonstimme anzuvertrauen, die sich in jugendlicher Schöne bei dem Sohne entwickelte.

Aber die Neigung zum Schauspiel, die während Dettmers Schülerjahre schon hervorgetreten war und an den bedeutenden Kräften des Frankfurter Stadttheaters immer neue Nahrung gefunden hatte, trug den Sieg über die vorgezeichnete Laufbahn davon. Bei Nacht und Nebel, ohne jegliche Ausrüstung, ohne weitere Geldmittel als die gerade zur Reise nothwendigen, verschwand der kaum dem Knabenalter Entwachsene aus Frankfurt und wandte sich nach der Schweiz, wo er in Basel bei dem Director Hehl, einem alten Freunde des elterlichen Hauses, ein erstes Engagement als Chorist und zweiter Correpetitor fand.

Hier in dem lustigen Licht der Lampen sollte er alle die Enttäuschungen erfahren, alle die stillen Schmerzen durchkämpfen, die dem jungen Schauspieler so heilsam, so unerläßlich sind. Nicht begeisterungstrunken darf der darstellende Künstler seine Pfade wandeln, sondern offnen Auges und unverwirrten Geistes, im klaren Bewußtsein dessen, was er will und soll. Wie mußten gleich die ersten Aufgaben den Schaffensdurstigen niederdrücken! Hatte er darum mit Allem gebrochen, was ihm lieb und theuer war, um als Trommler in der Oper „Martha" oder als Stummer in der „Entführung aus dem Serail" dem ungestümen Trieb zur Menschendarstellung Genüge zu thun?

Sein heißes Blut ertrug diesen Zustand nicht lange. Nach wenigen Wochen war er seinen Verbindlichkeiten

gegen Hehl enthoben und eilte zurück nach Frankfurt, die Verzeihung des Vaters zu erwirken, welche ihm durch die vermittelnde Fürsprache eines älteren Freundes auch im vollsten Maße zu Theil wurde.

Der Schauspieldirector Haake, aus dessen bewährter Schule neben vielen Anderen auch Theodor Döring hervorgegangen ist, ward Dettmers Lehrer, indeß die kleine Bühne zu Hanau dem Anfänger willkommene Gelegenheit bot, in Gemeinschaft der Schwester die wohlerwogenen Anweisungen des Meisters zu erproben und nach Kräften in Ausführung zu bringen.

So vorbereitet und ausgerüstet, zog Dettmer 1833 nach Danzig, wo er als Falkenau in „Mathilde" unter Friedrich Genées Leitung mit Glück debutirte und anderthalb Jahre als jugendlicher Liebhaber und Sänger wirkte. Alsdann folgte er einem Rufe nach Weimar und gerade hier, unter den Augen Heinrich Marrs, gestützt durch Franz Lißzt, dem die poesievolle Gesangsweise des Neunzehnjährigen das lebhafteste Interesse eingeflößt hatte, würde seine weitere Ausbildung den geeignetsten Boden gefunden haben, wenn er nicht im jugendlichen Uebermuthe die Gunst seiner Gönner verscherzt und es schließlich soweit getrieben hätte, seine maßlose Leidenschaftlichkeit mit Arrest auf der Hauptwache büßen zu müssen.

Im October 1833 erhielt er die erbetene Entlassung und trat nach einem kurzen Gastspiel in Magdeburg in den Verband des Hamburger Stadttheaters. Obwohl sich hier sein Talent für das Schauspiel in auffallender Weise entwickelte, so konnte dasselbe doch nicht zum vollen Austrag kommen, da die Oper wieder und immer wieder Ansprüche an die schöne Stimme erhob.

Nach Schluß der Hamburger Theatersaison reiste Dettmer, dem damaligen Generaldirector von Lüttichau auf

das Wärmste empfohlen, nach Dresden, und der Erfolg seiner drei Debutrollen, Philipp („Nacht und Morgen"), Landwirth und Romeo, Rollen, welche er noch nie gespielt hatte, die er jetzt erst lernen mußte, war so durchschlagend, daß ihm ein vortheilhafter Vertrag auf längere Zeit bewilligt wurde.

Drei Jahre blieb er in Dresden, mit unermüdlichem Fleiß trotz begünstigter Nebenbuhler sich in ein erstes Fach emporarbeitend. Auch hier, wie überall, erregte sein Gesang das Entzücken aller Musikverständigen. Der rauschende Beifall, den die Leistungen im „Wildschütz" und in der „Nachtwandlerin" fanden, erschütterte für einen Augenblick sogar seine Treue gegen das recitirende Schauspiel und drohten ihn ganz und ausschließlich der Oper zuzuführen. Aber nur für einen Augenblick; denn bald waren die lockenden Geister verscheucht, so daß er, in sich und seinen Entschlüssen gefestet, am 1. Mai 1859 mit seiner jungen Frau, welche er erst vor einigen Wochen heimgeführt hatte, abermals nach Hamburg übersiedelte und unter Wollheims Direction eine Stellung als erster Held und Liebhaber am Stadttheater übernehmen konnte.

Was ihm in Dresden die Ungunst der Zeit, die Zerfahrenheit der Verhältnisse versagt, in Hamburg wurde es ihm im vollsten Maße zu Theil: seinem Schaffenstriebe öffnete sich der weiteste und lohnendste Spielraum. Getragen von der allgemeinen Gunst des Publicums, entfaltete sich sein Talent von Tag zu Tage, von Rolle zu Rolle in geradezu staunenswerthem Grade.

Es war ein glückerfülltes Jahr, welches er hier verlebte, ein Jahr von weittragender Bedeutung für seine innere und äußere Entwickelung. Der reiche, mächtig emporstrebende Handelsplatz, das materielle Wohlleben wie seine künstlerische Stellung gewährten ihm innige

Befriedigung, während sein musikalischer Sinn an gelegentlichen Darstellungen in der Oper, wie Don Juan, Simon („Joseph und seine Brüder“) u. s. w. ein herzliches Genügen, sein bürgerliches Leben aber die erfrischende Ruhe fand, die dem Manne erst durch eine behagliche Häuslichkeit beschieden ist.

Doch dieses inhaltreiche Dasein konnte die Sehnsucht nach der Heimath nicht ersticken. Dettmer hatte Dresden von je als seine eigentliche Vaterstadt betrachtet, seine Gattin war daselbst geboren und erzogen, und als nun Herr von Lüttichau mit einem erneuten Antrag erschien, folgte der Gerufene rückhaltlos dem Wunsche des Herzens und genoß die Freude, am heiligen Abend 1859 den ausgefertigten Contract seiner überraschten Frau unter den Weihnachtsbaum legen zu können.

Im Bewußtsein seines Werthes und seiner stetig sich steigernden Kraft kehrte er am 1. Mai 1860 nach Dresden zurück, in schönem Wetteifer mit berühmten Genossen um die Palme des Sieges zu ringen.

Seine erste Rolle in dem neuen Verhältniß war Hamlet. Aber so bedeutend die Erfolge auch waren, so hoch er schon nach kurzer Zeit in der Gunst der Theaterfreunde stand, es galt doch Schwierigkeiten peinlichster Art zu bekämpfen, wollte sich Dettmer auf dem mühsam errungenen Platze behaupten. Neben Emil Devrient und Dawison, anderer minder bedeutenden Rivalen nicht zu gedenken, mußte er manche Zurücksetzung erdulden, die sich namentlich unter Lüttichaus Nachfolger nur allzuoft bis zur schreienden Ungerechtigkeit steigerte. Allein auch diese unerfreulichen Tage, diese stillen Trübsale des Künstlers nahmen ein Ende.

Mosenthals „Deutsche Comödianten“ waren mit großem Beifall über die Bretter des Burgtheaters gegangen, und

Digitized by

es stand zu erwarten, daß sie auch in Dresden zur Darstellung gelangen würden. Auf das Anrathen eines Freundes, der aus Wien zuverlässige Nachrichten über die Bedeutung und Dankbarkeit der Hauptpartie erhalten hatte, wandte sich Dettmer, noch ehe von einer Rollenvertheilung die Rede sein konnte, an die Generaldirection des Hoftheaters, die Aufgabe des Ludovici sich erbittend. Das Gesuch wurde gewährt, und der Erfolg war so außergewöhnlich, daß Dettmer von diesem Zeitpunkte ab das Fach der jugendlichen Helden und Liebhaber unumschränkt beherrschte, ein Fach, das noch wesentlich erweitert wurde, als Graf von Platen die Leitung der königlichen Bühne übernahm und das leidige, durch Jahrzehnte zu tiefem Schaden des Instituts gepflegte Rollenmonopol über den Haufen warf.

Mit jeder neuen Aufgabe schien Dettmers gestaltende Kraft zu wachsen. Die letzten Schlacken der Anfängerschaft wurden beseitigt, die wildlodernde Gluth zu künstlerischer Wärme herabgestimmt, und schon jetzt durfte er sich rühmen, Hamlets Regel: die Herrschaft über sich selbst auch im Sturm und Wirbelwind der Leidenschaften zu behaupten, als Leitstern gewählt zu haben. Wer ihn damals als Franz im „Götz“, als Mortimer und Romeo gesehen, der hat erfahren, welche Wirkungen jugendströmende Beredsamkeit und ächte Leidenschaft von der Bühne herab zu erzielen vermögen.

Einen bedeutsamen Wendepunkt in Dettmers Leben bildete der am 1. Mai 1868 erfolgte Rücktritt Emil Devrients vom Dresdner Theater. Das Fach der gesetzten Helden und Liebhaber, welches dieser letzte Nachkomme der Weimarischen Schule über ein Menschenalter mit Glanz und Ruhm, aber auch mit schrankenloser Willkür und eifersüchtigem Egoismus beherrscht hatte, war nun frei geworden, ein neuer Vertreter wurde gesucht, und Dettmer mußte sich

Digitized by Google

die Frage vorlegen, ob er einem Rollenkreise, in welchem er bisher die reinsten Siege gefeiert, entsagen dürfe, um plötzlich, ohne jegliche Vorbereitung ein fremdes, ihm bis dahin verschlossenes Feld zu betreten; oder ob er sich selbst den Uebergang in das große und lohnende Gebiet der Helden auf lange, wenn nicht für immer verschließen sollte, indem er einem Dritten gestattete, Devrients reiche Hinterlassenschaft kampf- und mühelos als lachendes Erbe einzustreichen.

Die Zweifel währten nicht lange. Die kleinmüthigen Bedenken wichen bald der alten Zuversicht, und durch den Coriolan und Wilhelm Tell bewies der Zweiunddreißigjährige, daß er den Wettstreit mit dem Andenken des berühmten Vorgängers nicht zu scheuen habe.

Jetzt trat eine Zeit des reichsten Schaffens, der fruchtbringendsten Thätigkeit ein, namentlich wurde sein Shakespeare-Repertoir durch neue Rollen, wie Richard II., Percy, Prinz Heinrich („Heinrich IV." 2. Theil), Heinrich V., Marcus Antonius, Petrucchio, Mercutio und Benedict bereichert, denen sich die großen Gestalten unserer heimischen Dichtung ebenbürtig anschlossen.

Bedeutende Schauspieler sind die vorzugsweisen Verkünder und Ausleger der zeitgenössischen Literatur, und wie Emil Devrient die bürgerlichen Gestalten der Prinzessin Amalie von Sachsen auf eine von nur wenigen Nebenbuhlern erreichte Höhe erhoben hatte, so war auch Dettmer einer der glücklichsten Vertreter der modernen Lustspielmuse. Die Elasticität seines Talentes erweist sich nicht schlagender, als wenn wir die Zettel einiger Theaterwochen durchlaufen und daraus ersehen, daß der Darsteller des Tasso, Hamlet, Posa und Uriel Acosta mit gleicher Liebe und gleichem Gelingen einen Laurentius, Fritz Marlow, Veilchenfresser und Georg Richter spielte, ja daß er es sogar ver-

stand, der abgenützten und für unsern Geschmack geradezu unerquicklichen Figur des Richard Wanderer einen unleugbaren Reiz von Frische und Naivetät zu verleihen.

Den Lockungen der Oper hatte er zur Genugthuung aller Kenner, die eine Zersplitterung des reichen Talentes ungern sahen, seit mehreren Jahren vollständig entsagt; nur aus Gefälligkeit, die augenblicklich stockende Maschine des Kunstinstituts im Gang zu erhalten, war er einige Male als Scherasmin, Nevers und Papageno eingetreten, den mitwirkenden Sängern durch Darstellung wie musikalischen Ausdruck einen schweren Stand bereitend.

Von den zahlreichen, alljährlich wiederkehrenden Gastspielen an den bedeutendsten vaterländischen Bühnen muß seiner Theilnahme an den sogenannten Münchener Mustervorstellungen des vergangenen Sommers ganz besonders gedacht werden. Dettmers Freunde hätten gewünscht, er wäre dem in Entwurf wie in der Ausführung ungesunden Unternehmen fern geblieben. Und sie hatten Recht! Blieb auch der erhoffte Sieg nicht aus, es fehlte doch die wahre Befriedigung. Losgelöst von der gewohnten Umgebung, der aus früheren Zeiten als köstliches Erbtheil ein schönes Maß erhalten war; hatte doch Dettmer für Augenblicke die langgeübte Herrschaft über sich selbst verloren und mit seinen überquellenden Mitteln nicht gehörig hausgehalten, so daß die deutsche Presse getheilte Ansichten über einen Künstler hegte, der unter normalen Verhältnissen auf ihren bedingungslosen Beifall hätte rechnen können.

Das sollte sich einige Wochen später überzeugend erweisen, da er, der jüngsten Erfahrungen eingedenk, mit ganzer Anspannung und gesammeltem Ernst als Ehrengast die Berliner Hofbühne betrat. Nur wenige Darsteller jüngster Zeit dürften sich einer einstimmigeren Anerkennung zu rühmen haben, wie sie dem freudig Ueberraschten von

Digitized by Google

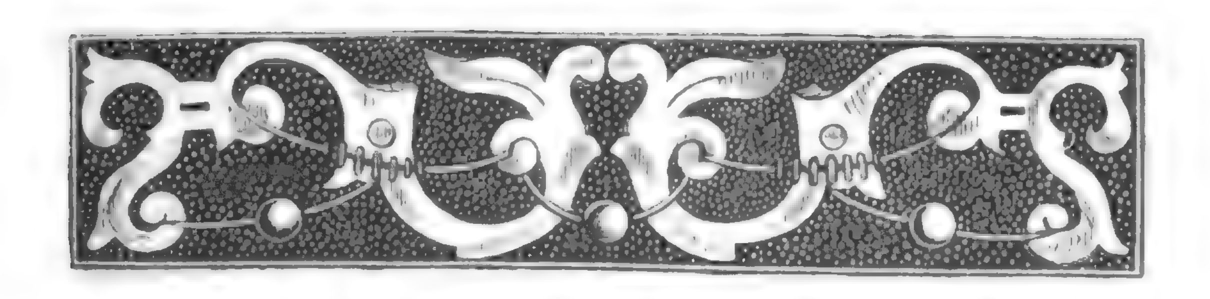
Seiten des Publicums, der Kritik und, was mehr ist, der gesammten Kunstgenossenschaft Berlins zu Theil geworden.

Voll heitrer Zukunftspläne kehrte er heim zur alten Wiege seines Ruhmes, ahnungslos, daß er den Keim des Todes im Herzen trage. Aber nur eine kurze Spanne Zeit, und der redefrohe Mund war verstummt, ausgelöscht für ewig die leuchtende Flamme seines Talents, die eitel Glanz und Wärme um sich her verbreitete.

Doch ob auch der Vorhang gefallen, der Entschlafene ist uns nicht verloren! Er wird fortleben im Angedenken der Stadt, die ihm eine zweite Heimath wurde und dem müden Sohne in mütterlicher Betrübniß das letzte, kühle Ruhebett bereitete; er wird fortleben in dem dankbaren Herzen der Tausende, die er so oft erfreut, erschüttert und begeistert hat; fortleben vor Allem in dem frommen Gedächtniß derer, denen das Glück beschieden war, Schulter an Schulter mit ihm, in Reih' und Glied die unblutigen, aber glorreichen Schlachten des Geistes und der Kunst zu schlagen.

Karl Koberstein

Digitized by Google



Leopold Teller.

Herzoglicher Hofschauspieler in Meiningen.

Ein Franz Moor in Gohlis.

Wer von uns kennt nicht den Namen „Wilhelm Kläger" — er war ein großer Schauspieler und ein edler — aber unglücklicher Mensch. Eine traurige unselige Leidenschaft, ich brauche selbe nicht näher zu bezeichnen, hing sich an die Schwingen seines Genie's — und er sank zu früh für die Kunst, noch ehe er in's Grab stieg, in die Vergessenheit. —

Die jüngere Generation wird nur durch kleine Anekdoten, die zuweilen ihm auch nur angedichtet sind, an seine Bühnenlaufbahn erinnert, im Herzen eines Jeden, der ihn noch auf dem Gipfel seiner Kunst kannte, leben seine großen dramatischen Gebilde dankbar und lebendig fort. — Ich bewunderte vor vielen Jahren seine schauspielerische Kraft und sah ihn zuletzt im Jahre 1872 auf einer kleinen Sommerbühne als trauriges Beispiel gesunkener Theatergröße. In Gohlis bei Leipzig waren

Digitized by Google

Schillers „Räuber“ annoncirt. Ein alter heiterer und gewöhnlich auch angeheiterter Mime, so hieß es, werde den Franz Moor spielen. Dieser alte Mime hieß Wilhelm Kläger.

Mit beklommenem Herzen faßte ich den Entschluß, die Vorstellung anzusehen. Vor Beginn derselben suchte ich Erfrischung im Garten vor dem Theater. Da fand ich den allein an einem Tische sitzenden, „alt gewordenen Kläger“ in sich versunken, als wäre alles um ihn her abgestorben, aber nur scheinbar theilnahmlos, denn an der Miene mit der er mich willkommen hieß, konnte ich ersehen, daß er mich schon früher bemerkt und erkannt hatte und daß ihm meine Anwesenheit nichts weniger als angenehm war.

„Was fällt Ihnen denn ein,“ fuhr er mich rauh an, „sich die Sch . . . . . Comödie ansehen zu wollen, denn Sie sind ja gewiß nur deshalb herausgekommen.“ Ich bejahte — er fuhr heftiger werdend fort: „Nun eine große Freude wird Ihnen meine Komödie nicht machen; ich habe dem Herrn Director das heilige Versprechen geben müssen, während der Vorstellung keinen Tropfen zu trinken; nicht einen Tropfen trinken, nüchtern wie ein Hund sein und den Franz tragiren! s'ist ein Unding! Aber ich muß gehorchen; der Herr Director ist sonst im Stande und entläßt mich, wie er mir gedroht. Also Sie bleiben von der Comödie weg, ich bitte Sie, will Ihnen die alte Erinnerung an den Kläger nicht trüben, bleiben Sie weg!“ Trotzdem erklärte ich ihm bestimmt, mir die Comödie ansehen zu wollen.

Er sah mich lange und schweigend an, dann rief er: „Na denn gut“ und ging.

Das kleine Sommertheater faßte kaum die Menge der Zuschauer; der Name „Kläger“, der früher auch in

Digitized by

Leipzig guten Klang gehabt, hatte seine Schuldigkeit gethan.

Der Vorhang ging in die Höhe: „Franz“ begann in gleichgültigem Tone mit rauher gebrochener Stimme seinen Dialog mit dem alten Moor. Nur die großen unheimlich leuchtenden Augen sprachen eine diabolische Sprache, aber diese Augen standen nicht im Einklang mit Haltung und Ton, er versprach sich auch öftermals, was Heiterkeit erregte — ich hatte das unangenehme Gefühl, daß er über den 1. Act nicht wegkommen werde. Als er mit den Worten „So sollst Du vor mir zittern“ die ersten mächtigen Töne anschlug und nach seinem Abgange Einige den schüchternen Versuch machten zu applaudiren, da ertönt Zischen und Lachen. Noch bevor Amalie ihre letzten Worte sprechen konnte, erschien plötzlich Kläger hoch aufgerichtet in der Thüre, wo er abgegangen war und blieb daselbst in drohender Haltung bis zum Actschlusse stehen.

Todtenstille herrschte als der Vorhang gefallen war. Ich glaube, jeder Zuschauer fühlte, daß diese drohende Geberde nicht der Amalie galt und daß diese seltsame Nüance improvisirt war. Aber ich hatte mit einem Male die beruhigende Empfindung, daß das Publicum nicht wieder wagen würde, zu zischen oder zu lachen. Der Löwe hatte eben sein Haupt erhoben.

Seine darauf folgenden Scenen gingen ohne Zischen, aber auch ohne Beifall vorüber, man folgte mit theilnahmloser Ruhe seinem gleichgültigen Spiele. Aber welche Ueberraschung brachte die Gartenscene mit Amalie. Kläger schlich sich schwankend mit lüsternen Augen an Amalie heran, fing an, mit lallender Zunge, Töne der sinnlichsten Gluth hervorzustammeln, leise ganz leise anfangs, dann immer mächtiger und mächtiger erhob sich seine grollende Stimme, bis er endlich mit hinreißender dämonischer Gluth Amalie

Digitized by Google

an sich riß. Diese eminente Darstellung wurde aber leider durch seinen Abgang gestört, denn fliehend vor dem gezückten Schwerte stolperte er über eine Latte, verlor das Gleichgewicht und fiel der Länge nach hin.

Merkwürdigerweise schien das Publicum diesen Unfall für eine bedeutende Nüance zu nehmen und brach in stürmischen Jubel nach dem Actschluß aus. Kläger aber erschien nicht, trotzdem der Jubel nicht enden wollte.

Unbeschreiblich mächtig spielte er die sogenannte Visionsscene. — Der Beifallsjubel wuchs zur Raserei — Kläger erschien wieder nicht. — Seine letzte Scene brachte eine neue Ueberraschung, der Vorhang ging in die Höhe — große Pause — plötzlich erscheint Kläger sich am Boden bis vor die Rampe heranwälzend, stumm mit dem entsetzlichsten Ausdruck der Furcht in den weit aus den Höhlen herausquellenden Augen, er macht einige vergebliche Versuche sich zu erheben, er fällt immer wieder zusammen. Das Publicum wird unruhig, die Aufregung steigert sich, da ruft jemand aus dem Parterre „Vorhang fallen lassen". Im Nu richtet er seine mächtigen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Verachtung auf's Publicum, mit einem gewaltigen Ruck stand er auf den Beinen und mit den Händen drohend nach der Richtung hinzeigend wo der Ruf erklungen war, rief er mit der Stimme eines Löwen: „Verrathen — verrathen!" wankt dann rücklings bis in den Hintergrund und mit lallender, kaum verständlicher Sprache, aber mit mächtigster erschütternder Tragik und einer Geberdensprache von solch dämonischer Gewalt, spielte er seine Scene zu Ende, daß mir ein jedes Haar einzeln zu Berge stand, ich in fieberhafter Erregung, wie gebannt von der elementaren Gewalt, die über mich hereinströmte, nicht einmal fähig war, nachdem der Vorhang gefallen war, in den Beifallsjubel mit einzustimmen,

Digitized by

der wohl selten so wahr und unmittelbar einem Künstler gezollt wurde. — Kläger aber erschien wieder nicht. —

Die Vorstellung war zu Ende. Ich hatte die letzte Scene nicht mehr abgewartet, sondern postirte mich vor den Bühneneingang, um den Meister nicht zu verfehlen, wenn er das Theater verließ; denn ich hatte das unwiderstehliche Bedürfniß, ihm meinen Dank zu sagen. Ich wartete vergebens.

Viertelstunde auf Viertelstunde vergingen, ich befürchtete, da bereits alles aus dem Hause abgezogen zu sein schien, ihn verfehlt zu haben; um mich davon zu überzeugen, ging ich hinauf auf die Bühne. Ein Theaterarbeiter, den ich befragte, deutete lächelnd auf eine Thüre im Hintergrunde der Bühne. Ich ging sofort auf diese zu, trat bescheiden, nachdem auf mein Anklopfen eine piepsende Stimme „herein“ gerufen in die Garderobe. An der Schwelle der Thüre hielt mich jedoch ein dünnes nervöses Männchen mit einem „Bst“ zurück.

„Ich wünsche Herrn Kläger zu sprechen,“ sagte ich. „Bst“ rief das Männchen wiederholt und zeigte mit zitternder Handbewegung auf eine gebrochene, den Kopf hin- und herwiegende Gestalt.

Es war Kläger. — Er saß auf einem hohen Schemel, seine Augen waren stier und verglast. — „Lieber Herr Kläger, erlauben Sie“ — fing ich an. — Er unterbrach mich jedoch mit den Worten: „Ungeheuer, hast Du schon meinen Leib, so nimm auch einen Funken meines Geistes.“

„Passen Sie auf!“ rief das nervöse zitternde Männchen, „er zielt schon — jetzt — jetzt“ — und krachend flog eine entleerte Flasche in Scherben zu meinen Füßen.

Leopold Teller

Digitized by Google

Dr. Julius Werther.

Artistischer Direktor des Großherzogl. Bad. Hof- u. Nationaltheaters in Mannheim.

Wie ich zum Theater kam.

Eine Skizze.

In meinem zehnten Lebensjahre — mein Vater war damals Rechtsanwalt und Notar in Nordhausen am Harz — versammelte ich im Hinterhofe unseres Hauses auf einer langen Galerie, die sonst zum Wäscheaufhängen diente, eine Bubenschaar und studirte mit diesen Mozarts Don Juan ein. Dieses ist meine älteste Theaterdirektorsthat gewesen. Von Details erinnere ich mich nur, daß ich mit einigem Talent den Rollenstreit unter den Mitgliedern meiner Truppe schlichtete, einen Hauptfehler jedoch beging, der sich bitter rächte. Das Schlimmste, was ein Bühnenleiter thun kann, ist, daß er selbst Comödie spielt, — er verletzt entweder seine eignen, oder die Interessen der seiner Leitung anvertrauten Künstler, — und ich hatte mir die Rolle des Don Juan annectirt. Da ich mich aber zu sehr in die Ausbildung meiner bübischen Künstler vertiefte, ein Fehler, den ich nach den anmuthigsten Erfahrungen

Digitized by Google

noch immer nicht abgelegt habe — so vergaß ich darüber den Don Juan zu studiren, — ein Beweis, wie wenig ich für diese im Leben so häufige, auf der Bühne ausgestorbene Rolle in mir trug. Kurz — der Vorhang ging auf, und wir machten Fiasco. Ein kleiner Knabe mit gekrümmter Nase und schwarzem Lockenhaar, der nur an sich gedacht hatte, gewann es uns Andern als Leporello ab. Einige Monate später schrieb ich mein erstes Theaterstück; unter dem Eindruck von Schillers Räubern — ebenfalls „Räuber". Die Disposition dazu verfaßte ich, während ich Düten zum Aufknallen klebte. Obwohl diese letzteren für Fastnacht bestimmt waren, mögen doch wohl instinctiv dem kindlichen Theaterdirektor-Gemüthe die Knalleffecte seines Stückes dabei vorgeschwebt haben. — Mit dieser Buben-Tragödie lief es insofern glücklicher ab, als am Schlusse ein allgemeines Todtschlagen in eine Rauferei ausartete, welche die anwesenden „Großen" sehr zu unterhalten schien.

Nachdem wurde es still, und der Ernst des Gymnasiums begann. Ich ward Schüler des Joachimsthals in Berlin. Hier erging es mir wie allen Schülern mit rascher Auffassung —: Die officielle Grammatik machte mir viele Sorgen und die heimliche Lectüre viele Freuden. Der Theatertrieb aber wurde von Seite der Eltern zurückgedrängt, umsomehr, als der ungewöhnliche Eindruck, welchen die Aufführung von meines Vaters „Susanna und Daniel" im Berliner Hoftheater auf mein Jünglings-Gemüth machte, sehr bemerkt wurde. — Die Folgezeit übergehe ich. Eine Laufbahn wurde mir aufgeschwatzt, die einen poetisch-romantischen Schein wenigstens für sich hatte — die höhere Bergcarrière nach absolvirtem Abiturientenexamen. Fünf Jahre Universitäts-Studium, abwechselnd mit praktischer Beschäftigung, vergingen mir als

Digitized by Google

„höherer Bergmann“. Es mochte wohl gut für Körper und Geist sein: es band mich an die Natur, aber es befriedigte mich nicht. Familienverhältnisse trüber Art, die dem 23jährigen Burschen auf einmal die Erfahrung eines alten Mannes gaben — ließen mich nach dem Tode meines Vaters tabulam rasam mit meiner bisherigen Laufbahn machen. Ich entschied mich für die Bühne und vertraute mich Düringer, dem damaligen Oberregisseur der Berliner Hofschauspiele an. Düringer kam oft in unser Haus: in den fünfziger Jahren ein Sammelplatz so ziemlich aller literarischen Notabilitäten von Berlin. Aber Düringer wollte die Verantwortung nicht auf sich nehmen; er hatte mir zu viel „wenn“ und „aber“. An einem Nachmittag hieß es: „Julius thu's“; den andern: „Julius, thu's lieber nicht!“ — Das waren nie meine Leute, also fort! Eines Abends landete ich per Eisenbahn in Wien. Am andern Nachmittag klingelte ich bei Laube, dessen Name mir nur zu gut bekannt war. Ich schickte meine Karte hinein: Dr. Julius Werther. Sofort wurde ich eingelassen. Laube stand am Tisch in kriegerischer Stellung. Er mochte vielleicht glauben, daß der Sohn des Mannes mit dem er die heftige publicistische Fehde um die Priorität der Wiederbelebung des Esserstoffes gehabt hatte, ihn herauszufordern käme. „Was wollen Sie?“ — „Zum Theater gehen,“ sagte ich! Er: „Ach so! Setzen Sie sich. Warum kommen Sie zu mir?“ „Von den Gegnern hört man die Wahrheit. Tragen Sie bis in's dritte und vierte Glied nach?“ „Nein.“ Er lächelt und ist desarmirt; er bietet mir Caffe. Maurice erscheint. Laube: „Hier stelle ich Ihnen einen jungen Bühnenkünstler vor.“ Maurice mustert mich mit dem Blicke des Kunstreiterdirectors in Monsieur Hercules. Ich fühlte mich am ganzen Leibe roth werden. Dieser indiscreten Beschau erinnerte ich mich

später oft, wenn ich selbst Kunstjünger empfing und schob gleichsam vor meine Augen Rauchgläser, um nicht Alles scharf zu sehen, was ich sah! — „Kommen Sie morgen Mittag in mein Büreau," hieß es beim Abschied. „Talent für Heldenväter!" knarrte es am andern Mittag auf der Augustinerbastei in dem weiten niedrigen Zimmer, das so manches Todesurtheil vernahm, ehe es selbst zur Demolirung verurtheilt wurde. „Aber scheußlicher Berliner Gardedialect. Ich schicke Sie zu einem Handwerker. Wollen sehen, ob er Sie sprechen lehren kann." „Wie heißt der Handwerker?" „Findeisen." — Am nächsten Tage befand ich mich bei Findeisen, der gerade mit dem Wiedener Theater verkracht war. Dieser Biedermann trat mir, imponirend wie der Souverän eines deutschen Kleinstaates entgegen und verkaufte mir sogleich, wohl gewarnt durch mancherlei üble Erfahrung ein Dutzend Stundenbillets. Dieses energische Mißtrauen flößte mir sogleich einen außerordentlichen Respect vor dem Vorstadtbonzen ein; es entsprach ganz meinem damaligen Glauben in Betreff der Gutheit des Menschengeschlechts, und schuf ein klares Verhältniß. Leistung um Leistung. Worin bestand nun diese Leistung? „Kennen Sie Schillers Glocke?" frug mich der Verfasser manches effektvollen Volksstückes, dem ich meine Bildungsstufe sorgfältig, um kein ungünstiges Vorurtheil zu erwecken, verschwiegen. „Einigermaßen," erwiderte ich, mich vieler leidenvollen Schulstunden erinnernd, in welcher die Glocke commentirt worden war. „Hier nehmen Sie das Buch — lesen Sie!" Gleiche Entdeckung wie bei Laube: Berliner Dialect. Es begann nun eine Reinigung desselben. Wie unglaublich, wie unerhört dabei die armen Verse des bedauerlichen Schiller malträtirt wurden, darüber könnten nur Findeisens Gemach und einige verschwiegene Seitenalleen im Prater Auskunft geben. O schöner Früh-

Digitized by Google

ling 1862! „Sie sind nun aus dem Gröbsten,“ begann die Vorstadtgröße eines Tages. „Jetzt wollen wir die Glocke mit dramatischer Bewegung durchnehmen!“ „Glocke mit dramatischer Bewegung? Schön!“ erwiderte ich. „Strecken Sie den Arm nach unten, den Zeigefinger vor — so! Das drückt: festgemauert in der Erden aus.“ „Sind diese malenden Gesten eine tiefere Eigenthümlichkeit Ihrer Spielweise?“ frug ich bescheiden. Strafend erwiderte er: „Nein, Sie sollen überhaupt schöne Bewegungen lernen.“ Ich schwieg belehrt, dachte mir aber, daß am Ende ein Balletmeister das besser besorgen könne. Fanny Elsler, der ich bald darauf vorgestellt wurde, half mir in der That mittels eines Anverwandten aus, ja ich hatte sogar selbst einige Stunden bei ihr, in welcher ich aber nur dazu kam, die unvergleichliche Anmuth ihrer Bewegungen zu bewundern.

Nach einigen Monaten trat ich wieder bei Laube an. „Merkwürdig! Hätte nicht geglaubt, daß Sie ihn los werden würden! Viel Energie, junger Mann! Aber gehen Sie jetzt zu einem Andern, Höheren!“ „Zu Anschütz?“ frug ich! „Meinetwegen, — da Sie Heldenvater werden wollen, aber Sie brauchen sich nicht auf mich zu berufen;“ „Sonderbar“, dachte ich mir, „ich soll Anschütz nicht sagen, daß Laube mich schickt! Das ist wohl nicht sein Ernst.“ „Herr Doctor Laube schickt mich,“ sagte ich, vor den vielbewunderten Nestor hintretend. „Doctor Laube?“ erwiderte Anschütz in hohem dünnen Tone, den Kopf ganz in den Schultern. „Ich erinnere mich, daß ein Doctor Laube jetzt Director des Hofburgtheaters ist. — Was will er von mir?“ „Aha, darum!“ dachte ich, und begann meine Bitte. „Ich gebe keine Stunden mehr; ich bin ein alter Mann.“ Aber sein Sträuben half ihm nichts, er mußte sich für mich interessiren. Im ganzen Winter 62

auf 63 bis in das Frühjahr hinein kam ich zu ihm, und manches Mal, wenn er an seinem Pulte saß, zusammengerollt wie ein Bär im Lager, so daß man nicht wußte, wo der Kopf stak, — und wenn er dann aufgestachelt allmälig lebendig wurde, der Kopf herauswuchs, die Augen, der Mund sich öffneten, und schließlich eine Rede vom Lear oder vom alten Miller herausquoll — es wird mir unvergeßlich bleiben! — Auf meiner Rolle vom Wallenstein steht querüber von ihm: „Natürlich," und doch war der Mann mehr groß, tief und wahr als natürlich. Ich versäumte in dieser Zeit keine Vorstellung in der Hofburg. Die Eindrücke, die ich von ihm, Löwe, Laroche, Fichtner, Beckmann, der Rettich erhielt, woran sich die Laube'sche Schule auf das würdigste reihte, konnte weder ein mehrmonatlicher Besuch der comédie française, noch der besten italienischen Gesellschaften erreichen, oder gar verwischen. — Von Laube und Anschütz ausgerüstet, trug ich meine Waffen in die Provinz. „Müssen nun Routine erwerben," sagte Laube. Im Sommer 1864 kam Dingelstedt in Geschäften nach Wien.

Dingelstedt war mit meinem Vater befreundet gewesen, und darauf fußend, hatte ich ihm bereits mehrere Male geschrieben, ohne Antwort zu erhalten. Er wollte mich auch nicht empfangen. Das bekannte Vorurtheil gegen Kunstjünger von höherer Bildung war es; ein Vorurtheil, dem sicher ein wesentlicher Theil des Niederganges unseres deutschen Schauspiels zuzuschreiben ist! — Aber ich wiederholte meinen Besuch, obwohl mir diese Lauferei auch aus dem Grunde sehr peinlich war, weil ich jedesmal meine weiteren Straßenstiefel nahe bei seinem Hotel im Gewölbe eines mir befreundeten jungen Kaufmanns mit einem Paar unglaublich enger Lackledener vertauschte, von denen ich mir eine Steigerung des Eindrucks auf Dingelstedt

Digitized by Google

Aufmerksamkeit abzieht und den Geschmack verdirbt. Das versprach. Hätte ich gewußt, daß der Arme selbst sein Lebenlang an Hühneraugen litt! Er empfing mich höflich aber kühl — es sei kaum Platz bei ihm. „Hier habe ich auch zwei Atteste, eines von Laube, eines von Anschütz." Da wurde er lebendiger. „Lassen Sie sehen. Hm! Ich gebe zwar nichts auf ein Urtheil von Laube, aber — ich will es mit Ihnen versuchen. Wenn Sie nach Weimar kommen, sprechen Sie Niemand von diesem Laube'schen Attest, das macht dort einen ungünstigen Eindruck," sagte er, mit seinen langen Fingern durch die längeren Bartcoteletten fahrend. Ich kam nach Weimar und machte die Einverleibung seines Shakespearecyclus in die deutsche Bühne mit, indem ich als Warwik in Heinrich dem Sechsten, (erster und zweiter Theil) gastirte; — später, nach dem „Ringelstern" wurde ich engagirt. — Ich war bis Ende 1867 unter ihm thätig, zuletzt auch als Regisseur und freue mich hier aussprechen zu können, daß ich sehr viel von ihm gelernt und ihm deshalb zu größtem Danke verpflichtet bin. Ich habe später an den von mir geleiteten Theatern die Vorzüge seiner Richtung mit der Laube'schen Schule verquickt, und glaube damit auf dem für die Entwickelung der theatralischen Kunst in unserer Zeit richtigen ja vorgeschriebenen Wege zu sein. Laube ist Pädagog, Dingelstedt Künstler. Der Einfluß der bildenden Künste auf die Massen und damit auf das Theaterpublicum hat das alte gewissermaßen naive Inscenirungswesen über den Haufen geworfen, — bedauerlicher Weise für den höheren Dramatiker! — Aber es ist so, und mit diesem Factor muß gerechnet werden. Nur lasse der Bühnenleiter die bildenden Künste sparsam und stets bedeutungsvoll einwirken, nicht aber öffne er in schlecht verstandener Meiningerei Thor und Thür einer Unmenge von inhaltslosem Ausstellungskram, welcher die Stücke verschleppt, die

Digitized by Google

Princip der Meininger von diesen durchführbar, — ich selbst habe mich für ihre ausgezeichneten Aufführungen meiner Bearbeitung von Molières „gelehrten Frauen“ zu bedanken, — kann auf ständige Theater nicht übertragen werden. Wer mit Allem wirken will, — wirkt mit nichts; opfern können ist eine der höchsten Eigenschaften des guten Regisseurs, wie des weisen Schauspielers. Die bildenden Künste wollen sehr genau studirt sein, ehe man mit ihnen auf der Scene hantiren kann. Ich habe die Frage über das Maß der praktischen Verwerthung der bildenden Künste namentlich während eines längeren Aufenthaltes in Italien im Winter 1876, den mir die Großmuth meines Allergnädigsten Gönners des Königs Ludwig II. von Baiern ermöglichte (ich hatte mir des Monarchen Gunst durch meine Dramen Mazarin und Pombal erworben, namentlich auch durch eine Bearbeitung des Molièreschen Misanthrop), auf das eindringlichste ventilirt, und glaube darüber mir volle Klarheit verschafft zu haben. Je intensiver ich mich mit den bildenden Künsten beschäftigte, um so vorsichtiger bin ich mit ihrem Gebrauch geworden und keine noch so schlagende Wirkung eines äußerlichen scenischen Kunststückes kann mich dazu bringen, die wichtigsten Momente: die gute und charakteristische Darstellung, das scharfe Herausarbeiten der Hauptideen eines Stückes in zweite Linie zu stellen.

Doch ich wollte nur schreiben „wie ich zum Theater kam“. Auch wünscht der Herausgeber eine Skizze und keine Abhandlung. Der Leser möge entschuldigen; es ist ein Fehler aller Erzähler: leicht zu breit zu werden.

K. Walther.

Digitized by Google

Friedrich Mitterwurzer.

Mitglied des Stadttheaters in Wien.

„Styl."

Es war im Jahre 1863 als ich in eine kleine Stadt des Erzgebirges einfuhr. Ich sollte mein Engagement antreten und freute mich herzlich auf neue Thätigkeit; auch erwartete ich dort meinen lieben Freund S. wiederzufinden. Er war Charakterspieler und galt für einen Sonderling weil er seitab von der gewöhnlichen Heerstraße seinen eigenen Weg ging und fast mit Niemandem verkehrte. — Am Tage meiner Ankunft spielte er gerade den Shylock. Ich eilte sofort in's Theater und begeisterte mich an seiner Leistung, die so recht nach meinem Herzen war. Nach der Vorstellung fanden wir uns zusammen im Gasthof, er, ein Kunstfreund und ich. Im Laufe des Gespräches äußerte der Kunstfreund: Alle Achtung vor Ihrem Talent, lieber S., aber — zu mir sich wendend — finden Sie nicht, daß unser Freund den Shylock doch zu wenig — wie soll ich sagen — zu wenig „stylvoll" gespielt hat? Ich wollte erwidern, bemerkte aber noch rechtzeitig, wie S. sein Glas bei Seite schob und den Fragesteller mit einem eigen-

Digitized by Google

thümlich spöttischen Blicke musterte. Ich unterdrückte meine Bemerkung und erwartete seine Antwort. — Hier ist sie. (Ich notirte sie damals und fand sie kürzlich unter meinen Papieren). Er begann:

Es giebt allerdings beim Theater ein Etwas, was man „Styl“ zu nennen beliebt. Wir haben noch mehr solcher pomphaften Ausdrücke. Also: „Styl! künstlerischer Styl.“ Was ist das eigentlich? Nach meinen Beobachtungen definire ich mir dies stolze Wort folgendermaßen: Styl will sagen Rundung, Ebenheit in Geste, Mimik und Sprache — Glätte. Ist nun eine solche Spielweise richtig? Ich glaube nicht, wenigstens mein Gefühl sträubt sich dagegen. Ich möchte derartige Künstler, die diesen „Styl“ sich angeeignet, „höfliche Schauspieler“ nennen. Sie wollen nirgends anstoßen, Niemand verletzen, Alles soll in ruhigen Bahnen fließen; die leidenschaftlichste Geberde, die bezeichnendste Rede hübsch und ohne Verwarnung vorübergleiten. Nur keine Unhöflichkeit! Bekommt so ein Künstler eine Rolle, so wird solange daran herumpolirt, geknetet und gemeißelt, bis die ganze Charakteristik zum Teufel fährt und zum Schluß nichts übrig bleibt als der ehrenwerthe Herr So und So, der einfach ein fremdes Kleid anlegt, das er am Ende nicht einmal ordentlich zu tragen versteht. Das ist verdammt wenig. Ob König, ob Bettler, ob im rothen oder schwarzen Frack, s'ist immer nur das Gesicht des Herrn X., welches oft gar kläglich aus der Narrenjacke heraus das Publicum angrinst.

Der sogenannte „Styl“ verwischt nach meiner Ansicht den Charakter. Ich meine, der Schauspieler soll dem Dichter nachgehen, ihn aber nicht zu verkürzen suchen.

Schwarz ist schwarz — weiß ist weiß, nicht grau.

Gestern z. B. habe ich den Wurm gespielt in „Kabale und Liebe“. Meine Phantasie zeigt mir das Bild folgen-

Digitized by Google

dermaßen: Wurm ist ein Mann von ca. 30 Jahren; der Kopf steckt in den Schultern; er hat fahlblondes Haar, von Nachtwachen und Arbeit geröthete Augen. Wirklich katzbuckelnd, auffallend demüthig steht er vor seinem Gebieter, dem er süß lächelnd und halblaut seine Rathschläge zubläst. Vor Luise Miller erscheint er verändert. Ganz und gar geschäftsmäßig, trocken und einförmig bewegt er sie zum Schreiben des Briefes ohne jede Beimischung irgend eines malitiösen oder satanischen Zuges. Gegen Schluß der gewaltigen Scene jedoch bricht sein cynisches Gefühl durch und in seinem Liebesantrage drückt sich die ganze volle Sinnlichkeit einer gemeinen Seele aus. Die Berührung seiner Hand — einer kalten, feuchten Hand — ist die einer Schlange; Luise schaudert zurück und blickt ihm bebend in's tückische Auge. In der letzten Scene rast Wurm wirklich; es ist das Heulen und Kreischen einer geängsteten Menschenseele, sind Töne eines Elenden, der dem Tode gegenüber, Todesangst im Herzen, dem Tod entgegengeht. Er zittert am ganzen Leibe, klammert sich fest an den Präsidenten und verkündigt ihm kreischend den letzten Verrath.

Rufe ich das Bild des Shylock vor den Zauberspiegel meiner Phantasie — was erscheint? Der gemeine geldschachernde Jude, reich über alle Maßen, geizig und verlogen. Er ist ein Mann von 60 Jahren, mit ergrauendem Bart, tiefliegenden Augen, gebückter Haltung, hastigem Gang. Immer rechnend und zählend ist ihm das „Geschäft" die Hauptsache. Antonio hat ihn darin geschädigt und er haßt ihn darum erst in zweiter Linie weil er auch „sein heilig Volk geschmäht". — Nichts zeigt an, daß sich unser Jude so über seinen Stand erhob. Der gemeine Jude jüdelt in Sprache und Geste, also auch Shylock und zwar scharf prononcirt. — Den Vertrag mit Antonio schließt er ab mit all' der ängstlichen Vorsicht eines Geschäfts-

Digitized by Google

mannes; doppelt vorsichtig und genau, weil für ihn eine große Summe und sein geheimer Mordplan, — denn mit diesem im Herzen schließt er den Handel ab — auf dem Spiele steht. Aengstlich besorgt, sein Gewissen zu beschwichtigen, bringt er Entschuldigungen für seine Manipulationen an der Börse, wie er auch all die Beschimpfungen herzählt, welche Antonio ihm angethan. Er windet sich zwischen Geiz und Rache, Furcht und Haß, und mit allen Kniffen einer verlogenen Seele, die scharf und grell hervortreten sollen, führt er seinen Gegner ins Verderben. Im Gerichtsact sehe ich den Shylock im vollen Glanze seines Triumphes. In Prunkgewändern mit Ringen geschmückt erscheint er lächelnd im Saal vor dem Dogen. Doppelt verhärtet durch den Verlust seiner Jessica und der kostbaren Juwelen ist er taub gegen jedes Mitleid. Er verhöhnt sie Alle, mit schneidendem Witz überschüttet er die ohnmächtigen Richter, bricht in helles Gelächter aus als er das Schreiberlein erblickt und mustert ironisch den jungen Bellario. Sein anscheinend Recht giebt ihm den ganzen Uebermuth seiner Race; er will seinen Triumph auskosten in der brutalsten Weise. Mit funkelndem Auge schürzt er sich den Aermel und wetzt das Messer zum tödtlichen Stoß, denn tödten will er den Verhaßten, ja ihn morden mit kaltem Blut im Angesicht der ganzen Signoria und dann hohnlachend, erhobenen Hauptes den Saal verlassen. Wie ein Tiger stürzt er auf sein Opfer und mit heiserem Schrei packt er Antonio an der Brust. —

Sie haben mich heute als Shylock gesehen — fuhr mein Freund fort — und waren nicht ganz zufrieden. Demnach hat Ihnen auch gestern der Wurm nicht recht gefallen.

Was speciell den Shylock anbetrifft, so war er Ihnen zu jüdisch — zu gemein? Nun, ich glaube kaum, daß

Digitized by Google

Shakespeare die Absicht hatte, seinen Juden erst taufen zu lassen, um ihn bühnenfähig zu machen!

Ich meine, das Leben ist scharf und kantig und Menschendarstellung heißt unsere Kunst. All diese Schärfen und Kanten der menschlichen Natur ganz und stark herauszuarbeiten und hinzustellen, giebt der darzustellenden Figur — nach meinem Begriff — erst den Charakter, setzt ihn ins rechte Licht. Abschleifen, abdämpfen, andeuten, mildern — gar beliebte Ausdrücke der Stylvollen — erscheint mir müßig und falsch und ist oft die Folge eigner Mattherzigkeit, obwohl sie sich Heroen dünken!!

Daß bei meinen Bestrebungen oft Uebertreibungen und Fehler vorkommen, ja grobe Fehler, — ich bin der Letzte, der es läugnet; aber erst mit vielen Wiederholungen reift sich eine Darstellung aus. Wie wenig Gelegenheit findet sich den gestrigen Fehler heute zu verbessern. Das Handwerk, die Arbeit überwuchert auch im Theaterleben die Kunst. Das ist zwar Zeitlauf, aber wir gehen rückwärts dabei, trotzdem Einige meinen, sie schreiten vorwärts, weil sie der ganzen dramatischen Gestaltung das moderne Gewand übergezogen und sie — so zu sagen — salonfähig gemacht haben. Wahrhaftig es sollte mich gar nicht wundern, demnächst die Antigone in einem modernen Schleppkleid agiren zu sehen!"

Hier brach mein Freund ab — wir kamen auf andere Dinge!

F. Mitterwurzer.

Digitized by

Franz Abt.

(Geb. 22. Dec. 1819 zu Eilenburg; seit 1852 Hofkapellmeister in Braunschweig.)

Eine Tannhäuser-Aufführung in New-York.

Von den vielen Erlebnissen heiterer und ernster Art, die in meiner Erinnerung aufsteigen, wenn ich die lange Reihe der Jahre überfliege, die ich im Dienste der edlen Frau Musica zugebracht habe, haftet mein inneres Auge immer länger auf den Erlebnissen des Jahres 1872, eines Jahres, das für mich reich war an Strapazen, aber auch reich an Dank und Triumphen. Damals zog ich über das Meer. Aber nicht wie der Uhland'sche Kaiser Karl, der im schwanken Kahn „am Steuer saß und hat kein Wort gesprochen", sondern an Bord des wackeren Bremer Dampfers „Rhein" und zwar in recht lustiger Gesellschaft. Ich fuhr Americas Küsten entgegen, wohin mich eine Einladung zahlreicher Männergesangvereine rief, deren Ehrenmitglied ich bin. Eine „gute Aufnahme" war mir zugesichert — und wie bin ich aufgenommen worden! Schon, als ich noch auf dem Meere war, begannen die mir zugedachten Ehrenbezeugungen.

Auf einem entgegengesandten Extradampfer ward

Digitized by Google

ich durch eine Deputation vom Bord des Dampfers „Rhein" abgeholt und nach Hoboken begleitet. Die Vorstände der New-Yorker Gesangvereine nahmen mich hier in Empfang. In großartigem Zuge wurde ich zunächst nach der für mich bestellten Wohnung in Belvedere-House (Hôtel Wehrle) geleitet, welches mit deutschen und amerikanischen Flaggen geschmückt war. Ich denke noch still gerührt im Herzen an den ebenso großartigen, als herzlichen Empfang, den mir die dortigen Freunde meiner Lieder zu meiner großen Ueberraschung bereiteten. An ein beschauliches Genießen des Gebotenen war freilich damals nicht zu denken, denn kaum hatte ich den Fuß ans Land gesetzt, als ich auch schon in eine wahre Hetzjagd von Ovationen, musikalischen Pflichten, Vergnügungen und Reisen durch fast den halben Bereich der Vereinigten Staaten hineingezogen wurde. (Zu dem Ersten, was ich von Amerika zu spüren bekam, gehörte leider auch die dortige „Landesplage", die Interviewer und Reporter, welche ich auch nicht wieder los geworden bin, bis ich nicht die blauen Küstenstrecken der Union hinter mir in duftiger Ferne wieder verschwinden sah.) Gern möchte ich recht viel erzählen; — aber ich muß die Erinnerung an all das schöne mir damals Gebotene zurückdrängen; sollte ich's erzählen — wo müßte ich anfangen, wo könnte ich aufhören? Nur ein kleines Erlebniß aus der New-Yorker „Academy of Music" (dem Opernhause) sei hier berichtet, das, amüsant für das vor dem Vorhange sitzende Publicum, dem Kapellmeister manchen Angsttropfen auf die Stirn trieb. Der Kapellmeister war ich, und die für die amerikanischen Verhältnisse sehr charakteristische Geschichte trug sich so zu: Am Tage nach meiner Ankunft, als ich mich kaum in dem von allen deutschen Künstlern frequentirten Belvedere-House installirt hatte, wurde mir ein Herr angemeldet, der mir seine Aufwartung machen

Digitized by

wolle. In meinem ersten Schrecken dachte ich wieder an einen Ritter von der gezückten Bleifeder, der mich meuchlings zu interviewen käme und ließ ihn — ohne Hoffnung zwar auf Erfolg — abweisen. Aber diesmal hatte ich mich getäuscht. Der Herr sandte mir seine Karte und ich las: „Fabri-Mulder, Director der Deutschen Oper." Mulder, Mitbewohner des Belvedere-Houses, kam, um mir seine Noth zu klagen. Schlechte Zeiten, besonders für die Deutsche Oper, war der traurige Refrain der langen Litaney. Er bat mich, ich möchte ihm doch eine Oper dirigiren, das würde ihm ein volles Haus verschaffen. Ich sollte Tag und Oper selbst bestimmen, alles arrangiren wie ich wollte, nur kommen sollte ich! So wenig ich auch anfänglich Lust dazu hatte — der Mann war in Noth und ich beschloß, ihm so weit es ging, zu Hilfe zu kommen. Ich wählte den „Fidelio" und bestimmte den auf die Rückkehr von einem nach Buffalo zu machenden Ausfluge folgenden Tag zur Aufführung. Mulder zog freudestrahlenden Gesichts ab und machte einem — Reporter des New-York Herald Platz. Ich konnte eben meinem Schicksale nicht entgehen. Aber auch das überstand sich, wie Tags darauf der Ausflug nach Buffalo; und überstanden mußte es in des Wortes eigentlichstem Sinne werden, denn es gab an musikalischen und leiblichen Genüssen so viel, daß ich, der ich doch in beiderlei Hinsicht einen guten Magen habe, meinem Schöpfer dankte, als ich endlich wieder auf die Flurteppiche des New-Yorker Belvedere-Houses trat. Aber schon auf dem untersten Treppenabsatze empfing mich Mulder: „Fidelio kann wegen Erkrankung des Frl. X. nicht gegeben werden, es läßt sich absolut nichts anderes als der „Tannhäuser" herausbringen." Auch gut, dachte ich und ging am nächsten Vormittage arglos in die Probe. Mulder hatte

Digitized by Google

mir hoch und theuer versichert, es sei alles gehörig vorbereitet und die Oper werde ganz vorzüglich „klappen", da sie bereits mehrmals in dieser Season gewesen sei. Ich merkte aber bald, daß irgendwo etwas faul im Staate Mulder sein müsse, denn es stellte sich bei der Orchesterprobe schon heraus, daß den Musikern nicht ihre gewohnten „Stimmen" aufgelegt worden waren, sondern fremde, die Gott weiß woher — zusammengebracht waren. Daher „klappte" es schon im Orchester alle Augenblicke 'mal nicht. In einer „Stimme" waren ganz beträchtliche Striche gemacht und die andere zeigte dagegen jede Note. Es war eine gräßliche Confusion, die noch dadurch verstärkt wurde, daß manches Instrument garnicht, oder doch zu schwach vertreten war; man sah also auch hier im Orchester Manchen, der nicht da war. Ueber diesen Punkt tröstete mich Mulder aber mit dem Versprechen, daß das Orchester am Abend complet sein werde und schließlich kam denn auch die Probe einigermaßen befriedigend zu Ende, freilich nicht ohne einige mir in ihrer Plötzlichkeit und Heftigkeit trotz der schlechten „Stimmen" unmotivirt erscheinende Ausbrüche von Unzufriedenheit. Hatte doch sogar einer der Violinisten mir erklärt: „Wenn ichs nicht Ihnen zu gefallen thäte, Herr Hofkapellmeister, so fiedelte ich dem Teufel eher als den Yankees in Fabri-Mulders Oper." — Es war ein Landsmann, der das sagte, ein guter, aber etwas sehr — gradgesinnter Bayer aus Isar-Athen. Ueberhaupt waren eine Menge Deutscher im Orchester vertreten, das freilich außer den Deutschen, welche gewissermaßen den Stamm bildeten, noch eine Reihe von Angehörigen anderer Nationalitäten aufzuweisen hatte. Darunter gab es natürlich auch einige Söhne des grünen Erin, denn wo in Amerika könnte es ein Orchester geben, dem nicht mindestens ein Irländer angehörte. Einer von ihnen in

Digitized by Google

Mulders Orchester war Harfenist — leider! „Paddy" konnte zwar einige eingepaukte Bravourstücklein mit einer gewissen Flottheit vortragen, aber die Wagnerschen Accorde machten ihm schwere Sorgen — mir gewiß nicht minder, wenn ich ihn so rathlos in die Saiten greifen sah; ich war schließlich gezwungen, ihn nach der Probe mit in's Hôtel zunehmen und ihm dort seinen Part drei Stunden lang gehörig einzustudiren. Unter diesen Umständen wurde mir begreiflicher Weise immer mehr und mehr unbehaglich zu Muthe. Aber was thun — dirigiren mußte ich; zurücktreten konnte ich auch nicht mehr, denn das hätte Mulder zu viel Schaden zugefügt, da er bedeutende Geldopfer gebracht hatte, um den ganzen amerikanischen Reclamebumbum in Gestalt von riesengroßen Maueranschlägen und spaltenlangen Zeitungsannoncen, wie es dort einmal hergebracht ist, „loszulassen". Ohne das große Tantam geht es eben einmal drüben nicht ab. — Ich trat also am Abend in Gottes Namen, auf Alles gefaßt, an das Dirigentenpult. Das Haus war besetzt bis zum letzten Platz, und ich muß bekennen, ich bin selten mit so geradezu enthusiastischer Begeisterung empfangen worden, wie an diesem Abende. Das Orchester spielte die Ouvertüre mit mehr Liebe und Geschick als ich erwartet hatte und ich fing schon an, wieder frischen Muth zu schöpfen, um so mehr, als auch die Besetzung der Hauptpartieen, wie schon die Probe gezeigt hatte, eine recht gute zu nennen war. Den Tannhäuser sang Herr Richard, die Elisabeth Frau Fabri Mulder, den Wolfram Herr Müller und den Landgrafen Herr Wigand. Die Namen der übrigen Mitwirkenden sind mir entfallen; ich erinnere mich nur noch des Hirtenknaben — Frl. Elzer — die eine Schülerin und Pflegetochter Mulders war und damals gleichsam als Wunderkind vorgeführt wurde. Als Hirtenknabe wurde

Digitized by Google

sie demgemäß auch dicht an den Souffleurkasten postirt, damit nur Publicus ja merke, der Hirtenknabe sei kein gewöhnlicher Hirtenknabe, sondern etwas ganz Apartes. — Während des ersten Zwischenactes machte ich auf der Bühne einige Entdeckungen; die eine war — und sie interessirte mich, der ich seit so langem mein Domicil in Braunschweig habe, specieller, — daß von den 4 Edelknaben, welche das „Wolfram von Eschenbach, beginne!" zu singen haben, drei Braunschweigerinnen waren; die andere Entdeckung jagte mir einen panischen Schrecken ein: ich erblickte im Chor unter dem schwarzen Pilgerrocke meinen Peiniger, den Reporter von „New-York Herald!" diesmal führte er zum Glück statt des Bleistiftes den Pilgerstab in der Hand und erschien mir so minderschrecklich als zuvor. Gewiß ein vielseitiger Mensch! — Der zweite Act ging glatt ab. Der folgende Zwischenact dauerte aber merkwürdig lange; das Orchester sieht sich stumm aber bedeutungsvoll an, das Publicum fängt an unruhig zu werden und ich mit. Endlich aber geht der Vorhang in die Höhe und die Vorstellung nimmt ihren Verlauf. Wir kommen zu der Scene zwischen Elisabeth und Wolfram; Letzterer schließt sein großes Arioso mit den Worten: „O würd' ihr Lind'rung nur ertheilt", worauf der Männer-Chor hinter der Scene „Beglückt darf nun" ohne Begleitung einzusetzen und dann auf die Bühne zu kommen hat. — Aber hinter der Scene erschallt kein Ton. Wolfram und Elisabeth schauen sich verlegen an, die Musiker lassen ihre Instrumente sinken und ich starre verwundert auf die Bühne. Im Theater ist es so lautlos still, daß man eine Stecknadel hätte können zu Boden fallen hören; aber nicht lange; das Publicum wird unruhig, die Verlegenheit Wolframs, die ängstlichen Blicke Elisabeths reizen seine Lachlust, es beginnt erst zu kichern und bricht schließ-

lich in ein tobendes Gelächter aus. Mir perlt ein Tropfen nach dem andern von der Stirn auf die Partitur. Da flüstert mir der Violinist aus München zu: „Herr Hof-Kapellmeister, der Chor wird wohl — striken; er hat seit langer Zeit keine Gage bekommen — wie das Orchester!" Das war also die Lösung des Räthsels! Schnell entschlossen hebe ich den Tactstock, um mit der nächsten Nummer zu beginnen — da, neues Gelächter! Aus der Coulisse kommen 4, sage vier Pilger hervorgebummelt, die Mulder durch Gott weiß welche — Versprechungen bewogen hatte herauszugehen; sie stimmen ihren Pilgerchor an und die Fortsetzung der Oper ist ermöglicht. Freilich die Weihe des Abends war dahin, die Lachlust war einmal rege im Publikum und die Geschichte kam nicht wieder in das rechte Geleis.

Mir wurde übrigens auch das Nachspiel dieser Strikscene nicht erspart, denn das Belvedere-House in dem Mulder gleich mir logirte, wurde noch am selben Abend nach der Oper vom Chorpersonal und dem Orchester belagert. Sie stürmten geradezu das Haus; aber während sie durch den Haupteingang sich Einlaß verschafften, öffnete sich ihr Mulder ein Seitenpförtchen und verduftete. In Milwaukee erst fühlte er sich einigermaßen sicher vor seinem Chor „der Rache".

So wird in Amerika „operirt". Daß die Solisten ebenso wenig ihre Gage erhielten wie die Choristen, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen, — also: Vorsicht bei der Annahme von glänzenden Engagements nach Amerika! Wer hinüber geht sei auf seiner Hut, sonst könnte es noch Manchem so gehen, wie dem in jener denkwürdigen „Tannhäuser-Vorstellung" beschäftigten Personale. Mir persönlich, das muß ich gestehen, hat diese Vorstellung mit ihrem peinlichen und doch in der augenblicklichen Wirkung so komischen

Digitized by Google

Strikezwischenfall hinterher noch recht oft vergnügte Augenblicke bereitet; hinterher, sage ich, denn damals war ich erstlich noch zu aigrirt über die Verhunzung der Oper und zweitens war für mich keine Zeit an das zu denken, was hinter mir lag; denn jeder Tag brachte Neues in Hülle und Fülle. Schon am Tage nach diesem Intermezzo ging es fort nach Cincinnati und von dort im Fluge nach Louisville, Evansville und St. Louis. Aber auch hier war nur kurze Rast. Ich wurde nach Boston gerufen, wo Gilmore unter dem Titel „Paece-Jubilee" das bekannte Monstre-Musikfest in Scene setzte. Mir war es damals vergönnt, mein altes „Schwalbenlied" zu dirigiren. Es wurde in der Riesenmusikhalle in vierstimmigem Arrangement von 20,000 Kehlen gesungen. — Ob es mir schöner klang, als an dem Mai-Abende, wo ich es vor 40 Jahren zum ersten Male, von meinem Freunde Langeloth singen hörte, ob es dort oder hier am meisten zum Herzen drang — ich will die Frage nicht entscheiden!

Franz Abt

Digitized by Google

Carl Porth.

Königlicher Hofschauspieler in Dresden.

Eine Erinnerung an Julius Mosen.

Skizze.

Mit zu den prägnantesten Eindrücken, welche ich im Leben empfangen habe, gehört mein Begegnen mit dem Dichter Mosen. Wenn ich jetzt den schon ziemlich langen Weg rückwärts blicke auf die Tage meiner frühesten Jugend „da leuchtet aus der Kindheit „dämmerhellen Tagen" frisch und lebendig der erste Eindruck hervor, den ich durch eine Dichtung erhielt.

Es war Mosen's: Zu Mantua in Banden der treue Hofer 2c. 2c., durch dessen „Hersagen" ich — kaum noch ordentlich lesen und schreiben könnend — meine erste, embryonenhafte That in meinem„ Schauspielerberufe" vollbrachte.

Das Gedicht wurde von meinen älteren Geschwistern viel declamirt, hatte mich mächtig ergriffen und mir oft, wenn ich es — vom Hörensagen gelernt — nachsprach, Thränen der tiefsten Rührung entlockt.

Digitized by Google

Mosen lebte in der Zeit, in welche meine Kinderjahre fallen, in Dresden und war eng befreundet mit unserer Familie. Eines Tages ist der Dichter bei meinem Vater zum Besuch; ich höre davon, weiß, daß er der Schöpfer meines Lieblingsgedichtes ist und mit der Naivität eines Kindes gehe ich in das Zimmer, in dem die beiden Herren conversiren, stelle mich in Positur und trage ihm das Gedicht vor; — nachdem ich geendet hatte, hebt mich der stattliche Mann in die Höhe, küßt mich und noch klingt es mir im Ohr, wie er mir zurief: „Du bist ja ein prächtiger, kleiner Mensch!"

Diesem Begegnen mit Mosen aus meiner Kinderzeit folgte, nachdem eine lange Reihe von Jahren darüber hingegangen waren, ein anderes, das letzte, denn ich sah ihn nicht wieder — und ach! unter welch' erschütterndem Eindruck für mich! —

Es war im Frühling 1866 — ich noch im Engagement in Hannover — als ich einer Einladung zu Gastrollen auf dem Hoftheater in Oldenburg folgte. Dorthin war Mosen als Dramaturg des Theaters Anfang der vierziger Jahre berufen worden, war dann später erkrankt und lebte, wie ich wußte, zur eben angegebenen Zeit sehr zurückgezogen. — Nachdem ich einige Male gespielt hatte, bringt mir der damalige Regisseur des Oldenburger Hoftheaters, Herr Bluhm, eine Einladung der Frau Mosen, den leidenden Dichter, welcher von mir gehört habe und der mit meinem Vater so intim gewesen sei, zu besuchen.

Gern sagte ich zu; zur bestimmten Stunde holte mich Herr Bluhm ab und wir gingen zu Mosen; auf dem Wege dahin bereitete er mich im Auftrage von Frau Mosen auf Das vor, was, unerwartet gesehen, doppelt erschüttern mußte! — und doch, trotz aller Vorbereitung, war der Eindruck, den ich bei Mosen's Anblick empfing,

Digitized by

ein so gewaltiger und schmerzlicher, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten.

In einem hellen, freundlichen Zimmer, auf einem von Pflanzen und Blumen umgebenen Lehnstuhl saß Mosen, der gottbegnadete Dichter, dem ein neidisches Geschick den Körper, doch nicht die Seele hatte brechen können, an allen Gliedern gelähmt, doch aus den Augen, den wunderbarsten, welche ich je mit gesehen habe, leuchtete noch immer das seltenste Feuer, auf der Stirne thronte die Majestät des Genie's wie ehedem. Neben ihm stand seine Trösterin im Leiden, dieser Engel an Geduld und Sanftmuth, der dem Dichter das jahrelange Siechthum erträglich machte, seine Gattin. Ich trat auf Mosen zu — lange, lange ruhten seine tiefblauen Augen auf mir, dann blickte er seine Frau an, sie neigte ihr Ohr an seinen Mund und erlauschte, was er wollte, — sie theilte mir dann mit, welch' freudige Erinnerung an Dresden, an das glückliche Zusammenleben mit meinem Vater, mein Anblick in ihrem Gatten hervorriefe und daß er mich bitten ließe, aus einer meiner Rollen etwas vorzusprechen, verstände er auch nur wenig davon, er wolle meinen Gesichtsausdruck sehen! — Selbstverständlich erfüllte ich seinen Wunsch.

Nach einer Stunde Beisammenseins ging ich mit Herrn Bluhm fort, tief bewegt von dem was ich erlebt und fragend, wie Mosen zu dem entsetzlichen Leiden gekommen sei. Eine Unvorsichtigkeit sei wohl die Hauptveranlassung — erzählte Bluhm. — In Bremen wurde ein Stück von Mosen zum ersten Mal aufgeführt; Mosen zur Aufführung anwesend, verbringt mit Freunden nach der Vorstellung einige Stunden in großer Fröhlichkeit und um zur Post zu gelangen, welche am frühen Morgen nach Oldenburg fährt, läßt er sich — erhitzt — nicht genügend

verwahrt durch einen Pelz — über den Fluß setzen, besteigt die Postkutsche und kommt nach einigen Stunden Fahrt in Oldenburg durch und durch erkältet an, um ein langes Krankenlager durchzumachen. Vollständige Genesung kam nicht mehr, das Leiden stieg in kurzer Zeit so, daß nach wenigen Jahren der blühend, starke Mann, körperlich gebrochen, im Rollstuhl sein ferneres Leben verbrachte. Seit Jahren hat sich der Grabhügel über dies edle Dichterherz geschlossen, doch lebt er, als „Einer der Besten Deutschlands" im Andenken seiner Nation fort!

Dr. Hugo Müller.

(Frankfurt am Main.)

Ein erfülltes Gelübde.

Es war an einem stürmischen Aprilabend im Anfang der 50er Jahre, als ich zu Fuß, von einem Gepäck beschwert, das weniger als leicht zu nennen war, in die schöne Stadt M., die so romantisch an den Ufern der Elbe gelegen ist, einrückte. Während ich die breite Brücke passirte, fiel mir das Herz in dasjenige Kleidungsstück, das in Damengesellschaft für unaussprechlich gilt. Ich wollte meine Baarschaft zählen, aber sie befand sich unter dem Gefrierpunkt. Die Reize der Landschaft gingen unempfindlich an mir vorüber und nur mit Zagen wagte ich es, in ein bescheidenes Gasthaus einzutreten. Eine Handtasche, die ein wenig Wäsche, eine weiße Weste, ein weißes Halstuch und ein Paar Lackstiefel enthielt, war Alles, was dem Wirth im schlimmsten Falle als Pfandobject dienen konnte. Ich war gerade einem Theaterkrach in Freiberg entronnen, befand mich überhaupt erst seit einem Vierteljahr beim Theater und war dergleichen Situationen aus

Digitized by Google

meiner Vergangenheit nicht gewöhnt; aber die Kraft und der Humor der Jugend hilft Einem schließlich über Alles hinweg und so war ich denn, mit rüstigen Kräften ausgestattet, von Leipzig, wo ich ein Engagement gesucht, und dies glücklich beim Director X. erlangt hatte, in Ermangelung jeglichen Vorschusses und Reisegeldes per pedes apostulorum auf der Chaussee nach M. gestiefelt. Der gutmüthige Agent Kölbel hatte mir schließlich aus seinem Privatvermögen zehn Silbergroschen bewilligt, die ich mich von der ersten Gage zurückzuzahlen verpflichtet hatte. Die enorme Summe war jedoch durch üppiges Leben in den verschiedenen Dorf-Wirthshäusern drauf gegangen und ich befand mich netto ohne einen Pfennig.

Das Antlitz des fetten Wirths ruhte einen Augenblick zweifelnd auf mir und er wandte sich an seine Frau, die nicht minder fett war und zischelte ihr etwas ins Ohr. Diese, wie alle zarten weiblichen Naturen von weicheren Empfindungen beseelt, setzte ihre Brille auf, betrachtete mich einen Moment und winkte zustimmend mit dem Kopf. Ich erhielt ein kleines niedriges Zimmer ohne Ofen im zweiten Stock nach hinten heraus. Der Mangel eines Ofens war nach einem langen Marsch in rauher Witterung nicht gerade erbaulich. Ich machte kurzen Prozeß, legte mich sogleich zu Bett und frug mit fast ängstlichem Tone das begleitende Dienstmädchen, ob ich Etwas zu Abend zu essen bekommen könnte. Sie zuckte mit den Achseln und entgegnete „sie würde fragen". Die Debatte darüber mußte zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau noch eine Weile gedauert haben, denn ich war beinahe schon im Einschlafen begriffen, als sich die Thür öffnete und die ersehnte Hebe mit dem dampfenden Teller voll Schöpsenfleisch und Kartoffeln eintrat. Wenn ich je in meinem Leben bei allen lukullischen Diners, die ich später mitzumachen

Digitized by Google

Gelegenheit hatte, auch nur annähernd das Behagen empfunden hätte, was mir dieser sichtlich alte Schöps mit seinen faustgroßen Kartoffeln verursachte — ich hätte, wer weiß was darum gegeben.

Von der ziemlich umfangreichen Portion blieb auch nicht ein Körnchen übrig. Da man mir auch noch ein Glas Bier bewilligt hatte, befand ich mich im Stadium angehender Seligkeit, wandte mein Haupt nach genossener Mahlzeit zur Seite und verfiel in den glücklichen Schlaf, den nur die Jugend kennt und der Alles wie mit bleiernem Petschaft niederdrückt. Am nächsten Morgen wurde es anders. — Zunächst erschien der Wirth persönlich mit dem verhängnißvollen Meldezettel. Die polizeilichen Vorschriften waren damals in Sachsen unerbittliche, und besonders zeichneten sich die Unterbeamten durch rohes und rücksichtsloses Benehmen aus. Der Wirth verlangte einen Paß, den ich aber nicht besaß, weil ich ihn in Freiberg für ungetilgte Wohnungsmiethe hatte zurück lassen müssen. — „Nun, dann füllen Sie wenigstens den Meldezettel aus," herrschte mich der Wirth an. — Das war an und für sich nicht schlimm. Der Name und Geburtsort sammt Alter und Religion war schnell erledigt, aber als ich an die verhängnißvolle Rubrik „Stand" kam, begann meine Hand zu zittern und mit unsicheren Zügen schrieb ich „Schauspieler".

Der Wirth nahm den Zettel in Empfang und wie sein Blick auf die verhängnißvolle Stelle fiel, fuhr er wie ein angeschossener Bär empor und rief entsetzt aus: „Schon wieder ein Komödiant, drei sind mir in diesem Winter schon durchgegangen; bezahlen Sie Ihre Rechnung und machen Sie, daß Sie fortkommen". Das war leicht gesagt, aber schwer gethan! Das Fortkommen konnte ich ihm zusichern, aber das Bezahlen nicht! Ich versicherte, daß

Digitized by Google

ich noch am selben Tage ausziehen würde, inzwischen aber beim Director einen Vorschuß nehmen wolle und ihm einstweilen meine Reisetasche als Pfand übergäbe. Er öffnete dieselbe, nahm sie an sich, brummte etwas von Lumpen und Fetzen und ging knurrend seiner Wege. Mit den anmuthigsten Gefühlen der Welt durchirrte ich die winkeligen Gassen von M., bis ich endlich die Behausung des würdigen Bühnenleiters aufgefunden hatte. Unterwegs war mir ein Schauspieler begegnet, den ich seinem Aeußeren nach als Mitschuldigen erkannte und dieser hatte mir denn gleich die tröstliche Versicherung ertheilt, daß die Gagen seit verschiedenen Wochen nicht mehr gezahlt würden. Ich ließ mich nicht abschrecken und stieg tapfern Sinnes die Treppe zum Herrn Director hinauf. Ich fand ihn im allerintimsten Negligée an der Seite seiner Frau, die ebenfalls nicht mit Kleidungsstücken überhäuft war, beim Morgenkaffee, wo er aus einer langen Pfeife das Aroma eines unsäglichen Schmöckers ausstieß. Beide Gatten hatten den Vorzug der Einseitigkeit, denn er besaß nur ein Auge und sie nur einen Zahn. Das würdige Paar musterte mich, nachdem ich meine Meldung demuthsvoll stammelnd hervorgebracht hatte, mit strengen Blicken, und der Eindruck, den ich hervorrief, schien ein keineswegs günstiger zu sein. Freilich war ich nach dem Erlebten nicht in der Lage, geschniegelt und gebügelt zu erscheinen, sondern mußte mich unfrisirt und unrasirt in einem Anzug, der die Spuren so und sovielstündiger Wanderung an sich trug, präsentiren. Aus dem einen Auge des Herrn Director X. wurden während des Examinatoriums, das er mit mir anstellte, mindestens sechs, während Madame sich vornehm in ihrem Stuhl zurücklehnte und mit den wenigen vorhandenen Bekleidungsstoffen die Rudera vergangener oder nie besessener Reize zu verdecken trachtete.

Digitized by

Da ich nur den einen Gedanken an Vorschuß von ein paar Thalern im Sinn hatte, so ließ ich das Alles ruhig über mich ergehn. Plötzlich erhob der Machthaber der Musenbude sein Haupt in gravitätischer Weise, parfümirte das Zimmer mit drei mächtigen Dampfwolken und begann: „Können Sie morgen den Schiller in den „Karlsschülern“ spielen? Sie haben natürlich die Rolle auf dem Repertoir?“ — Gewiß, gewiß! — entgegnete ich mit Bestimmtheit. Es war kein wahres Wort daran, aber in diesem Moment hätte ich die unglaublichsten Concessionen gemacht.

„Nun gut, dann kommen Sie morgen früh um 9 Uhr zur Probe, — ich spiele den Herzog, meine Frau die Gräfin, wir sind Beide in diesen Rollen sehr bekannt und beliebt, Sie werden also die beste Gelegenheit haben, Ihr Talent neben uns prüfen zu lassen“.

Es wird mir eine große Ehre sein — erlaubte ich mir in bescheidenster Weise zu antworten und wagte endlich mit der landesüblichen Ausrede, daß meine Sachen noch nicht angekommen seien, um einen Vorschuß von zwei bis drei Thalern zu bitten. — Da war ich aber schön angekommen, — Madame sprang sofort entrüstet auf, die Morgenjacke fiel ihr bis auf die Stelle herab, wo gewöhnliche Menschen einen Busen vermuthen und mit einem unsäglichen Ausdruck der Verachtung verließ sie das Local. Director T. dagegen warf nur *einen* Blick auf mich, — was ihm, da er nur ein Auge besaß, auch nicht gut anders möglich war — und sprach mit unendlicher Hoheit: „*Sie sehen mir nicht nach Vorschuß aus*, wir wollen den morgenden Abend abwarten!“. Damit erhob er sich und folgte den Spuren seiner Gattin.

Ich stand allein. Was nun beginnen? Auf der Straße angelangt, fiel mir das Bewußtsein meiner Lage mit centnerschwerer Last auf die Seele. Ins Gasthaus konnte ich

Digitized by Google

nicht zurück, denn ich fürchtete mich ohne Geld fürs Nachtquartier meinem gestrengen Haustyrannen unter die Augen zu treten. Vollständig unbekannt in dem Nest, ohne jeden Anhaltspunkt, — zudem noch strömender Regen, — es war eine Situation, die in der Erinnerung und in der Wiedergabe der Lectüre recht humoristisch sein mag, die aber beim Durchleben recht tragisch war. Vor allen Dingen mußte ich also ein Obdach suchen, — aber Das war eine Unmöglichkeit. Jede Anfrage wurde bei dem Bekenntniß „Schauspieler" mit Schillers „Donnerwort" abgewiesen. Inzwischen war es dämmerig geworden und ich fing bereits an, wie Lady Milfort an den Ufern der Elbe zu phantasiren, als ich noch einen letzten verzweifelten Entschluß wagte und mich auf Geradewohl in ein alterthümlich gebautes Haus begab. Der große gewölbte Flurraum des Parterres enthielt nur verschlossene Thüren. Zaghaft erklomm ich eine dunkle Wendeltreppe, die zum ersten Stock führte, tappte mit den Händen nach der Vorsaalthüre und zog die Klingel. Bald darauf wurde die Thür geöffnet und ein junges schönes Mädchen, ein Licht in der Hand, tritt mir entgegen. Mit dem Schreckensruf: „Ach mein Gott!" eilte sie, während das Licht in ihrer Hand zu erlöschen drohte, über den Vorsaal in das Zimmer zurück. Mein lieber Himmel — dachte ich mir, — siehst Du denn schon wie ein Einbrecher aus, daß man vor Dir flieht, — das wäre doch hart! — Es dauerte nicht lange und das junge Mädchen trat mit einer älteren Dame, unzweifelhaft ihrer Mutter, wieder heraus. Es wiederholte sich dasselbe Recitativ: „Ach mein Gott!" — nur in verstärktem Grade, — die Mama schien zu schwanken und stützte ihre Hand auf die Thürklinke. Ich war einen Moment ganz perplex und glaubte, Sinnlosen oder Gespenstern gegenüber zu stehen. Dann ermannte ich mich und fragte in

bescheidenster Weise, ob hier vielleicht eine Wohnung zu vermiethen sei. Das junge Mädchen, das ihrer Mutter inzwischen stützend nahe getreten war, ersuchte mich, ihnen in's Zimmer zu folgen. Es war ein großer Salon im Rococo-Stil, von einer einzelnen Kerze matt beleuchtet, — uralte Möbel, aus denen Einem fast Moderluft entgegenhauchte, ein altes Clavier in der Ecke und alles Das in die unheimlichsten Schatten gehüllt, die geeignet sind, ein ohnedies verzagtes Gemüth noch mehr zu verfinstern. Ich kam mir vor, als wäre ich in ein Zauberschloß gerathen. Nach einiger Zeit begann die alte Dame: „Sie werden sich wundern, daß Sie von uns Beiden eine so seltsame Aufnahme gefunden haben, — ich muß Ihnen die Erklärung darüber geben. Ich besitze einen Sohn, der Musiker ist, vor mehreren Jahren nach Amerika ging und schon seit langer Zeit Nichts von sich hat hören lassen. Sie sehn ihm zum Verwechseln ähnlich und das war es, was meine Tochter und mich bei Ihrem Anblick so aufgeregt hat, — Sie müssen uns schon entschuldigen". Was ich geantwortet habe, weiß ich nicht mehr, auf jeden Fall Etwas Dummes, denn die Eindrücke des Tages hatten mich schon so mürbe gemacht, daß ich über meinen Geist nicht mehr klar disponiren konnte, — ich saß stumm in der Ecke des vorsündfluthlichen Sophas. Die Blicke der beiden Damen ruhten unverweilt auf mir. Endlich unterbrach die Mama das peinliche Schweigen mit den Worten: „Sie wünschen eine Wohnung zu miethen? — ich habe das nie gethan, indessen in diesem Fall will ich eine Ausnahme machen, — ist's mir doch, als wenn mein Sohn wieder in's Haus zurückgekehrt wäre. Ich bin die Wittwe des verstorbenen Stadtmusikus W. und seine Amtswohnung ist mir bis zu meinem Lebensende überlassen worden. Mein Hausstand besteht aus mir und meiner Tochter und für uns ist die

Digitized by Google

Wohnung ja überreichlich, aber wir haben nie fremde Menschen bei uns haben wollen. Indessen, wenn Ihnen zwei kleine hübsche Zimmer conveniren, — die würde ich Ihnen schon abtreten". Zwei hübsche Zimmer! — ich glaubte zu träumen, — wo eine Dachkammer schon den Zielpunkt meiner Wünsche erreicht hätte. Man geleitete mich über den Vorsaal nach den beiden „hübschen Zimmern", die ebenfalls im urväterlichen Verhältnisse den Eindruck eines Zauberschlosses bildeten. Natürlich nahm ich sofort Besitz davon, — nach dem Preise frug ich gar nicht — wurde mit dem Hausschlüssel ausgestattet und ging dann meiner Wege, glücklich, zu wissen, daß ich mein Haupt unter Dach und Fach gebracht habe. Meine Verpflichtungen für die „Karlsschüler" fielen mir schwer aufs Herz, — ich begab mich in's Theater, das die merkwürdige Eigenschaft besaß, halb Theater, halb Hauptwache zu sein. Dadurch entstehen allabendlich sehr komische Momente; — während Hamlet über „Sein oder Nichtsein" philosophirt, bläst der Hornist die Retraite nach der schönen Melodie: „Zu Bett, zu Bett, Du Lumpenhund, es ist die letzte Viertelstund!" und so geht das jeden Abend, aber das Publicum hat sich daran gewöhnt. Mit meinem Buch bewaffnet, wohnte ich noch kurze Zeit der Vorstellung bei. Es wurde „Don Juan" gegeben und der einäugige Cyclope, der sich für einen großartigen Musiker hielt, dirigirte selbst. Ein uralter Gesangvereins-Dilettant, der zu solchen Gelegenheiten immer von Dresden herüber kam, leistete den Titelhelden, — der alte Seebach, dem das zwölfte Seidel lieber als das elfte war, den Leporello, und in dieser Stufenleiter ging es abwärts oder aufwärts, wie man es nehmen will, — eine haarsträubende Darstellung, bei der sich das Publicum durch glänzende Abwesenheit auszeichnete. Dieser letztere Anblick entrang mir einen tiefen Seufzer im Hinblick

auf den nächsten Gagetag — meine Ahnungen sollten mich nicht getäuscht haben!

Eine Wohnung hatte ich nun, den „Schiller" mit der Verpflichtung, ihn bis zum andern Morgen neun Uhr im Schädel zu haben, dito — aber nun erinnerte mich ein unvertilgbares Knurren meines Magens daran, daß auch er ein Recht habe, in diese Angelegenheit mit hinein zu reden. Da war guter Rath theuer. Verfeinden wollte ich mich mit dieser nachgewiesenen Grundlage alles Wohlbefindens nicht, aber ich besaß nicht die Mittel, ihm die erforderliche Medicin zu beschaffen. Indessen, verzweifelte Fälle führen zu verzweifelten Mitteln, ich beschloß, ein Verbrechen zu begehen — und ich beging es auch wirklich, — das Verbrechen der Zechprellerei. Gegenüber dem Theater war eine Bierkneipe einfachsten Charakters belegen, die ich mir zum Zielpunkt meiner Schandthat ausersehen hatte. Ein Glück für mich war es, daß ich eine Mütze trug, — mit einem Hut wäre es mir weniger leicht gelungen. Diese Mütze verschwand alsbald nach meinem Eintritt in die Rocktasche und mit einer gewissen vornehmen Sicherheit bestellte ich mir ein Glas Bier. Die Speisekarte zu studiren hatte ich nicht die Courage, — so weit war mein Gewissen noch nicht verhärtet — aber wie in allen kleineren Etablissements in dortiger Gegend, befand sich auch hier ein Teller mit appetitlichen Knackwürstchen ausgestattet auf dem Tisch. Zwei davon nebst einem Brödchen zog ich mir zu Gemüthe und trat dann unter dem Schutz der in die Tasche versenkten Mütze den Rückzug an. Mein Herz pochte gewaltig, ich sah im Geist Galgen und Rad vor mir, — aber ich erreichte glücklich den Anschluß an die freie Luft und fand auch nach einiger Mühe meine neugewonnene Behausung. Meine Gewissensbisse schwanden vor dem festen Entschluß, nach Empfang

Digitized by Google

der ersten Gage die geübte Defraudation zu vergüten, ich streckte mich in meinem schönen, bequemen Bett aus und machte mich an den „Schiller" den ich, Dank eines glücklichen Gedächtnisses, in wenigen Stunden meinem Schädel einverleibt hatte. Beim Studium des letzten Actes fingen mir die Kräfte zu erlahmen an, das Buch entsank meiner Hand, meine Augen fielen zu und vor mir tanzten Schiller, Laura und Knackwürstchen durcheinander, dazu auch der beängstigende Gedanke, daß ich wegen meines Verbrechens auf den „Hohenasperg" kommen könne.

Der „Regimentsfeldscheer" war glücklich absolvirt, obwohl seine Tagesration nur in einer Tasse Kaffee bestanden hatte, die ihm die liebenswürdige Tochter des Hauses kredenzt, dabei zugleich auf die Frage, ob es nicht möglich sei, den Mittagstisch im Hause zu erhalten, verlegen und ablehnend geantwortet hatte, sie befänden sich nicht in der Lage, eine Wirthschaft zu führen, um solchen Ansprüchen, wie ich sie vielleicht stellte, zu genügen. Das war allerdings wieder eine große Enttäuschung. Mit der schauderhaften Garderobe des Herrn Directors wie eine Vogelscheuche ausgestattet, betrat ich die Bühne, spielte aber mit furchtbarem Eifer und jedenfalls hochgradiger Ungelenkigkeit, die mir bei dieser Rolle wahrscheinlich zu Gute kam, den braven „Schiller". Der kurz zuvor durchgegangene Liebhaber hatte sich keiner Gegenliebe beim Publikum zu erfreuen gehabt und das mochte auch vielleicht der einzige Grund sein, weshalb ich reüssirte. Meiner Leistung schreibe ich es nicht zu. Sogar der Cyclope und die einzahnige Anstandsdame ließen sich herab, mir Anerkennungsäußerungen zu machen. Wer war glücklicher als ich, der in Gedanken schon am andern Morgen die drei Thaler Vorschuß einheimste? Doch auch diese Hoffnung war vergebens; bei drei- bis viermaligem Besuch, theils

Digitized by

in der Wohnung, theils im Bureau, erhielt ich jedesmal die Antwort, der Herr Director wären nicht anwesend — so blieb ich denn vorläufig auf meinen Morgenkaffee und das obligate Hörnchen als Lebensunterhalt angewiesen. Im übrigen mußte ich täglich große Rollen lernen und spielen und zu Haus die alte Dame, die immer in Erinnerung an ihren seligen Gatten schwelgte, durch Clavier-Vorträge unterhalten.

Pünktlich Mittag ein Uhr promenirte ich über die Brücke und durch die Vorstadt hinaus auf die von einer Wiese begrenzte Landstraße; ich affectirte auf diese Weise ein eingenommenes Mittagsmahl, das in der That darin bestand, daß ich mich unter einen besonders belaubten Baum setzte und es der Sonne überließ, meinem Magen durch ihre Strahlen einigen Nahrungsstoff zuzuwenden. Die Sache ging ein paar Tage lang, dann aber machte sich doch das Recht der Natur geltend. Meine noch unverfälschten Jugendkräfte fingen an zu wanken und als ich eines Tages nach dem geheuchelten Diner in das Zimmer meiner Wirthin trat, fiel ich beinah zusammen. Die alte Dame fragte mich besorgt, was mir wäre? und ich entgegnete, mit in einem solchen Moment bewunderungswürdiger Diplomatie, daß ich absolut das Essen in der Restauration, wo ich speiste, nicht vertragen könne. „Mein Gott," entgegnete sie in ihrer gutmüthigen Weise, „ich habe ja nicht gewagt, Ihnen unsere geringe Hausmannskost anzubieten, Sie können sich ja denken, daß wir zwei Frauen für uns nur das Bescheidenste herrichten." — Ach — rief ich aus — das Bescheidenste ist ein Leckerbissen gegen diese Wirthshauskost! — Ich bin der Ueberzeugung, daß die gute Frau den Zusammenhang sofort durchblickte, denn sie frug: „Kann ich Ihnen vielleicht mit dem, was heut vom Mittagmahl übrig geblieben, dienen, Sie werden sich ja dann über-

zeugen, ob Ihnen unsere Kost überhaupt convenirt. Nie in meinem Leben habe ich in den besten Kreisen eine feinere Form gefunden, wie die, mit der eine schlichte, einfache Bürgersfrau einem Mann über die tödtlichste Verlegenheit seines Lebens hinweghalf. Doch von da an lebte ich wie im Himmel! Die schlichte Kost war für mich Ambrosia und der Gagetag winkte in nächster Nähe. Meine Collegen gingen indeß mit bedenklichen Gesichtern einher und ein alter Bergjäger unter ihnen ließ die inhaltsschweren Worte fallen: „Wir kommen nicht dazu". Leider sollte sich dieses Orakel erfüllen, denn am 15. Abends vor dem von Dutzenden heißersehnten 16. war die würdige Familie, die sich es nie an Etwas fehlen ließ, ausgerückt und überließ der armen Künstlercompagnie das Nachsehen. Für die jungen und unverheiratheten Leute war die Situation, so schlimm sie auch sein mochte, noch eher zu überwinden, als für die älteren Familienväter, die verzweifelt und mit Thränen in den Augen dastanden. Ich selbst war wie vom Schlag gerührt; ich dachte nicht an mich, ich dachte nur an meine Wirthin und deren Tochter, deren Güte und Freundlichkeit ich jetzt dadurch vergelten mußte, daß ich ihnen nicht einmal ihre gerechtfertigten Ansprüche bezahlen konnte. Ich hatte nicht den Muth nach Haus zu gehen, sondern trat meine frühere Mittagspromenade nach dem betreffenden Baum wieder an; es war die Ironie des Schicksals, daß ein herrlicher sonniger Tag, der mich unter andern Verhältnissen entzückt hätte, meine Schritte begleitete. Im Schatten des Baumes lagerte ich mich nieder; die ganze Schwere meiner Situation drückte auf mein Herz, ich verlor meine männliche Kraft und fing bitterlich zu weinen an. Wie aber der Schmerz und die Verzagung immer bald genug in's Gegentheil überschlagen, so raffte auch ich mich nach einer Stunde empor und indem ich einen Blick

auf das in der Ferne gelegene schöne M. warf, ballte ich meine Fäuste und gleich dem alten Barden in „Sängers Fluch" von Uhland, schleuderte ich die wildesten Verwünschungen über die Stadt, die an meinem Mißgeschick ganz unschuldig war. Mit kindischem Trotz that ich das Gelübde, diese Stadt nicht wieder zu betreten, als wenn ich mit eigenem Wagen und Pferd in sie hineinfahren könne. Ein Gedanke, der sich damals in meinem Munde eben so unverschämt als lächerlich ausmachte. — Es war vielleicht der härteste Moment meines Lebens, meiner braven Stadtmusikerswittwe die ganze Wahrheit mitzutheilen. Zum Glück war sie schon durch gefällige Klatschnachbarinnen davon unterrichtet. Mit der größten Freundlichkeit bedauerte sie mich und sagte: daß ich mir über ihr Guthaben keine Sorgen machen solle, sie sei überzeugt, daß ich diese geringe Schuld zur Zeit decken würde. Die hübsche Tochter war gerührt und wir arrangirten ein Terzett von der larmoyantesten Art. Nachdem ich meine Reisetasche durch Hilfe eines etwas bessersituirten Collegen aus den Krallen des Gastwirths befreit hatte, nahm ich das einzige Hab und Gut in die Hand, um mich wieder auf den Rückmarsch nach Leipzig zu begeben, nach wirklich herzlichem Abschied von den braven Leuten.

Die Hausthür hatte sich bereits hinter mir geschlossen, da kam das junge Mädchen mir nach und sprach in tiefverlegener Weise und zitterndem Ton, „seien Sie nicht böse, aber ich weiß, daß Sie ohne alle Mittel sind, darf ich Ihnen das Wenige, was ich in meiner Sparbüchse habe, anbieten?" In diesem Augenblick habe ich vielleicht nicht Recht gehandelt, aber meine Scrupel schwanden vor dem Gedanken, abermals die Wanderschaft auf der Landstraße unter Hunger und Durst zurückzulegen. Ich nahm die

Digitized by Google

paar Thaler entgegen, küßte dem liebenswürdigen Mädchen die Hand, und begab mich zum Bahnhof.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich gleich am Tage meines Eintreffens ein Engagement an das Hoftheater des verrückten Herzogs von Bernburg erhielt, der nöthige Vorschuß mir auch nicht verweigert wurde und ich also in der Lage war, sofort meine Verbindlichkeit gegen die gute alte Dame und ihre Tochter erfüllen zu können.

Zwanzig Jahre waren über diese Episode dahingegangen! Ich hatte das Residenz-Theater in Dresden übernommen und erhielt eine Aufforderung vom Magistrat zu M., zum Schluß der Saison auf einen halben Monat hinüber zu kommen und dort Vorstellungen zu geben. Da die Bedingungen günstig waren, so ging ich darauf ein. Eines schönen Morgens trug ein zu diesem Zweck gemiethetes Dampfschiff meine Mitglieder mit sämmtlichem Gepäck und den nöthigen Theaterutensilien nach der alten Fürstenstadt. Ich befand mich am Abfahrtsplatz gegenüber von Hôtel Bellevue und beaufsichtigte die nöthigen Anordnungen. Als Alle an Bord waren, blieb ich allein zurück und meine Collegen, die wußten, daß ich jederzeit mit ihnen Leid und Freud zu theilen gewohnt war, frugen mich verwundert, warum ich nicht mit ihnen führe? Ich entgegnete mit tragi-komischem Ernst, daß ich ein Gelübde zu erfüllen hätte. Sie sahen sich unter einander verwundert und kopfschüttelnd an und schienen zu glauben, daß mich ein wenig Spleen befallen hätte.

Unter frohem Lachen und Singen des munteren Völkchens durchzog das Dampfboot die gelben Wogen der Elbe und war bald meinen Augen entflohen. —

Die Theaterverhältnisse waren damals sehr günstige und ich konnte mir den Luxus erlauben, über einen eleganten

Digitized by Google

Phaëton und den schönsten Rapphengst zu verfügen, der in Dresden über die Straßen im Schnelltrab dahinstolzirte — es war mein liebenswürdiger und unvergeßlicher Freund Hans. Am Nachmittag ließ ich ihn von meinem Kutscher einschirren und fuhr nach M., die keineswegs angenehme staubige Chaussee entlang, obwohl ich vernunftgemäß in dieser Weltstadt eine Equipage gar nicht gebrauchen konnte. Je näher ich der von weit her winkenden alten Burg und der inzwischen aufgebauten Gitterbrücke kam, um so mehr pochte mir das Herz. Ich hatte mir vorgenommen, im Uebermuth mit stolzem höhnischem Lachen in die Stadt hineinzufahren, in der ich beinahe verhungert wäre, aber — die Empfindung bewältigt den Geist und besiegt den Vorsatz. Als ich über die Brücke fuhr und die Erinnerung an die Vergangenheit mit aller Lebendigkeit in mir wach wurde, überkam mich eine tiefe Wehmuth, ich dachte an die verlorne Jugend und Thränen traten in meine Augen.

Die braven Spießbürger blickten meiner Equipage mit neugierigen Augen nach, und an allen Biertischen wurde noch desselben Abends der Umstand beifällig oder mißfällig besprochen, daß ein Theaterdirector seinen Einzug im eigenen Wagen hielte. Nachdem ich am folgenden Tage alles Geschäftliche geordnet, war es meine erste und heiligste Pflicht, das Haus aufzusuchen, in dem ich damals die beiden Samariterinnen gefunden. Daß die alte Dame wohl nicht mehr am Leben sei, konnte ich mir ungefähr denken, — zu meiner Ueberraschung erfuhr ich aber, daß auch die Tochter, die sich inzwischen verheirathet, nach kurzer Ehe gestorben sei; ich vermochte also hier nicht den Tribut der Dankbarkeit abzutragen. Von da begab ich mich in jene Kneipe, wo ich die Unterschlagung von zwei Knackwürstchen und einem Glas Bier begangen hatte. Sie

Digitized by Google

befand sich noch ganz im alten Zustande. Als ich meine Zeche bezahlte, rief ich den Wirth und theilte ihm mit, daß ich vor zwanzig Jahren diese bedeutende Schuld hier contrahirt hätte und sie jetzt mit Zinsen zurückzuerstatten wünsche. — Der Wirth lachte und glaubte einem etwas Verworrnen gegenüber zu stehen: „Mein kutes Herrchen, ich bin Sie seit zwanzig Jahren schon der vierte Wirth hier und sie wollen sich wohl nur einen Scherz mit mir machen?“ „Das nicht“, entgegnete ich sehr ernsthaft, „aber wenn Sie auch nicht mehr derselbe Wirth sind, so will ich doch dem Local Nichts schuldig bleiben und darum wollen wir eine gute Flasche Wein mit einander trinken. Dagegen sträubte sich der biedere Sachse auch nicht und wir verlebten eine vergnügte Stunde, während deren ich ihm die ganze Episode erzählte.

Die Zeit fliegt über Alles hin. Die wechselnden Geschicke des Menschen tanzen wie die Irrlichter über den Sümpfen des Lebens. Meinen Wagen und meinen schönen Rapphengst hat längst der Teufel geholt. Ein Banquier fährt mit ihm in Dresden herum, aber ich habe mein Gelübde gehalten und das macht mir heut noch Freude.

Dr. Hugo Müller

Digitized by

Eleonore Wahlmann-Willführ.

Königliche Hofschauspielerin in Stuttgart.

Aus meinem Leben.

Wenn ich von meinem ersten Debut sprechen will, dann kann ich nicht wie andere Künstler sagen: „Ich betrat die weltbedeutenden Bretter u. s. w.“, denn öffentlich producirte ich mich im Theater vor einem hochverehrlichen Publicum getragen und zwar von meiner Mutter. Ich war damals drei Jahre alt, man stellte auf der Bühne, welcher meine Eltern angehörten, lebende Bilder, darunter eins, die bekannte historische Scene nach dem ebenso bekannten Gemälde: Maria Theresia den ungarischen Edelleuten mit ihrem Söhnchen Joseph auf dem Arme entgegentretend, dar. Meine Wenigkeit war ausersehen worden, den erlauchten kaiserlichen Sprößling darzustellen und die Huldigung der Magyaren entgegenzunehmen, natürlich mit feierlich stummer Würde! Alles ging auch ganz gut, ich blickte mit großen Augen ruhig umher, bis ich auf einmal unter den Großen des Reiches meinen Vater erkannte! Da streckte denn der kleine Erzherzog die Händchen aus und rief jubelnd: „Da ist der Papa, der

Digitized by Google

Papa!“ Die mitwirkenden Schauspieler bekämpften mühsam die erwachende Lachlust, welcher sich die Zuschauer um so ungestörter hingaben. Nach beendigter Vorstellung versicherten die Collegen meiner Mutter, aus mir würde gewiß später eine „erste“ Künstlerin, da ich schon in so zartem Alter nicht ertragen könne eine „stumme“ Rolle zu spielen. In wie weit dies Prognostikon in Erfüllung ging, das zu beurtheilen überlasse ich dem Publicum. Ein innerer Trieb ließ mich Schauspielerin werden; in Heinrich Marr und Emil Devrient war ich so glücklich, die eifrigsten Förderer meines Strebens auf meiner Laufbahn zu finden und meiner vortrefflichen Mutter war es zu ihrer Freude vergönnt, mich die ersten Lorbeeren erndten zu sehen. Sie, meine von Anfang bis zu Ende liebe und verständnißvolle Lehrerin, erinnerte sich oft mit Vergnügen der erzählten Episode aus unserem Leben und freute sich, daß aus dem Kinde, welches in der Jugend stets Knabenrollen spielen wollte, schließlich die erste Tragödin einer königlichen Bühne geworden ist.

Das Leben hab' ich und die Kunst
Von ernster Seite stets genommen
Und hieß wie eine Himmelsgunst
Die heiter'n Tage d'rin willkommen.

Den Götterfunken, mir gelegt
In's Herz, nie ließ ich ihn erkalten,
Ich hab' die edle Kunst gepflegt
Und ihre Fahne hochgehalten.

Eleonore Wahlmann-Willführ.

Digitized by

Friedrich Holthaus.

Königlicher Schauspieler in Hannover.

Mein erster Contract.

Aller Anfang ist schwer! Ein wahrer Spruch! Den ich nie deutlicher und wahrer erkannt habe, als zu Anfang meiner Bühnenlaufbahn. — In der kleinen Provinzialstadt O. aufgewachsen, war es meinen guten, armen Eltern endlich gelungen, mir den Bildungsgrad eines Lehrers zu Theil werden zu lassen. Ich hatte das Seminar in Bremen absolvirt, erwarb mir die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten im hohen Grade, so daß ich mir das höchste Stipendium für unbemittelte Schüler verdiente, fand eben eine Anstellung, und Niemand war glücklicher, als meine Eltern. — Aber in des Sohnes Herzen sah es ganz anders aus, als diese sich dachten. — Schon längst hatte sich der Theaterteufel meine Seele mit Blut verschreiben lassen. — Ich besuchte heimlich, ohne meine Eltern zu benachrichtigen, meinen späteren Lehrer Ubrich (gegenwärtig Director des Stadttheaters in Magdeburg). — Welch eine Begeisterungsflamme durchloderte mein ganzes Innere, als dieser Mann meinen flehentlichen Brief mich anzuhören mit den drei

Worten beantwortete: Erwarte Sie morgen! — Und wie wurde mir, als ich endlich vor ihm stand, den ich Tags zuvor noch als Mephisto bewundert hatte. — Ich fand Ubrichs Beifall im hohen Grade. Er versprach mich zu unterrichten. Alle größeren Charakterollen wurden durchstudirt. Ach, war das eine selige Zeit, wenn die Kameraden Abends zu mir kamen und ich ihnen von einer neuen Rolle vorschwärmen durfte. Nun kam aber noch ein schwerer, schwerer Entschluß, — meine Eltern mußten von meinem Vorhaben benachrichtigt werden. Es wollte und wollte mir nicht aus der Feder, ich wußte, welchen Eindruck diese Hiobspost hervorrufen würde. Endlich aber mußte der Schritt gethan werden. Bittere Thränen meiner guten Mutter, stummer Schmerz meines Vaters waren die Folge meines Briefes. — Und kann man es den Eltern verübeln sich unglücklich zu fühlen, wenn ihr einziges Kind eine sichere Lebensstellung mit einer gänzlich ungewissen Zukunft vertauscht? — Dennoch machte man mir keine Vorwürfe. Mein Brief mit den Schlußworten: „Der gute Mensch in seinem dunklen Drange, ist sich des rechten Weges wohl bewußt," hatte die Ueberzeugung wachgerufen, daß nicht jugendlicher Leichtsinn, sondern die ächte, wahre Kunstbegeisterung mich zur Veränderung meines Berufes gezwungen. — Meine Mutter schrieb: Wir wollen nur Dein Glück; thu was Du nicht lassen kannst, aber Hilfe fordere nicht mehr von uns, wir können nichts mehr für Dich thun! — Die Schiffe wurden verbrannt, der Schulmeister ausgezogen, und da stand ich hilflos und ohne Mittel. — Ubrich schrieb für mich an den Schauspieldirector des Celler Sommertheaters und empfahl mich dort auf's Wärmste. Sogleich kam die Antwort, ich könne sofort eintreten — natürlich ohne Gage. Niemand war froher als ich. Aber wie nach Celle

Digitized by

gelangen? Wie die nothwendigste Garderobe für das Theater beschaffen? — Zwei schlimme Fragen. Die schlimmste: wie im neuen Engagement ohne Gage leben? hatte ich noch gar nicht aufgestellt. Nur zum Theater! war mein einziger Gedanke. Da fiel mein Blick auf mein Bücherrepositorium. Ich hatte nach und nach einige hübsche Werke theils käuflich erworben, theils als Geschenk erhalten; mein Herz hing an ihnen, 'aber was half's? sie mußten mich retten. Selbst William Shakespeare, ein Werk mit Illustrationen, mein Liebstes wurde von mir selbst unter den Hammer gebracht. Es wurde endlich alles verschachert, was nicht niet- und nagelfest war. Für den Erlös erhielt ich ein schwarzes und ein weißes Tricot, einen Ballanzug und Lackstiefel. So wohl ausgerüstet trat ich mit den übrigen paar Thalern die Reise nach Celle an. Der Herr Director hatte mich schon mit Sehnsucht erwartet. Ich that's ja umsonst und sollte einen nicht eingetroffenen Schauspieler ersetzen. — Sogleich wollte man mir eine größere Rolle anvertrauen. Es war die des Knechtes in „Michel Kohlhaas" von Schenk. Doch schien mir diese Rolle für einen, der noch nie einen Schritt auf den weltbedeutenden Brettern gethan, zu bedenklich. Ich bat deshalb, mich diese mit einer kleineren Rolle vertauschen zu lassen. Statt einer erhielt ich sogar aus Mangel an Personal gleich zwei. Der Sonntag der Eröffnung des Theaters kam heran. Der Theaterzettel war angeschlagen, ich schlich an den Anschlagstellen vorüber und wagte nur einen ganz schüchternen Blick auf meinen Namen. — Ein ganz eigenthümliches Gefühl ergriff den in beschränkten bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsenen Jüngling, dem der biedere Schulmeister noch sehr im Nacken saß. — Wie wurde mir aber erst, als ich die Helden des Tages, meine Collegen näher kennen lernte.

Digitized by Google

Da war vor Allen der erste Held, ein haarbuschiger Geselle, der Darsteller des Kohlhaas, der schon auf der ersten Probe zwei Stühle zerbrach und auf dem Heimwege an der Thorbrücke sich aufstellend die kühnen Worte in die Stadt donnerte: Habt ihr dummes Volk je einen Helden gehabt wie mich? — Dann kam der Charakterdarsteller, der zu jeder Anstandsrolle einen Frack ausborgte. Er hatte einen Kunstschwärmer in der Gestalt eines Feldwebels gefunden, der ihm stets die nöthige Anzahl von Schoppen ponirte. — Der Tag meines ersten Auftretens war glücklich zu Ende. Meine erste Rolle, welche nur in einigen Worten bestand und meist sitzend abgemacht wurde, überstanden. — Da kam am folgenden Tage eine weit schwierigere Aufgabe. — In der alten Posse: „Der Goldonkel" sollte ich die Rolle eines jungen Gecken übernehmen, der sich im Laden einige Cigarren erhandelt. Schon das erste: „Guten Morgen mein Lieber, wie geht es Ihnen?" fiel mir so schwer, daß ich diesen Auftritt zehnmal probiren mußte. Mir fiel das Herz vor Angst in die Schuhe. — Am Abend machte meine Maske Effect, man empfing mich mit wohlwollendem Lächeln, das machte mir Muth. Nach meinem Abgange erhielt ich sogar den ersten Applaus. — Auch diese schöne Aufgabe wurde zur Zufriedenheit gelöst. Der Director sprach sogar von einem sehr talentirten Anfänger. — Wahrscheinlich aber war es der Freiwillige, der ihm zu dieser Aeußerung Veranlassung gab. — Die Folgezeit wurde nun zu Chorsingen in der Posse und zu Statistenrollen verwandt. Das wäre nun alles recht schön gewesen, ich wollte ja gern von der Pike auf dienen, zumal mir, wie ich bald erkannte, Gehen und Stehen recht schwer wurde. — Aber wovon! Brandbriefe wurden nach allen Richtungen hin erlassen. Endlich kam die erlösende Taubenpost. Ein Vetter hatte sich mit meiner

Digitized by Google

Nothlage erbarmt und sandte mir als Darlehn 30 Thaler. Ich recognoscirte nun das Celler Terrain, suchte mir die billigste Wohnung. Es war bei einem Schlächter mit ganzer Beköstigung für 10 Thaler monatlich. Da saß ich wenigstens bei den Fleischtöpfen Egyptens. Abends bekam ich so viel schöner Butterbrode in die Garderobe gesandt, daß ich noch eine jugendliche Liebhaberin und eine Soubrette mit ernähren konnte. Ich habe es den braven Schlächtersleuten nie vergessen.

„Mein Körper, mein Geist können nicht arbeiten, wenn ich hungern muß!" sagt Narciß und wirklich ging nach der Fixirung meines häuslichen Wohlstandes meine künstlerische Entwicklung rasch von Statten. Ich spielte mit mehreren Gästen aus größeren Städten bedeutende Rollen, wurde von Publicum und Kritik recht bald ausgezeichnet und Niemand hatte mich lieber als mein Director.— So war es Ende Juli geworden. Meine 30 Thaler gingen bis auf wenige Groschen auf die Neige — und wieder war All-Holland in Nöthen. Da faßte ich mir endlich ein Herz, ging zum Herrn Director, schilderte ihm meine Lage und bat um eine geringe Gage. „Gage?" erwiderte der gestrenge vom Podagra geplagte Mann mit schneidigem Organ und griff voll Schmerz an sein leidendes Bein, — „ich engagirte Sie ja als Volontair!" „„Nun das wohl,"" erwiderte ich, „„aber ich dachte, durch meine Leistungen, die sich ja so sehr die Zufriedenheit meines Directors verdient haben, wohl die Bitte um eine kleine Unterstützung in meiner wirklich drückenden Lage wagen zu können."" — Der Gestrenge erhob sich, durchwandelte mit Hilfe seines Stockes einige Male das Zimmer, trommelte an die Scheiben und fragte endlich: „Wie viel wollen Sie haben?" — „„Wenn ich 10 Thaler monatlich erhielte,"" wagte ich kleinlaut zu versetzen, „„so

Digitized by Google

wäre mir schon geholfen."" Das Sommerengagement dauerte überhaupt noch anderthalb Monate. — „Sie sind wohl verrückt!" war die Antwort. — Große Pause. — Mir standen die Thränen in den Augen. Das einzige Mal, daß so etwas wie Reue über den gethanen Schritt mir durch's Herz fuhr. — Ich wollte gehen, als der Director mich mit den Worten zurückhielt: „Wissen Sie was? ich werde Ihnen 6 Thaler monatlich geben. Unterschreiben Sie gleich den Contract." — Das Schreibpult wurde geöffnet, ein Contractformular ausgestellt. — Ich unterschrieb. — § 3 des Contractes lautete: Herr H. erhält bei befriedigender Erfüllung seiner sub 1 und 2 übernommenen Verpflichtungen eine monatliche Gage von 6 Thalern, zahlbar in halbmonatlichen Raten. § 8. Herr H. verpflichtet sich zur Zahlung einer Conventionalstrafe von 100 Thalern — sage hundert Thalern — wenn er den Vertrag brechen sollte. — Nun ich habe ihn nicht gebrochen, bin auch meinen Verpflichtungen sowohl in Darstellung erster Rollen wie Chorgesang und Statisterei getreulich nachgekommen und habe dafür bis zum Schluß der Saison am 15. September die Summe von 9 Thalern erhalten. — Der Contract macht mir noch jetzt viel Freude. Der Director ist mir noch oft begegnet und sagte voll Stolz: „Sehen Sie, es ist doch gut gewesen, daß Sie bei mir von der Pike auf gedient haben!"

Fried. Holthaus

Digitized by Google

Carl Häußer.

Königlicher Hofschauspieler in München.

Das Spielhonorar

als Verderb für Kunst und Künstler.

Wer erinnert sich nicht, wenn von Künstlern älteren Schlages die Rede ist, des so beliebten Satzes: „Ja, ja! Das ist noch einer von der alten Schule!“ — Worin bestand denn die alte Schule? — Etwa aus anderen Menschen? in anderem Lehrsystem? in anderen, besseren Hilfsmitteln rc. rc.? — Nein! — Die alte Schule birgt das Geheimniß, daß es deren Jüngern vergönnt war, für jede bevorstehende Leistung, das genügende Quantum von Zeit zu deren Studium zur Verfügung gehabt zu haben. — Sie waren behaglich studirende Schauspieler! Wir sind für's liebe Spielgeld arbeitende Rollenfresser! — Man lasse sie kommen, die Künstler der alten Schule und ein Repertoir der Jetztzeit herunterspielen, auf welchem fast täglich eine, in vielen Fällen zwei Vorstellungen (um 4 und ½8 Uhr, wie dies an Stadttheatern Mode ist und an Hoftheatern bald Nachahmung finden wird) verzeichnet stehen, mit tagtäglich abzuhaltenden Proben,

Digitized by Google

mit monatlich, ja wöchentlich frisch zu liefernden Novitäten und wir wollen sehen ob ihre Leistungen dieselben, bis in die kleinsten Details gediegenen sein werden — sie werden, nein, sie *können* es nicht sein. Unter der alten Schule wurde die Kunst gepflegt, jetzt wird sie gepflügt, um, sobald die nur irgend halb reife Erndte eingeheimst ist, sofort wieder gepflügt zu werden; doch des Düngers vergißt man!

Zum Exempel, hier das Repertoir eines Hoftheaters früherer Zeit:

Sonntag: Großes Schauspiel.
Montag: Geschlossen.
Dienstag: Oper.
Mittwoch: Schauspiel.
Donnerstag: Lustspiel.
Freitag }
Samstag } Geschlossen.
Sonntag: Große Oper oder großes Ballet.

Und nun das Repertoir eines Hof- und Residenztheaters der Jetztzeit.

Residenztheater:	Hoftheater:
Samstag, den 19. 9½ Uhr Probe eines fünfactigen Lustspieles. Abends: Vorstellung des Obigen.	
Sonntag, den 20. Abends: Ein fünfactiges Lustspiel.	Große Oper.
Montag, den 21. 9½ und 11½ Uhr, je Probe eines vieractigen Lustspiels. Abends:	Großes Schauspiel.
Dienstag, d. 22. 9½ u. 11½ Uhr Proben für Montag. Abends: Ein einactiges Drama und ein fünfactiges Lustspiel.	

Digitized by

Residenztheater:	Hoftheater:
Mittwoch, den 23. 9½ und 11½ Uhr Proben für Montag. Abends: Zwei vieractige Lustspiele.	Großes Ballet.
Donnerstag, den 24. Um 10 Uhr Probe eines vieractig. Lustspiels (Novität) Abends:	Große Oper.
Freitag, den 25. Um 10 Uhr Probe der Novität. Abends: . . .	Großes Trauerspiel.
Samstag, den 26. Um 10 Uhr Probe der Novität. Abends: Ein vieractiges Lustspiel.	
Sonntag, den 27. Um 10 Uhr Probe der Novität. Abends: Zwei vieractige Lustspiele.	Große Oper.
Montag, den 28. Um 10 Uhr Probe der Novität. Abends: Schauspiel in 5 Acten.	
Dienstag, den 1. Morgens 10 Uhr und Abends 5½ Uhr je eine Aufführung der vieractigen Novität.	

In Vorbereitung: Eine vieractige Novität (Schauspiel), angesetzt auf den 6. zur Aufführung und so fort und so fort.

Ganz abgesehen davon, daß die Ausführung eines solchen Repertoires, einen ungleich großen Apparat und mit diesem einen unerschwinglichen Etat nach sich zieht, frage ich noch, nach dem Gegebenen den Fachmann: „Wie viele Zeit bleibt dem Künstler zum Studium übrig, um eine nur einigermaßen gediegene Leistung liefern zu können? Antwort: „Auf alle Fälle, zu wenig". — Er wird eben seine Rolle nothdürftig auswendig lernen können, um dann, halb fertig, mit einer dem Künstler die Nerven

zerrüttenden Unsicherheit vor das Publicum zu treten. Die Kritik wird diese mit Recht rügen und der Künstler hat für seine, mit maschinenartiger Geschwindigkeit gelieferte Arbeit auch noch den Aerger, den Undank, die Verkennung! — Und was ist die verwerfliche Handhabe der Directionen und Vorstände, den Künstler zu zwingen, so gegen seine Ueberzeugung, ja gegen sein Können zu wüthen? „Das Spielhonorar“! —

Der Künstler erhält das ausgegebene Repertoir, erschrickt über die großen Ansprüche, welche dasselbe an seine Leistungsfähigkeit stellt, sagt sich in seinem Inneren: „Um Gott! Das kannst Du in der gegebenen Zeit unmöglich alles liefern!“ — Doch der Contract, der ihm einen zum Leben absolut unzureichenden Gehalt zuspricht und ihn auf das Verdienen seines Spielhonorares anweist, steht als drohendes Gespenst vor ihm und bedeutet: Du mußt es liefern, Du verlierst sonst zu viel von Deinem Spielgeld! Er lernt und lernt und spielt und spielt, schleppt sich in vielen Fällen trotz eines Unwohlseins, ja einer Krankheit, die ihn schon längst in's Bett oder zur Ruhe gemahnte, dennoch matt und müde in's Theater, um mit Zusammenraffung aller Reste seiner Kraft das leidige Spielgeld zu verdienen. —

Natürliche Folge dieser, an die quantitativen Leistungen der Theater und Künstler gestellten übertriebenen Ansprüche? — (Wozu übrigens Beide selbst die Veranlassung gegeben, indem die Vorstände das Publicum und die Künstler die Vorstände verwöhnt: Eine allzufrühe Erschlaffung der Nerven, des Gedächtnisses, ja des ganzen Organismusses der Künstler, wie wir dies ja leider nur zu oft da und dort zu hören und zu sehen Gelegenheit haben. — Man betrachte dagegen die Vertreter der alten

Schule! — Sie sind eben bei ihrer wahrhaft künstlerisch betriebenen Ausübung ihrer Kunst alt geworden.

Die jetzige Generation der darstellenden Künstler altert durch angestrengte Thätigkeit und allzurasche Abnützung nur zu früh und so fallen Viele im schönsten Alter dem Pensionsvereine und diesem wieder als „lästig" zum Opfer.

Allerdings will ich gerne zugeben, daß einen großen Theil der Schuld an derartigen Mißständen, die materielle, großstaatliche Zeit, in der wir leben, trägt; denn darüber werden wir wohl einig sein, daß die Kleinstaaterei die größten Künstler gefördert und segensreich auf die Kunst im Allgemeinen überhaupt gewirkt hat, während der Großstaat mehr dem materiellen und commerciellen Gedeihen sein Augenmerk zuwendet und zuwenden muß, aber besser könnte es immerhin noch um die Kunst und vor Allem die Künstler stehen und erachte ich das Spielhonorar in erster Linie als verderblich für Beide.

Man sichere dem Künstler einen zu anständigem Durchkommen genügenden, festen Gehalt, ohne jegliche Nebenbezüge und setze ihn dadurch in die Lage, nur dann mit einer neuen Leistung vor das Publicum treten zu müssen, wenn er diese gehörig verdaut und inne hat und ich müßte mich sehr täuschen, wenn das Publicum nicht auch einen, in ungleich größerem Maße würdigeren und volleren Genuß von der Kunst haben sollte, als dies sehr oft jetzt der Fall zu sein pflegt.

C. Häusser

Digitized by Google

Ludwig Barnay.

Meine erste Begegnung mit Heinrich Laube.

Es war im Jahre 1863 — im Spätsommer. Ich hatte meine Familie in Budapest besucht und fuhr mit dem Nachtschnellzuge nach Wien. Ich war für Mainz engagirt und sollte zum ersten Male die Grenzen Oesterreichs überschreiten, um das für mich mirakulöse „Deutschland" betreten zu dürfen. Das lag in meiner Phantasie so weit ab, als ging's nach Indien und hatte ich an den deutschen Theatern in Ungarn Einiges auszusetzen, von den deutschen Theatern in Deutschland hatte ich einen ganz fabelhaften Begriff. — In Wien gönnte ich mir nicht die Zeit mich umzukleiden und stürzte zum dramatischen Gotte der jungen Welt in Budapest — zu Sonnenthal! — Er war freundlich wie immer. — Ach, es war so schön bei ihm, die hübschen Meubel! die schönen Bilder! Portraits von La Roche, Löwe, Anschütz u. A. an den Wänden seines sehr schmalen kleinen Studirzimmers — und gar eigenhändige Widmungen! — ach! ich hätte damals meine rechte Hand für ein einziges geschriebenes Wort von Anschütz gegeben! Auf dem Schreib-

Digitized by Google

tische standen so hübsche Sachen! Und man führte mich gar durch ein Speisezimmer zu ihm — ein Speisezimmer mit geschnitzten eichenen Stühlen! — Ach Gott! dachte ich still, was ist er doch für ein großer Künstler! Er muß ja ein Vermögen jährlich verdienen — vielleicht gar dreitausend Gulden, daß er das Alles haben kann! — — Und ein Diener hatte mich empfangen und gemeldet! — Kein Mensch — sondern ein wirklicher, veritabler Diener! — Ich weiß genau, daß er Livrée trug und ich nahm auf dem Treppenflur sehr ehrerbietig den Hut ab, als er mich frug, was ich wolle. — Sonnenthal empfing mich sehr freundlich und voll Liebenswürdigkeit — er sollte soeben zur Probe! ach und er war so schön gekleidet: sein Rock — seine Handschuhe — sein Paletot — der eigenthümlich breitränderige Cylinderhut! Ich sehe das Alles noch vor mir. Er sollte eben in die Probe zu „Die Veilchen" von Eschenbach und ich starrte ihn ganz verwundert an, als er sagte: „Liebster Lajos, ich muß zur Probe, aber begleite mich bis zum Burgtheater und wir plaudern unterwegs". — Er wollte also mit mir über die Straße gehen? — So ganz ohne Weiteres?! — Ich mit Sonnenthal auf der Straße?!! — und als wir die Treppe hinab gingen faßte er mich gar unter! Arm in Arm!! — Herrgott! die Leute in Wien werden staunen. Ach! und ich kam mir so elend schlecht gekleidet vor — mein Hut war mir noch nie so geschmacklos erschienen und mein Rock? ja! der war wohl gar nicht mein Rock — den hatte ich gewiß verwechselt, er saß so elend und machte „ein so faltenreich Gesicht". — — Sinnend ging ich mit Sonnenthal die Treppe hinab — wie schön, wie gewählt, wie correct sprach er Deutsch — es tönte mir noch im Ohr: er sagte „plaudern" — „plaudern"!!! wie zierlich das klang! — ich hätte nie an

Digitized by Google

das Wort gedacht — ich hätte gewiß als richtiger Pest-Wiener „plauschen“ gesagt. — Es ist doch eine Schande, rief es in mir, du kannst ja nicht einmal deutsch reden und willst ein deutscher Schauspieler sein? Pfui! — Aber — ich reise ja nach Deutschland. — Hoho! da wächst mir das „Deutschreden“ geradeso nur in den Hals! —

Der Weg führte uns über „Graben“ und „Kohlmarkt“, überall strömten die geputzten Menschen an uns vorüber. Ich muß sagen, die Leute in den Straßen Wiens machten mir den Eindruck, als hätten sie allesammt gar nichts zu thun, als wären sie nur lebendig gewordene Wachspuppen aus den Schaufenstern der Herren- und Damenschneider und lebten auf Staatskosten. Sonnenthal wurde viel gegrüßt und oft angesprochen. — Die Leute mochten wohl neugierig den langaufgeschossenen jungen Menschen mustern, den er da so vertraulich mit sich führte. Ja, dachte ich — da möchtet Ihr wohl gerne Alle an meinem Platze sein, Ihr Männlein und — besonders Ihr Weiblein! Unterwegs „plauderte“ er sehr nett und herzlich mit mir und ich begriff sehr wohl, daß man ihn allgemein „einen sehr liebenswürdigen Mann“, oder wie der Wiener mit Vorliebe seinen Favoritkünstler nennt, einen „liaben Kerl“ nannte. — So erreichten wir denn endlich den — (bald hätte ich gesagt „heiligen“) — Michaelerplatz. Uns gegenüber gähnte eine Art dunkler Thoröffnung mit Schutzdach, es war der Eingang für die Bühnenkünstler. Eine roh gezimmerte Bank stand rechts vom Eingange. Sie war besetzt mit Künstlern der Hofburg, die den Beginn der Probe erwarteten; mehrere jener altmodischen Wagen standen links vom Bühneneingang aufgefahren: die officiellen „Abholer“ der Intendanz, welche die Mitglieder zur Probe herbeigeholt hatten. — Dort unter dem Eingang stand die behäbige sonnige Gestalt Bernhard Baumeisters, der

Digitized by Google

eben laut auflachte; offenbar mußte der ernsthaft und klug aussehende kleinere Mann (ich erfuhr später, daß es Beckmann war) ihm etwas Drolliges erzählt haben; — aus einem Wagen, der soeben vorfuhr, stieg Amalie Haizinger mit dem unverwelklich „liaben" Zug um den Mund und auf der Bank saß ein Mann mit klassisch schönen Zügen, das dunkle tiefe Auge starr vor sich hingeschlagen, schwarze niederhängende Locken an den Schläfen, schwarzen Rock, schwarze Beinkleider, schwarze Handschuhe — Alles schwarz! selbst die Cigarre, die er andächtig rauchte, war schwarz — es war Joseph Wagner! Der unerreichbare und bisher unübertroffene Darsteller des Hamlet; seiner ganzen Erscheinung, seinem ganzen Wesen nach, ein Hamlet auch auf der Straße. — Sonnenthal, nachdem er sich über meine augenblicklichen Pläne und Absichten informirt hatte, sagte: „Soll ich Dich nicht Laube vorstellen?" „Mich? wozu?" — „Wozu? Du lieber Gott! damit er Dich kennen lernt!" — „Aber nein — er wird gewiß überlaufen und gequält von jedem Anfänger, der jemals" ... „ach was! es kann Dir doch nur nützen!" — „Nützen? — mir? — wieso? — was will ich, was soll ich heute mit dem Director des Burgtheaters?" — „Was Du sollst? Nun, engagirt werden!" — Der Schreck fuhr mir durch alle Glieder und ich blieb wie angewurzelt stehen und ließ unwillkürlich seinen Arm los. — „Engagirt werden? — Nein — nein — das geht ja nicht". — „Ach, nur Muth". — „Aber in diesem Anzug ... im hellen Sommerrock ... mein Frack ist im Koffer!" — „Das ist ja einerlei". — „Aber nein, in dem Rock?" — „Nun dann sieh Dir einmal den Rock an, den Laube trägt, das wird Dich beruhigen! — da kommt er eben!" Und Sonnenthal hatte sofort den Aerger über meinen Widerspruch und mein Zaudern in ein unendlich gewinnendes liebenswürdiges Lächeln ver-

Digitized by Google

wandelt, indem er den Hut tief abzog vor einer Gestalt, die auf uns zuschritt. — Ich hatte trotz meiner Aufregung schon einige Secunden vorher einen Mann bemerkt, klein, stämmig, breitschultrig, der mir zuerst dadurch auffiel, daß er einen grauen Cylinderhut trug, dessen Krämpe die Breite des Sonnenthal'schen noch um ein Erkleckliches übertraf. Ein semmelfarbiger, zweireihiger, zu lang gerathener Paletot mit großen Hornknöpfen, Gamaschen von ähnlicher Farbe, ein kräftiger Stock mit mächtigem Elfenbeingriff, ein breites knochiges Gesicht, ein grauer borstiger Bart, welcher Lippen und Kinn umschloß. — Das war es, was ich zuerst an der Gestalt bemerkte, die auf uns zuschritt und ich vermuthete, irgend ein wohlhabender Landwirth aus Oberösterreich, der zum Besuche in der Residenz weilt, wollte sich den berühmten Sonnenthal einmal in der nächsten Nähe ansehen, um daheim davon erzählen zu können, — und statt dessen? — Der devote Gruß — die kurze Erwiderung, fast ohne den Hut zu lüften — die Worte: „da kommt er eben“ — — ich warf einen Blick der Frage, der Angst, des Erschreckens nach Sonnenthal — doch dessen Auge hing unverwandt an jeder Miene des kleinen Semmelfarbenen, während ein verbindliches Lächeln seine Lippen umspielte. — Aber ich sollte nicht lange im Unklaren bleiben, denn in diesem Augenblicke klangen die Worte an mein Ohr: „Erlauben Sie, Herr Doctor, daß ich Ihnen einen jungen Landsmann, Herrn B., vorstelle, der unter die Schauspieler gegangen ist!“ — Eine schnarrende, scharfe Stimme entgegnete: „So — so — schon wieder Einer!“ Und das steinerne Gesicht bewegte zwei und eine halbe Muskel zu einer Bewegung, die ein Lächeln der Freundlichkeit hätte werden können. —

Er trat mir näher und begann ein Examen mit mir,

das ich zuerst sehr scheu, nach und nach etwas muthiger beantwortete und jetzt plötzlich, als er mir so — ich möchte fast sagen Nase an Nase — gegenübertrat, bemerkte ich zwei graue, unendlich kluge, sprechende Augen, in denen neben aller Strenge recht viel Güte und Freundlichkeit lag. Wie ein Paßrevisor schnurrte mich Laube mit seinen kurzen Fragen an, „Wie heißen Sie?“ — „Woher? — Wie alt? — Was bisher getrieben? — Gebummelt in den Schulen oder aufgepaßt? Wo geboren? wie geboren? warum geboren?“ u. s. w. mit Grazie! —

Meine Antworten schienen ihn eigentlich gar nicht zu interessiren, denn zwischendurch machte er zu Sonnenthal irgendeine Bemerkung über das Repertoire, grüßte Vorübergehende, oder nickte Anderen grüßend zu, — (alles Grüßen schien ihm übrigens sehr lästig zu sein) — fertigte herankommende Theaterdiener ab und so fort und da kam die Frage: „Haben Sie schon größere Rollen gespielt?“ „Ja!“ „Wo?“ „In Graz!“ „So! was denn?“ — „Ach, Allerlei!“ „Zum Beispiel?“ Ich besann mich einen Augenblick und pollerte endlich muthig heraus: „Essex!“ „So? was denn?“ Ich wiederholte etwas verwundert: „Essex!“ Er wendet sich plötzlich herum und bohrt seine Augen wieder in die meinen, „Den Essex selbst?“ — — „Den Essex selbst“, antwortete ich! — Pause. — Plötzlich wendet er sich wieder zu mir herum und wirft mir die eruptive Frage in's Gesicht: „Wollen Sie mir was vorsprechen?“ — „Da haben wir's!“ — dachte ich — „nun ist's um mich geschehen! Ich — Laube was vorsprechen?!!“ — Mir wurde schwindlich! — Alle Einwendungen halfen nichts, „ich sei ja nicht vorbereitet . . . ich hätte die ganze Nacht im Waggon zugebracht ... ich sei stockheiser ... hätte keinen Ton in der Kehle“ — und das war keine Ausrede, denn die Angst überkam mich dermaßen, daß sie mir den Hals

Digitized by Google

zusammenzwängte. — Er hatte für alle und jede Einwendung eine kurze, fast militärische Abweisung im Tone eines Generals und traf, während ich mich noch immer bittend verwahrte, alle Vorbereitungen mit einer festen, einfachen Sicherheit. Die Regisseure Dr. Förster, Fichtner, Löwe, Anschütz wurden herbeigeholt und schon führten sie mich nach der Bräuner-Straße, in welcher die „Hoftheater-Canzlei“ lag. Mir war es, wie ich so zwischen den Beiden dahinschritt, als ob ich ein Stier wäre, der zur Schlachtbank geführt wird; — ich fühlte ganz deutlich den Strick um meinen Hals, der sich immer enger zusammenzog, je näher wir dem steinernen Hause kamen, in dessen zweiter Etage man mich „ablieferte.“ — — Ach! in beängstigenden Träumen sehe ich das mit puritanischer Einfachheit eingerichtete schmale Cabinet Laubes noch oft vor mir. Laube saß am Fenster, hatte später, während ich meine „Probepredigt“ hielt, ein boshaftes Lorgnon unverwandt auf mich gerichtet; auf einem kleinen Sopha links von ihm saßen die „Beisitzer“, Dr. Förster, Fichtner, Löwe u. s. f. — Sonnenthal soufflirte mir dienstfertig und — — nun, Ihr Armen, die Ihr je in ähnlicher Lage waret, die Ihr vor einem solchen Gerichtshofe für Euer Talent plaidiren solltet, — muß ich es Euch sagen, was ich in der Stunde durchlebte? Es giebt ja nichts Analoges — weder in der Kunst noch in irgend einem Berufszweige. — Ein Lehrling, der vor Meistern arbeiten soll, ein junger Rekrut, der vor Napoleon I., Moltke, Cäsar und Wallenstein seine Truppen vorexerzirt, um zu beweisen, daß er Talent zum Soldaten habe!! —

Möge es mir gestattet sein, hier eine Episode einzuschalten:

Am 22. April 1862 debutirte ich in Graz als „Leopold“ in Hersch's „Anna-Liese“, unser „erster Liebhaber“

Digitized by

war erkrankt und ich mußte in alle seine Aufgaben einspringen; ich selbst war, wie der theatralische terminus technicus lautet, für „jugendliche Helden“ engagirt, also etwa für Rollen wie Ferdinand in „Kabale und Liebe“, Romeo, Carlos rc., — (in denen ich nebenbei gesagt in Graz gar nicht im Stande war, irgendwelche Erfolge zu erringen und zwar insbesondere deshalb, weil ein gerade in diesen Rollen dort sehr beliebter Concurrent engagirt war: und dieser Concurrent war: Franz Tewele!) Am 5. Juli versetzte mir denn auch der Theaterdiener „im Auftrage der Direction“ zum nächsten Tage die Rolle des Dunois in „Jungfrau von Orleans“. — Mit einem Heldenmuthe, dessen sich mein Dunois nicht zu schämen brauchte, warf ich mich auf die Rolle, lernte und studirte sie in einer Nacht und errang auf der Probe die Zufriedenheit des Regisseurs und des Gastes, Fräulein Ida Pellet. — Immer schon hatte man mir von wohlwollender Seite gerathen, Carl von Holtei, der damals in Graz lebte, meinen Besuch zu machen; ich wagte es nicht. Als mir nun auf dieser Probe Fräulein Pellet abermals zuredete, doch zu Holtei zu gehen, der sich geäußert hätte, er wünschte mich persönlich kennen zu lernen und als ich den greisen Dichter in der Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“ bemerkte, faßte ich mir nicht ein, nein drei Herzen und klopfte am 8. Juli Morgens 11 Uhr an Holteis Thüre. — Ich begreife noch heute nicht, daß das erst nothwendig war und daß er das Klopfen meines Herzens nicht durch die Thür hörte, so hämmerte es in mir! — Du lieber Gott! ich bei Holtei! was werde ich mit dem Mann reden können? was ihm sagen? — na! jedenfalls wollte ich nur ein Viertelstündchen bleiben und drechselte mir, als ich angstvoll auf dem Flure stand und bevor ich anzuklopfen wagte, noch rasch einige wohlgesetzte Phrasen zurecht: „wie ich

es nie gewagt hätte ... wenn nicht Fräulein Pellet . . . und sein lebhaftes Interesse für das hiesige Theater . . . und meine Verehrung . . . . und wie ich von seinen Werken begeistert . . . . . ich klopfte an. — Ein breites „Herrrein“ ertönte mit voller Stimme. Ich drückte auf die Thürklinke und trat bleich und zitternd ein, die ersten einstudirten Worte auf den Lippen. — — — Da erhebt sich vom Schreibtische her eine endlos lange Gestalt — mit wallenden, grauen, vollen Locken, das fast noch jugendliche Gesicht umrahmt von einem schönen grauweißen Vollbarte und die schlanke Gestalt, in einen langen grauen Schlafrock gehüllt, der bis an die Erde reicht, schlurrt in dicken Filzpantoffeln auf mich zu. — Ich verbeuge mich tief und will soeben meine „schöne Rede“ reden — da tönt mir in breitem schlesischem Dialekt folgende merkwürdige Begrüßung entgegen: „Na, Sie verdammter Bengel, Sie kommen mir gerade recht! Sie habe ich ja vorgestern als Dunois gesehen, hat der Kerl das Organ in der Kehle, alle Mittel für die Rolle und spielt sie wie ein Schwein! Da setzen Sie sich mal hin. Ihnen will ich die Leviten lesen, daß Ihnen die Knochen knacken“. — Im nächsten Augenblick und während er immer weiter sprach, saß ich in meinem Frack, mit meinen weißen Handschuhen, den neuen Cylinderhut ängstlich zwischen die Kniee klemmend, auf dem Sopha, er in einem großen Lehnstuhl direct vor mir. — Meine engen Lackstiefel brannten wie Feuer und mein Halskragen schnürte mir die Kehle zu. — Und er sprach . . . er sprach . . . wie eben nur Holtei sprechen, plaudern, erzählen, lachen konnte! — Ich horchte und horchte und war wie in einer andern Welt! — Um 11 Uhr war ich gekommen und ich glaube, ich säße noch da, wenn nicht gegen 2 Uhr etwa, ein Besuch diese unvergeßliche Plauderstunde unterbrochen hätte, in der ich

Digitized by

Alles um mich her vergessen hatte und nur das klare offene Auge Holteis sah, nur seine wohlklingende Stimme hörte, nur seinen belehrenden Bemerkungen lauschte, in die er eine Menge kleiner Theater-Erlebnisse einzuflechten verstand. Ich hatte in dem ganzen Zeitraume von fast drei Stunden keine einzige Sylbe gesprochen und als mir Holtei herzlich die Hand reichte und mich aufforderte, recht bald wieder zu kommen, als er fortwährend freundlich plaudernd mich bis vor die Thür gebracht hatte, da dachte ich: es ist doch nicht gar so schwer, einen berühmten Dichter zu besuchen! — Schon am nächsten Morgen meldete mir Fräulein Pellet, Holtei sei geradezu entzückt von mir, er hätte sich prächtig mit mir unterhalten und freute sich ordentlich darauf, daß ich bald wieder käme. —

„Aber ich habe ja gar kein Wort die ganze Zeit über gesprochen“ entgegnete ich in gerechtem Zweifel an der Botschaft. „Ja, das hat Holtei auch gesagt,“ antwortete die liebenswürdige Künstlerin, „aber er meinte, Sie verständen so gut zuzuhören — das wäre etwas, was der heutigen Jugend ganz abhanden gekommen sei; — die wollten immer zeigen, wie furchtbar gescheit sie selbst seien und daß man ihnen eigentlich gar nichts Neues sagen könne!“

Na, mir konnte es recht sein! und so habe ich meinem nunmehr heimgegangenen Freunde, Gönner und Beschützer, dem treuen, ehrlichen Rathgeber, dem wohlwollenden und verständigen Dramaturgen fleißig und aufmerksam zugehört — und es war nicht mein Schaden, daß ich's that!

In einer dieser „Zuhörungen“ äußerte Holtei — „wissen Sie was? Sie müssen zu meinem alten Freund Laube! Das ist ein ganzer Kerl, der aus euch Allen erst was rechtes macht, der versteht es! — Aber passen Sie auf! hören Sie was Ihnen der alte Holtei sagt: — Wenn

Sie ihm 'mal was vorspielen müssen, dann spielen Sie ihm Alles vor — nur nicht den Mortimer und nicht den Carlos! Da sucht der alte Idealist schon seit zehn Jahren einen Schauspieler, der ihm die zu Dank spielt, d. h. so, wie er sie sich wünscht — und den findet er natürlich nicht. Da ist gleich Jeder schlecht, der's nicht gut, d. h. so gut macht, wie sich's Laube denkt! Also: halten Sie die Ohren steif!"

Die Bemerkung hatte sich mir tief eingeprägt. — Nun stand ich vor jenem Laube und hätte ich die Warnung Holteis vergessen gehabt, sie wäre mir sofort bei den Worten Laubes lebendig geworden, die nun an mein Ohr tönte: „Na! sprechen Sie die erste Erzählung des Mortimer." „Ach, Herr Doctor, das kann ich nicht." — „Warum denn nicht?" Ja! da saß ich fest, was nun sagen? — Die Verzweiflung legte mir die Worte auf die Lippen: „Ich kann die Rolle nicht auswendig!" — „Den Mortimer können Sie nicht auswendig?" schnaubt mich Laube an. — „Nein!" — Man denke sich die erstaunten Gesichter Laubes und der anwesenden Künstler. — „Na," sagte Laube abbrechend, „dann sprechen Sie den ersten Akt des Carlos!" — Mein Mittel hatte gewirkt, also Courage! — „Den kann ich noch weniger" — „Dann werde ich Ihnen soufflirен lassen — einer der Herren wird gewiß so freundlich sein" — und Sonnenthal nahm bereits ein Buch vom Nebentische her. — Es war sehr abgegriffen das Buch, es erinnerte mich an die Richtschwerter, die in den Verbrecherkammern gezeigt werden. — Das Buch mochte wohl auch bei mancher Hinrichtung in diesem Zimmer gedient haben! — Aber ich weigerte mich standhaft und erklärte mit Hilfe eines Souffleurs könnte ich's schon gar nicht. — „Ja, zum Teufel," plauzte mich Laube an, „nun, was können Sie

denn sprechen?" — „Allenfalls etwas aus den „Deutschen Comödianten" von „Mosenthal," erwiderte ich kleinlaut — „die Rolle habe ich vor Kurzem erst neu gespielt." — „Na also los!" rasselte Laube „und bis das Buch herbeigeholt wird, erzählen Sie, wo Sie bisher gespielt haben." — Das that ich denn: „Ich begann meine Laufbahn an dem Hoftheater zu Trautenau, ging von dort an's Residenztheater zu Braunau, wurde dann engagirt an das Nationaltheater zu Ostrau. — Da unterbrach mich Laube lächelnd: „Lassen Sie diese großen Institute und erzählen Sie von den kleineren Bühnen, so etwa wie unser Burgtheater!" Da hatte ich freilich nicht viel zu erzählen und das curriculum vitae war bald erledigt. Mittlerweile war das Buch da. Sonnenthal fungirte als Souffleur und das allein wäre schon im Stande gewesen mich unmöglich zu machen. Man denke sich den vergötterten Liebling des Burgtheaters, der soeben die Rolle des „Ludovici" in diesem Stücke creirt und gerade darin einen ganz eminenten Erfolg errungen hatte, mit dem Buche desselben Stückes mir gegenüber und nun sollte ich gerade die Rolle und zwar vor ihm vorspielen! — Aber was half's? In's Wasser war ich geworfen, also galt es schwimmen oder ertrinken! — Ich sprach, glaube ich, den ersten und darnach den vierten Act, an einem Stuhle stehend, in dem fatalen Sommer-Anzuge, Laube mit seinem „Stecher" unverwandt mich betrachtend, Sonnenthal mit dem großen Quartbuche in der Hand, die dem Schauspieler in der Ausübung seiner Kunst so widerwärtige Sonne als Beleuchtung und hart vor mir die Gesichter meines Publicums — und was für eines Publicums?! — Man sollte dergleichen „Proben" nur auf der Bühne und nur mit den mitagirenden Schauspielern bei voller Beleuchtung machen und den Novizen umgeben

Digitized by Google

mit all dem Apparat der am Abend fungirt, man sollte die Richtenden in's Parquet und in die Logen vertheilen — will man dem Vortragenden, der mit seiner Angst und mit dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner Leistung genug zu kämpfen hat, nicht auch noch das Einzige nehmen, was ihn darüber hinwegbringen kann, nämlich Illusion und Phantasie! — Mir ist es heute noch, nachdem ich länger als 20 Jahre Schauspieler bin, ganz unbegreiflich, wie man einen Schauspieler, dem man zur Noth die Stichworte ohne jeden Ausdruck zuruft, bei dem ruckweisen Hersagen seines Textes irgendwie daraufhin prüfen will, ob er etwas kann oder nicht, wenn man ihm einen Boden und eine Umgebung giebt, mehr gemacht „von Illusionen zu entwöhnen als dazu anzureizen!"

Aber die Herren schienen nicht unbefriedigt — die Noth um eine jüngere Kraft muß damals groß gewesen sein. — Hätte mir nun Laube gesagt: „Sie haben keine Spur von Talent für die Bühne, machen Sie, daß Sie's so rasch als möglich aufgeben Schauspieler werden zu wollen" — es hätte mich wahrscheinlich weniger erstaunt und erschreckt als die kurze barsche Frage, die er mir, ohne sich zu rühren, an den Kopf warf:

„Wollen Sie bei uns debutiren?"

„Wa . . . a . . aas? . . . J . . i i ch? . ."

„Na ja! spielen Sie dreimal an der Burg."

Der Schreck war mir in die Beine gefahren und ich sank meinem Mitspieler, dem Stuhl, gerührt in die Arme! — doch fand ich die Kraft, ein „Nein", das mir die wahnsinnigste Angst erpreßte, energisch herauszuschleudern.

„Was Nein?" — „Nein!" — „Warum denn nicht?" — „Ich bin nicht reif ... ich kann noch nicht" ...

Digitized by

„Ah bah! coquettiren Sie nicht." — „Nein! nein! ich habe noch keine Ahnung — ich bin voll Dialect!" — „Das muß ich doch besser wissen," entgegnete Laube barsch und wandte sich zu den Herren. „Förster! haben Sie störenden Dialect bemerkt?" — Förster brummelte „Nee, nee! Das ging ja ganz gut!" — „Na also?!" wandte sich Laube wieder zu mir. — Aber ich dankte und dankte und dankte! — „Na, wenn Sie durchaus nicht wollen, dann lassen Sie's bleiben. Jedenfalls sind Sie der erste junge Schauspieler, der mir auf einen solchen Antrag ein „Nein" setzt — ich werde Sie im Auge behalten. Sie versprechen von Mainz aus kein anderes Engagement anzunehmen, bevor Sie bei mir angefragt haben?" — „Ich verspreche es!" — „Na, meine Herren zur Probe! Guten Morgen!" — Damit war ich draußen! Löwe hatte mir die Hand gereicht, Fichtner mir auf die Achsel geklopft, Förster meinen Dialect „ganz gut" gefunden, Sonnenthal mich wohlwollend ermuthigt, und — die Hauptsache! — Laube mich aufgefordert an der Burg zu spielen!!! Da stand ich in der Bräunerstraße, sah mir das Haus noch einmal genau an, prägte mir das Fenster der zweiten Etage fest ein, an dem Laube gesessen, richtete mich hoch auf und war so namenlos glücklich! ich wandte mich an einen Vorübergehenden mit der höflichen Frage:

„Bitte, würden Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, was die Stadt Wien kostet?" —

Der Mann sah mich tiefernst an und antwortete: „Ah, gengens weider! Se san verruckt!" — Ich glaube, der Mann hatte Recht! — Ich reiste ab und habe keine Stunde, keine Minute, keine Secunde gehabt, in der ich jenes „Nein" bereut hätte; denn mag die wohlwollende Absicht die beste gewesen sein, — jenen heiligen Boden zu betreten, den die Tritte Anschütz', LaRoches, Löwes,

Fichtners und Wagners zierten, war ich nicht reif und würdig — wer weiß, ob ich es jemals werde!

Und nun, mein lieber Freund! Das war damals mein erstes Debut als Schauspieler vor einem wichtigen Forum, heute ist es mein erstes als Erzähler; habe ich die Unzulänglichkeit meiner Kraft als Schauspieler damals erkannt, so erkenne ich sie heute als Erzähler in noch höherem Grade und verbände uns nicht eine Freundschaft aus frühester Jugendzeit und hättest Du an diese nicht so lebhaft apellirt, ich hätte Dir gegenüber mein „Nein“ ebenso energisch festgehalten, wie damals.

Mögen Deine Leser sich über die mangelhafte Form trösten mit dem Hinblicke auf die interessanten Menschen, von Denen ich erzählte und mit mildem Urtheile denken, daß es der Beruf des Schauspielers ist, Anderer Gedanken zu sprechen, nicht aber eigene zu schreiben und — gnädig sein!

Ludwig Barnay

Digitized by Google

Siegwart Friedmann.

Ueber das Virtuosenthum in der Schauspielkunst.

Wie oft habe ich über die gastirenden Schauspieler, resp. über das Virtuosenthum Schmähungen gelesen und gehört, ohne daß auch der Versuch gemacht worden wäre, sachliche Begründungen zu Tage zu fördern, wieso es entstand, wieso es besteht, und wie es in der Seele eines sogenannten Virtuosen aussehen mag? Es scheint mir hier der Ort diesen Versuch von einem Schauspieler machen zu lassen und noch dazu von einem, der bisher in festen Engagements gestanden und nur alljährlich einen Monat lang aus dem Hafen hinausfuhr in die offene See, gleichsam um seine Wetterfestigkeit zu prüfen und der eben erst versuchsweise längere Fahrten unternimmt, um sich vielleicht für die Dauer darauf einzurichten, oder eventuell in einen ihm günstigen Hafen einzulaufen und da Anker zu werfen.

Hätte ich viel Zeit und stünde mir ein größerer Raum zu Gebote, so würde ich mich breit über dies verlockende Thema ergehen können; es haben sich jedoch in

Digitized by Google

diesem Buche so Viele zum Worte gemeldet, daß ich es bei einem skizzenhaften Versuch bewenden lassen muß.

Die Verhältnisse unseres modernen deutschen Theaters haben sich in den zwei letzten Decennien leider so materiell gestaltet, daß von den ersten, reich dotirten Kunstinstituten angefangen, bis zu den kleinsten Stadttheatern hinunter Alles zur — Geldfrage geworden ist! Der Herr Cassirer ist zur Hauptperson avancirt und sein Tagesrapport ist für alle Vorstände eine Art Geburtsschein ihrer fröhlichen oder unfreundlichen Gesichter. Ist es so? — Dies zugestanden, dann ergeben sich viele andere Erscheinungen fast von selbst. Zunächst wirkt das Beispiel der Führer fast immer auf die Truppen, besonders auf die kernhaften und kampftüchtigen Theile, welche doch immer den Ausschlag geben. (In den jetzigen Staatskämpfen spielen Armee und Marine die fast einzige Hauptrolle, so daß man unwillkürlich zu solchen Ausdrücken greift.)

Alle Gesichtspunkte erleiden Verschiebungen und alle Factoren, Dichter, Schauspieler, Publicum und Kritik empfinden und arbeiten anders als ehedem. Der rein künstlerische Maßstab ist gewaltig verkürzt worden in der Beurtheilung alles Dessen, was das Schauspiel zu der wirksamsten und populärsten Kunstgattung gemacht hat. Ein nicht geringer Theil der Schuld fällt vielleicht auf den Deutschen Reichstag, der den Fehler beging das Theater in die Gewerbe-Ordnung einzureihen und damit eine Kunst zu degradiren, welcher die vornehmsten Geister aller Zeiten und aller Nationen ihre besten Kräfte gewidmet haben. Dazu kommen die leider häufig verfehlten Einrichtungen und Verhältnisse mancher unserer Hoftheater, welche oft ein Vierteljahrhundert lang und noch länger, eine rege Entfaltung und Auffrischung des Ensembles verhindern. Bequemlichkeit, Schlendrian und

Indifferentismus erzeugen dann häufig eine so dicke Atmosphäre in den betreffenden Theatern, daß jeder frische Lufthauch, der zufällig oder gelegentlich einmal hineinbläßt, den erbeingesessenen und verweichlichten Betheiligten alle möglichen Schmerzen und Aengsten bereitet. Man ist schon so weit an einigen unserer Hoftheater gekommen, daß man die bestimmt ausgeprägte Individualität eines Schauspielers, die in keinem anderen Berufe wichtiger, oder auch nur so wichtig ist, als gerade beim Schauspieler, daß man diese Individualität erschreckend und störend findet, und das Bestreben der Leiter zuweilen mit demüthigenden Mitteln darauf gerichtet ist, diese Individualität zu verringern oder ganz zu vernichten, damit man ja recht bequem mit dem Betreffenden hantiren kann. Daß der Darsteller dabei verflacht wird, daß die Schauspielkunst damit einen oft schweren Verlust erleidet und Niemand dabei gewinnt als die gewohnte Bequemlichkeit, danach wird nicht gefragt, wenn nur Alles hüsch glatt und grad läuft, wie wenn man mit einem Lineal darüber weggefahren wäre. — So entstehen tiefe Mißstimmungen bei Jenen, die einen wirklich größeren schauspielerischen Fond besitzen und sie sind unzufrieden und gelangweilt, so lange sie sich noch jung und thatkräftig fühlen, von den flügellahmen Verhältnissen ihrer — gesicherten Anstellung! — Erst dann, wenn sie nach langer Ueberwindung und Gewohnheit sich genügend abgestumpft, finden auch sie sich in das Käfigleben hinein, wie jene Mittelmäßigkeiten, welche sie zuweilen umgeben und die sich stets und überall wohl fühlen, wo sie den Kampf um's Dasein, dem sie doch nicht gewachsen sind, auch bequem vermeiden können. Zuweilen rafft sich der Eine oder Andere auf und entsagt freiwillig einem Leben, das ihm mehr Qualen bereitet als Befriedigung gewährt,

Digitized by Google

und da haben wir dann einen gastirenden Schauspieler mehr auf der Liste der Theater-Agenten. Ob nun der Gast viele oder wenige, alte oder neue Rollen spielt, er wird mit dem ominösen Wort Virtuose benamset und geht hinaus in einen Kampf voll Mühe, Beschwerden, voll Hast und auch oft voll Enttäuschungen. Aber er kämpft doch für seine Ueberzeugung, er wagt und gewinnt, oder — verliert, er hat doch den Muth seiner Meinung und das ist unter allen Umständen respectabel wie mir scheint, und erfordert viel größere Eigenschaften, wie man gemeinhin glauben möchte. — Man hat häufig von den Schäden gesprochen, welche die sogenannten Virtuosen verursachen; von den Vortheilen, welche sie bereiten, wie segensreich sie auf den Proben durch ihr gutes nud warmes Beispiel, wie befruchtend sie häufig auf den jungen oder älteren Schauspieler wirken, und wie sie durch ihre größere Fähigkeit, durch den Sporn, den ihre überlegene Sicherheit giebt und durch ihre unterweisenden Belehrungen den wärmsten Dank der Strebsameren ernten, schweigt man vornehm. Ist das gerecht? — Freilich ernten sie auch die Verdrossenheit und den Undank der Unfähigen oder Verkommenen. Aber all Das erzeugt Reibung und Reibung erzeugt wieder Wärme und so ergiebt sich überhaupt ein bewegter Fortgang des Strebens und des Geistes sowohl bei dem Gaste selbst, als auch bei seiner Umgebung. Wie oft liest man: „Der Gast hat durch sein Spiel die Darsteller mit fortgerissen.“ Das ist aber nie ein Product des Augenblicks, sondern der emsigen und heißen Vorarbeit der Proben, welche oft einen Zug der Wärme und des Geistes in die Anderen haucht, der dann zum erfolgreichen Ausdruck kommt. Der gastirende Schauspieler hat seine Mission, welche er mit dem Einsatz seiner besten Kräfte nicht nur, sondern auch mit dem Verlust der großen Annehmlichkeit

Digitized by Google

seines stillen und behaglichen Heims erfüllt. Dieser Verlust wird oft hart empfunden und es kommen Stunden — — — Hinweg von diesen Gedanken, sonst werde ich weich, denn es ist meine schwache Stelle. Da wären wir nun plötzlich bei dem häßlichen „Ich“ angelangt, das ich bisher vermieden hatte, weil ich mich selbst noch gar nicht zu den permanent reisenden Schauspielern rechne und ein freundliches „Daheim“ sehr werthvoll und beglückend erachte. Wenn wir in die Herzen der Virtuosen blicken könnten, wer weiß, ob sie da nicht auch eine Ecke haben, in der diese Erkenntniß die Mutter des Wunsches ist. Tage, an welchen sie schlechten Hôtels und kalten Eisenbahnwaggons überliefert sind, mögen auch diejenigen sein, an welchen sie die härtesten Gemüthsproben zu bestehen haben. Schlechte Cassenrapporte — und die pflegen doch zuweilen vorzukommen, gehören gerade auch nicht zu den freundlichen Stimmungsmitteln, ebensowenig wie ungeheizte Provinztheater bei zwölfgrädiger Réaumur-Kälte. Es hat eben Alles seine zwei Seiten und man muß noch froh sein, daß es nicht vier sind. — Drum sehe Jeder, wie er's treibe. —

Georg Goltermann.

Kapellmeister des Stadttheaters zu Frankfurt a. M.

Hochgeehrter Herr!

Ihren Wunsch, mein Scherflein zu Ihrem Werke beizutragen, erfülle ich mit Vergnügen.

Sie wissen, daß ich seit vielen Jahren als Kapellmeister fungire, Sie kennen mich vielleicht auch als Verfasser mancher Compositionen für Violoncell, Gesang 2c., als „Dichter" dürften Sie mich jedoch schwerlich kennen gelernt haben; nun:

Dem Schicksal kann nimmer der Mensch entgehn,
Auch Sie mußten meine Verse mal sehn!

Am 1. Mai des Jahres 1878 waren 25 Jahre verflossen, in denen ich als Kapellmeister ununterbrochen am Stadttheater zu Frankfurt a. M. thätig war. Am Morgen des gedachten Tages fand anläßlich meines 25jährigen Dienstjubiläums eine akademische Feier im Stadttheater statt, über welche seiner Zeit auch die Zeitungen berichteten. Am Abend des folgenden Tages dirigirte ich als Benefizvorstellung Beethovens „Fidelio". Nach Beendigung der Oper vereinigten sich der engere Ausschuß der Theater-

Actiengesellschaft, meine werthen Colleginnen und Collegen, sowie zahlreiche Freunde und Gönner aus allen Schichten der Frankfurter Gesellschaft zu einem Bankett im Hôtel zum „Schwan“ und hier fand ich Gelegenheit, nachfolgende Verse vorzutragen, die gewissermaßen als curriculum vitae meines Frankfurter Aufenthaltes gelten können.

Im wunderschönen Monat Mai
War einst das Glück mir gewogen,
Da bin im Jahre Fünfzig und drei
In Frankfurt ich eingezogen.
Und ward beim Theater gleich angestellt
Mit allerdings mäßiger Gage;
Doch kostete damals noch nicht soviel Geld
Das Rindfleisch, wie heute zu Tage.
Ich war noch jung und hatte kein Weib
Und selbst auch kein Kind zu erhalten;
Des Abends besucht' ich 'ne billige Kneip',
Vornehmlich im Winter, dem kalten.
So lebt ich zufrieden und still vergnügt
Zwei Jahre in der Bibergaßen.
Es hatte sich Alles ganz gut gefügt,
Ich fühlte mich nicht verlassen.
Denn Abends bei der Frau Valentin —
Jetzt ist's der Prinz von Arkadien —
Da fanden sich ein mit heiterem Sinn
Viel Freunde zum Wein und zum Bratien.
Da kamen Meck und sein Schwiegersohn **Schmidt**,
Auch Otto Müller und Fester,
Ein Jeder brachte noch Freunde mit
Und theilte mit ihnen die Rester.
Auch stellten sich ein die Officier
Von Oest'reich, wie auch von Preußen;
Die lebten noch friedlich gesinnt dahier
Und thaten sich nicht zerreißen.
Auch Bayern sandte vom Bataillon
So manchen kräftigen Streiter,
Und selbst der Frankfurter Bürgersfohn
Verkehrte mit ihnen ganz heiter. —

Da kam für's Theater 'ne schlimme Zeit,
Dem Director wurde gekündigt.
Die Bürgerschaft lag mit ihm im Streit;
Es ward damals vielfach gesündigt.
Uns war im Anfang gar bange um's Herz,
Doch fest wir zusammen hielten;
Auch hat es bereitet uns keinen Schmerz,
Daß wir auf Theilung dann spielten.
Und ein Interim wurde gleich eingesetzt
Mit Meck und Samuel Hassel,
Sie halfen mit Bürgerhülfe zuletzt
Uns alle aus dem Schlamassel.
Am Ende blieb noch ein Ueberschuß —
Im Sommer will das was sagen —
Auch gab es damals nicht soviel Verdruß;
Wir wußten uns gut zu vertragen. —

Das Theater wurde neu hergericht',
Wie's Jeder von Euch hat gesehen;
Es war eine wunderbare Geschicht',
Wir konnten in Ferien gehen.
Denn hoher Senat der freien Stadt
Bezahlte für uns die Gagen;
So Etwas wird weder früh noch spat
In Frankfurt sich wieder zutragen. —

Und Benedix hieß der Intendant,
Der damals wurde erlesen
Zu führen das gar so schwierige Amt;
Es paßte nicht seinem Wesen.
Er fühlte nicht wohl sich in Frankfurt am Main,
War gleich zu schwarz angeschrieben;
Ein treuer Freund doch konnte er sein;
Als solchen wir mußten ihn lieben.
Und was er als Dichter dem Volke war,
Ein Jeder weiß es zu sagen,
Er wächst in Deutschland von Jahr zu Jahr,
Ihr braucht nur den „Vetter“ zu fragen.

In dieser Zeit nun ist es passirt,
Daß ich mich sterblich verliebet;

Und auch, nachdem ich dann copulirt
Die Bürgerspflicht ausgeübet.
Und nach der sonst so üblichen Zeit —
Nicht mehr und auch nicht minder —
Erhielt ich zu meinem Zeitvertreib,
Das erste meiner fünf Kinder.

Das Wirthshausleben hatte ein End',
Ich habe mich bald d'rein gefunden;
Wo anders als in der Familie fänd'
Man auch die glücklichsten Stunden?
Und ob auch Spectakel und Kindergeschrei
Mich oftmals ärgerlich machten,
So war es mir immer wie Melodei,
Wenn die Kinderaugen mir lachten. —

Nach Benedix kam ein kräftiger Mann
Zu leiten die städtische Bühne,
Er griff die Sache energisch an
Und bracht' in Gang die Maschine.
Von Haus aus Doctor der Jurisprudenz,
Konnt' er für uns auch plaidiren,
Und beim Senate durch Eloquenz
Die Sache in's G'leise führen.
Denn von dem gezeichneten Actiengeld
War wenig mehr übrig geblieben;
Es hätte nicht viel an Bankerott gefehlt,
Den Frankfurts Bürger nicht lieben.
Da war denn jetzt nöthig ein Mann der That
In Guaita war er gefunden;
Er schaffte Geld aus dem Säckel der Stadt,
Und's Theater konnte gesunden. —
Und als nun Alles in Ordnung war,
Auch jeder Zweifel zerstreuet —
Da ward im nächsten folgenden Jahr
Mit einem Sohn ich erfreuet. —

So ging es nun weiter viele Jahr',
Das Regiment war in festen Händen;
Man machte Ueberschüsse sogar,
Und brauchte Nichts zu verpfänden.

Auch meine Familie vermehrte sich,
Nicht so meine Einnahmsquellen;
Ich mußte manchmal einschränken mich,
Um's Gleichgewicht herzustellen.
Denn so ein Haushalt kostet gar viel
In dreihundertsechszig Tagen,
Man lebt nun einmal nicht vom Gefühl;
Das möchte ich Jedem sagen. —
Doch kehr' zum Theater ich wieder zurück,
Das nach wie vor recht florirte;
Wir hatten trotz Krieg noch immer viel Glück,
Ein Jeder die Gage quittirte.
Ob's Budget stieg, ob's Budget schwoll,
Wir konnten es gut ertragen,
Wir hatten ein besseres Haben als Soll —
Jetzt können wir das nicht sagen. —

Ein Wechsel im Comité trat ein
Und zwar im Fach der Finanzen;
Geübet mußte der Nachfolger sein,
Zu stellen auch die Bilanzen.
Und hatte der Herr von Guaita sich
Einen jungen Mann auserkoren,
Ihr kennt ihn Alle wohl sicherlich,
In Frankfurt ist er geboren.
Der hatte am Theater auch Lust,
Und Liebe zu guten Werken,
Es schlug ihm warm das Herz in der Brust,
Das konnten wir Alle gleich merken.

Er ist es, unser Sigismund Kohn
Den Guaita sich nahm an die Seite,
Er liebt' ihn, wie ein Vater den Sohn
Und hatte an ihm seine Freude.
So gingen Beide gar viele Jahr'
Zusammen die gleichen Wege,
Und was das Schönste der Sache war,
Sie kamen sich nie in's Gehege. —
Und als dann später der Schnitter Tod
Den Chef riß von seinen Lieben,

Hat uns nicht geängstigt Sorge und Noth,
Herr Kohn war treu uns geblieben.

Doch ehe ich eile jetzt zum Schluß,
Will derer ich noch gedenken,
Die seinerzeit mit dem Herrn von Bernus
Berufen, das Theater zu lenken.
Es waren Herr Wecken, ein trefflicher Mann,
Mit Sieger, entrissen uns leider,
Es schloß sich ihnen Herr Pfeffel an
Und auch der Herr George von Heyder.
Nach diesen wirkten dann später im Bund
Herr Reuhl und auch Wilhelm Speyer;
Geschlagen hat auch für sie die Stund,
Zerbrochen des Letzteren Leyer!
George Soufferheld trat dann später hinzu,
Auch ihn muß ich heute vermissen;
Wir sangen ihn einst zur ewigen Ruh —
Viel hat der Tod uns entrissen. —

Doch kehr' zu denen ich jetzt zurück,
Die fest bis zum Schluß bei uns standen;
In deren Händen unser Geschick
Gut aufgehoben wir fanden.
Ihr Alle kennt und liebet sie sehr
Brentano, Fester, Kohn-Speyer;
Ein reiner Dreiklang klingt er so hehr
Bei meines Festes Feier!

Georg Goltermann

Franziska Ellmenreich.

Königliche Hofschauspielerin in Dresden.

Ein Besuch beim Grafen Broël-Plater, Gemahl Caroline Bauers.

Der Frühling war auf seiner Wanderung vom Süden her noch nicht in die rauheren Gegenden Norddeutschlands gedrungen, aber die Alpen hatte er schon überschritten.

Ueber Bayern, Baden, Württemberg und unsere Reichslande, soweit wir sie auf dampfbeflügeltem Wagen durchmessen hatten, von Frankfurt und Heidelberg ab bis hinunter nach Appenweyer, von wo der Thurm des Straßburger Münster herüber grüßte, lagerte schon die milde Herrlichkeit des blauen Himmels, lachte die Sonne schon herab aus schimmernder Höhe, auf grünem Rasenteppich, auf tausend Knospen und zarten Blüthen.

Es war ein herrlicher Tag im Monat März! Unsere Fahrt ging in's Schweizerland hinein.

Blühende Erinnerung jener lebensvollen jugendfrischen Lenzestage: Wie schmerzlich contrastirt ihr mit

Digitized by Google

den kalten Blüthen des Immergrüns, des vertrockneten Epheublattes, das vor mir liegt, das ich pietätvoll an Deinem Grabe brach, Du arme geschmähte Caroline Bauer, die es erleben mußte, daß man Dich so verläumdete, daß man so Dein Andenken beschmutzte. — Aber Gott sei Dank, das erlebtest Du ja nicht mehr! Zwar hat Dein reichbewegtes Leben auch Verläumdung, Schmähung, Kummer genug erfahren und die frohen Tage, die Dich hinausgeleiteten in die Welt, von der Du so viel zu erzählen wußtest, die Triumphe, die Dich umgaben, sie endigten gar traurig für Dich, auf einsamer Bergeshöhe, in Abgeschlossenheit, in Verbannung, wie Du erzählst? —

In Zürich weilen und die Orte nicht aufsuchen, welche durch Dich so interessant wurden, konnten wir nicht über's Herz bringen und so fuhren wir denn eines schönen Nachmittags dem Schlosse des Grafen Plater zu. Entfernt von profaner Neugier, war es mehr ein Act der Pietät und das Glück begünstigte denselben.

Als wir nach ungefähr einundeinhalbstündiger herrlicher Fahrt, welche längs des Sees in ziemlicher Steile und Höhe hinging, am Gitterthor des weiten stillen Parkes hielten, erschien sogleich ein Diener. „Ist Graf Plater zu Hause?“ Der Diener bejahte. „Wollen Sie ihm unsere Karten bringen?“ Der Diener entfernte sich mit denselben, aber noch ehe er das Haus erreicht hatte, kam ihm der Graf schon entgegen. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Namen und schritt durch die Laubgänge des Parks auf uns zu: eine stattliche majestätische Gestalt, in schwarzsammtnem Hausrock, hoher steifer Halsbinde, die das energische Kinn fest umschloß und einen eigenartig geformten breitkrämpigen grauen Cylinder auf dem Kopf, deren noch ungefähr ein halbes Dutzend in seinem Arbeitszimmer hingen; — eine originelle, fesselnde Erscheinung. — Wir

waren mittlerweile ausgestiegen, theilten unsere Wünsche mit, welche er sehr liebenswürdig aufnahm und mir den Arm bietend, forderte er uns auf, näher zu treten. Wir überschritten einen kleinen Hof. Rechts Pferdestall und Remisen, links das Schloß: ein ländliches zweistöckiges Haus, mit grünen Marquisen, vom geräumigen Balkon aus den See in prachtvoller Rundsicht beherrschend: „Sie werden nicht viel sehen," sagte der Graf in französischer Sprache (die ganze Unterhaltung wurde in derselben geführt, nur hie und da warf er ein paar deutsche Brocken mit stärkstem polnischen Accent dazwischen). — Das Hauptsehenswerthe befindet sich in unserm Schlosse in Rapperschwyl, am Ende dieses Sees, ich hoffe, Sie werden dasselbe besuchen — denn hier und er zeigte in dem Zimmer umher, in welches wir eben eintraten, hier finden Sie nur Andenken an meine Frau, während dort unten —

„Aber deswegen hauptsächlich sind wir gekommen!"

„O wenn es das ist", rief er lebhaft und sein Gesicht, das sich bei Erwähnung der Todten getrübt hatte, strahlte freudig: „Sehen Sie dies Bild!"

Es war ein Bild von Caroline Bauer, dasselbe glaube ich, welches man jetzt allgemein kennt; eine kleine Handzeichnung in Kreide, welches sie als junges Mädchen mit den schelmisch lieblichen Zügen zeigt, von einem Spitzenschleier halb bedeckt, in einen schmalen Goldrahmen eingefaßt: es mußte wohl das beste sein, denn er hielt uns lange vor demselben zurück und widmete den übrigen Portraits seiner Gattin, deren noch mehrere, zum Theil Oelgemälde an den Wänden hingen, nur geringere Aufmerksamkeit. —

Aber nicht weniger als diese Bilder interessirten uns die Gesichtszüge des Grafen selbst, der leibhaftig vor uns stand mit der Lebhaftigkeit und Verbindlichkeit, welche die

Digitized by

polnische Nation so reizvoll auszeichnet. Er mochte wohl über die Sechszig sein. Ein großer Knebelbart umrahmte von den Mundwinkeln herab das Kinn. Er war kohlschwarz und contrastirte wirksam mit dem bleichen Teint. Wie seine Gesten, seine Sprache, seine Manieren, waren die Augen auch ganz besonders ausdrucksvoll, blitzten, leuchteten, wanderten umher, faßten das, was sie sahen energisch und lebhaft. Zwischen den Augenbrauen lagen starke Falten, seine Stirn war edel und heiter. Geist sprach aus jedem Zuge, aus jedem Worte; daß es neben diesem Manne Langeweile geben sollte, konnte man nicht glauben, vielmehr ihn noch jetzt, trotz vorgeschrittenem Alter für höchst anziehend — ja für gefährlich halten.

Im Laufe der Unterhaltung kamen wir begreiflicherweise auf die damals im ersten Bande erschienenen Memoiren Caroline Bauers zu sprechen. Der Graf äußerte sich in dieser Beziehung sehr wenig. Das vorher so lebhafte Gespräch gerieth fast in's Stocken, eine Wolke überzog seine Stirn und um nur etwas zu sagen murmelte er mit abweichender Geberde: Ah, cest un ....

Und wie um den Satz zu erläutern, fügte er in gebrochenem Deutsch hinzu:

„Ist nicht wahr, ist nicht wahr!“ Da nun aber das Eis einmal gebrochen war, erging er sich doch etwas eingehender, wie er über die Publication der Memoiren und die Darstellung seiner Beziehungen zur Verfasserin denke; aus jedem Worte sprach Verehrung für seine Gattin und es war leicht heraus zu fühlen, wie ihn die gegentheiligen Ansichten empörten.

Der Augenschein unterstützte seine Reden. Jeder Winkel dieses Hauses war eine Erinnerung an Caroline Bauer. Selbst in seinem Arbeitszimmer, welches auf Tischen, Stühlen, Realen, Fensterbrettern, Schränken,

Digitized by Google

ja selbst auf dem Fußboden mit Broschüren politischen Inhalts buchstäblich übersät und verbaut war, hingen Bilder, Handzeichnungen von ihr oder auf sie bezüglich, ja aus dem Schatten einer Ecke des Zimmers, leuchteten die milden Conturen einer Büste der Verstorbenen. Alles, was wir auch sahen und hörten, predigte treue Erinnerung, Pietät für seine Gattin.

Auch als wir hinaustraten und von ihm geführt, den weiten Park durchwanderten, den er sich selbst geschaffen und dessen Anlagen zugleich feinsten Geschmack und größte Mittel documentirten, gab's genug schattige Lauben in der „sie so oft gesessen", Plätze, Durchsichten „wo sie so gerne geweilt", Lieblingsbäume von „ihr!" — Daß sie sich oben auf Broëlberg so unglücklich gefühlt haben soll, hat wohl zum großen Theil unstreitig an Carolinens unruhigem schweifenden Sinn gelegen; eine so unstäte, ruhmbedürftige Künstlernatur konnte diese Unthätigkeit, die Ruhe, die Zurückgezogenheit ja nicht beglücken, selbst wenn sie so bestrickend war, wie hier. Sie mußte sich immer und immer wieder zurücksehnen nach dem Schauplatze ihres Wirkens und ihrer Triumphe, nach ihrer geliebten Bühne — und in der That! das glänzendste Loos dieser Erde kann dem Glücke ja nicht gleichkommen, das man sich selbst in jedem Augenblicke durch seine Kunst schafft.

Nur so läßt es sich erklären, daß sie wohl manchmal auch gegen die Vorzüge ihres liebenswürdigen chevaleresken Gemahls, der ihre Kunst seinen politischen Plänen und Interessen nachstellte, hie und da ungerecht war; in solchen unbefriedigten Stunden mag dann wohl in dem Wunsche sich mitzutheilen manche Aeußerung entstanden sein, welche später eine so unbegreifliche Ausnutzung erfuhr. — Besucher ihrer Häuslichkeit, welche wir später sprachen, Bürger von Zürich, wußten übrigens einstimmig

genug zu erzählen von den anregenden geselligen Abenden, welchen Caroline auf Broëlberg mit Grazie präsidirte.

Am andern Tag fuhren wir den See hinab und besichtigten bei Rapperswyl das Schloß des Grafen, welches ausschließlich der polnischen Nation gewidmet ist und viel Sehenswerthes, Interessantes enthält. — Dort fanden wir ihr Grab — das Grab der „Gräfin Broël-Plater". —

In einem schattigen stillen Winkel des mit hohen alten Mauern umgrenzten Burghofs, epheuumwuchert und mit Immergrün überzogen liegt diese Grabstätte. Eine große Marmortafel bezeichnet dieselbe. Daneben ist noch ein Platz reservirt und ein noch unbeschriebener Stein lehnt zu dessen Häupten an der Mauer.

„Hier will der Herr Graf begraben sein," berichtete der alte bleiche Pole, der Castellan des Schlosses, der zwanzig Jahre als russischer Gefangener in den Bleibergwerken Sibiriens gearbeitet hatte, wo es ihm, wie wir aus seinen Schilderungen entnehmen konnten, gar nicht so schlecht ergangen war. —

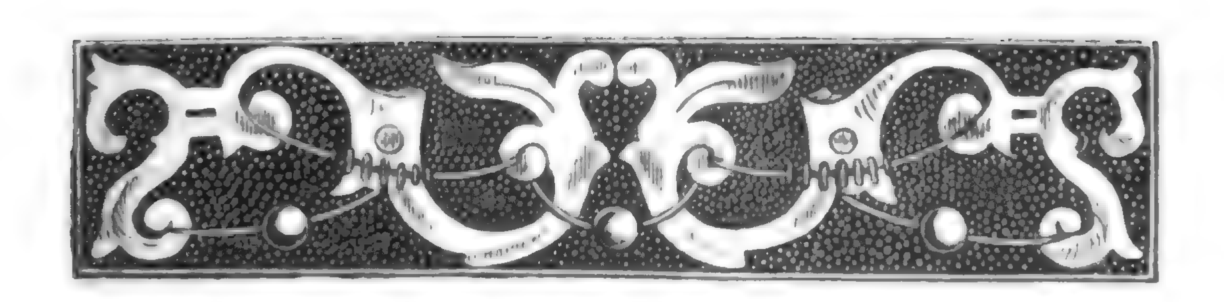
Hier feierten wir noch einen stillen Moment pietätvoller Erinnerung. Armes Weib! Weshalb sollte diese Grabstätte Dir keine Ruhestätte sein?! Nach so wechselvollen Ereignissen, nach so bewegtem Leben voll erfüllter — und gescheiterter Hoffnungen hättest Du die Ruhe wohl verdient. Du hättest es zum mindesten als Künstlerin verdient, daß man Dein Andenken ehrte und den ehrfurchtgebietenden Grabeshügel nicht mehr zerwühlte.

Doch wozu hiervon sprechen? Bleibst Du nicht dennoch dieselbe? „Caroline Bauer", die wir lieb gewonnen haben aus ihren Schriften, trotz aller menschlichen Schwächen!? Die Erinnerung an Dein stilles liebliches Heim und Deine einsame Grabstätte wird mir nicht ver-

unziert, die ich von Deinen Selbstbekenntnissen, den Erzählungen Deiner Schicksale mich warm berührt fühlte und wenn das Immergrün an Deinem Grabe gepflückt, in meinem Taschenbuche auch längst verwelkte, — das Immergrün pietätvollen Angedenkens an Dich in meinem Herzen wird fortgrünen!

Franziska Ellmenreich.

Digitized by Google



Alfred, Freiherr von Wolzogen.

Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters in Schwerin.

Zur scenischen Darstellung des Hamlet.

Es ist bekannt, daß im Jahre 1825 die früheste (Quart-) Ausgabe des Hamlet von 1603 aufgefunden und in London und Leipzig neu gedruckt wurde. Sie enthält keinerlei Decorations-Andeutungen, keine Scenen- und Act-Eintheilung und weicht von den späteren Ausgaben, namentlich von der Quarto von 1604 und der Folio von 1623, nach Form und Inhalt sehr wesentlich ab. Goethe hat diese erste Ausgabe schon 1826 in einem besonderen Aufsatze (Goethes Werke in 40 Bänden, Cotta 1840, Bd. 35, S. 383—387) mit großer Anerkennung ihres Interesses besprochen, merkwürdigerweise aber in dieser Schrift auf eine der allerwesentlichsten Verschiedenheiten, den späteren Editionen gegenüber, auf die Stellung des berühmten Monologs „Sein oder nicht sein“ vor statt nach den Gesprächen Hamlets mit den Hofleuten, den Schauspielern und dem Monologe, welcher mit den Worten schließt: „Das Schauspiel sei die Schlinge, in die den König sein Gewissen bringe!“ nicht aufmerksam gemacht. Dies hat

erst Tieck in seinem „Nachtrag über Hamlets Monolog" (Dramaturgische Blätter, Bd. I, S. 293—298) gethan. Er zuerst wies darauf hin, daß es sehr merkwürdig sei, „wie der Dichter bei mehr Muße (d. h. also bei der zweiten Bearbeitung seines Dramas) den Ideengang, der uns jetzt in seinem Werke so nothwendig erscheint, aufnehmen und den frühern fallen lassen konnte." Ich möchte hinzufügen, daß der klare Gang der Handlung durch die spätere Umstellung des Monologs empfindlich getrübt und das Verständniß der Charakteristik des Helden sehr erschwert worden ist. Karl Werders weitläufiger Versuch, zu beweisen (s. Vorlesung über Shakespeares Hamlet, Berlin, 1875, S. 137 und folgende), daß der Monolog „Sein oder Nichtsein" die nothwendige, unmittelbare Fortsetzung, die ruhige reflectirende des vorhergehörten Selbstgesprächs „Jetzt bin ich allein" sei, daß die qualvolle Stimmung die in diesem explodirte, sich in jenem sammle und in die Betrachtung auflöse, ob man eine solche Last nicht lieber abwerfen solle, als tragen und warum man sie dennoch trage? — Dieser Versuch beweist meines Erachtens gar nichts, denn Hamlet ist für das Theater geschrieben und sieht man ihn dort dargestellt, so wird das Publicum es niemals begreifen, weshalb der Held, als ihm nach langem, am Mark seiner Seele zehrenden Brüten, wie er der ihm vom Geist ertheilten Aufgabe gerecht werden solle, dessen Mord an König Claudius zu rächen, das Mittel eingefallen ist, den Mörder zunächst durch die Schlinge des Schauspiels zu entlarven, nicht gleich zur Anwendung dieses Mittels, zur That schreitet, sondern zuvor noch völlig motivlos über Selbstmord grübelt und sich so als ein unpraktischer Träumer, als ein Mensch darstellt, welcher jeden Trieb zum Handeln durch die verwunderlichste Reflexionssucht immer wieder in sich erstickt, obwohl der Dichter an vielen andern

Digitized by Google

Stellen deutlich zeigt, daß diese Charakteristik seine Absicht ganz und gar nicht gewesen ist. Ich stehe vielmehr völlig auf Seiten Eduard und Otto Devrients, die im ersten Bande ihres „deutschen Bühnen- und Familien-Shakespeare" (Leipzig 1873, Einleitung, S. 13 und 14) sehr richtig auseinandersetzen, wie einfach, klar und logisch der Gang der Handlung in der Quarto von 1603 von Moment zu Moment sich entwickele, sodaß die Wandlung, welche diese erste Fassung später erfahren, sich als ein unlösbares Räthsel darstelle, und bloß die alleräußerlichsten Motive sie veranlaßt haben können. „Während hier" (also in der ersten Ausgabe) — so erörtern diese Dramaturgen weiter — „der rathlos verzagte Hamlet nach des Geistes Gebot von dem halben Wunsche, der Aufgabe durch Selbstmord zu entfliehen, durch die Ränke des Königs mehr und mehr zur Rachlust angeregt, endlich in den Schauspielern das Mittel findet, das nicht nur ihn seine Verzagtheit als Schuld erkennen läßt, sondern ihm zugleich den Oheim in die Hände liefern soll, also die dramatische Erhebung fort und fort anschwellend zur Peripetie des dritten Actes anwächst, treibt nach der Vulgata die Leidenschaft an, bricht ab, treibt an, bricht wieder ab, um unmittelbar wieder auf dem Gipfel zu erscheinen. — — Welche Zumuthungen an das Verständniß des Publicums, die der gewohnte Text stellt! Polonius berichtet dem König, die Ursache des Wahnsinns sei Hamlets Liebe zu Ophelia. „„Wie läßt sich's näher prüfen?"" In der Galerie soll Ophelia mit Hamlet zusammentreffen und vom König belauscht werden. Hamlet kommt, — der Plan wird aber nicht versucht. Dagegen bezichtigt Hamlet den Polonius der Kuppelei. Wie kommt er jetzt dazu, da Polonius gerade seiner Tochter den Umgang mit ihm verboten hat? — — — Die Schauspieler kommen. Hamlet rafft sich

Digitized by Google

endlich aus seiner Lethargie auf, — um sofort mit dem Wunsche, durch Tod der Aufforderung auszuweichen, wieder aufzutreten. Der ganze Hof, der ohne allen Grund fortgehen mußte, kam unterdessen ohne allen Grund wieder, um nun das endlich zu thun, was er zu Anfang des Actes thun wollte. Jetzt, nachdem Hamlet schon das vollste Mißtrauen gegen Ophelia geäußert, indem er den Vater bei ihrem Verhältniß interessirt erklärt hat, kommt die Scene, die mit dem intimsten Liebeseinverständnisse beginnt 2c."

Auf jeden Fall steht die Handlung nach der Fassung der Quarto von 1603 mit der Schlußscene des I. und den Eingangsscenen des II. Actes viel richtiger im Zusammenhange, als nach der spätern Aenderung. Nachdem Hamlet vom Geist (I. Act) zur Rache aufgerufen worden ist und seine Gefährten Stillschweigen über die Vorfälle auf der Terrasse hat schwören lassen, sehen wir zu Anfang des II. Actes zuerst Polonius (dort Corambis genannt) seinen Diener nach Paris senden, um den Laërtes zu controliren. Dann stürzt Ophelia herein und erzählt dem Vater das wahnsinnige Auftreten Hamlets in ihrem Zimmer; Polonius beschließt sofort, dem König davon Meldung zu thun. Dieser kommt mit Gertrud und empfängt Rosenkranz und Güldenstern, welche an den Hof berufen worden sind, um die Ursache von Hamlets auffallendem Wesen zu ergründen. Corambis und Ophelia treten dazu, und Ersterer macht, nachdem die aus Norwegen heimgekehrten Gesandten Audienz gehabt, den Vorschlag, Ophelia mit Hamlet hier in der Galerie zusammenzubringen, damit der König beide belauschen und erkennen könne, daß an des Prinzen Wahnsinn Liebe schuld sei. Darauf kommt Hamlet, und die Probe wird sogleich in's Werk gesetzt, während die späteren Ausgaben sie, völlig unnöthigerweise, in den III. Act ver-

Digitized by Google

schieben. Nur um die Peinlichkeit der Situation zu mildern, daß Ophelia bei der ganzen Erzählung des Polonius von Hamlets vermeintlichem Liebeswahnsinn, ja sogar beim Vorlesen des an sie geschriebenen Liebesbriefes, selbst gegenwärtig sein soll, erscheint es besser, sie nicht mit Ersterem zugleich auftreten, sondern von ihm erst dann holen zu lassen, wann der Prinz auf der Scene ist und der König sich schon in sein Versteck begeben hat. Auch kann im ersten Gespräch zwischen Polonius und Ophelia des hernach verlesenen Briefes schon kurz Erwähnung geschehen, indem etwa bei der Stelle: „Das hat ihn verrückt gemacht", der Vers eingeschoben wird: „Der Brief auch zeigt's, den Du mir gestern gabst". Ebenso müssen später, wenn im Uebrigen der Text der Vulgata beibehalten werden soll, in der Scene zwischen Polonius und Hamlet: „Wie geht es meinem besten Prinzen Hamlet?" die Worte des Ersteren fortbleiben: „Ich will ihn verlassen und sogleich darauf denken, eine Zusammenkunft zwischen ihm und meiner Tochter zu veranstalten." Im Uebrigen ist, um die alte, vernünftige Scenenfolge wieder herzustellen und doch den allerdings viel feiner ausgeführten Verstext der spätern Ausgaben zu wahren, nur noch die kleine Veränderung nöthig, daß Ophelia nach Hamlets Selbstmordmonolog zu ihm sagt: „Mein Prinz, wie geht es Euch seit diesem Morgen?" (statt: „seit so viel Tagen"), und dann später: „Ich hab' von Euch noch Angedenken, die ich begehre, nun zurückzugeben" (statt: „die ich schon längst begehrt zurückzugeben"). Der berühmte Monolog: „to be or not to be", so treffend ihn Schlegel auch im Allgemeinen übertragen hat, verlangt dennoch im Einzelnen, um das englische Original ganz treu wiederzugeben, einige leise Verbesserungen. Zunächst schlage ich nach Werders Vorgang

Digitized by Google

(a. a. O. S. 145) vor, das verwirrende Flickwort „hier“ aus dem ersten Verse zu tilgen und dafür zu sagen: „Sein oder Nichtsein, das — das ist die Frage“ („That is the question“). Dann heißt es wohl besser, nach: „Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen“, wie folgt: „Wenn wir den Lärm des Lebens abgethan“ (statt: „den Drang des Ird’schen abgeschüttelt“, denn Shakespeare sagt: „When we have shuffled off this mortal coil“ i. e. Geräusch, Lärm, Wirrsal). Ferner: „Wer ertrüg’“ — — — — Beamtenübermuth sowie (statt: „den Uebermuth der Aemter und“) die Schmach, — — — wenn er die ganze Rechnung schließen (statt: „sich selbst in Ruhstand setzen“) könnte mit einem Dolchstoß nur“ (statt: „mit einer Nadel bloß“, denn „bodkin“ ist ein kleiner Dolch und keine Nadel). Hierauf in richtigerer Construction: „Wenn nicht die Furcht vor etwas nach dem Tode“ (statt: „Nur daß“ ꝛc.) und endlich, um die so sehr prägnante Wiederholung des „thus“ nicht zu missen:

„So macht Gewissen Feige aus uns Allen,
So wird des Denkers Blässe angekränkelt
Der frischen Farbe der Entschlossenheit,
Und so verlieren Unternehmungen
Voll Kraft und Wucht, durch diese Rücksicht aus
Der Bahn gelenkt, der Handlung Namen. — Still!“ ꝛc.

Es versteht sich von selbst, daß wenn dieser Monolog die richtige Stelle im II. Act erhält, der letztere mit den Worten schließen muß: „Das Schauspiel sei die Schlinge, in die den König sein Gewissen bringe“. Der III. Act beginnt dann mit der Belehrung der Schauspieler, welcher das Schauspiel selbst, das Gebet des Königs und die Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter folgen.

Eine besondere Schwierigkeit bietet aber noch die effectvolle Inscenirung des IV. Actes, welcher wegen der durch die ungewöhnliche Länge des Stückes

Digitized by Google

bedingten Fortlassung der 1., 4. und 6. Scene, namentlich also alles Dessen, was sich auf Hamlets Begegnung mit den Truppen des Fortinbras, sowie auf des Prinzen Reise nach England bezieht, sehr zusammengeschrumpft erscheint und überhaupt die auffallendsten Mängel in der Composition enthält. Das Interesse desselben gipfelt in Ophelias Wahnsinn, während der Aufstand des wiedergekehrten Laërtes und des Königs Ränke zur Beschwichtigung des Empörers und dessen Aufreizung, den Tod des Vaters an Hamlet zu rächen, nach den colossalen Scenen der frühern Acte theatralisch wenig wirksam sind. Damit dieser Act gegen die übrigen nicht zu sehr abfalle, hierfür giebt es nach meiner Erfahrung nur ein einziges, jedoch durchschlagendes Mittel, nämlich dies, daß das zweite Auftreten der wahnsinnigen Ophelia, statt in die Mitte, an das Ende des Actes gerückt werde, die Verhandlungen zwischen Claudius und Laërtes aber, natürlich sehr gekürzt, die Mitte des Actes bilden. Auf diese Weise gewinnt der letztere einen überaus effectvollen Schluß und es braucht sonst nichts weiter vom Original geändert zu werden, als daß die Königin Ophelias Tod erst im V. Act berichtet, wozu die Bestattungsscene besten Anlaß bietet. Mit geringen Modificationen des Ausdrucks paßt hier der schöne Bericht, gewissermaßen als improvisirte, vom tiefsten Gefühl des Mitleids eingegebene Leichenrede vortrefflich hin, während es, wenn die Worte im IV. Act gesprochen werden, immer auffallend bleibt, daß Gertrud, welche der abgehenden Wahnsinnigen doch auf dem Fuße folgt, den Selbstmord nicht hat verhindern können.

Die beiden Devrients haben a. a. O. (S. 145 bis 147) den IV. Act dadurch interessanter zu machen versucht, daß sie die Scene aus der ersten Ausgabe wiederhergestellt haben, worin Horatio der Königin des Königs Anschlag

gegen Hamlets Leben bei dessen Sendung nach England mittheilt, und sie, ihrem Abscheu vor dem gleißnerischen Gatten Worte leihend, sich zu einem Comödienspiel gegen den Letztern bereit erklärt

(„Then I perceive, there 's treason in his looks
That seem'd to sugar o 'er his villany;
But I will soothe and please him for a time" etc.).

Die Bearbeiter meinen (S. 15), daß der fast nur skizzirte Charakter der weichlichen, zärtlichen Königin dadurch an Antheil des Publicums, wie als schauspielerische Aufgabe gewinne, und gewiß ist zuzugeben, daß Gertrud in dieser Scene etwas mehr aus ihrer Passivität heraustritt. Wesentlich aufgeholfen wird aber auch hiermit der Rolle doch nicht, und ich theile die Ansicht vieler anderen Erklärer, daß Shakespeare es bei der Ueberarbeitung seines Dramas absichtlich und nicht mit Unrecht im Dunkel hat lassen wollen, ob die Königin im Verlauf des Stückes die Verbrechen des Gatten durchschaue, oder nicht. Denn wenn sie zu dieser Aufklärung gelangte, so müßte sie auch energischer für Hamlet gegen den König Partei ergreifen und von da ab in einer Weise in die Action eintreten, welche die Oekonomie des Dramas verbietet. Ueberdies stellt die gedachte Scene die moralisch sehr bedenkliche That Hamlets wieder her, daß er den Namen Güldensterns in den von Claudius an den König von England gerichteten Uriasbrief an Stelle des seinigen setzt, um so das ihm drohende Schicksal auf einen Unschuldigen abzulenken, und da diese Handlungsweise, trotz der Mühe, welche Werder (a. a. O. S. 176—188) sich giebt, sie als einen Act der Nothwehr zu beschönigen, den Charakter des tragischen Helden, der nie ganz schlecht, nie gemein handeln darf, entschieden schädigt, so tilgt meine Einrichtung des Stückes

Digitized by Google

unbedingt Alles, was daran erinnert. Ich baue den IV. Act also, wie folgt, auf.

Scene 1. Hamlet; dann König, Rosenkranz, Güldenstern und Gefolge.

Hamlet (d. d. Mitte). Sicher beigepackt!

Rosenkranz u. Güldenstern (links hinter der Scene). Hamlet! Prinz Hamlet!

Hamlet. Wer ruft den Hamlet? (König, Rosenkranz, Güldenstern und Gefolge treten von links auf.)

König. Nun, Hamlet, wo ist Polonius? (ꝛc. wie bei Schlegel IV. 3. Nachdem Alle abgegangen, folgt Scene 2: Königin und Horatio; dann Scene 3: die erste Wahnsinnsscene der Ophelia, zu der der König wieder hinzukommt; hierauf: Scene 4. König, Königin, Edelmann [Osrik] und dann Laërtes; zum Schluß der Scene des Königs Worte: „Gertrud, laß' uns! Befürchte nichts für unsere Person. [Leise zu ihr.] Versöhnen will ich ihn mit mir und — Hamlet." [Königin und Osrik ab.])

Scene 5. König und Laërtes. (Nach Schlegel IV. 7, nur kürzer und mit Fortlassung des Boten. Der Schluß der Scene so:)

Laërtes. Und so verlor ich einen edlen Vater,
So ward mir eine Schwester hoffnungslos
Zerstört! Doch kommen soll die Rache!

König. Ruhig!
Sie soll's. — Wollt Ihr Euch von mir stimmen lassen?

Laërtes. Wenn Ihr mich nicht zum Frieden überstimmt.

König. Zu Deinem Frieden! — Hamlet soll nicht fort;
Zu einem Probestück beweg' ich ihn,
Wobei sein Fall gewiß ist, ohne daß
Um seinen Tod ein Lüftchen Tadel weh'n kann. — (Er sieht sich sorgfältig überall um; dann leiser:)
Man hat seit Eurer Reis' Euch viel gerühmt

Digitized by Google

Für Eure Kunst und Uebung in den Waffen,
Insonderheit in Führung des Rapiers (ꝛc. mit Kürzungen bis: „Was für ein Lärm?")

Scene 6. Vorige. Königin, dann Ophelia.

König. Nun, werthe Königin?

Königin. Ich halte sie nicht mehr, sie kommt noch einmal . . .

(Zu Laërtes.) Bereitet Euch auf einen grausen Anblick.
(Hier folgt die zweite Wahnsinnscene, und diese schließt den Act mit den Worten: Ophelia! Gott sei mit Euch! Laërtes (auf sie zuschreitend, laut). Ophelia. Ophelia (stutzt, reibt sich die Augen, blickt ihn an). Laër . . . (macht eine abwehrende Bewegung und eilt hinten links ab.) Laërtes. Gott! Seht Ihr das?! O Himmel! (Er stürzt auf die Kniee; die Königin ist in einen Seſſel gesunken. Vorhang.)

Im V. Act endlich hat Gertrud, nachdem Hamlet und Horatio sich verborgen haben, folgende Worte auf dem Kirchhof bei der Bestattung Ophelias zu sprechen, indem sie Blumen auf ihren Sarg streut:

„Der Süßen Süßes! — Lebe wohl, mein Kind! —
Wo übern Bach der Weidenbaum sich neigte,
Du Deine Blumen an die Aeste hingst,
Zerbrach ein falscher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen, wie Du selbst
In's weinende Gewässer. Alte Weisen,
Als ob Du nicht die eig'ne Noth begriffest,
Noch sangst Du, sinkend in den schlamm'gen Tod . . .
Und nun, verstummt, hier ruhest Du im Sarge . . .
(Sie weint.) Dein Brautbett dacht' ich, Holdeste, zu schmücken,
Nicht zu bestreu'n Dein allzufrühes Grab . . .
Du solltest meines Hamlet Gattin sein . . .
(Sie bricht, die Stimme von Thränen erstickt, ab.)

Hamlet (mit unterdrücktem Schrei). Himmel! Ophelia?!

Laërtes (auf das Grab zuschreitend). O dreifach Wehe ꝛc.

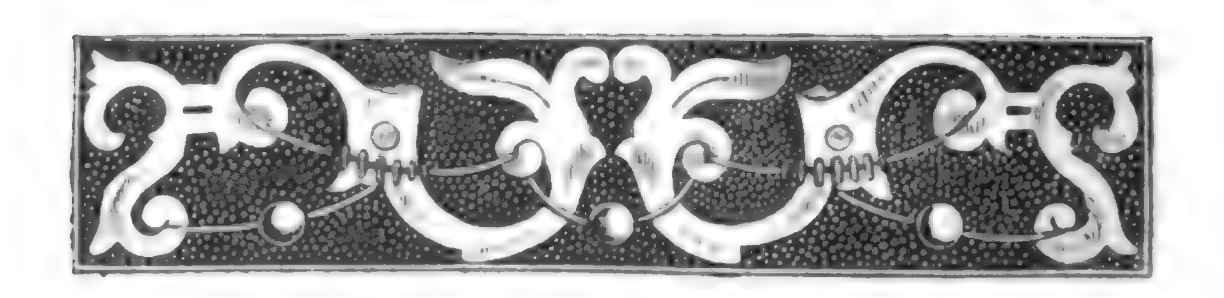
Wird man diese so natürlich sich ergebende Zusammenfügung zweier ursprünglich getrennten Stellen für eine Verballhornung des Originals halten? Muß nicht im

Digitized by Google

Gegentheil die so eigenthümlich rührende Rede der Königin, in dieser Verbindung und vor dem offenen Grabe Ophelias gesprochen, noch weit tiefern Eindruck machen, als wenn sie in das häßliche Complott des Königs und des Laërtes, ohne alle Vorbereitung der Stimmung, hineinschneit? Mich dünkt, daß die wahre Pietät vor dem Dichter es vor Allem nothwendig macht, dessen goldene Worte der modernen Bühne, auf der sie wirken sollen, und deren complicirter scenischer Apparat nicht mehr zu beseitigen ist, bestmöglichst anzupassen und nie zu vergessen, daß die seinige weder Decorationswechsel noch Acteintheilung hatte, also naturgemäß auch ganz andern Effectgesetzen folgte. Impietät gegen den Dichter sehe ich nur in der heutzutage häufig genug beliebten Bearbeitungsweise, welche Shakespeare der geschmack- und kritiklosen Menge dadurch annehmbarer zu machen denkt, daß sie die Wirkung besonders der Scenen- und Actschlüsse durch willkürlich hinzu fabricirte Verse von meist recht flachem Inhalt, aber mit pathetisch rasselnden Reimen zu steigern versucht und so im besten Falle die gut klingende Banalität an die Stelle des charakteristischen Ausdrucks und der wahren poetischen Empfindung setzt.

A. v. Wolzogen.

Digitized by Google



Heinrich Franke.

Ehrenmitglied des Großherzogl. Hoftheaters in Weimar.

Aus der Goethezeit.

Sie wünschen, hochgeehrter Herr, einige Erinnerungen aus meinem Theaterleben zu haben. Man besitzt deren wohl ziemlich viele, wenn man, wie ich, einige fünfzig Jahre der Bühne und zwar einunddderselben, angehört hat; allein wenn man sich in einem Alter von 81 Jahren noch schriftstellerisch versuchen soll, ohne dieses jemals vorher gethan zu haben, so trägt man doch große Bedenken, den Versuch zu wagen. Er möge indeß gemacht werden, nur bitte ich um gütige Nachsicht. Scheiden Sie aus, was Sie nicht brauchen können oder übergeben Sie das Manuscript dem Papierkorb, wenn Sie unter seinem Inhalte nichts finden, was des Lesens werth ist.

Der Wunsch meines Vaters, seinen und seiner Familie langjährigen Aufenthaltsort Bayreuth, woselbst ich 1800 geboren, mit seiner Geburtsstadt Weimar zu vertauschen, hatte sich im Juni 1816 realisirt, nicht ohne Zuthun seines alten Universitätsfreundes, des Großherzoglichen

Digitized by Google

Bibliothekars Vulpius, des Schwagers von Goethe. Die Bekanntschaft mit der Familie Vulpius sowie mit einigen Weimarischen Schauspielern, ebenfalls Studiengenossen meines Vaters, ließ mich Verwirklichung meines Lieblingsgedankens hoffen: an der Weimarischen Bühne mich zum Schauspieler ausbilden zu dürfen, auszubilden unter der segensreichen Leitung eines Goethe. Wie hoch schlug das jugendliche Herz, als es sich seinen Wünschen nahe gerückt sah, nicht ahnend, daß kaum nach Jahresfrist der große Meister die Leitung des Theaters niederlegte.

Wir fanden die Familie Vulpius in tiefer Trauer: Frau von Goethe war vor kurzer Zeit gestorben. Dieser Umstand bildete in der kleinen Stadt noch das Tagesgespräch und ich war eigentlich frappirt, über diese Frau so viele günstige Urtheile zu hören, da mir ja nicht unbekannt geblieben, welcher Schwächen man sie zeihe. Ihr Bruder erzählte uns auch von dem lebhaften Schmerze Goethes nach dem Ableben seiner Frau und wiederholte uns die herzlichen Worte, die er ihm, dem Schwager, ausgesprochen.

Schon am dritten Tage meiner Anwesenheit in Weimar war es mir vergönnt, Goethe zu sehen, als ich mit meinem Vater im Parke ging. Eine imposante männliche Figur in langem Rocke, mit niedrigem Hute, die Hände auf dem Rücken, kam gemessenen Schrittes uns entgegen. Es hätte nicht des ehrfurchtsvollen Grüßens aller Begegnenden bedurft um uns zu belehren, daß es Goethe sei. Er sah damals sehr ernst aus, sodaß der Gedanke mir gar nicht angenehm war, diesem Manne einmal näher unter die Augen treten zu müssen. Augenblicklich imponirte mir die Erscheinung dermaßen, daß ich unwillkürlich bei Seite trat und meinen Hut mit tiefer Verbeugung abzog, was mir dann von meinem Vater eine Reprimande eintrug,

Digitized by Google

indem man einen solchen Gruß nur einem Fürsten spende.

Das Aeußere des alten Weimarischen Theaters entsprach nicht den Erwartungen, die ich davon hatte. Mit dem schönen im Rococostyl gebauten Bayreuther Theater konnte es keinen Vergleich aushalten. Betrat man aber seine ebenfalls höchst einfachen inneren Räume, so fühlte man sich von einem besondern Geiste umweht. Eine gewisse Weihe lag über dem Ganzen und bei ernsten Stücken zeigte selbst die Haltung des Publicums etwas Feierliches. Bei der zweiten Vorstellung, der ich beiwohnte, hatte das Auditorium dagegen eine höchst originelle Physiognomie. Fünfhundert Jenaische Studenten füllten das Parterre und ausgeräumte Orchester; man gab „die Räuber.“ Für Weimar war diese Vorstellung von jeher ein Ereigniß, denn die Straßen der sonst so stillen Stadt wimmelten von singenden und lärmenden Musensöhnen, die Nachmittags zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen von Jena eingetroffen waren, die Wirthshäuser bevölkerten und in burschikosem Uebermuthe nicht selten Händel anfingen, namentlich mit den „Knoten“, wie die Handwerksgesellen von ihnen genannt wurden. Von altersher waren den Studenten im Theater bei der Vorstellung der Räuber besondere Freiheiten eingeräumt. Vor dem Stücke und in den Zwischenacten erklangen muntere Burschenlieder, sobald aber in der Thurmscene zwei Verse des Räuberliedes auf der Bühne gesungen worden waren, erhob sich einer der Senioren, gebot „Silentium“ und nun erbrauste aus den vielen hundert jugendlichen Kehlen das „Gaudeamus igitur“. Sie sangen schön damals, sehr schön, es war ein sorgfältig eingeübter Gesang. Nach Beendigung desselben hieß es: „Ex est, es kann weiter gespielt werden!“

Die Vorstellung selbst und der Enthusiasmus der leicht erregten akademischen Jugend machten einen tiefen Ein-

Digitized by Google

druck auf mich. Haide, ein hübscher Mann mit klangvollem Organ, spielte den Karl, Unzelmann den Franz, Malcolmi, das älteste Theatermitglied, den alten Moor, Graff (der erste Darsteller des Wallenstein) den Schweizer, Lortzing den Spiegelberg, Deny den Roller, Oels den Kosinsky und der Regisseur Genast, ein vorzüglicher Komiker, den in eine „Magistratsperson" umgewandelten Pater. Die scenischen Einrichtungen waren vorzüglich, die Räuberscenen höchst lebendig, ähnlich denen, wie die Meininger sie jetzt darstellen. Das Kostüm war das des dreißigjährigen Krieges.

„Die Räuber" wurden gewöhnlich alle zwei Jahre einmal, aber nie in Gegenwart des Hofes, dagegen immer mit dem ganzen studentischen Apparate gegeben. Mit dem Anfange der fünfziger Jahre änderten sich allmälig diese Verhältnisse. Die Zeiten waren andere geworden, das Stück keine Seltenheit mehr auf den Brettern; die Studentenschaft, in sich uneinig, erschien nicht mehr regelmäßig, selten in großer Anzahl und dann nicht mehr gut singend, sodaß bis auf eine ganz neuerdings gemachte Ausnahme, die Sache sich ziemlich in Sand verlaufen hat. — Von den späteren Vorstellungen sind mir diejenigen noch lebhaft im Gedächtniß, in welchen Wilhelm Kunst den Räuber Moor und zwar in dem bekannten phantastischen Kostüm eigener Erfindung spielte. Er trug eine kurze verschnürte Jacke mit offenen langen Aermeln, bloße Brust, Gürtel mit Pistolen, enge Lederhosen mit Stulpenstiefeln und ein Barett mit wallender Feder. Im zweiten Acte erlaubte er sich einen Knalleffect im wahren Sinne des Wortes: er erschien nämlich beim Auftreten der Bande zu Pferde, wie es ja auch vorgeschrieben ist, blieb aber während der nun folgenden Erzählungen im Sattel und ritt, nachdem er über Schufterle die Verbannung ausgesprochen, nach

Digitized by Google

dem tiefen Hintergrunde der Bühne. Als die Bande nun in lautes Murren ausbrach und Schufterle sich nicht entfernte, warf er sein Pferd herum, schrie: „Ihr murrt — Schufterle noch hier?" galoppirte mit der Pistole in der Hand bis nahe an die Rampe und schoß Schufterle nieder, wobei sich das Pferd (er führte damals ein eigenes mit) hoch aufbäumte. —

Der dritte Theaterabend, den ich in Weimar erlebte, und zugleich der letzte vor den „Ferien", brachte mich zum erstenmale selbst auf die Bühne: ich tanzte zwischen zwei Lustspielen ein englisches Solo. Es war damals durchaus nichts Seltenes, daß junge Leute, die der Bühne sich widmen wollten, eine Balletschule durchmachten. Goethe sagte mir später einmal in Bezug darauf, er fände dieses ganz gut; man mache den Körper geschmeidig und bereite ihn zur Plastik vor, wenngleich die Bewegungen des Ballets, die das Wort ersetzen müßten, andere seien als die des Schauspieles, wo sie nur zur Unterstützung des Gesprochenen dienten. — (Aehnlich hat er sich auch gegen Eckermann ausgesprochen (Gespräche 3. Bd.), wonach er angehende junge Schauspieler zunächst dem Tanz- und Fechtlehrer überwies).

Das Theater wurde am 4. September 1816 mit einer Première, Beethovens „Fidelio", eröffnet. Goethe lauschte der herrlichen Musik mit großer Andacht. In der Titelrolle sah ich zum erstenmale die Jagemann (Frau von Heygendorf). Sie gab sie ganz vorzüglich, übertroffen später wohl nur von der Schröder-Devrient, mit der sie überhaupt in ihrem ganzen Wesen viel Aehnlichkeit hatte. Sie gehörte damals schon über 19 Jahre der Weimarischen Bühne an, war also nicht mehr gerade jung, auch von Figur eher klein als groß zu nennen, doch vergaß man beides bei ihrem vortrefflichen Spiele, ihrer poetischen

Digitized by Google

Auffassung und vollendeten Plastik, die namentlich im klassischen Schauspiele — denn auch darin wirkte sie — zur Schau traten. Ich werde später auf sie zurückkommen.

Bald nach Wiedereröffnung der Bühne war mir das Glück zu Theil geworden, Goethe durch Vulpius und zwar auf dem Theater vorgestellt zu werden. Nachdem er mich jungen, im 17. Lebensjahre stehenden Menschen einige Secunden stillschweigend betrachtet hatte, sagte er mit wohlwollender Miene: „Hm, hm, wir sind noch sehr jung und müssen noch viel lernen; es ist ein schwerer Beruf, den Sie sich wählen, das junge Volk begreift das aber nicht. Nun, wir wollen sehen, wie die Sache sich macht.“ — Bald darauf theilte in seinem Auftrage der Regisseur Genast mir mit, Excellenz wünsche, daß ich neben meinen rhetorischen und mimischen Studien mich auch im Tanzen und Fechten fortbilden, den Proben und Vorstellungen aber zunächst nur als Zuschauer beiwohnen, die Bühne später erst als Statist, dann aber, wenn ich einigermaßen an das Lampenlicht gewöhnt sei, in kleineren Rollen betreten solle.

So fehlte ich denn von jetzt an in keiner Probe, die zwar von Goethe nicht immer, aber doch häufig geleitet wurden, besonders wenn es sich um neue oder bedeutendere Stücke handelte. Der Altmeister saß alsdann gewöhnlich in einer der Bühne gegenüberliegenden Parterreloge, die mit einem Tisch und einer einfachen Blechschirmlampe ausgestattet war. Häufig hatte er einen Schreiber bei sich, dem er hie und da einige Bemerkungen dictirte.

Ein namhafter Theil der Bühnenmitglieder war in der Goethe'schen Schule aufgewachsen oder unter seiner Leitung schon so lange thätig, daß er mit jener sich vertraut gemacht hatte. Daher richteten sich Goethes Bemerkungen über Auffassungen, Betonungen und Gesten meist an die jüngeren Elemente, ohne indeß gegebenen

Falles Anstand zu nehmen, auch die älteren zu Wiederholungen und Aenderungen zu veranlassen, dann aber immer in einer sehr schonenden Form. Besonders lenkte er seine Aufmerksamkeit auf ein gutes Ensemble und eine der Situation entsprechende Gruppirung. „Das ist ein Durcheinander, aber kein Bild," äußerte er manchmal.

Es ist wahr, anfangs wollte mir Mancherlei sehr pedantisch in den Proben erscheinen, so z. B. das Abmessen der Entfernungen einzelner Personen von einander, oftmalige Wiederholungen von Scenen, die den Meister nicht befriedigten, obgleich sie den Betheiligten ganz gut gegangen zu sein schienen und dergleichen mehr. Sah man nun aber am Abende die Vorstellung, so merkte man von all' dem Zwange nichts, die Sache verlief ohne Unnatur und alles gestaltete sich in Wirklichkeit „zum Bild". — Man hat ja später Goethe den Vorwurf gemacht, seine Schauspieler seien mehr Figuren als lebende Menschen gewesen, ein Vorwurf, der nur auf gänzlichem Mißverstehen Goethe'scher Grundsätze beruhen kann. Im höheren Drama liebte er allerdings da wo es am Platze war eine gewisse plastische Ruhe, in leidenschaftlichen Momenten vom Künstler ein weises Maßhalten, wogegen im Conversationsstücke auf leichtes Spiel und gesunden Humor gehalten wurde. Freilich duldete er auch dabei nicht, daß der größeren Lebendigkeit wegen Einer den Anderen nicht ausreden ließ, wenn dieses nicht besonders vom Dichter angedeutet war.

Vielfach ist auch die Tragweite der Goethe'schen Regel, daß der Schauspieler nicht im Profil spielen, oder dem Publicum den Rücken zudrehen solle, überschätzt worden. Im Allgemeinen wurde wohl an dieser Regel festgehalten und im Zwiegespräch nur eine leichte seitliche Wendung gemacht, indessen blieb es nicht aus, daß z. B. bei lebhaftem Dialog die Profilstellung auf kurze Zeit einge-

Digitized by

nommen wurde. Einigemale verlangte Goethe diese sogar und empfahl in solchen Fällen nur ein lauteres Sprechen, damit die nach der Coulisse gerichteten Worte dem Zuhörer verständlich blieben. Dasselbe forderte er noch mehr, wenn nach dem Hintergrunde hin zu sprechen war, wobei vom Redenden, wenn angängig, durch eine Stellung seitwärts vermieden wurde, dem Publicum gänzlich den Rücken zuzudrehen. Handelte es sich um längere Reden, so hielt Goethe darauf, daß die Angeredeten etwas vortraten, damit der Sprechende sich zwanglos dem Publicum zuwenden konnte.

Mit besonderem Interesse leitete Goethe die Proben der Körner'schen Trauerspiele „Rosamunde", welches am 14. September und „Zriny", welches am 12. October 1816 zum erstenmale gegeben wurde. Nächstdem war es „der Schutzgeist" von Kotzebue, zum erstenmale am 1. Februar 1817 gegeben, der seine Thätigkeit sehr in Anspruch nahm. Auf der Probe dazu wurde ihm eigentlich wenig recht gemacht, besonders war es der Schauspieler Deny, mit dem er sich diesmal nicht verständigen konnte. Deny hatte im Hintergrunde zu erscheinen, einige Worte in die Coulisse zurückzurufen und dann die Schwelle einer nach hinten offenen Halle zu überschreiten, um in die vordere Scene zu treten. Als er seinen Auftritt in der geschilderten Weise ausgeführt, erklang Goethes Stimme: „das macht sich nicht gut; Sie treten zu rasch in die Erscheinung, das Publicum muß erst auf Sie aufmerksam werden, damit Ihre Worte ihm nicht entgehen. Ueberschreiten Sie deshalb erst mit dem rechten Fuße die Schwelle, dann wenden Sie sich zurück und rufen Ihre Worte." Deny wiederholte nun seinen Auftritt, verfiel aber, der Schwelle nahe gekommen, in einen trippelnden Schritt, um den Augenblick des Ueberschreitens richtig zu treffen. Wieder ertönte

aus der Parterreloge ein: „so geht das nicht“, worauf Deny entgegnete: „es ist schwer, Excellenz, gerade mit dem richtigen Fuße an die Schwelle zu kommen; wenn ich es so machen soll, wie Excellenz wollen, so muß ich die Schritte genau abmessen und zählen.“ „Gut, thun Sie es,“ war die Antwort. — Deny nahm nun zunächst die angegebene Stellung über der Schwelle ein und zählte dann von da ab die Schritte bis zu einem Punkte hinter der Coulisse, der gezeichnet wurde. Darauf ging er, halblaut zählend, von neuem vor und löste das Problem zu des Meisters Zufriedenheit.

In derselben Probe war es, wo Goethe nochmals mit Bewegungen Denys nicht einverstanden war. Vielleicht hatte dieser sich über das Vorhergegangene etwas geärgert: er traf trotz mehrfacher Versuche die Meinung Goethe's nicht und äußerte, er wisse nicht wie er es machen solle. „Nun, warten Sie, ich werde es Ihnen zeigen,“ erwiderte Goethe und kam auf die Bühne. Ich war in hohem Grade gespannt. Der Meister trat an Deny's Stelle und frug zunächst den Souffleur nach den Worten. Dann begann er: „Also sehen Sie: wenn Sie sagen — — (zum Souffleur) wie waren doch die Worte? Kann nicht verstehen — — nun ja, Sie treten dabei einen Schritt vor — so, dann — wie sagen Sie jetzt? Na, lassen Sie nur — vormachen kann ich es Ihnen nicht,“ wobei ein Lächeln über sein Gesicht flog, „ihr Schauspieler versteht das besser; aber ich will es Ihnen noch einmal erklären.“ Deny sprach nun, Göthe begleitete die Worte mit einigen Bewegungen und die Scene verlief endlich zu seiner Zufriedenheit.

Ein andermal, ich glaube es war in der Probe zu Rudolph von Habsburg von Kotzebue, hatte Goethe sich schon längere Zeit der Einmischung enthalten und den

Digitized by Google

Regisseur Genast allein walten lassen. Einmal nun wandte sich dieser nach der Parterreloge hin mit den Worten: „sind Excellenz mit dem Arrangement einverstanden?" Keine Antwort, auch keine bei Wiederholung der Frage, worauf Genast mit einer Verbeugung gegen die Mitwirkenden sagte: „Excellenz geruhen zu schlafen."

Im Februar 1817 wünschte Goethe meine Mitwirkung in „Paläophron und Neoterpe", welches am 7. in seinem Hause aufgeführt werden sollte. So hoch ich diese Ehre anzuschlagen wußte, so klein auch die mir zugedachte Rolle des Griesgram war, so groß war doch meine Beklommenheit, als ich zur ersten Probe das Haus des „Geheimbde-Raths" betrat. Goethe selbst leitete die beiden Proben und war dabei von einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit. Er hatte Zeichnungen zur Hand, die genau Maske und Costüm jedes Einzelnen angaben. Mich belehrte er über Haltung, Gang und Mimik und meinte, im Costüm und mit der Maske werde die Sache sich gut machen. Die Vorstellung in Gegenwart mehrerer fürstlichen und vieler andern distinguirten Personen verlief günstig. Nach derselben blieben wir Mitwirkenden zum Thee. Ich stand bescheiden an der Wand, als mir Goethe, den ich im Gespräch mit dem Kanzler von Müller sah, winkte und mir sagte: „nun, wir sind zufrieden; es war zwar nur eine kleine Rolle, die Ihnen zugetheilt worden, aber auch die kleinste hat ihre Wichtigkeit. „Eigentliche Nebenrollen", fuhr er mehr gegen Müller gewendet fort, „giebt es nicht, sie sind nothwendige Theile eines Ganzen." In diesem Sinne weitersprechend, entwickelte er noch längere Zeit seine Ansichten, die mir ein Leitstern in meiner Berufsthätigkeit geblieben sind und mich zu allen Zeiten recht gern kleine Rollen übernehmen ließen, die zuweilen wider Erwarten ganz dankbare wurden.

Digitized by Google

Für die jüngeren Mitglieder war es übrigens noch mehrere Jahrzehnte am Weimarischen Theater Verpflichtung, als Statisten mitzuwirken, ja selbst die älteren erboten sich manchmal freiwillig dazu, wenn es darauf ankam, eine gute Vorstellung zu erzielen. So erinnere ich mich aus der Mitte der vierziger Jahre, daß einmal sämmtliche Herren in der Stummen von Portici Statisten machten, die Einen als Cavaliere, die Andern als Fischer; als letztere u. A. Genast und ich, beide frühere Darsteller des Masaniello und des Pietro. Daß dadurch das Ganze sehr gewann, die Scene lebendig, die Gruppen malerisch wurden, läßt sich leicht denken.

Die segensreiche Zeit der Goethe'schen Theaterleitung sollte leider bald ein rasches Ende nehmen, woran man umsoweniger denken konnte, als Goethe erst im Januar 1817 den Titel eines Intendanten, sein Sohn August den eines Directors des Hoftheaters erhalten hatte. Letzterer hat sich übrigens meines Erinnerns niemals mit dem Theater befaßt, nur waren er, namentlich aber seine ihm 1817 angetraute Gemahlin Ottilie, geb. von Pogwisch, sehr eifrige Besucher desselben.

Schon bei Gelegenheit des Rücktritts des alten Genast von der Regie im Januar 1817, welche Oels übernahm, schwirrten Gerüchte in der Luft, die Jagemann (Heygendorf) habe dabei die Hand im Spiele gehabt. Daß sie schon in diesem Falle geradezu gegen Goethe agitirt, wie mehrfach geglaubt wird, ist kaum anzunehmen, wenigstens deutet nichts darauf hin, daß dieser Schwierigkeiten wegen Enthebung Genasts von seinem Posten gemacht habe. Ob er einem Wunsche seines fürstlichen Freundes, jüngere Kräfte in der Regie thätig zu sehen, gefällig sein wollte, ob die Urheberin dieses Wunsches die Jagemann gewesen ist, wird sich kaum feststellen lassen, doch ist es zu ver-

Digitized by

muthen. — Die Jagemann war eigentlich kein intriguanter Charakter. Ihr Verhältniß zum Großherzog ist ja allgemein bekannt, vielleicht aber nicht der Umstand, daß sie ihre Stellung nicht mißbrauchte und fern von aller Ueberhebung war. Sie zeigte sich freundlich und liebenswürdig gegen Jedermann und half wo sie es konnte. Nach dieser Richtung hin machte sie gern ihren Einfluß geltend. Daher kam es, daß sie sich überall großer Beliebtheit erfreute, auch erfüllte der größte Theil der guten Gesellschaft ihr gegenüber alle Regeln der Höflichkeit und beanstandete nicht, ihr formelle Besuche abzustatten. Dieser Aufmerksamkeit und Beliebtheit durfte sie sich auch nach dem Tode des Großherzogs fortgesetzt erfreuen, wie denn auch die Nachfolger dieses Fürsten ihr stets ihre Gnade und Gewogenheit erhielten. Es war gewiß ein Beweis ihrer großen Liebe zur Kunst, daß sie unter solchen Verhältnissen bis 1828 am Theater thätig blieb. — Man kann nicht behaupten, daß sie mit Goethe wegen Bühnenangelegenheiten in Conflict gelebt habe, wenigstens auf dem Theater selbst trat ein solcher niemals hervor. Goethe sagte über sie einst zu Eckermann: „Ich mag auf sie gewirkt haben, allein meine Schülerin ist sie nicht. Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in allem sicher und entschieden gewandt und fertig wie die Ente auf dem Wasser. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, sie that instinctmäßig das Rechte, vielleicht ohne es selber zu wissen."

Es gab unter den Bühnenmitgliedern allerdings Einzelne, die sich mit dem Goethe'schen Regimente nicht zufrieden zeigten, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil sie sich bei Vertheilung der Rollen zurückgesetzt fühlten, denn die Tugend, jüngeren Kräften freiwillig Rollen abzutreten, besaßen die Veteranen der Weimarischen Bühne doch nur in sehr mäßigem Grade, was ich auch sattsam empfunden

habe. Diese Unzufriedenen nun suchten Abhilfe bei Frau von Heygendorf, die aber zu Gunsten ihrer Schützlinge bei dem strengen Goethe nichts auszurichten vermochte und wohl auch mehrmals schon die Erfahrung gemacht hatte, daß ihr fürstlicher Gönner die Geliebte nicht in Allem über den Freund stellte. Verletzte weibliche Eitelkeit ließ sie nun daran denken, den Beweis zu führen, daß ihr Einfluß groß genug sei, um den Willen eines Mächtigen durch einen Mächtigeren zu brechen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald, sie ergriff sie mit Gewandtheit. Soviel indessen ist klar, auch habe ich spätere Andeutungen darüber aus ihrem eigenen Munde vernommen: sie war sich der Tragweite ihres Schrittes nicht bewußt, am allerwenigsten ahnte sie, daß derselbe einen geradezu epochemachenden Erfolg, den Rücktritt Goethes von der Intendanz, herbeiführen, ihrem Andenken selbst einen gewissen Makel anheften werde. Unzutreffend ist die von Einigen aufgestellte Behauptung, sie habe damals schon als Kern der Intrigue im Sinne gehabt, den von ihr begünstigten Bassisten Stromeyer zum Director zu machen. Dieser Gedanke ist ohne Zweifel erst später in ihr erwacht und wurde im Januar 1824 ausgeführt.

Der Schauspieler Karsten mit seinem dressirten Pudel, für welchen „der Hund des Aubry“ bühnengerecht bearbeitet worden war, hatte auch in Weimar vielfaches Interesse erweckt und von manchen Seiten den Wunsch, das Künstlerpaar in Weimar zu sehen, laut werden lassen. Auch der Großherzog, der für Hunde ebenso passionirt, wie ihnen Goethe abgeneigt war, theilte diesen Wunsch. Goethe indessen wies Karstens Gesuch um ein Gastspiel schroff zurück („§ 10. Auch dürfen keine Hunde auf die Bühne gebracht werden!“) und begab sich nach Jena. Karsten wandte sich nunmehr an Frau von Heygendorf,

Digitized by Google

welche den Großherzog ohne Mühe dahinzubringen wußte, daß er seine Einwilligung gab. Karsten wurde nun mit Umgehung Goethes, der wie schon bemerkt in Jena war, zum Gastspiel eingeladen. Die Sache ist zu allgemein bekannt, um näher auf sie einzugehen; kurz sei nur erwähnt, daß Goethe erst bei seiner Rückkehr von Jena vom Stande der Angelegenheit erfuhr und dem offen ausgesprochenen Wunsche seines fürstlichen Freundes entschieden entgegen trat. Nunmehr erst spitzte sich die Sache zu einer unliebsamen Katastrophe zu, und als am 7. April der Pudel in Weimar angekommen war, legte Goethe die Intendanz nieder. Zwar wurde es an diesem Tage noch nicht officiell verkündet, doch ging es wie ein Lauffeuer durch das Personal, welches schon die ganze Zeit in hoher Erregung gewesen und zum weitaus größten Theile von tiefem Schmerz erfüllt war. Indessen tröstete man sich doch mit der sanguinischen Hoffnung, daß sich die Sache wieder arrangiren werde; ohne Goethe konnte man sich ja das Theater gar nicht denken. Viele äußerten ihre Entrüstung, mit einem Hunde spielen zu sollen und wollten dagegen opponiren, aber schließlich hatte doch nur Deny, der als Mörder in allernächste Berührung mit dem Hunde kommen mußte, den Muth zu erklären, er werde nicht auftreten. Der Großherzog ließ ihn darauf Entlassung androhen — und er fügte sich.

Am 12. April fand die Vorstellung statt. Ich hatte im Ballet mitzuwirken und somit Gelegenheit „die Gäste" in nächster Nähe auf der Bühne zu sehen. Beide theilten eine Garderobe. Der Pudel war von weißer Farbe und hatte auffällig kluge Augen. Sein Herr behandelte ihn mit vieler Liebe und unterhielt sich mit dem Thiere wie mit einem Menschen. Ein Diener, welcher mit Karsten reiste, theilte seine Aufmerksamkeit zwischen dem Herrn und

dem Hunde. — Der Inhalt des Stücks ist bekannt. Das Theater war überfüllt, das Publicum klatschte lebhaften Beifall und rief am Schlusse Karsten heraus, der den Pudel an einer Schnur mit sich führte.

Ich gebe hier den damaligen Theaterzettel.

Bei aufgehobenem Abonnement.

Der Hund des Aubry

oder

Der Wald bei Bondy.

Historisch-romantisches Drama in 3 Abtheilungen, aus dem Französischen übersetzt von Castelli, Musik von Ritter von Seyfried.

Chevalier Gontran, Capitän der 1. Compagnie Gardeschützen	. . . .	Holdermann.
Aubry de Mont-Didier	. . . .	Karsten.
Maccaire . .	Garde-Schützen	Deny.
Landry . . .	Garde-Schützen	Haide.
Der Seneschall, Oberrichter der Grafschaft	. . . .	Graff.
Gertrude, Wirthin	. . . .	Engels.
Adele, deren Tochter	. . . .	Meyer.
Eloi (stumm) . .	Landleute	Durand.
Bertrand	Landleute	Uschmann.
Officiere, Landleute, Gardeschützen, Dienerschaft.		

Herr Karsten und sein Pudel vom Theater a. d. Wien, als Gast.

Das Stück wurde am 14. April und zwar mit gleichem Erfolge wie das erstemal, wiederholt.

Digitized by

So war denn Goethe nach langem, vortrefflichen Wirken dem Weimarischen Theater verloren gegangen. Vergeblich erhofften die Mitglieder desselben — mit geringen Ausnahmen — seine Wiederkehr; nicht einmal das Glück sollten sie mehr haben, vor seinen Augen spielen zu können, denn bekanntlich besuchte er „sein Heiligthum" nur noch zweimal: am 3. April 1824. bei der Vorstellung von Rossinis „Tancred", und am 7. November 1825, als zur Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums seine „Iphigenia" gegeben wurde. Glücklicherweise erhielt er sein Interesse jedem Einzelnen des Theaters und so wurde es auch mir vergönnt, in Fühlung mit ihm bleiben zu dürfen.

Nachdem ich am 9. Mai 1818 in „Wilhelm Tell" debutirt, mich auch im Gesang vervollkommnet hatte, war ich bald als Statist, zeitweilig als Chorist, Tänzer und in kleineren Rollen aller Art reichlich beschäftigt, bis ich mich im Anfange der zwanziger Jahre allmälig auch zu bedeutenderen Partien heraufgearbeitet hatte. Dr. Krautmann in „Doctor und Apotheker", Larifari in der Saalnixe (Donauweibchen) und Papageno waren meine ersten Gesangspartien.

Als ich einst in einer Rolle die besondere Zufriedenheit des alten Graff mir erworben, überreichte er mir mit großem Ernste ein Paar mächtige Sporen, damit ich sie in den damals so beliebten Ritterstücken anlegen solle. Graff hatte überhaupt manche Eigenheiten. So zeigte er sich an Vorstellungstagen auch außerhalb des Theaters oft im Charakter seiner allabendlichen Rolle. Gab er den Wallenstein, König Philipp oder andere seriöse Partien, so grüßte er mit Ernst und ceremonieller Haltung die Begegnenden, dankte wohl auch nur mit herablassender Handbewegung; betrat er die Bühne, um sich nach der Garderobe zu begeben, so riß er die Thüren weit auf, ohne sie zu schließen

und hatte für seine Umgebung nur ein gnädiges Kopfnicken. Anders wenn er eine gemüthliche Rolle zu geben hatte: seine Gestalt erschien gebückt, sein Gesicht strahlte von Freundlichkeit, ohne Aufsehen trat er in die Garderobe und nach rechts und links erklang ein joviales „schön' guten Abend, meine Herren, schön' guten Abend!"

Das größte Original unter den Mitgliedern war aber wohl der Schauspieler Leo, ein hochgradiger Hypochonder, der sich einbildete, eine Schnepfe im Leibe zu haben. Ein Unterleibsleiden hatte ihn auf diese Idee gebracht, die zur fixen geworden war. Auf einer Probe sagte er einst zu mir: „fassen Sie einmal hierher, junger Mann, da können Sie fühlen, wie die verfluchte Schnepfe pickt." Ich mußte mir alle Mühe geben, ernst zu bleiben, denn erstens wollte ich es mit dem mir gewogenen bedeutenden Künstler nicht verderben, zweitens aber entflammte er leicht zu so hoher Aufregung, daß er es dann an Rücksichtslosigkeit und Grobheit nicht fehlen ließ. Im Uebrigen konnte er sehr liebenswürdig und collegialisch sein, auch war er beim Publicum außerordentlich beliebt. Er meinte es ernst mit der Kunst und leistete besonders in Rollen wie Nathan, Posa, Franz Moor u. a. m. Vorzügliches. Der Weimarischen Bühne gehörte er seit dem 4. April 1821 an und spielte zuerst den Gottlieb Koke in „Parteienwuth". Selbstmordgedanken begleiteten ihn fast beständig, häufig sprach er sie aus, aber gerade aus letzterem Grunde glaubte man kaum, daß es ihm Ernst sei. — Am 24. Mai 1824, als ich mit dem Theaterarzt, Hofrath Rehbein (auch Arzt bei Goethe) auf der Straße ging, kam Leo in erregtem Zustande auf uns zu. „Hofrath," sagte er, „was kann man wohl für ein Mittel brauchen, um sich Courage zum Erschießen zu schaffen?" Rehbein, die Sache für Scherz nehmend, erwidert: „es kommt ganz

darauf an, ob Sie sich mit einer Pistole oder einer Kanone erschießen wollen". Mit den Worten „scherzen Sie nicht, es ist diesmal mein voller Ernst" verließ uns Leo. Ich sah ihn nur noch im Tode wieder. Er hatte sich, nachdem er vorher eine Flasche Champagner getrunken, nach dem 3/4 Meilen entfernten Dorfe Osmanstedt*) begeben und sich dort im Garten des Müllers in einer Laube erschossen. Die Bauern wollten einen Selbstmörder nicht auf ihrem Friedhofe beerdigen lassen, indessen zwang sie ein Befehl des Großherzogs dazu. Die meisten seiner Collegen und seine vielen Freunde und Verehrer aus dem Publicum trugen theils den Sarg, theils folgten sie ihm.

Die Sache hatte noch ein Nachspiel. Leos, des beliebten Schauspielers, Tod hatte in Weimar große Sensation gemacht. Die Hypochonderie wollte man nicht als einzigen Grund des Selbstmordes gelten lassen: man sprach von Aergernissen, Kabalen, Intriguen und brachte damit den seit 1817 in Weimar engagirten Schauspieler Hunius in Verbindung; wie weit dazu berechtigt, ist schwer zu sagen. Als dieser nun am 5. Juni, also elf Tage nach Leos Tode in „Fanchon" als Tapezierer Martin auf der Scene erschien, ereignete sich das für das ruhige Weimarische Publicum Unerhörte, daß in Gegenwart des Hofes gepfiffen und gepocht wurde, ein Lärm, der noch dazu von dem „adeligen Balkon" ausging. Hunius sprach darauf einige Worte der Rechtfertigung und das Stück nahm ungestört seinen Fortgang.

Das Theater war, wie fast überall, so auch in Weimar bis zum Jahre 1848 der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Publicum und Schauspieler standen in enger Beziehung zu einander, manche der letzteren waren selbst

*) Im Park daselbst ist Wieland begraben.

Digitized by Google

Kinder der Stadt, mehrere hatten sich aus derselben ihre Gattinnen gewählt, die, wie auch die meinige, den Beruf des Mannes nicht theilten. Der Künstler ward hochgeachtet und bestrebte sich auch, dies zu verdienen; die beste Gesellschaft stand ihm offen, die seinige wurde gesucht. Die ganzen Theaterverhältnisse hatten einen noblen Anstrich. So wurde z. B. Sonntags niemals gespielt, nicht etwa wegen einer streng kirchlichen Richtung — denn eine solche hat in Weimar zu keiner Zeit Boden gefunden — sondern weil man es für ein Hoftheater unpassend fand, auf ein Sonntagspublicum mit Cassenerfolgen zu speculiren.

Wie ganz anders ging es doch damals in dem Hoftheater zu Sondershausen zu. Eine Harzreise, die ich im Jahre 1826 mit dem Komiker und Regisseur Seidel machte, ließ mich Augenzeuge jener höchst seltsamen Verhältnisse werden. Der Fürst unterhielt das Theater ganz aus eigenen Mitteln; das Publicum bekam Freikarten. Die Gesellschaft war nicht übel und zählte wackere Mitglieder, allein ihr Standpunkt war ein schwieriger, denn häufig bestimmte der Fürst Mittags, daß statt des für den Abend angesetzten Stückes ein anderes gegeben werden sollte. Dieses geschah z. B. am Tage unserer Ankunft: Preciosa statt zweier Lustspiele. Kaum hatte übrigens der Fürst unsere Anwesenheit erfahren, als er uns sogleich auffordern ließ, einige Gastrollen zu geben. Trotz sehr günstiger Bedingungen hatten wir nun dazu gar keine Lust und entschuldigten uns mit dem Reiseplane, der nur kurzen Aufenthalt gestatte, vor allem aber mit dem Umstande, daß wir ohne Erlaubniß unserer Intendanz nicht spielen dürften. Der Fürst ließ uns darauf mittheilen, daß er sofort eine Stafette in dieser Angelegenheit nach Weimar schicken werde, der wir unser Gesuch wegen des Gastspiels mitgeben sollten. Wir thaten dieses, ließen aber zwischen

den Zeilen lesen, wie wenig uns an der Erlaubniß gelegen war.

Wir hatten Plätze in einer Loge des kleinen, aber freundlichen Theaters erhalten. Das Publicum, die Frauen theilweise mit Strickstrümpfen, war nach dem Range placirt. Der Fürst selbst saß, eine lange Pfeife rauchend, in der zweiten Reihe des Parterres, vor ihm seine Geliebte, eine üppige, stark decolletirte Person. Er klopfte sie öfter, wollte er ihr eine Mittheilung machen, auf die bloßen Schultern, berührte dieselben auch gelegentlich mit der Pfeifenspitze. Dabei lachten Beide viel und herzlich. Hatte er seine Pfeife ausgeraucht, so brachte ihm ein Lakai eine andere nebst brennendem Fidibus.

„Ihr werdet noch andere Dinge erleben," sagte uns ein Sondershäuser College, als wir uns über solche patriarchalische Verhältnisse etwas verwundert aussprachen — und wir erlebten sie schon am nächsten Abende. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welches Stück man gab, nur war um die Mitte desselben der Komiker X. mit mehreren Andern auf der Bühne, als der Fürst die Handlung mit den Worten unterbrach: „Hört einmal auf, kitzelt mir erst ein bischen den X." Die Andern traten zurück, während X. mit schrecklichen Grimassen schrie: „Ach ne Durchlaucht, nicht kitzeln, heute nicht!" Aber schon erschienen von beiden Seiten des Theaters her zwei Kerls mit Stöcken und stachen und bohrten mit diesen auf X. los, der sich wie ein Besessener gerirte, lachte, kreischte, sich zu Boden warf, um Hilfe schrie, kurz sich wie Einer benahm, der zu Tode gekitzelt wird. Der Fürst lachte ganz unbändig, das Publicum secundirte, bis endlich auf einige Worte des Fürsten der Auftritt endigte und das Stück weiter gespielt wurde. Dies heitere Intermezzo wurde, wie man uns mittheilte, ziemlich oft in Scene gesetzt. X.,

Digitized by Google

der von Natur allerdings sehr kitzlich war, übertrieb ohne Zweifel seine Empfindlichkeit in hohem Maße, um den Fürsten zu amüsiren. Er stand sich dabei sehr gut, denn er behauptete jedesmal, sein ganzes Geld verloren zu haben und wurde vom Fürsten reichlich entschädigt.

Seidel und ich waren entschlossen, auf solch einem Theater nicht zu spielen, mochte die Antwort aus Weimar ausfallen, wie sie wollte. Am andern Morgen kam sie: „bei Strafe sofortiger Entlassung ist das Gastspiel verboten".

Im Begriff abzureisen, hatten wir eben auf einer Bank unter einem dicken Baume im Wirthsgarten sitzend, unsern Reiseplan besprochen, als, ohne Zweifel in Folge irgend eines Zufalles, etwa hundert Schritt entfernt, der Knall einer Büchse ertönte und gleichzeitig eine Kugel kaum $^1/_2$ Fuß über unseren Köpfen in den Baumstamm einschlug. Wir hatten keine Lust, diesen Zufall, über den der herbeieilende Wirth ganz außer sich gerieth, aufzuklären, und reisten ab. — Ich erzählte später einmal Goethe unsere Sondershäuser Erlebnisse. Er schüttelte zwar mißbilligend den Kopf, lachte aber doch über den gekitzelten X. recht herzlich.

Eine gewisse Originalität durfte wohl auch die Vorstellung vom 28. Mai 1828 beanspruchen, welche zugleich die letzte war, der der Großherzog Karl August beiwohnte. Er reiste nach derselben ab und starb den 14. Juni d. J. in Graditz bei Torgau. Der Zettel jener Vorstellung lautete: „Das Hausgesinde. Hierauf wird Madame Rosa Bagolini, geb. Mariani, Zögling der Akademie in Mailand, eine Akademie der Fechtkunst zu geben die Ehre haben." — Die Bagolini, eine junge stattliche Erscheinung, in kurzem rothen Männercollet, welches die Arme bloß ließ, weißen Tricots und kleinen Stiefeln, war eine sehr ge-

Digitized by

wandte Stoßfechterin und zeigte ihre Fechtkunst zuerst ihrem Manne, dann einigen Gymnasiasten und Studenten gegenüber. Letztere waren in ziemlicher Anzahl von Jena herübergekommen. Ich selbst war des Stoßfechtens wohl kundig und hatte mich früher schon zum Lehrer herangebildet, indeß ließ ich die Wünsche Vieler, mich mit der Italienerin zu messen, unberücksichtigt, da mir wegen Mangel an Zeit augenblicklich die Uebung fehlte, hauptsächlich aber, weil ich zu einer öffentlichen Schaustellung dieser Art keine Lust hatte. — Auf der Bühne war eine Pause eingetreten, denn Niemand mehr folgte der freundlichen Einladung der Bagolini zu einem neuen Gange. Den Großherzog, der in der Prosceniumsloge saß, schien dies zu verdrießen; plötzlich sagte er laut: „Ist denn der junge Franke nicht hier?“ Sogleich wurde ich im Parquet entdeckt und an die Loge citirt. „Hören Sie, Herr Franke, Sie sollen ja so gut fechten — na, fechten Sie einmal mit dem Frauenzimmer, die Geschichte ennuyirt mich; Sie werden schon mit ihr fertig werden.“ Die Sache kam mir recht ungelegen, aber eine versuchte Einwendung meinerseits blieb erfolglos. „Sie thun mir einen rechten Gefallen,“ sagte der „alte Herr“ und so stand ich denn bald meiner hübschen Gegnerin gegenüber. Nachdem wir uns salutirt, begann das Fechten; ich fühlte in kurzer Zeit, daß ich überlegen war und hatte der Gegnerin unter dem Jubel des Publikums bald eine Anzahl Stöße beigebracht, die auf mich gerichteten aber glücklich parirt. Ich meinte nun „des grausamen Spiels“ wäre genug und trat zurück. Allein der Großherzog, der bei jedem Stoße Bravo gerufen, sagte sehr animirt: „Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie so gut fechten können; bitte, machen Sie noch einen Gang.“ Dies geschah und wiederum siegte meine deutsche Methode. Gegen alle Fechterregeln stieß aber nun die ärgerlich ge-

Digitized by Google

wordene Italienerin nach, sobald einer meiner Stöße gesessen hatte, obgleich das Publicum sein Mißfallen darüber kundgab. Als sie es nun wieder that, schlug ich ihr das Rappier mittels einer kräftigen Legate aus der Faust, sodaß es um diese herumschwirrte; weiter konnte es nicht fliegen, denn es war — angebunden. Das Publicum jauchzte und die Studenten brachten mir nach der Vorstellung gar ein Hoch aus. Die Bagolini machte zum bösen Spiele gute Miene, sagte mir Verbindliches und übersandte mir am andern Tage ihr Bild. Der alte Großherzog aber rief mich heran und wiederholte in heiterer Stimmung: „Ich danke Ihnen, Sie haben mir sehr viel Spaß gemacht.“ Das waren die letzten Worte, die ich von dem edlen Fürsten gehört habe. — Man übertrug mir übrigens bald darauf den Fechtunterricht am Pageninstitute und am Gymnasium, dem ich dann fünfzig Jahre lang an beiden Anstalten vorgestanden habe.

Einige Zeit nach jenem Ereignisse sprach ich darüber mit Eckermann, der mir mittheilte, Goethe habe mit Interesse von der Sache Notiz genommen und geäußert: „Franke hat die Weiblichkeit in ihre Schranken zurückgewiesen“. Daran hatte ich freilich nicht gedacht. Eckermann war überhaupt derjenige, der uns Schauspielern oft rapportiren mußte, was Goethe über diese oder jene Vorstellung, über eine oder die andere Persönlichkeit geäußert hatte. Denn der Altmeister ließ sich gern vom Theater erzählen, besonders von Eckermann und von seiner Schwiegertochter, die beide selten im Theater fehlten.

Noch einmal überließen wir uns der Hoffnung, ihn selbst unter den Zuschauern zu sehen, als wir zur Feier seines Geburtstages am 28. August 1830 den umgearbeiteten „Götz von Berlichingen“ gaben. Mehrere Theatermitglieder, darunter auch ich, brachten am Morgen dem

ehrwürdigen Greise unsere Glückwünsche und trugen ihm die Bitte vor, er möge am Abend dem Theater die Ehre seines Besuches schenken. Mit den Worten: „Ich bin zu alt" lehnte er in freundlicher Weise die Bitte ab, sagte aber doch schließlich, als wir hervorhoben, daß wir so lange schon vergeblich ihn in den Zuschauerräumen gesucht hätten und daß seine Gegenwart alle Mitwirkenden hoch begeistern würde: „Nun, wir wollen einmal sehen." Er unterhielt sich darauf lebhaft mit uns über das Stück und die einzelnen Rollen. „Was geben Sie denn, Herr Franke?" frug er mich. „Den Lerse, Excellenz!" — „Hören Sie," fuhr er fort, „diese Rolle muß Ihnen Vergnügen machen. Unter dem Lerse habe ich mir einen so recht biedern, deutschen Haudegen gedacht, einen tüchtigen Kerl. Diese Rolle muß Ihnen Vergnügen machen." Nun ja, mit Vergnügen habe ich sie noch mehr als drei Jahrzehnte hindurch gespielt und mich stets dabei der Goethe'schen Worte erinnert. In der Vorstellung erschien er leider nicht, weil er vernommen, daß ihm seitens des Publicums Ovationen bereitet werden sollten.

Jene Worte über den Lerse waren die letzten, die der Herrliche an mich gerichtet. Wohl sah ich ihn öfter noch ausfahren und erfreute mich seines freundlichen Grußes, allein seine Zurückgezogenheit ließ eine persönliche Berührung nicht wieder eintreten. Am 22. März 1832 sprach er sein letztes „Mehr Licht!" Am 26. wallfahrtete ganz Weimar zu dem Großen Todten, der von Früh bis Abends auf dem Paradebette ausgestellt war. Das ganze von acht Candelabern erhellte Gemach erschien gleich einem Blumengarten; der Verblichene selbst glich einem Schlafenden, der von hohen und edlen Dingen träumt. Zu beiden Seiten des Katafalks standen als Ehrenwache vier Herren, die von halber zu halber Stunde von anderen abgelöst

Digitized by Google

wurden. Sie gehörten dem Stande der Künstler, Gelehrten, Beamten und Bürger an. Vom Theater leisteten diesen Dienst Oels, Graff, Lortzing, Durand, Genast, Laroche, Seidel, Winterberger und ich.

Lassen Sie mich, hochgeehrter Herr, hiermit abbrechen. Vielleicht haben Sie schon längst über die Redseligkeit des Alters geseufzt. Allein es liegt ja in Ihrer Hand, Ihre Leser vor einem gleichen Loose zu bewahren.

Heinrich Franke.

Digitized by Google

Oswald Hancke.

Ober-Regisseur des Großherzogl. Hoftheaters in Karlsruhe.

Ein Volksdichter.

Es war zur Zeit, als Friedrich Haase in Leipzig das Directionsscepter schwang. Zu meinen vielen Berufsgeschäften während der Zeit meines dortigen Engagements gehörte auch die erstmalige Prüfung der einlaufenden dramatischen Novitäten und die hieraus resultirende Correspondenz mit den betreffenden Autoren — eine Arbeit, die hier wie an jedem anderen großen Theater weder klein, noch in den weitaus meisten Fällen besonders erquicklich zu nennen ist. Abgesehen von den verhältnißmäßig wenigen guten Theaterstücken, welche man auf diese Weise kennen lernt und deren Lectüre wie Manna in der Wüste des Abscheulichen und des gewöhnlichsten Mittelgutes wirkt, wirft unbeabsichtigter Humor die einzig hellen Sonnenblicke in diese Art dramaturgischer Thätigkeit und einen solchen Fall will ich eben jetzt erzählen.

Eines Tages brachte die Post einen Brief aus einem kleinen sächsischen Städtchen, dessen Siegel bereits mein Interesse in hohem Grade erregte, denn es stand auf dem-

selben zu lesen in deutlichen Buchstaben: Volkmar K. Volksdichter. In markigen, wenn auch wenig geübten Schriftzügen theilte der Absender mit, er sende da der Leipziger Theaterdirection ein Stück und erbitte sich baldige Nachricht, wann dasselbe zur Aufführung gelangen werde. Das war kurz und bündig und rascher wohl, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen geschehen wäre, machte ich mich an das Studium der Novität, deren Titel — soweit ich mich entsinne — etwas von einem „Heirathsantrag und einer Hochzeit zu Ochsensaal" erzählte. Ich hatte das wenig umfangreiche, gedruckte Heftchen in kaum einer halben Stunde durchgelesen und mich überzeugt, daß der Verfasser nicht eine blasse Ahnung von der Bühne überhaupt, viel weniger irgend eine Kenntniß von scenischer Eintheilung, von den Bedingungen für Ort und Zeit u. s. w. hatte. Ein Bauer — alle Personen sprachen im Dialect des sächsischen Erzgebirges — ermahnt seinen Sohn, sich recht bald zu verheirathen, er habe in einem benachbarten Dorfe auch schon eine Schöne ausgekundschaftet, die ihm als Schwiegertochter sehr willkommen sein würde. Beide setzen sich zu Pferde, dialogisiren unterwegs, wie sie alles am besten anstellen wollen, kommen am Ort ihrer Bestimmung an, die jungen Leute lernen sich kennen, sie erzählt ihm von ihren Schweinen, im eifrigsten Gespräch verlassen sie das Zimmer und gehen auf den Hof zum Schweinekoben ꝛc. — und so ging es in einer Schnur fort bis zum glücklichen Ende, das sich in einem zweiten Theil bei höchst zweifelhaften und derben Späßen in lustiger Hochzeit verlief. Ich pflegte in solchen Fällen meinem verehrten Director, dessen Humor nicht selten unter den schwierigen Verhältnissen seiner Stellung bedenklich litt, eine kleine Extra-Vorlesung zu halten, in der ich ihm in abgekürztem Verfahren das Wirksamste des Gelesenen

mittheilte. Also that ich auch diesmal und wir lachten Beide herzlich über das seltsame „Stück". Geschäftlich aber erledigte ich die Sache dadurch, daß ich dem Autor in Kürze mittheilte, sein Stück sei leider zur Aufführung nicht geeignet. Aber der „Volksdichter" hatte Haare auf den Zähnen. Fast mit wendender Post schrieb er sehr energisch zurück: so lasse er sich nicht abspeisen, er wolle vor Allem Gründe für die Ablehnung seines Stückes. Mir aber schien die Sache zu weiterer Correspondenz nicht angethan und so legte ich den Brief unbeantwortet ad acta. Nach wenigen Tagen aber traf eine weitere Epistel des Volksdichters ein, die abermals an energischer Kürze nichts zu wünschen übrig ließ. Sein Stück sei geschrieben, um aufgeführt zu werden; so ohne weiteres zu erklären, es tauge nicht dazu — das könne jeder „geistreiche Schuft". Laube habe ihn auch so abspeisen wollen, er habe ihm aber ordentlich heimgeleuchtet. Im Uebrigen bäte er sich einen Thaler aus, denn er habe kein Geld zum unnützen Hin- und Herschreiben. Der Volksdichter fing an, uns Spaß zu machen und Director Haase bewilligte mir großmüthigst den Thaler für ihn — ein Leipziger Theaterdirector darf sich schon hier und da einmal einen solchen Scherz erlauben. Nach dem Empfang des Geldes schwieg der Dichter eine Zeit lang, aber nur, um sich dann um so wirksamer für sein Stück in's Zeug zu legen.

Ich hatte eines Sonntags bis gegen 3 Uhr eine anstrengende Probe abgehalten und kam sehr abgespannt nach Hause, um mich mit meiner sehnsüchtig harrenden Familie sofort zu Tische zu setzen, als das Dienstmädchen etwas zaghaft erschien und meldete, draußen sei ein Mann, der mich sprechen wolle und sich durchaus nicht abweisen lasse. Ich war eben im Begriff, dem Mädchen zu erklären, ich sei augenblicklich für Niemand zu Hause, als sich hinter

demselben die untersetzte, breitschultrige Gestalt eines mir fremden Mannes in das Zimmer drängte. Unwillig erhob ich mich, aber der Fremde schnitt mir mit einer energischen Handbewegung die heftige Anrede, die mir auf der Zunge saß, kurz ab und herrschte mich mit einer Stimme, die dem Knurren eines Bullenbeißers glich, an:

„„Essen Sie — ich warte!““

„Ich danke Ihnen für die gütige Erlaubniß,“ explicirte ich bescheiden, „aber wollen Sie mir nicht freundlichst mittheilen, wer Sie sind und was Sie von mir wollen?“

„„Ich bin der Volkmar K. aus H. — der Volksdichter — Sie wissen schon. Aber essen Sie ruhig weiter, ich warte so lange!““

Mit diesen Worten ließ sich der Fremde, ohne eine Antwort abzuwarten, in einer Sophaecke nieder und musterte mich stumm mit finsteren Blicken. Meine Frau sah mich betreten an, aber ich lächelte ihr beruhigend zu und widmete mich, stumm wie mein vis-à-vis, der Vertilgung meines Sonntagsbratens. Hier und da schweifte mein neugieriger Blick über den Teller hinweg zu meinem Gaste hinüber. Graues, struppiges Haar umrahmte eine breite, knochige Stirn, unter buschigen Augenbrauen blickten fahle, graue Augen mürrisch hervor, der ganze, ungewöhnlich dicke Kopf saß auf breiten, kräftigen Schultern und auf der Platte des Tisches vor dem Sopha trommelte eine derbe Faust den Generalmarsch der Ungeduld. Man sah es dem Volksdichter an, daß mit ihm nicht gut Kirschenessen war. — Nachdem ich meine Mahlzeit beendet hatte, nahm ich meinen Platz in der Nähe des Dichters und es entspann sich nun etwa folgendes Gespräch:

„Ich bin in geschäftlichen Angelegenheiten eigentlich nur im Theater zu sprechen, aber —“

Digitized by Google

„„Na dann bleiben Sie doch auch hübsch im Theater, damit man Ihnen nicht erst nachzulaufen braucht!““

Einen Augenblick schwieg ich betreten ob dieser kraftvollen und schlagenden Logik. Dann fuhr ich bescheiden fort:

„Was wünschen Sie nun eigentlich von mir, mein Verehrtester?“

„„Ich komme wegen dem Stück — Sie wissen schon. Warum wollen Sie das nicht geben? Ist es etwa kein gutes Stück?““

„Das Stück ist sehr gut, aber geben können wir es doch nicht. Unser Publicum ist zu dumm dazu.“

„„Ach was, das Publicum versteht's besser, wie Sie! Bei mir zu Hause haben alle Leute gesagt, das Stück sei gut und das muß gegeben werden.““

„Dann lassen Sie's doch bei sich zu Hause aufführen, hier in Leipzig verstehen die Leute schon den Dialect nicht.“

„„Lauter Ausreden! Hier sind genug Dienstboten, die gerade so reden, wie die Bauern bei uns, und die Herrschaften sind froh, wenn sie mal so sprechen hören, wie den Bauern der Schnabel gewachsen ist.““

„Ja, aber die Schauspieler können den Dialect nicht sprechen.“

„„Dann sind's keine richtigen Schauspieler, denn die müssen so etwas können. Ich bleibe auch noch ein paar Tage hier, und da will ich auf die Probe kommen und den Leuten das einstudiren — in einer halben Stunde können sie's. Das sind alles faule Fische!““

„Lieber Herr, wenn Sie mir hier bloß Grobheiten sagen wollen, dann muß ich bitten“ — ich machte eine nicht mißzuverstehende Geste nach der Stubenthür.

„„Oho““ — rief der Andere — „„ich bleibe hier

Digitized by Google

so lange, wie mir's gefällt und Sie müssen mich anhören, denn Sie sind dafür engagirt.""

Ich starrte den Sprecher, der mit der dicken, rothen Faust krachend auf die Tischplatte schlug, mit offenem Munde an.

„Woher wissen denn Sie, wofür ich engagirt bin?" fragte ich dann."

„„Das haben mir zwei Herren auf dem Theaterbureau gesagt, ein ganz langer, dürrer — ich glaube, es war der Director, und der Andere war auch dürr und hatte einen gewichsten Schnurrbart, (er meinte unzweifelhaft Haases damaligen Alter ego Herrn von Strantz), gerade wie der Bräutigam in meinem Stücke; aber für einen Bauern paßt sich kein Schnurrbart und der Schwiegervater hat ganz Recht, wenn er sagt, der Bräutigam muß sich erst rasiren lassen, denn einem Bauern mit einem Schnurrbart giebt er seine Tochter nicht, und daß er ihn fragt, ob er schon wo Eine sitzen hat mit einem Kinde ist auch richtig und in meinem Stück ist überhaupt Alles richtig und darum muß es auch gegeben werden.""

Mir wurde ganz ängstlich dem heftig gesticulirenden Alten gegenüber, und ich suchte ihn so rasch als möglich los zu werden, aber das war viel leichter gedacht, als gethan.

„Gehen Sie nur" — sagte ich — „gleich zu Director Haase;" — ich wußte, daß er gerade um diese Stunde ebenfalls bei Tische saß und hätte ihm aus Rache nicht ungern auch ein kleines Sonntag-Nachmittags-Plauderstündchen mit dem Volksdichter gegönnt — „und machen Sie es mit dem aus. Er ist der Director, das Theater ist sein und er kann thun und lassen, was er will."

Der Dichter blieb ruhig sitzen.

„„Er hat mich zu Ihnen geschickt,"" sagte er, „„und

Sie müssen mein Stück aufführen, dabei bleibt's! Wozu hätte ich's denn sonst geschrieben?""

„Ja, meinen Sie denn," fragte ich, „daß alle Stücke, die für das Theater geschrieben werden, auch eine Aufführung erleben?"

„„Na natürlich!"" lautete die lakonische Antwort mit dem vollsten Brustton der Ueberzeugung.

„Das ist aber ein ganz gewaltiger Irrthum von Ihnen, Verehrtester, und um Ihnen das in drastischer Art zu beweisen, will ich Ihnen nur gestehen, daß ich auch schon ein paar Theaterstücke geschrieben habe, die nicht aufgeführt wurden."

Obgleich die Thatsache — Gott sei Dank — erlogen war, brachte mich mein schlauer Beweis auch nicht um eines Haares Breite weiter bei dem Volksdichter, denn er antwortete mir in seiner heftigen Art:

„„Das ist sehr dumm von Ihnen, wenn Sie sich so etwas gefallen lassen. Ich bin aber nicht so dumm, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß mein Stück doch aufgeführt wird.""

„Nun meinetwegen gehen Sie mit Ihrem Dickkopf so leichtsinnig um, als Sie immer wollen," replicirte ich ungeduldig, „aber lassen Sie mich nun endlich ungeschoren."

Der Volksdichter blieb wie angenagelt auf seinem Platze — er schien zu überlegen. Dann griff er in seine Tasche, langte aus seinem Portemonnaie zwei harte Thaler, legte sie auf den Tisch vor sich hin und sah mich nun mit schlauem Augenblinzeln an.

„Was soll's?" fragte ich erstaunt.

Ich hätte eigentlich kaum zu fragen brauchen, denn ich las es aus seinen Mienen, das gut sächsische Sprüchwort: Wer gut schmeert, der gut fährt! Die Antwort ließ denn auch keinen Augenblick auf sich warten und mit

einer Art von Herablassung sagte der Dichter, indem er mit dem Finger auf die zwei Thaler wies:

„„Das gehört Ihnen, wenn mein Stück aufgeführt wird.““

Als ich in ein schallendes Gelächter ausbrach, blickte er mich verwundert an und setzte bedeutungsvoll hinzu:

„„Vielleicht würde ich auch noch ein Thälerchen zulegen.““

Ich hatte mich nun bereits länger als eine Stunde mit dem Volksdichter herumgebissen und mich Anfangs über den merkwürdigen Kauz höchlichst amüsirt, aber nun wurde mir die Geschichte doch zu bunt. Ich stand auf und bat ihn, sich einen Augenblick zu gedulden. Aus dem Nebenzimmer führte eine Thür nach dem Corridor, draußen schlüpfte ich in meinen Ueberzieher und setzte den Hut auf. Das Dienstmädchen beauftragte ich, dem Fremden nach Verlauf von einer Minute zu melden, da er nicht gehen wolle, sei ich gegangen und ließe ihm glückliche Reise wünschen. Eiligst verließ ich nun das Haus, bog um die nächste Straßenecke und beobachtete von dort aus meine Hausthüre, aus der denn auch der Volksdichter nach einer kleinen Weile trat, nicht ohne — wie ich später erfuhr — durch alle meine Zimmer gegangen zu sein, in deren einem er mich versteckt wähnte.

Am nächsten Vormittag erzählte ich im Theaterbureau halb ärgerlich, halb lachend mein Abenteuer mit dem Volksdichter und mein Director und sein Stellvertreter amüsirten sich gottvoll über den mir gespielten Streich. Da meldete ein Theaterdiener auch schon wieder den Volksdichter. Ich war nach einer zweiten Sitzung mit ihm nicht lüstern und entschlüpfte schleunigst durch eine Seitenthüre; später erfuhr ich, daß er vom Director Haase mit der ihm eigenen Energie meine sofortige Entlassung verlangt habe, da ich zu dem mir anvertrauten Amte nichts tauge.

Digitized by Google

„„Wenn er die Theaterstücke aufzuführen hat und er thut's nicht““ — hatte er gesagt — „„dann können Sie den Menschen auch nicht brauchen.““

Freund Strantz aber benutzte die günstige Gelegenheit, ihm einen neuen Floh in's Ohr zu setzen, indem er ihm einredete, er habe mir viel zu wenig Geld geboten, sonst wäre ich sicher weniger hartnäckig mit dem Stücke gewesen, das er übrigens für sehr gut halte. Das hatte zur Folge, daß der Volksdichter am nächsten Tage zehnmal in meiner Wohnung vorsprach und natürlich jedesmal die Antwort erhielt, ich sei nicht zu Hause. Nun lauerte er mich auf der Straße ab und bot mir zehn Thaler — mehr sei er zu geben aber nicht im Stande — dafür würde ich es aber auch sicher thun, hätte Herr von Strantz ihm gesagt. Er habe den Tag dazu benutzt, um die mitgebrachten Exemplare seines Stückes in den Kneipen zu verkaufen, sonst hätte er mir auch die zehn Thaler nicht bieten können und morgen in der Frühe müsse er fort, zurück in seine Heimath. Diese Mittheilungen brachten mich auf einen Rachegedanken.

„Sie haben da wirklich eine sehr gute Idee gehabt," sagte ich, „und vielleicht können wir Ihr Stück doch noch aufführen. Wenn in Leipzig recht viele Leute Ihr Stück gelesen haben, dann sind sie neugierig zu sehen, wie sich dasselbe wohl auf der Bühne macht und verlangen von uns die Aufführung. Wie viele Exemplare haben Sie wohl verkauft?"

„„Nu, ich denke, es wird so ein halbes Hundert gewesen sein, mehr hatte ich nicht mitgenommen.““

„Das ist freilich viel zu wenig. Ich will Ihnen etwas sagen. Reisen Sie nach Hause und schicken Sie dann ein paar Hundert Exemplare Ihres Stückes hierher zum Verkauf — aber an wen? Halt, da fällt mir ein,

Digitized by Google

Herr von Strantz interessirt sich sehr für Ihr Stück, er kommt sehr viel in der Stadt herum — das ist der rechte Mann für Sie. Also lassen Sie die Sendung an ihn gelangen, den Betrag können Sie ja durch Postvorschuß entnehmen und ihm einen kleinen Profit berechnen."

So trennten wir uns als die besten Freunde — für immer, denn ich sah den Volksdichter nicht wieder. Wenige Tage später aber kam Herr von Strantz und erzählte halb ärgerlich, halb lachend, bei ihm daheim sei in seiner Abwesenheit ein Postpacket mit ziemlich bedeutendem Postvorschuß angenommen worden und als er dasselbe geöffnet, habe er ein paar Hundert Exemplare des berühmten Stückes „der Heirathsantrag und die Hochzeit zu Ochsensaal" mit einem Briefe des Verfassers vorgefunden, in dem ihm dieser den Vertrieb seines Werkes übertrug und ihm einen Profit von mehreren Thalern in Aussicht stellte. Ich lachte mir still in's Fäustchen, denn ich hatte nun meine Rache.

Nach mehreren Monaten aber erhielt ich aus H. einen Brief, in dem mir der Volksdichter unter Hinweis auf den inliegenden Theaterzettel schrieb, sein Stück sei nun doch in H. von einer umherziehenden Truppe aufgeführt worden und er — wie er stolz hinzufügte — am Schlusse von dem Publicum auf einen Stuhl gestellt und ihm ein Hoch ausgebracht worden, worauf ihm dann ein paar junge Leute einen „Eechenkranz" aufgesetzt hätten. Er hatte also mir gegenüber doch Recht behalten, als er für die Aufführung seines Werkes seinen Kopf zum Pfande setzte.

Digitized by Google

Ernst Possart.

Direktor des Königl. Schauspiels in München.

Ueber die Benutzung des Zwischen-Vorhangs im Schauspiel.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, welchen Act spielt man jetzt?“ „„Immer noch den ersten.““ „Den ersten? Ja, aber der Vorhang ist doch schon zweimal gefallen!“ „„Das war nicht der Vorhang, welcher den Actschluß anzeigt, sondern der Zwischen-Vorhang.““ — „Zwischen-Vorhang? Sie verzeihen, ich bin hier noch fremd; aber woran erkennt man denn bei den hiesigen Aufführungen nun, ob einer der vom Dichter bestimmten Hauptabschnitte der Handlung eingetreten ist?“ „„Ach, sehr einfach, meine Gnädige. Der Vorhang, welcher während des Actes fällt, dieser da, zeigt, wie sie sehen, das Bild des hiesigen Theaters, auf dem Vorhang aber, welcher nach dem Schluß des Actes heruntergelassen wird, befindet sich eine vortreffliche Wiedergabe der Raphael'schen Poesie.““ „Vorhang während des Actes? Darf denn während des Actes der Vorhang fallen?“ „„O gewiß, meine Gnädigste, bei allen Verwandlungen der Scene, wie es augenblicklich der Fall ist.““ „Und sind

Digitized by Google

die Gemälde auf den Vorhängen, welche den Unterschied in den Abschnitten kenntlich machen, bei allen Theatern die gleichen?" „„O nein."" „Ja, dann wird man aber bei erstmaligem Besuch eines fremden Theaters ohne vorher erlangte genaue Kenntniß des Stückes niemals unterscheiden können, was Actschluß, was Verwandlung war?" „„Ach, meine Gnädigste, das ist ja schließlich auch wohl gleich — Abschnitt ist Abschnitt."" „Finden Sie? Darf es einem Dichter gleichgültig sein, ob sein Stück auf der Bühne in fünf Acten dargestellt wird oder in fünfzehn? Das kann ich mir nicht denken."

Der aufrollende Zwischen-Vorhang machte dem Gespräch ein Ende, welches ich bei einer Vorstellung des „Egmont" in einer süddeutschen Residenz belauschte. —

Ja — darf es einem Dichter wohl gleichgültig sein, ob sein Stück auf der Bühne in fünf Akten dargestellt wird, oder in fünfzehn?

Die Eintheilung eines Dramas in fünf Acte ist, wie Gustav Freitag so trefflich erörtert, kein Zufall. In dem seit Ausbildung der modernen Bühne traditionell gewordenen Aufbau des Dramas soll jeder Act einen der fünf Theile des Dramas enthalten:

der erste die Einleitung,
der zweite die Steigerung,
der dritte den Höhepunkt,
der vierte die Umkehr,
der fünfte die Katastrophe.

Die Erkenntniß der Schwierigkeit, zwischen dem Höhepunkt des Conflictes, den der dritte Act erreicht und der Lösung des Knotens im letzten noch einen Mittelact zu finden, welcher in seiner Bühnenwirkung dem vorhergehenden nicht nachsteht, hat wesentlich dazu beigetragen, die traditionelle Fünfzahl der Acte zu vermindern. Die dra-

Digitized by Google

matische Production des letzten Decenniums weist — zumal auf dem Gebiete des Schau- und Lustspiels — zahlreiche vieractige Werke auf, in welchen nach dem glücklich erreichten Höhepunkt des dritten Actes „Umkehr“ und „Katastrophe“ gemeinsam den Schlußact ausfüllen. Weniger Verbreitung fand die analoge Zusammenziehung der Acte eins und zwei („Einleitung“ und „Steigerung“) in einem einzigen Expositionsact und die dadurch erzielte Eintheilung des Dramas in drei Acte.

Wie immer aber der Dichter auch sein Werk gliedern mag, stets wird er darauf bedacht sein müssen, die drei Hauptphasen des Aufbaues: Beginn des Conflictes, Höhepunkt und Katastrophe durch starke Einschnitte auseinander zu halten.

Der aufmerksame Leser wird bei jeder dramatischen Dichtung von Werth, welche bestimmt ist, einen Theaterabend, d. h. einen Zeitraum von zwei bis drei Stunden auszufüllen, diese Vertheilung des Stoffes herausfinden, die sich — je nach der vom Autor gewählten Actzahl — folgendermaßen ordnet:

Bei dem 5actigen Drama	enthält Act I. Die Einleitung,	enthält Act II. Die Steigerung,	enthält Act III. Den Höhepunkt,	enthält Act IV. Die Umkehr,	enthält Act V. Die Katastrophe.
Bei dem 4actigen Drama	Die Einleitung,	Die Steigerung,	Den Höhepunkt,	Die Umkehr und Katastrophe.	
Bei dem 3actigen Drama	Die Einleitung und Steigerung,	Den Höhepunkt,	Die Umkehr und Katastrophe.		

Es ist demnach die erste Pflicht der Regie, diese Gliederung des Dramas auch bei der Aufführung mit

aller Präcision herauszukehren und dieselbe den Hörern erkennbar zu machen; das heißt: die Regie soll dafür sorgen, daß sich da, wo der Dichter genöthigt gewesen ist, die Einheit des Ortes und der Handlung mitten im Act zu unterbrechen, der dadurch erforderliche Scenenwechsel möglichst schnell und unscheinbar vollziehe und die vom Dichter beabsichtigte Eintheilung des Stückes in drei, vier oder fünf Hauptabschnitte durch diesen Scenenwechsel nicht verwischt werde.

Die Regie soll demnach alle technischen Hülfsmittel, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete des Decorations- und Maschinenwesens errungen wurden, aufbieten, um den Stillstand der Handlung mitten im Act auf das geringste Maß zu reduciren und so, um mit Lessing zu reden, „da wo dem Dichter etwas Menschliches begegnet ist" (und die allzuhäufigen Verwandlungen, oft zwei, ja drei in jedem Acte, darf man wohl hierher rechnen) „für ihn zu denken", d. h. für möglichst schnellen Fortgang der Handlung Sorge zu tragen.

Kann nun der Zwischenvorhang als ein technischer Vortheil für die möglichst schnelle Verwandlung der Scene bezeichnet werden, kann er als ein zweckförderndes Mittel für Zusammenhaltung der vom Dichter bezeichneten Hauptabschnitte der Handlung gelten? Nein! Denn Vorhang bleibt Vorhang und die fallende Gardine ist für den Zuschauer das Signal, den Blick von der Scene abzuwenden, giebt gleichsam die Erlaubniß zu Plauderei und Unruhe.

Nur so lange die Scene offen ist, sind ihrer Einwirkung Auge und Ohr des Zuschauers unterthan, sind seine Gedanken dadurch gefesselt. Mit dem Verhüllen des Bühnenraums tritt für den Zuschauer ein Abschnitt in der Handlung ein, ein Abschnitt, der nicht in der Intention des Dichters lag und der Gesammteindruck der Darstellung

leidet unter dieser gewaltsamen Unterbrechung, unter dem Zerreißen der zusammengehörigen Haupttheile der Dichtung. —

Aus welchem Grunde aber fragt nun wohl der Leser, ist denn der Zwischenvorhang überhaupt in Gebrauch gekommen, warum hat er sich im Laufe der Jahre über alle Bühnen, mit alleiniger Ausnahme des Burgtheaters, verbreitet, weshalb ist er trotz häufiger nicht unberechtigter Klagen der Dichter nicht wieder abgeschafft und durch andere technische Hülfsmittel ersetzt worden? Die Frage ist nicht schwer zu beantworten.

Seit in der dramatischen Production das Streben nach Entfaltung eines wahren Seelenlebens, nach Schöpfung lebensvoller charakteristischer Figuren mehr und mehr die Oberhand gewonnen, seit damit auch dem Schauspieler Gelegenheit gegeben ward, in seiner Darstellung nicht nur pietätvoll auf die Charakterzeichnung des Dichters einzugehen, sondern auch noch da und dort eine den Gesammteindruck nicht störende, richtig abgetonte Farbennuance aufzutragen; seitdem hat sich das Bedürfniß geltend gemacht, auch im decorativen Theil der Aufführungen der Wirklichkeit nahe zu kommen und den Eindruck der Scene durch eine möglichst naturgetreue Umrahmung zu erhöhen.

Wenn man in früherer Zeit den Salon eines reichen Banquiers in einem Benedix'schen Lustspiele auf der Bühne herzustellen hatte, so genügte eine kurze Decoration mit offenen Coulissen, an der Hinterwand ein paar gemalter Luxusgegenstände — Spiegel, Vasen, Leuchter 2c. — welche die Wohlhabenheit des Besitzers andeuteten. Die geöffnete Mittelthür zeigte einen Flur oder um diesen Ausdruck in unser geliebtes Bühnendeutsch zu übertragen, einen „grauen Hintersetzer", der ebenso bequem auf die Seite geschafft werden konnte, wie das einfache Mobiliar: „links und

rechts je ein Tisch mit Stühlen." — Wie sieht heute der Salon desselben Benedix'schen Banquiers aus? Geschlossene Decoration, Thüren und Fenster mit Füllungen von reichen echten Portièren überhangen, Teppiche, „praktikable" (d. h. fortnehmbare) Bilder an den Wänden, Kronenleuchter, Pianino, Blumentische, Säulen mit Statuetten und Vasen, Kamine, in denen das Feuer brennt, wenn nur irgend einmal von einem Balle oder einem anderen Wintervergnügen die Rede ist. Die bescheidene Mittelthür hat einem offenen, durch schwere Vorhänge abzuschließenden „Bogen" Platz gemacht, der „graue Hintersetzer" ist verschwunden und dem verwöhnten Auge erschließt sich ein zweiter Salon in anderer Farbe, aber von gleicher Pracht und wir dürfen von Glück sagen, wenn die Rückwand desselben nicht noch auf einen Wintergarten führen muß, zwischen dessen lebenden Blumen eine veritable Fontaine — mit electrischem Lichte beleuchtet — ihre Wassergarben gegen die Soffiten sendet. —

Das Verwandlungszeichen ertönt. — Ja, wie soll man vor den Augen des Publicums diese Fülle von Material verschwinden und den nicht minder reichhaltigen Apparat für die nächste Scene aufstellen lassen? — In früherer Zeit ging der „Zimmerprospect" (die Rückwand) in die Höhe, dahinter stand bereits die erforderliche nächste Decoration, die Coulissen wechselten, Tisch und Stühle blieben für das nächstfolgende Zimmer stehen oder wurden mit Hülfe der „Abräumer" (Diener im Costüm der Zeit, in welcher das Stück spielt), durch ein anderes, aber immer nur durch ein für die Spielenden unumgänglich nothwendiges Mobiliar ersetzt.

Jetzt ist eine „offene Verwandlung" schwierig, unter den angeführten Verhältnissen sogar unmöglich geworden. Das Publicum würde völlig aus der Illusion gerissen

Digitized by Google

werden, müßte es Zeuge sein, wie ein eifriger Theaterarbeiter, die schwersten steinernen Kamine ohne jede Beihilfe in die nächste Coulisse trägt, wie sein College, unter jedem Arm eine Säule von cararischem Marmor im Laufschritt durch den Hintergrund sich davonmacht und wie der kostbarste persische Teppich beim Zusammenrollen sich als einseitig bemalte grobe Leinwand entpuppt.

Man ist genöthigt, die Verwandlung der Scene zu verschleiern, um die Geduld und die Illusion des Auditoriums nicht auf eine allzuharte Probe zu stellen.

Der Zwischenvorhang fällt; er soll noch den weiteren Vortheil bringen, daß das technische Personal in den Arbeitskleidern, nicht genirt durch den prüfenden Blick des Zuschauers, unter der Controle des Maschinisten und des Regisseurs schneller manipuliren kann. —

Ist nun der Gesammteindruck einer derartig glänzend ausgestatteten Vorstellung, welche uns statt einer fünfactigen Comödie, die der Dichter geschrieben, eine neun- bis zehnactige vorführt, ein so bedeutsam größerer, als er zu jener Zeit war, da auf der Bühne „die Putzsucht der Regie", um mich der Worte Oscar Blumenthals zu bedienen, noch nicht Platz gegriffen? Liegt der Schwerpunkt der theatralischen Wirkung nicht immer noch in der Darstellung und nicht in der scenischen Beihülfe? Ist eine Zumuthung an die Illusion des Zuschauers in Bezug auf gewisse äußerliche Dinge nicht weit gerechtfertigter als die Zumuthung, daß er sich ein vom Dichter sorgfältig gegliedertes Stück in Fetzen ansehe, auch wenn diese Fetzen vergoldet und elektrisch beleuchtet sind?

Sicherlich wird jeder Autor, der nicht bloß auf Sinnenlust des Publicums speculirt, der nicht bloß ein Ausstattungsstück, sondern ein wirkliches Drama schreiben will, lieber auf den geschmackvollsten und glänzendsten Prunk verzichten,

Digitized by Google

als durch die deshalb hervorgerufene Verzögerung und Verschleppung den frischen Fortgang der Handlung stören zu lassen.

Aber ist der Zwischenvorhang in der That auch in allen Fällen, selbst da, wo die Reichhaltigkeit der Ausstattung nicht in Frage kommt, zu entbehren? Und soll der scenische Apparat unter allen Umständen auf ein so geringes Maß reducirt werden, daß eine Verwandlung bei offener Scene leicht zu bewerkstelligen ist? Beide Fragen muß ich mit Nein beantworten.

Vergegenwärtigen wir uns, um die erstere Frage näher zu beleuchten, die Einleitungsscene des „Fiesco". Ein prächtig erleuchteter Saal im Palast des Fiesco. Im Vordergrund Tische, Sessel, ein Spiegel. Der Mohr hat soeben den Pact mit seinem neuen Herrn geschlossen und eilt davon, die Anschläge Gianettino Dorias auszukundschaften. Das Verwandlungszeichen ertönt. Das im Vordergrund stehende Mobiliar wird abgetragen; der Hintergrund des „Zimmers bei Verrina" senkt sich nieder, den Ballsaal verdeckend. Die Coulissen wechseln. „Bertha rücklings in einem Sopha, den Kopf in die Hand geworfen" soll, halbohnmächtig über den Verlust ihrer jungfräulichen Ehre, aus ihrem Brüten erst aufgeschreckt werden durch den düster hereintretenden Verrina.

Wie wird sich diese Situation bei offener Scene erzielen lassen? Wir dürfen mit Recht gespannt sein. Ah! Vortrefflich! Da bringen schon zwei geschickte „Abräumer" als Diener des Verrina gekleidet, eine Chaise-longue, und stellen sie im Vordergrund rechts auf. Dann dirigiren sie, höchst kundig der Scenen, die noch folgen werden, einige Sessel für die später auftretenden Verschworenen, auf die entgegengesetzte Seite der Bühne, sehen sich noch

Digitized by Google

einmal prüfend um, ob auch Alles hübsch in Ordnung ist und entfernen sich befriedigt lächelnd von der Scene.

Der Beleuchtungs-Aufseher läßt Halbdunkel eintreten, denn die Kerzen Fiescos sind verschwunden und wir haben hier „Morgendämmerung“; eine Pause — da, aus der Seitenthür tritt in derangirtem Négligé die unglückliche Bertha, wirft sich malerisch auf das Canapé („Ach, jetzt haben die Esel wieder das Kopfende zu weit nach hinten gestellt —“) und beginnt zu schluchzen. Pause. Dann schließt sie die Augen. Pause. „Nun? kommt denn der Verrina noch nicht“ flucht sie heimlich, denn sie ist, wie jede Bertha schon seit der ersten Probe empört, daß sie diese Rolle überhaupt spielen muß. — Nein, mein Fräulein, er kann noch nicht kommen, denn „das Vorzimmer“ muß erst hinter der Mittelthür aufgestellt werden, sonst sieht man ja beim Auftreten des Herrn Vaters noch den Ballsaal des prunkliebenden Fiesco.

Endlich tritt Verrina ein und seine Tochter erwacht bei dem Geräusch seiner Schritte aus der Ohnmacht, in welche sie vor fünf Secunden zu fallen genöthigt war.

Wie anders wird diese Scene wirken, wenn nach einer kurzen Verhüllung der Bühne durch den Zwischenvorhang Bertha in einem stimmungsvollen, womöglich „geschlossenen“ Gemach — und ein solches ist bei offener Scene sehr schwer herzustellen — welches die Spuren des nächtlichen Einbruches verräth, halbohnmächtig schon auf dem Ruhebett liegt und nun das Oeffnen der Thüre sie aufschreckt. —

Auch die Beleuchtung der zweiten Frage: ob überhaupt der scenische Apparat so zu beschränken sei, daß unter allen Umständen eine Verwandlung bei offener Scene ermöglicht werden könne, wird Manches entdecken lassen, was zu Gunsten des Zwischenvorhangs spricht. Es ist

nicht selten nöthig, einen gewissen Luxus zu entfalten, um der ausdrücklichen Vorschrift des Dichters logisch gerecht zu werden, unmittelbar darauf aber ist ein Scenenwechsel geboten; z. B.: Kabale und Liebe. Act II, Scene 1. „Ein Saal im Palais der Lady Milford; zur rechten Hand steht ein Sopha, zur Linken ein Flügel." — Dann Verwandlung „Zimmer beim Musikanten". Es ist undenkbar, daß der Herzog, der siebentausend Landeskinder nach Amerika verkauft, um mit diesem Blutzins seinen Gelüsten fröhnen zu können, der seiner Favorite so kostbare Brillanten übersendet, daß selbst die verwöhnte Lady bei ihrem Anblick erschrickt; es ist undenkbar, daß der Herzog das Palais seiner Geliebten nicht mit all dem sybaritischem Luxus ausgestattet haben sollte, der für das Wesen der kleinen deutschen Höfe zu Ende des vorigen Jahrhunderts so charakteristisch ist. Vasen, Statuetten, Teppiche, ein vollzähliges Möbel-Etablissement, darunter das vom Dichter vorgeschriebene Sopha werden unvermeidlich sein, dabei darf Letzteres nicht so weit nach rückwärts zu stehen kommen, daß etwa die Hinterwand des später erscheinenden Zimmers beim Musikanten davor niederfallen könnte, denn Lady Milford wird ihre große Erzählung nicht im Hintergrund der Bühne sprechen wollen.

Und all dieser schwer zu transportirende Apparat soll vor den Augen des Publicums mit der Hauseinrichtung des alten Miller vertauscht werden. Wie leicht kann die Ungeschicklichkeit eines Dieners den Eindruck der ergreifenden Scene zwischen Ferdinand und Lady Milford zerstören?

Auch hier ist also der Zwischenvorhang zwar immerhin nur ein nothpeinlicher Behelf, aber doch von zwei Uebeln das kleinere, denn er verdeckt den trivialen, die Illusion störenden Vorgang des Abräumens und Wiederherrichtens der Bühne.

Digitized by Google

Und an dieser Stelle möchte ich dem Wunsche Nachdruck geben, daß von dem Institut der „Abräumer“ bei scenischen Verwandlungen überhaupt Umgang genommen werde. Während der Vorstellung sollen auf der Bühne keine anderen Personen sichtbar werden, als diejenigen, welche an der Handlung betheiligt sind. Die verlegene oder komische Erscheinung, oder die Ungeschicklichkeit eines Abräumers, sei derselbe auch noch so elegant gekleidet, stören den Zuschauer gerade so sehr, wie die mangelhafte Darstellung eines Schauspielers.

Man beschränke den decorativen Apparat, wo es irgend thunlich ist, soweit, daß die offene Verwandlung auf mechanischem Wege zu vollziehen ist, d. h. man lasse Tische und Stühle durch Versenkungen kommen und verschwinden, Bänke und Ruhebetten aus den Coulissen hervorschieben und dahin zurückziehen.

In allen den Fällen aber, wo eine durchaus nothwendige, reichere Ausstattung den Scenenwechsel auf mechanischem Wege, d. h. ohne Beihilfe von Abräumern unmöglich macht, benütze man den Zwischenvorhang. —

Demnach ließe sich, wenn man in Bezug auf die technische Behandlung des Decorationswechsels während der Acte bestimmte Principien aufstellen will, die Frage in der Praxis folgendermaßen gliedern:

a) Der Decorationswechsel während des Actes soll im Allgemeinen bei offener Scene und zwar auf mechanischem Wege, (mit Benutzung der Versenkungen 2c.) jedoch ohne Beihilfe von Abräumern geschehen.

b) In allen Fällen aber, wo die erste Scene nach einer Verwandlung eine im Vordergrund der Bühne stehende, sitzende oder liegende Gruppe von Personen verlangt und

c) wenn die Dichtung eine so reiche Ausstattung fordert, daß der Aufbau nicht ohne Beihilfe von Abräumern vor

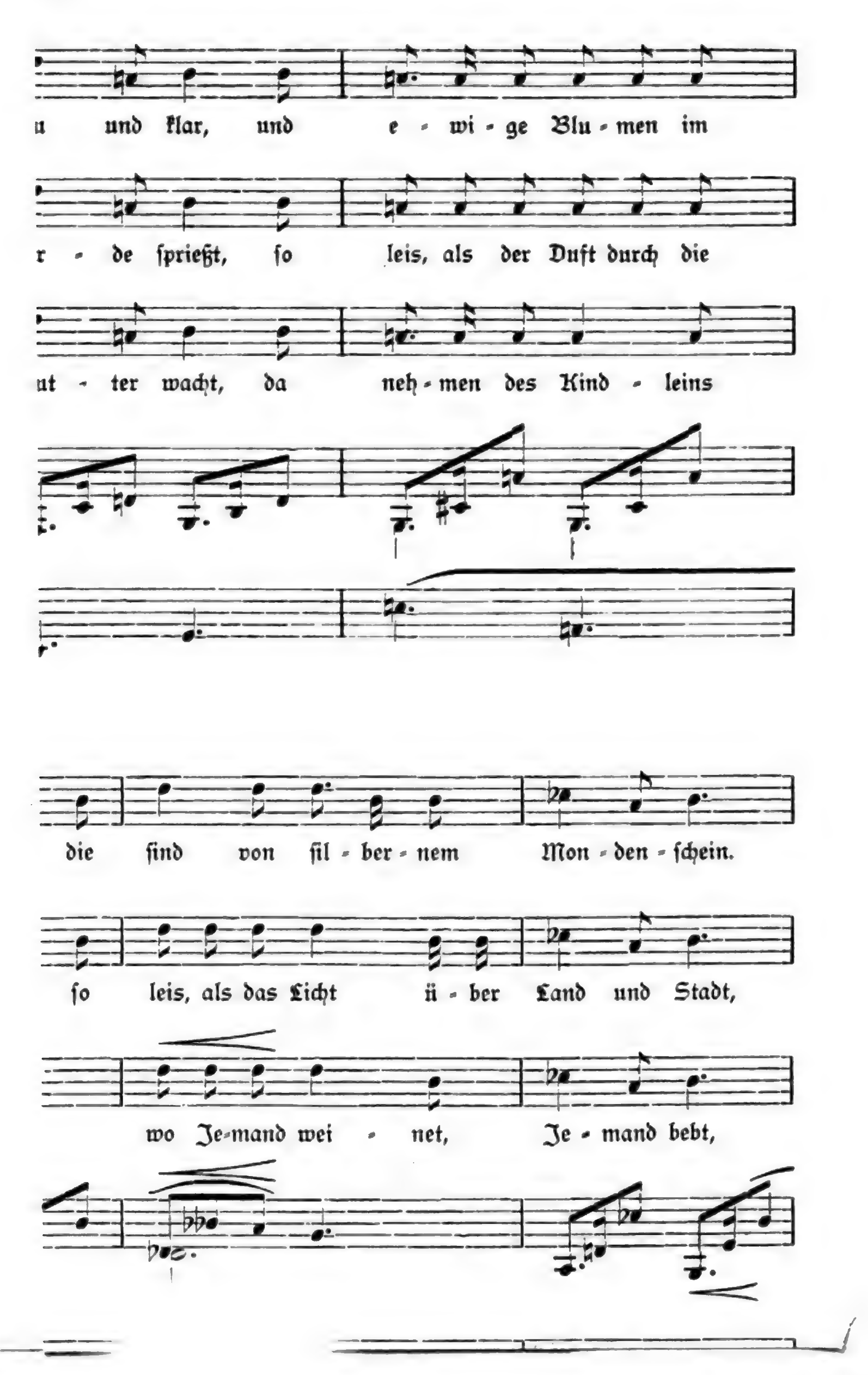
Digitized by Google

den Augen des Publicums hergestellt werden kann, soll der Zwischenvorhang zur Anwendung gelangen.

Am Besten würde es freilich sein, wenn diese Principien nur auf die schon vorliegenden Dramen Anwendung zu finden brauchten, die lebende Dichtergeneration aber es sich zum Gesetz machen wollte, ein für alle Mal auf Verwandlungen der Scene während des Actes zu verzichten. Unsere beliebtesten Lustspieldichter haben denn auch in den letzten Jahren ebenso zum Vortheil für den technischen Bühnenbetrieb, wie für die Wirkung der rein dramatischen Effecte an diesem Canon festgehalten. Die letzten Dichtungen Paul Lindaus, die Lustspiele L'Arronges und Mosers bieten und genießen diesen Vortheil. Sie gestatten die comfortabelste Ausstattung, denn sie verlegen den Scenenwechsel nur in den Zwischenact, den man unter allen Umständen so weit verlängern darf, daß auch ein schwieriger herzustellendes scenisches Bild geschaffen werden kann.

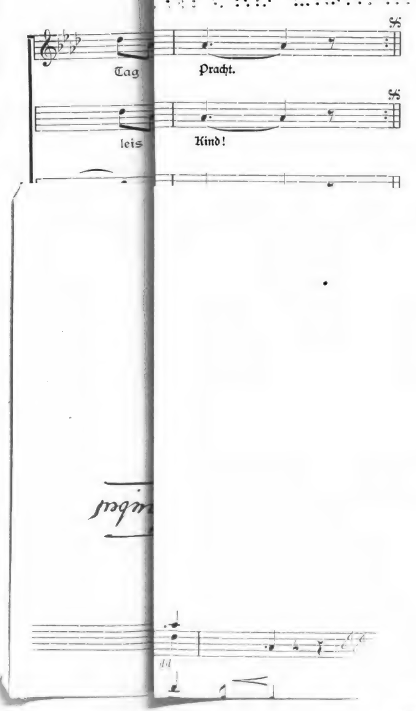
Möchten unsere jüngeren Poeten, die den häufigen Scenenwechsel mit Berufung auf Shakespeare entschuldigen wollen, nicht vergessen, daß die Werke des großen Britten auf den Brettern des Blackfriars- und Globe-Theaters vor einem Publicum zur Darstellung gelangten, das die Errungenschaften unserer modernen Bühnentechnik nicht kannte und daß ein extremer Purismus auf diesem Gebiete sicherlich ebenso unberechtigt und schädlich wäre, wie ein, in verwerfliches Extrem getriebenes „Meiningern".

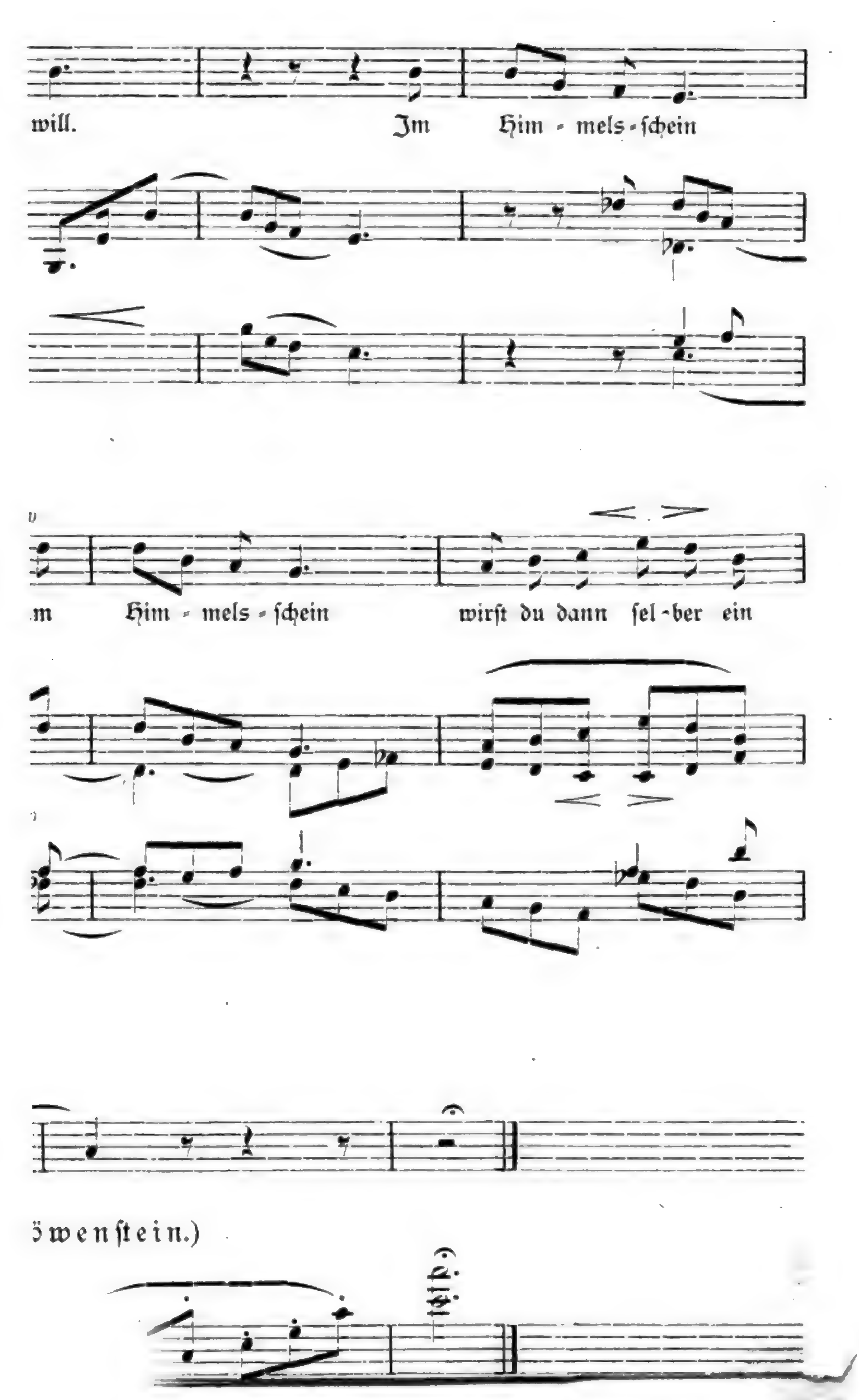
Ernst Possart

gitized by Google

Google

u und klar, und e - wi - ge Blu - men im
r - de ſprießt, ſo leis, als der Duft durch die
ut - ter wacht, da neh - men des Kind - leins
die ſind von ſil - ber - nem Mon - den - ſchein.
ſo leis, als das Licht ü - ber Land und Stadt,
wo Je-mand wei - net, Je - mand bebt,

NFORD LIBRARY



Digitized by Google

will. Im Him - mels - schein
m Him - mels - schein wirst du dann sel - ber ein
wenstein.)

Vor den

Couliſſen.

Original-Blätter

von

Celebritäten des Theaters und der Muſik.

Mit 40 Portraits und Facſimiles.

Herausgegeben

von

Joſef Lewinsky

(Berlin).

Zweiter Band.

Berlin 1882.

A. Hofmann & Comp.

Alle Rechte vorbehalten.
Vollinhaltlicher Abdruck einzelner Artikel
verboten.

Inhaltsverzeichniß.

Franz Lachner: Erinnerungen an Schubert und Beethoven . . 1
Carl Reinecke: Reminiscenzen 11
Friedrich von Flotow: Erinnerungen aus meinem Leben . . 21
Ferdinand Gumbert: Zwei Meistersänger. 28
Julius von Benedict: Jenny Lind in Havanna 35
Edmund Kretschmer: Musikers Leiden und Freuden . . . 40
Anton Rubinstein: Die geistliche Oper 46
Ferdinand Hiller: Kritische Schüler. 55
Ignaz Brüll: Mosenthal und „das goldne Kreuz“ 61
Moritz Moszkowski: Ueber Concerte in kleinen Städten . . 65
Friedrich Küden: Meine Begegnung mit Heinrich Heine . . 73
Emil Naumann: Alexander v. Humboldt und Friedrich Wilhelm IV. 79
G. Graben-Hoffmann: Eduard Maria Oettinger 93
Georg Vierling: Aus der Compositionsstunde bei A. B. Marx 98
Friedrich Kiel: Aus dem musikalischen Leben kleiner deutscher Fürstenhöfe früherer Zeit 101
Woldemar Bargiel: Ueber das Neue und den Fortschritt in der Musik 105
Johann Strauß: Eine Kunstreise mit Hindernissen 111
Robert Volkmann: Eine Aufführung meiner D-moll-Symphonie 121
Mariano de Padilla: Episoden aus meiner Reise nach Mexico 130
Désirée Artôt: Erinnerungen an meine Concert-Tournée im Kaukasus 1879—80 139
Chéri Maurice: Ein Freund in der Noth 149
Gustav Moltke: Goethe-Reminiscenzen 153
Angelo Neumann: Erinnerungen an Richard Wagner's „Ring des Nibelungen“ 163

Digitized by Google

August Förster: Ein Preislustspiel 172
Ferdinand Lang: Aus meinem Tagebuch 182
Wilhelm von Hoxar: Der neue Vorhang 186
Bernhard Baumeister: Die Schauspielschule 211
Friederike Goßmann: Ein Plauderbrief 213
Tommaso Salvini: Erklärungen und Betrachtungen über einige Werke und Charaktere William Shakespeare's 219
Heinrich de Marchion: Aus goldener Jugendzeit 249
Herrmann Jacobi: Regie-Schulen 264
August Neumann: Ein Gastspiel-Quartett unter Franz Wallner 273
Philomène Hartl Mitius: Aus meinen Lehrjahren . . . 281
Carl Sontag: Eine Frage, betreffend eine dunkle Stelle in Schiller's „Braut von Messina" 289
Adolf Neuendorff: Das deutsche Theater in New-York . . 299
Franz von Schönthan: Ein Comödiant der alten Schule . 317
Amelie Schönchen: Rückblicke 326
A. van Lier: Aus dem Leben eines alten Theaterdirectors . 336
Henry Irving: Die Bühne, wie sie ist 343
Max Goldstein: Das Ende der deutschen Oper in New-York . 361

Digitized by Google

Monolog des Herausgebers.

Statt einer Vorrede.

—⁂—

So wäre ich denn wieder im Begriff, einen Band „Originalblätter" erscheinen zu lassen. Was ich bei dem Gedanken empfinde, wage ich kaum mir selbst anzuvertrauen. Wie einem unsichern Schauspieler, der in einer neuen Rolle vor das Publikum hintreten soll, ist mir zu Muthe. Mir klopft das Herz, mir flimmert es vor den Augen — ich habe das „Coulissen"-Fieber.

Ach, der Herausgeber eines Buches, wie das gegenwärtige, ist nicht zu beneiden; er hat nach allen Seiten hin Rücksichten zu nehmen. Ja, wäre ich der Verfasser!

Der Verfasser eines Buches ist der Eigenthümer eines Hauses; der Herausgeber ist bloß der Hausverwalter, (der Berliner würde sagen: der Vicewirth) und dies „Haus" hat gar 40 Eigenthümer, deren Besitzthum ich zu „verwalten" habe, — es ist ein wahres Gesellschafts-Haus.

Wie wird es dir nun gehen, mein liebes Ich, in deiner verantwortungsvollen Stellung? Wirst du die Zufriedenheit

Digitized by Google

deiner zahlreichen Herren gewinnen und auch die der Andern, die gleichfalls deine Herren sind? Weißt du nicht, daß es unter den Letzteren Viele giebt, die entschiedene Gegner derartiger Häuser sind, und daß man dich durchaus nicht schonen wird, wenn dein „Coulissenhaus“ bei der Visitation nicht den strengsten Anforderungen entspricht?

Schon tönt ein ganzer Chor disharmonirender Stimmen in dein Ohr. „Will denn die Decamerone-Epidemie gar kein Ende nehmen?“ ruft der Eine. „Aha“, ruft ein Anderer, „zuerst kamen die Schauspieler, jetzt sind die Componisten an der Reihe; wenn das so fort geht, kommen schließlich auch noch die Schneider und Kesselflicker mit Originalblättern.“ — „Das geht nicht länger“, schreit ein Dritter, „wenn die Componisten und Schauspieler unter die Schriftsteller gehen, dann bleibt am Ende uns nichts übrig, als zu componiren oder Comödie zu spielen.“ — „Reclame, eitel Reclame,“ brüllt ein Vierter dazwischen, „Selbstberäucherungs-Anstalt!“ . . . .

Wie tief, wie tief fühle ich die Wahrheit dessen, was sie mir entgegenhalten werden! Und haben sie nicht Recht? Giebt es in der That nicht schon mehr Decamerons als Recensenten? Kann ich es leugnen, daß ich es — so wie ich mich kenne — auch noch auf die Schneider und Kesselflicker des In- und Auslandes abgesehen habe? Trage ich, wenn ich in dieser Weise es weiter treibe, nicht wesentlich dazu bei, daß die Schriftsteller vom Fach immer mehr überflüssig werden? Und ist nicht schließlich wirklich die Gefahr vorhanden, daß junge Streber, wie etwa der alte Lachner Anton Rubinstein und ähnliche obscure Leute in meinem Buche die willkommenste Gelegenheit erblicken, sich zu beräuchern und für ihre fragwürdigen Compositionen Reclame zu machen? . . . .

Digitized by

O, mein alter Freund, wenn du erst zu solchen Selbstanklagen gelangt bist, dann thust du gut daran, dich bei Zeiten nach Entschuldigungsgründen für das Erscheinen deines Buches umzusehen. Wie aber soll dir dies gelingen? Wird man es als einen triftigen Entschuldigungsgrund gelten lassen, wenn du darauf hinweisest, daß dir vom ersten Bande dieses Werkes ein Beitrag übrig geblieben, durch den du — natürlich unter Berücksichtigung der dazu noch fehlenden 39 Beiträge — zu einer Fortsetzung genöthigt warst? — Wird man geneigt sein, ein Auge zuzudrücken, wenn du dich auf den Umstand beziehst, daß du deinem Verleger auch noch für einen zweiten Band „Coulissen“ deine Seele verschrieben? — Wird man es als berechtigt anerkennen wollen, daß es im weiten Bereich der Kunstinteressen Dinge giebt, über welche Fachmänner sich am Besten zu äußern vermögen? — Wird man . . . doch um des Himmels Willen sprich nicht alles aus, was du denkst! liebes Ich, die Wände haben Ohren. . . . Genug, du magst dich entschuldigen, du magst dich vertheidigen, du magst sagen, was du willst — du wirst todtgeschlagen.

So will ich denn, in Vorahnung meines Geschicks, ehe ich von dieser Coulissenwelt für immer scheide, von all Denen, die mir diese Welt — trotzdem und alledem — zu einer besseren gemacht, im Herzen dankbar Abschied nehmen. Welch' ein herrlicher Verein bedeutender und liebenswürdiger Menschen, denen näher treten zu dürfen, ich so glücklich war! Und hat auch der Eine oder der Andere aus diesem auserlesenen Kreise dir manche unruhvolle Stunde bereitet, — wer denkt daran im Augenblick des Scheidens!

Ach, eines vortrefflichen Mannes muß ich aber gedenken, der inzwischen in Wahrheit in eine „bessere Welt“ eingegangen — Friedrich Kücken!

Digitized by Google

Wenige Tage vor seinem Ableben hat der gefeierte Componist mir seine „Begegnung mit Heinrich Heine" gesandt, von den wenigen Worten begleitet — vielleicht gar seinen letzten: „In Eile, wegen einer Jagdpartie". Wie bald sollte sich an ihm das Wort des Dichters erfüllen: „Das Wild, das ich jage, das ist der Tod!" . . .

Doch ich will diesen Selbstbetrachtungen keinen allzudüstern Abschluß geben, denn der Lebende hat Recht. Wie könnte ich aber Eurer vergessen, Ihr lieben, treuen und — wie oft! — geduldigen Freunde, die Ihr auch diesen Theil meines Unternehmens in bereitwilligster Weise gefördert habt — Ludwig Barnay und Hofoperndirector von Strantz!

Wird diese Förderung, Ihr leichtsinnigen Freunde, Euch aber auch in den Augen der Welt keinen Nachtheil bringen? Nein, sie wird es nicht — es ist ja nur ein „Monolog", dem ich es anvertraue. Welch' Glück, daß kein Mensch ihn belauscht hat!

Digitized by

STANFORD LIBRARY

Friedrich von Flotow, Franz Lachner, Woldemar Bargiel
Johann Strauß, Friedrich Kücken, Desirée Artôt, Edmund Kretschmer, Ferdinand Gumbert.
Julius Benedict, Anton Rubinstein, Georg Vierling.
Ferdinand Hiller, Moritz Moszkowski, G. Graben-Hoffmann,
Friedrich Kiel, Ignaz Brüll, Robert Volkmann, Carl Reinecke
Mariano de Padilla, Max Goldstein, Emil Naumann.

Digitized by Google

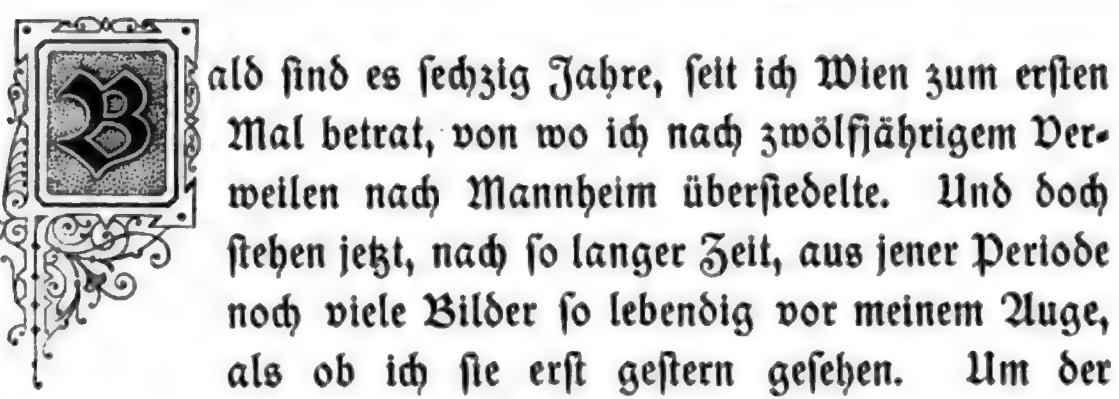
STANFORD LIBRARY

Digitized by Google

Franz Lachner.

München.

Erinnerungen an Schubert und Beethoven.



Bald sind es sechzig Jahre, seit ich Wien zum ersten Mal betrat, von wo ich nach zwölfjährigem Verweilen nach Mannheim übersiedelte. Und doch stehen jetzt, nach so langer Zeit, aus jener Periode noch viele Bilder so lebendig vor meinem Auge, als ob ich sie erst gestern gesehen. Um der wiederholten freundlichen Aufforderung des Herausgebers dieser Blätter zu entsprechen, habe ich mir gestattet, ein Paar dieser Bilder, die von allgemeinerem Interesse sein dürften, hier in flüchtigen Zügen zu fixiren.

Es war an einem schönen Herbsttage des Jahres 1822, als ich nach zweijährigem, unter bitteren Entbehrungen und eifrigen musikalischen Studien zugebrachtem Aufenthalte München verließ und als 19jähriger Jüngling auf einem Floße über Landshut, Plattling und Passau nach Wien fuhr. Indem ich diese Fahrt unternahm, folgte ich, lediglich auf meinen Stern bauend, dem inneren Drange nach

Digitized by Google

der Metropole der Musik, in der ein Gluck, Haydn, und Mozart gelebt und geschaffen hatten, und Beethoven eben im Zenith seines Ruhmes stand.

Die einzige Empfehlung, die ich mir zu verschaffen wußte, war ein Brief eines Handlungs-Commis in München an einen Kollegen in Wien. Meine Baarmittel betrugen im Ganzen 18 fl., dem Erlöse aus dem Verkaufe einer kleinen ererbten Bibliothek, welche nach einmaligem Durchlesen für mich weiter keinen Werth hatte.

Leider passirte mir auf der Mauth an der österreichischen Grenze in Nußdorf das Malheur, daß bei der Visitation meines Ränzchens der versiegelte Empfehlungsbrief entdeckt und konfiscirt wurde. Außerdem aber wurde ich auch noch wegen Postdefraudation in eine Geldstrafe genommen, die den Rest meines Geldes aufzehrte.

In ziemlich gedrückter Stimmung stieg ich daher bei Nußdorf ans Land und hielt mit meinem Tornister auf dem Rücken meinen Einzug in die Kaiserstadt. Mein Nachtquartier nahm ich in dem Gasthause zur goldenen Ente nächst dem Obstmarkte auf der Wieden. Nachdem ich in der allgemeinen Wirthsstube mein Abendessen verzehrt hatte, blätterte ich in einer der vorhandenen Zeitungen. In dieser fand ich unter vielen anderen mich nicht interessirenden Annoncen die Ausschreibung einer Concursprüfung zur Aufnahme eines Organisten an der protestantischen Kirche, welche an einem der nächsten Tage stattfinden sollte. Da ich auf der Orgel bereits im elterlichen Hause und noch mehr im Studienseminar in Neuburg mir ziemliche Fertigkeit erworben hatte, war mein Entschluß schnell gefaßt. Ich meldete mich bei der Prüfungskommission, unter welcher sich der Komponist Abt Stadler, die Kapellmeister Weigl, Seyfried, Gyrowetz, Sechter, der Klavierfabrikant

Digitized by Google

Streicher u. a. befanden, und war so glücklich, unter einigen dreißig Bewerbern als der tüchtigste befunden, die gewünschte Stelle zu bekommen, womit für den nothwendigen Lebensunterhalt gesorgt war.

Meinen Mittagstisch nahm ich in der Regel im Haidvogel, einem damals sehr bekannten Speisehause am Stefansplatz, das vor einigen Jahren abgebrochen wurde. Dort fand sich auch häufig ein junger Mann von ungewöhnlichem Aeußeren, anscheinend einige Jahre älter als ich, ein. Sein Wesen hatte etwas Eigenthümliches. Ein rundes, dickes, etwas aufgedunsenes Gesicht, eine gewölbte Stirn, aufgeworfene Lippen, eine Stumpfnase, krauses, wenn auch spärliches Haar gaben seinem Kopf ein originelles Aussehen. Seine Statur war unter Mittelgröße, Rücken und Schultern gerundet. Der Ausdruck seines Gesichts war nicht uninteressant. Da er stets eine Brille trug, so hatte er einen etwas starren Blick. Wenn aber das Gespräch auf Musik kam, so fingen seine Augen an zu leuchten, und seine Züge belebten sich.

Allmählig vermittelte das tägliche Zusammentreffen und der Umstand, daß ich in einem Concert an die Seite dieses jungen Mannes zu sitzen kam, und mich seine Aeußerungen über die musikalischen Vorträge anzogen, unsere Bekanntschaft. Hieraus entstand bei sich offenbarender Gleichheit unserer Interessen und Bestrebungen nach und nach ein ununterbrochener, fast täglicher Verkehr und herzliche Freundschaft.

Der junge Mann war Franz Schubert, ein damals nur in einem engeren Kreise bekannter Name, der jedoch zehn Jahre später die Aufmerksamkeit der gesammten musikalischen Welt auf sich zog, und nicht nur als Liedercomponist, sondern auch auf dem Gebiete der Instrumental-Musik den Sternen erster Größe beigezählt wurde.

Digitized by Google

Durch ihn lernte ich alsbald auch seine Freunde Bauernfeld, Schwind, Randhartinger, Lenau, Anastasius Grün, Grillparzer, Castelli, Carajan, Dessauer, Feuchtersleben u. A. kennen, mit denen ein gegenseitiger täglicher Verkehr bestand. Häufig fanden wir uns im Gasthause zum Stern auf der Brandstatt zusammen; dort lasen die Dichter ihre neuesten Erzeugnisse vor, so auch Bauernfeld seine Lustspiele, von denen sich ein großer Theil jetzt noch auf den Bühnenrepertoiren befindet. Auch versorgten einzelne Mitglieder dieser Gesellschaft uns Componisten mit den Gedichten zu größeren und kleineren Tonschöpfungen. Unter Anderem schrieb Seydel für mich die Verse zu der Cantate: „Die vier Menschenalter“; Bauernfeld den Text zu dem Oratorium: „Moses“ und für Schubert das Libretto zur Oper: „Der Graf von Gleichen“; Castelli das Buch zum: „Häuslichen Krieg“; Grillparzer das: „Morgenständchen“, das Schubert so wunderbar schön und originell für 5 Frauenstimmen componirte.

Wir Beide, Schubert und ich, theilten uns unsere Arbeiten im Entwurfe mit und machten häufig größere oder kleinere Spaziergänge in der reizenden Umgebung Wiens, nach Hiezing, Dornbach, Klosterneuburg, auf den Kahlen- und Leopoldsberg 2c., wobei sich häufig Schwind und Bauernfeld anschlossen. Schubert fand sich oft in meiner Wohnung ein, welche sich damals in einem Gartenhause hinter dem Invalidenhause befand. Dort spielten wir zum ersten Male seine herrliche 4händige Fantasie in F-moll op. 103 und viele andere der damals entstandenen Werke.

Als ich dann später 1826 Capellmeister am Kärnthnerthor-Theater geworden war, benutzte ich meine musikalischen Verbindungen, Schuberts größere Instrumental-Compositionen ihm selbst zu Gehör zu bringen. Dies geschah

Digitized by Google

theils in meiner Wohnung, theils bei besonderen Gelegenheiten an anderen Orten.

In meiner Wohnung wurde auch zum ersten Male das große Octett op. 166 für Streich- und Blasinstrumente, dann das herrliche Streich-Quartett in D-moll mit den Variationen über das Lied: „Der Tod und das Mädchen" producirt. Das letztere Quartett, welches gegenwärtig alle Welt entzückt und zu den großartigsten Schöpfungen seiner Gattung gezählt wird, fand durchaus nicht ungetheilten Beifall. Der erste Violinspieler Sch., der allerdings wegen seines hohen Alters einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war, äußerte nach dem Durchspielen gegen den Componisten: „Brüderl, das ist nichts, das laß gut sein; bleib Du bei Deinen Liedern!" worauf Schubert die Musikblätter still zusammenpackte und sie für immer in seinem Pulte verschloß — eine Selbstverleugnung und Bescheidenheit, die man bei manchem berühmten Componisten der Gegenwart vergeblich suchen würde.

Kaum besser erging es ihm mit seiner wunderbar schönen Symphonie in C-dur. Ich wohnte mit Schubert der ersten Probe derselben im landständischen Saale in der Herrengasse bei; auch dieses großartige Werk, das erst viel später allgemeine Bewunderung erregte, und jetzt häufig das Repertoir der großen Concert-Institute ziert, errang damals nur sehr getheilten Beifall.

Aber Schubert ließ sich dadurch in seinem Schaffen nicht beirren: er häufte Compositionen jeder Art auf einander, die in der großen Mehrzahl erst nach seinem Tode gehörig gewürdigt wurden und ihm seinen Rang unter den größten Tondichtern aller Zeiten sicherten. Größtentheils waren es Gesänge und Lieder mit Klavierbegleitung; außer vielen Instrumental-Compositionen befanden sich aber auch

gegen anderthalb Dutzend Opern, Singspiele und Melodramen darunter, welche sich — größtentheils der schwachen Texte wegen — nicht als lebensfähig erwiesen.

Rasch flohen die Stunden, Tage und Monden im heitersten Verkehre und neidlosem Streben, wechselseitigem Gedankenaustausche und täglicher Mittheilung dessen, was die Gunst der Muse jedem von uns Beiden eingegeben. Leider sollte die Zahl dieser Jahre, die ich zu den gesegnetsten und beglückendsten meiner langen irdischen Laufbahn rechnen darf, nur eine sehr beschränkte sein: im Jahre 1828 setzte denselben schon ein unabwendbares Mißgeschick ihr frühes Ziel.

Ich hatte in dem eben genannten Jahre meine Erstlingsoper: „die Bürgschaft“ nach einem später auch von Lindpaintner komponirten Textbuche vollendet. Dieselbe war von der Bühne zu Pest zur Aufführung angenommen worden und sollte dort Ende October in Scene gehen. Natürlich war es mein lebhaftester Wunsch, daß Schubert der ersten Aufführung anwohne. Obwohl hierzu von unserem gemeinschaftlichen Freunde Anton Schindler, dessen Schwester Sängerin in Pest war, auf das dringendste eingeladen, erschien Schubert nicht und gab auch auf den ausführlichen Brief Schindlers keine Antwort. Selbst die von uns getroffenen und ihm mitgetheilten Einleitungen zu einem Concerte in Pest, in welchem nur Compositionen von ihm aufgeführt werden sollten, konnten ihn zu keiner Antwort vermögen.

Als ich nach Beendigung meines Aufenthalts in Pest nach Wien zurückgekehrt, und es mein Erstes war, Schubert aufzusuchen, löste sich das Räthsel in betrübender Weise: der Freund lag gefährlich am Typhus erkrankt zu Bette. Unvergeßlich sind mir seine Worte: „ich liege so schwer da,

Digitized by Google

ich meine, ich falle durch das Bett.“ Ungeachtet seiner hierdurch bekundeten außerordentlichen Schwäche, hielt er mich lange Zeit bei sich zurück, theilte mir noch verschiedene Pläne für die Zukunft mit und freute sich sehr auf seine Genesung, um seine begonnene Oper: „Der Graf von Gleichen,“ Text von Bauernfeld, zu vollenden.

Mich führte Tags darauf eine Dienstreise nach Darmstadt, wo mir die Nachricht seines am 19. November erfolgten Todes zukam und mich auf das Tiefste erschütterte.

Bei meiner Rückkehr nach Wien ruhte der Freund bereits in seinem frühen Grabe am Währinger Kirchhofe; mir blieb nur die Erinnerung an zahllose schöne mit ihm verlebte Stunden, und die Ueberzeugung von der vollen Wahrheit der für ihn von unserem gemeinschaftlichen Freunde Grillparzer verfaßten Grabschrift:

„Der Tod begrub hier einen reichen Besitz,
Aber noch schönere Hoffnungen.

Hier liegt

Franz Schubert,

geboren am 31. Januar 1797,
gestorben am 19. November 1828.“

Wenn mir Wien durch Gluck, Mozart, Haydn und Beethoven geheiligt erschien, so war insbesondere das damals schon ruhmgekrönte Wirken des Letzteren für mich von dem höchsten Interesse. Kein Wunder daher, daß es von dem ersten Augenblicke meines Verweilens in Wien an mein größter Wunsch war, ihn zu sehen, und seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Digitized by Google

Ihn zu sehen war in den letzten Jahren seines Lebens in dem Gasthause zur Eiche, auf der Brandstatt regelmäßig jeden Samstag Abends Gelegenheit gegeben. Beethoven fand sich dort ein, um sein Lieblingsgericht: Blutwurst mit Kartoffeln zu sich zu nehmen, dazu Regensburger Bier zu trinken und dann eine Pfeife Tabak zu rauchen. Er hatte dort in einem Winkel sein Tischchen, an welches sich aus Respect Niemand weiter setzte. Sehr häufig besuchten in Wien anwesende Fremde dieses Local, bloß um Beethoven zu sehen.

Mir war es vergönnt, seine nähere Bekanntschaft im Streicherischen Hause zu machen. Dasselbe war damals der Sammelplatz aller auf Musik einwirkenden Persönlichkeiten; so kam es, daß auch ich, wenn auch bloß Organist und ausübender Klavierkünstler, Zutritt fand.

Eines Tages war ich allein dort und saß am Flügel neben Nannette Streicher, welche eben das große B-dur-Trio von Beethoven op. 97 studirte. Da trat plötzlich Beethoven, auf dessen Hauswesen Frau Streicher viel Einfluß hatte, in das Zimmer, eben als wir bis zum Anfange des letzten Satzes gelangt waren. Er hörte unter Anwendung des stets in seiner Hand befindlichen Hörrohres einige Augenblicke zu, zeigte sich aber alsbald mit dem zu zahmen Vortrage des Hauptmotivs des Finale nicht einverstanden, sondern beugte sich über die Clavierspielerin hinüber und spielte ihr dasselbe vor, worauf er sich alsbald wieder entfernte. Ich war von der Hoheit seiner Erscheinung, seinem energischen Auftreten und der unmittelbaren Nähe seiner imposanten Persönlichkeit in solchem Grade aufgeregt und erschüttert, daß ich geraume Zeit brauchte, bis ich wieder in ruhige Verfassung kam. Ein zweites Mal traf ich ihn bei dem berühmten Abbé Stadler, dem

Digitized

Componisten des Oratoriums „das befreite Jerusalem“ und mehrerer Sonaten und Fugen, bekannt auch durch seine im Jahre 1826 herausgegebene Vertheidigung der Aechtheit des Mozart'schen Requiems gegen die Angriffe Gottfried Webers. Beethoven hielt sich jedoch nicht lange dort auf und erwiderte, als Stadler mich ihm vorstellte: „ich habe ihn ja bereits gesehen.“

Später besuchte ich Streicher in Baden und traf in seiner Gesellschaft mit Beethoven auf der Promenade zusammen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Streicher Beethoven um die Erlaubniß bat, mich zu ihm führen und ihm eine meiner Compositionen vorlegen zu dürfen.

Dies wurde freundlich zugestanden, und bei meinem alsbald erfolgenden Besuche, dessen auch Schindler in seiner Biographie Beethovens (Ausgabe v. J. 1860 S. 177) erwähnt, hatte ich mich einer äußerst gütigen, mich in hohem Grade entzückenden Aufnahme zu erfreuen. Beethoven las die von mir mitgebrachte Klaviersonate in A-moll genau durch, änderte daran eigenhändig einige Takte und stellte sie mir dann unter aufmunternden Worten und mehrfachen Aeußerungen seiner Zufriedenheit zurück.

Außerdem sah ich Beethoven auch noch bei den Proben zu der im Kärnthnerthor-Theater veranstalteten Aufführung der IX. Symphonie, wobei die Damen Sontag und Unger, dann die Herren Haitzinger und Seipelt die Soloparthien sangen. Beethovens Einwirkung auf die Proben war übrigens wegen seines damals schon weit vorgeschrittenen Gehörleidens nur störend. Die Aufführung selbst, unter der Direction Seyfrieds, fand am 7. Mai 1824 mit außerordentlichem Beifalle statt.

Leider war es mir bald darauf beschieden, die Nachricht von dem am 26. März 1827 eingetretenen Ableben des

noch nicht 57jährigen Tonheros zu vernehmen und Theilnehmer des seiner Leiche folgenden höchst großartigen Zuges zu sein. Die Anordnungen zu demselben wurden von seinen Freunden Stefan v. Breuning und Anton Schindler getroffen; den musikalischen Theil besorgte der Musikalienhändler und Verleger Tobias Haslinger. Die Beerdigung fand am 29. März, Nachmittags, statt. Der Bahre folgten zunächst der Bruder Johann van Beethoven nebst seinem Schwager, einem Wiener Bäckermeister; an diesen schloß sich Breuning mit seinem Sohn und Schindler als Leidtragende an. Das Bahrtuch trugen zur Rechten die Kapellmeister Hummel, Seyfried und Kreutzer, zur Linken die Kapellmeister Weigl, Gyrowetz, Gänsbacher und Würfel. Wohl gegen zwanzigtausend Menschen stark mag der Zug von der Wohnung des großen Todten bis zur Pfarrkirche in der Alservorstadt, wo die Einsegnung erfolgte, gewesen sein. Das Grab des großen Todten auf dem Währinger Kirchhofe, ganz in dessen Nähe später Franz Schubert seine letzte Ruhestätte fand, schmückt ein Stein in Pyramidenform mit der Inschrift:

„Beethoven.“

Franz Lachner

München, im November 1881.

Digitized by Google

Carl Reinecke.

Leipzig.

Reminiscenzen.

I.

Mein erstes Begegnen mit H. W. Ernst.

In den engsten Verhältnissen aufgewachsen, war ich frühzeitig darauf angewiesen, mir meinen Unterhalt durch Musik-Unterricht zu erwerben, und zwar schon von meinem sechzehnten Jahre an. Begreiflich aber ist's wohl, wenn mir das Stundengeben je länger, je drückender und lästiger ward, zumal da in einer Stadt, wie Altona vor 40 Jahren war, ein lächerlich kleines Honorar gezahlt wurde. Meine ersten Stunden gab ich für dreißig Pfennige! Ich strebte daher fort und beschloß zunächst mir durch ein Concert in meiner Vaterstadt die Mittel zu einer Reise nach Copenhagen zu verschaffen um dort, wenn möglich, ein Stipendium vom Könige von Dänemark (welcher damals bekanntlich noch Herzog von Schleswig-Holstein war) zu erlangen. Eine Empfehlung an den König erhielt ich von der Gräfin ***, das Concert in Altona brachte mir das gewünschte Reisegeld ein und fort ging's nach Copenhagen. In Kiel wollte ich mich einschiffen; als ich gegen Abend dort eintraf und

Digitized by Google

bei einem daselbst studirenden Freunde abstieg, erfuhr ich, daß Ernst, der damals gerade im Zenith seines Ruhmes stehende große Geiger, auf seiner Durchreise nach Copenhagen an diesem Abende ein Concert in Kiel gebe. Selbstverständlich ging ich dorthin und lauschte ihm mit Entzücken. Als der erste Theil des Concertes vorüber war, trat ein eleganter Cavalier auf mich zu mit der Frage: „Sie sind Herr Reinecke aus Altona?“ Auf meine bejahende Antwort hin stellte er sich als Adjutanten der Herzogin von Glücksburg vor, welcher die Gräfin *** meine Ankunft gemeldet habe und welche mich jetzt in der Pause des Concertes zu hören wünschte. Vergeblich war's, daß ich auf meinen Reiseanzug hinwies und darauf, daß ich nicht die Ehre habe, Ernst zu kennen; ich ward ihm vorgestellt und mußte mich an den Flügel setzen. Als ich geendet hatte, drückte mir Ernst die Hand und lud mich ein, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Ich konnte die Stunde, zu der ich zu ihm kommen durfte, gar nicht erwarten und war schon vor 10 Uhr bei ihm. Gerade an dem Morgen hatte Ernst die später so bekannt gewordenen „Pensées fugitives“ von Heller und Ernst fast noch feucht von der Verlagshandlung Kistner in Leipzig erhalten und war begierig, sie mit Jemandem zu spielen; ich kam ihm gerade zur rechten Zeit. Da ich von jeher zum prima-vista-Spielen angehalten worden war, so schlug ich mich so gut durch, daß Ernst überrascht war und ich sie immer von Neuem mit ihm spielen mußte, sobald ein neuer Besuch zu ihm kam. Schließlich legte er die „Kreutzer-Sonate“ von Beethoven auf, und als ich endlich gehen wollte, sagte er zu mir: „Gestern haben Sie die Güte gehabt, in meinem Concerte zu spielen, nun geben Sie ein Concert und ich spiele in dem Ihrigen“. Ich war natürlich überglücklich und sehe noch heute mit Stolz auf das alte ver-

Digitized by Google

gilbte Programm dieses Concerts, welches im Augenblicke vor mir liegt. In Copenhagen aber sah es windig für mich aus, denn außer Ernst waren auch Ole Bull und Theodor Döhler dort anwesend; was blieb da für mich armen, obscuren Clavierspieler übrig? — Ernst gab sein erstes Concert im Hoftheater und erregte einen Jubel, wie man ihn selten erlebt; am nächsten Vormittage besuchte ich ihn im Hôtel d'Angleterre und ward von ihm mit den Worten: „Sie können mir einen großen Gefallen thun!" empfangen. Ich mußte unwillkürlich darüber lächeln, und er fuhr fort: „Uebermorgen gebe ich mein zweites Concert im Hoftheater, mir fehlt eine Nummer im Programm und ich möchte Sie bitten zu spielen". Ich begriff, daß er mir nur Gelegenheit geben wollte, mich hören zu lassen, dankte für seine Güte und sagte zu. Der erste Theil des Concertes war vorüber; im zweiten Theile hatte Ernst eben seine Elegie unter unendlichem Jubel gespielt und nun sollte ich aus den Coulissen heraustreten. Obgleich man im jugendlichen Alter von 18 Jahren noch sehr unbefangen ist, schlug mir doch das Herz gewaltig, als ich mich an den Flügel setzte. Ich spielte ein Concertstück eigener Composition und der alte Franz Gläser, der Componist der damals viel und gern gehörten Oper „des Adlers Horst" dirigirte. Als ich geendet und mich vor dem Publikum verbeugte, trat Ernst aus den Coulissen heraus mir entgegen, umarmte und küßte mich vor den Augen des Publikum und gab damit das Signal zu einem donnernden Applaus. Ich aber wußte wohl, daß ich diesen nicht meinen Leistungen, sondern der Güte dieses ebenso großen Künstlers wie edlen Menschen zu danken hatte.

Das war mein erstes Begegnen mit Ernst.

Digitized by Google

II.

Eine Aufführung mit Hindernissen.

„Ich sah Sie gestern Abend im Concerte, mein Fräulein, darf ich fragen, ob Sie befriedigt waren?"

„„Je nun, die Solo-Leistungen waren vortrefflich, aber die Orchester-Werke habe ich von unserem Orchester schon unweit besser gehört.""

„Ja, ja, ich glaub' es, aber ich erfahre, daß nach der Hauptprobe drei der ersten Bläser erkrankt waren und daß der Dirigent sich mit drei Ersatzmännern hat durchschlagen müssen, die keine einzige Probe mitgemacht hatten! Das muß man berücksichtigen!"

„„Mag sein, aber wer kann das wissen! Ich urtheile nach dem, was ich höre.""

„Nun, lieber Freund, wie hat Ihnen denn gestern die P. gefallen?"

„„Aufrichtig gesagt, bin ich etwas enttäuscht; von der hinreißenden Gewalt ihres Gesanges, die man ihr nachrühmt, habe ich nichts bemerkt, sie sang rein, correct, ordentlich, aber nicht mehr.""

„Das thut mir zu hören leid, aber Sie müssen wissen, daß die Künstlerin die ihr ganz fremde Parthie erst am Tage zuvor übernahm, um die Aufführung überhaupt zu ermöglichen."

„„Das ändert zwar das Urtheil, aber das Factum bleibt bestehen, daß die P. ihrem Rufe nicht entsprochen hat.""

Wie oft hört man solche und ähnliche Gespräche! Das Publikum, welches Theater und Concerte besucht, er-

Digitized by

fährt selten etwas von den Hemmnissen und Aergernissen, die fast jeder größeren musikalischen Aufführung voraufgehen, hat überhaupt kaum eine Ahnung von den Schwierigkeiten, welche die Vorbereitungen und endliche Fertigstellung mit sich bringen und urtheilt demgemäß unnachsichtlich streng, ausschließlich nach dem Eindrucke, den es empfangen. Sei es mir darum gestattet, ein kleines Erlebniß mitzutheilen, welches in wirklich tragi-komischer Weise darthut, in welchem Grade sich zuweilen die Schwierigkeiten häufen, wenn es gilt, ein größeres musikalisches Werk zur Aufführung zu bringen. Es bedarf wohl kaum der Vorbemerkung, daß ich mich jeder Ausschmückung oder gar Uebertreibung vollständig enthalte. — Es war im Anfange der fünfziger Jahre, als ich in der geschäftigen Fabrikstadt Barmen im Wupperthale als wohlbestallter Musikdirector meine Sporen verdiente und unter Anderem dereinst den Händel'schen „Samson" zur Aufführung bringen sollte. In dem Concertsale, welcher zu jener Zeit zu Gebote stand, befand sich keine Orgel und da also eine Aufführung des Werkes in seiner Originalgestalt — bei welcher der Orgel eine sehr wesentliche Rolle zugewiesen — nicht zu ermöglichen, so waren auch wir auf die zu jener Zeit einzige Bearbeitung des Samson von Freiherrn von Mosel angewiesen, von welcher jedoch Partitur und Orchesterstimmen nur abschriftlich an einzelnen Orten zu finden waren. Ich wußte, daß sie in Bonn zu haben seien, wandte mich bittweise dorthin und erhielt die Antwort, daß das Gewünschte zwar zur Zeit nach Coblenz verliehen sei, daß die Coblenzer aber beauftragt wären, das gesammte Material sofort nach stattgehabter Aufführung nach Barmen zu senden und daß wir demgemäß das Gewünschte noch einige Tage vor der ersten Probe in Händen haben würden. — Die Con-

certe in Barmen fanden am Sonnabend statt, die erste Orchesterprobe ward am Freitag Abend, die zweite am Sonnabend früh gehalten und da ich mit dem Chor inzwischen seit Wochen wacker studirt hatte, auch tüchtige Solokräfte gewonnen waren, so sah ich mit einiger Zuversicht einer würdigen Aufführung entgegen. Aber die Orchesterstimmen waren am Montage noch nicht erschienen — ich wandte mich brieflich nach Bonn und erhielt die schlimme Antwort, daß nichts aus Coblenz angekommen. Inzwischen war es Mittwoch geworden und da duldete es mich nicht länger in Barmen; am Donnerstag früh 5 Uhr fuhr ich dann auf dem damaligen Umwege über Düsseldorf mit der Eisenbahn zunächst nach Cöln in der schwachen Hoffnung, möglicherweise dort die Stimmen aufzutreiben. Aber vergebens, nur die Partitur fand ich dort nach einigen Wanderungen durch die Stadt. Weiter nach Bonn! „Nichts angekommen!“ Ade! und auf's Dampfboot nach Coblenz, wo ich Nachmittags circa 4 Uhr ankam. Sofort eilte ich zum Musikdirector Lenz, der sich verzweifelt vor die Stirn schlug und nur Entschuldigungen stammelte, daß er vergessen habe, die Stimmen zu schicken. „Gehen Sie aber“, meinte er, „ruhig auf's Boot zurück, welches um 5 Uhr wieder nach Cöln dampft und seien Sie fest überzeugt, daß ich Ihnen die Stimmen bringe und wenn auch erst, nachdem der Steg schon zurückgezogen sein sollte“. Und wie vorausgesagt: im allerletzten Augenblicke kam der freundliche College angekeucht und warf mir ein Riesenpacket auf's Schiff. Die Schaufelräder setzten sich schon in Bewegung, als er mir noch zurief: „Ich habe Ihnen in der Eile Alles, Alles eingepackt, auch die überflüssigen Ripienstimmen“. Seelenvergnügt eilte ich in die Cajüte und untersuchte mein Packet, fand jedoch, daß die Trompeten-,

Digitized by Google

Pauken- und Posaunenstimmen fehlten; das Unglück schien mir nicht allzu groß, ich ließ mir Tinte und Feder geben, riß einige überflüssige leere Blätter von den Quartettstimmen los und fing an, die fehlenden Stimmen aus der Cölner Partitur zu copiren. Mir waren jedoch die Quartettstimmen so verdächtig dünnleibig erschienen, daß einige Befürchtungen in mir aufstiegen und ehe ich weiter fortfuhr zu copiren, untersuchte ich sie genauer und — siehe da! ich fand, daß sie sämmtlich nur Ripiënstimmen seien, solche, in denen nur die Chöre vorhanden waren, in denen kein einziges Recitativ, keine einzige Arie stand. „Herr Conducteur, Sie müssen mich bei der nächsten Station aussetzen". „„Mein Gott, Sie haben ja ein Billet bis Cöln"". „Hilft nichts, ich muß aussteigen; wie weit habe ich denn landwärts zurück nach Coblenz?" „„Circa drittehalb Stunden"". Endlich hielt das Dampfboot, ein Nachen legte an, ich stieg ein und mir folgten noch ein paar freundliche Mädchen, die in dem Rheindörfchen zu Hause sein mochten. Einige kräftige Ruderschläge und da stand ich armer Musikdirector am Ufer des Rheins in der Dunkelheit, ein Packet Oratorium-Orchesterstimmen unter dem Arm und außerdem mit Reisesack, Regenschirm und Plaid bepackt! Ich fragte die Mädchen, wo ein Wagen nach Coblenz zu haben sein möchte, und während sie mir mitleidig dies und jenes meiner Gepäckstücke abnahmen, versprachen sie mir, mich nach einem Hause zu führen, wo ich ein Geschirr würde miethen können. So wanderten wir fürbaß; endlich standen wir vor dem ersehnten Bauernhause, ich verabschiedete mich dankend von den guten Mädchen und trat ein. Im netten Stübchen fand ich eine hübsche junge Bauerfrau, ihr ganz kleines Kind auf dem Arme in Schlaf wiegend und singend; ihr trug ich mein Anliegen vor. Sie beschied mich dahin, daß ich ein

Digitized by Google

paar Stunden warten müsse, denn ihr Mann sei nicht zu Hause, käme voraussichtlich erst in einigen Stunden, und sie könne ihn, wie ich sähe, nicht holen, da sie ihr kleines Kind warten müsse. Da ich aber keine Minute zu verlieren hatte, so bat ich sie, mir ihr Baby anzuvertrauen und ihren Mann zu holen. Wie sie sah, daß ich es ganz geschickt auf die Arme nahm, willigte sie lachend ein und ging. Da ging ich nun mit dem kleinen Wurm auf dem Arme auf und ab und tuschelte und summte „su, su, su". — Endlich kam mein Bäuerlein mit dem Wagen und fort ging's über Stock und Stein in dem nicht gerade bequemen Wagen zurück nach Coblenz, das ich um 5 Uhr verlassen und wo ich nun um 10 Uhr wieder eintraf. Ich stieg in einem Hôtel möglichst nahe dem Musikdirector Lenz ab und eilte dann zu diesem. Er war zum Schoppen gegangen, doch wußte man nicht wohin. Nun galt es also, den Mann in all' den vielen Weinkneipen von Coblenz zu suchen, oder richtiger: zu finden! Das Glück war mir diesmal hold, und in der dritten Kneipe fand ich ihn; er glaubte ein Gespenst zu sehen, als er mich erblickte, nahm nach stattgehabter Erklärung kopfschüttelnd Hut und Stock und ging mit mir. Da lagen denn auf seinem Schreibtische, wie sorgfältig ausgeschieden, gerade alle die guten Stimmen, während er in der Hast den Abhub für mich zusammengerafft hatte. Abermals stammelte er tausend Entschuldigungen und schlug sich verzweifelt vor die Stirn und ich ging todtmüde in mein Hotel, beorderte, mich halb 2 Uhr früh zu wecken und fiel in Schlaf. Glücklicherweise erwachte ich rechtzeitig von selber, kein Hausknecht erschien, kein Kellner war herbei zu klingeln, Alles ruhte im tiefsten Schlafe! Café war nicht! So tappte ich hinunter in die Gaststube, berechnete meine Zeche selber, legte den Betrag auf's Buffet,

Digitized by Google

öffnete mir die Hausthür und ließ mich dann von einem Nachtwächter nach dem Omnibus weisen, der mich nach Neuwied bringen sollte und von da ging's dann per Eisenbahn nach Cöln. Die paar Stunden, die ich hier, oder vielmehr in Deutz bis zum Zuge nach Barmen warten mußte, benutzte ich, um die immer noch fehlenden Posaunenstimmen auszuschreiben und fuhr dann, voll des schönsten Bewußtseins, nach Barmen. Um 4 Uhr Nachmittags kam ich an, von 6 Uhr Abends bis circa 10 Uhr war Probe, am anderen Morgen um halb zehn Uhr war die zweite Probe, um 1 Uhr kam ich nach Hause, aß zu Mittag und legte mich auf's Sopha, um nun endlich vor dem Concerte noch ein wenig sorglos ruhen zu können. Kaum liege ich 10 Minuten, da schellt es und — der Sänger des Samson sagt wegen plötzlich eingetretenen Todesfalles in seiner Familie ab!! Meine Ruh' ist hin und auch mein Herz ist schwer. Während ich einen Freund nach Elberfeld sandte, um dort möglicherweise Ersatz aufzutreiben, ließ ich den Telegraphen nach verschiedenen Richtungen spielen, denn das Concert ganz zu verschieben, war kaum möglich, da sehr viele Concertbesucher aus den umliegenden Städten, wie Lennep, Schwelm, Remscheid ꝛc. kamen, und da die Kosten in Folge der schon stattgehabten Proben das Vermögen der Concert-Direction tief erschüttert haben würden. Während ich vergeblich telegraphirte, hatte mein Freund in Elberfeld einen tüchtigen Dilettanten, der vor Jahren den Samson schon gesungen, bereit gefunden, die Parthie zu übernehmen; selbstverständlich aber war er, der keine einzige Probe mitgemacht und kaum Zeit hatte, die Parthie vor dem Concerte noch einmal flüchtig durchzusehen, nicht sonderlich sicher und ich mußte unausgesetzt von meinem Dirigentenpult aus bereit sein, ihm zu soufliren. Mit solchen maßlos gehäuften

Digitized by Google

Mißgeschicken hatte diese Aufführung des Samson in Barmen zu kämpfen und es ist begreiflich, daß ich ihrer nie vergessen habe. Publikum und Kritik aber werden eben so unnachsichtig und streng geurtheilt haben, wie stets.

Friedrich von Flotow.

Darmstadt.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Es war in Paris. Aus der Schule meines vortrefflichen Lehrers, des Professor Reicha entlassen, sollte ich nun auf eigenen Füßen stehen und mein Glück als Opern-Componist versuchen.

Einige glückliche Versuche auf Liebhaber-Theatern ließen mich hoffen, die Direction der komischen Oper bewegen zu können, mir ein bescheidenes Libretto in einem Akte anzuvertrauen. Größeres zu erstreben, wäre zur damaligen Zeit Thorheit gewesen, wo Auber, Halévy, Meyerbeer, Adam, Donizetti die beiden einzigen lyrischen Theater in Paris beherrschten, und die Zahl der jungen Collegen sehr groß war.

Um meinen Zweck zu erreichen, hatte ich mich an einen Librettisten, den Herrn von St. Georges gewandt, der sich auch bereit erklärte, für mich ein Libretto zu verfassen; er stellte nur die einzige Bedingung, ich solle ihm die Genehmigung des Herrn Crosnier, Direktor der komischen Oper bringen. Dieselbe zu erhalten, war also meine Aufgabe.

Digitized by Google

Zu verschiedenen Malen suchte ich ihn im Theater auf, er war niemals zu finden. Da versuchte ich es mit seiner Privat-Wohnung, jedoch mit nicht besserem Erfolge. „Monsieur est sorti," oder „Monsieur n'est pas rentré," so hieß es und meine Beharrlichkeit ward Monate lang auf eine harte Probe gestellt.

Endlich traf ich im Vorzimmer des Allgewaltigen eines Tages einen mir noch unbekannten Diener, der, mich eben so wenig kennend und in seinem Amte noch ein Neuling, mir zu meiner großen Freude erwiderte: „Monsieur y est" und mich sofort anmeldete.

Mit klopfendem Herzen wartete ich und überlegte in aller Eile, was ich wohl sagen werde, um das starre Director-Herz zu erweichen, als ich durch die offenstehende Thür eine verdrießliche Stimme vernahm welche ausrief:

„Schon wieder dieser deutsche Monsieur, merken Sie sich, daß ich für ihn niemals zu Hause bin."

Bei Anhörung dieses liebenswürdigen Bescheides wartete ich die Zurückkunft des Dieners nicht erst ab, sondern empfahl mich schleunigst.

Was aber nun beginnen? Ein anderer Weg mußte eingeschlagen werden, aber welcher?

Von den vielen Salons, welche ich in Paris als Künstler besuchte, war derjenige der Oberstin Castre, Gemahlin des Gouverneurs der Tuilerien, einer der bedeutendsten. Ich war bei den wöchentlich stattfindenden musikalischen Soiréen der ständige Accompagnateur aller sich dort produzirenden Künstler und Dilettanten, welche Clavierbegleitung bedurften, und daher der würdigen Hausfrau von großem Nutzen. Ich erzählte ihr von meinen vergeblichen Versuchen beim Director Crosnier.

Wahrscheinlich wollte sie die Gelegenheit ergreifen, sich

für meine musikalischen Gefälligkeiten in ihren Soiréen erkenntlich zu zeigen. Sie machte mir den Vorschlag, ihren Salon zu einer Soirée für mich zu benutzen, daselbst meine Compositionen aufzuführen und der Oberst Castre versprach mir seinen Credit anzuwenden, um hierzu den Director der komischen Oper herbei zu bringen. Mit Jubel ging ich auf diesen Vorschlag ein, all' mein Mißgeschick war vergessen. St. Georges, dem ich diesen Vorschlag mittheilte, fand ihn vortrefflich und versprach zu kommen.

Mit größter Sorgfalt entwarf ich mein Programm und die Dilettanten und Künstler des Salon Castre stellten sich mir so bereitwillig als liebenswürdig zur Verfügung.

Bei der letzten Probe überreichte mir der Oberst ein Billet, es war vom Director Crosnier, der seine Anwesenheit zusagte. Ein kleiner Nachsatz dämpfte zwar meine Freude ein wenig. Man möge, so lautete er, ohne ihn das Concert beginnen, da er erst etwas spät kommen könne. Doch die Hauptsache war immerhin erreicht und so ging ich denn nach Hause, träumte von zukünftigem Ruhme und schlief bis zum späten Morgen.

Heftiges Klopfen an meiner Thüre weckte mich aus meinen goldenen Träumen. Ein Diener der Oberstin Castre stand vor der Thüre und beschied mich sofort zu seiner Herrin. Mit bestürzter Miene empfing sie mich.

„Unsere Prima-Donna ist verhindert", rief sie, „wir müssen noch heute einen Ersatz finden. Kennen Sie eine Dame, welche bis zum Abend die Partie lernen kann und bereit wäre, Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen? Denn an ein Verschieben des Concerts ist nicht zu denken, ich glaube nicht, daß Crosnier ein zweites Mal kommen würde".

Ich schlug allerdings eine andere Sängerin vor, und die Oberstin war so gütig, mit mir zu derselben zu fahren,

Digitized by Google

um meiner Bitte mehr Nachdruck zu geben; Sie war verreist.

Auch ein zweiter Versuch mißlang. Meine Liste war zu Ende. Da erinnerte sich Mme. Castre einer jungen Dame „Mlle. Charlet“, welche vor einiger Zeit um die Gunst nachgesucht hatte, in dem Salon der Oberstin singen zu dürfen. Zu ihr also, meinem letzten Rettungsanker!

Die Mutter, Madame Charlet, empfing die Oberstin mit großer Zuvorkommenheit, unterbrach sie aber bei den ersten Worten, mit dem Ausrufe: „quel malheur, ma fille est malade“; und um die Wahrheit ihrer Aussage zu bestätigen, öffnete sie ein zweites Zimmer, wo ich in weißem Bettchen den Kopf eines allerliebsten Mädchens erblickte, welches, mich gewahrend, mit dem Ausrufe; „mais maman“ unter die Decke kroch.

Jetzt wurde auch die Frau Mama meiner gewahr, mit zornigem „mais monsieur“ wandte sie sich zu mir und bestürzt stolperte ich in das erste Zimmer zurück.

Die Ueberredungskunst der Frau Oberstin hatte indessen vollen Erfolg gehabt. Die Aussicht, in deren Salon zu singen und unter den Zuhörern den Director der komischen Oper zu sehen, verscheuchten den letzten Rest der Heiserkeit des Fräuleins und ich wurde gleich dort behalten, um die Proben zu beginnen. Die junge Dame war sehr musikalisch ausgebildet, hatte eine hübsche Stimme und konnte ihre Parthie sehr bald, zu meiner großen Freude. Ich gratulirte mir, für die verlorene Prima-Donna einen so guten Ersatz gefunden zu haben. So nahte sich denn die verhängnißvolle Stunde.

Kaum im Salon der Oberstin eingetreten, folgte mir mein Freund St. Georges und mit ihm erschien der Herr Director Crosnier.

Digitized by

Ich hielt es für ein gutes Zeichen, ihn so früh zu sehen, wurde aber wiederum enttäuscht als mir St. Georges zuflüsterte: „Nehmen Sie Ihr bestes Musikstück zuerst, der Director kann nur kurze Zeit bleiben“.

Wir begannen. Herr Crosnier schien sehr aufmerksam, manövrirte aber unmerklich der Ausgangsthüre zu und im spannendsten Augenblick war der Allgewaltige, nach französischer Sitte „sans adieu“, zur Thüre hinaus.

Entmuthigt und gekränkt brachte ich mein Concert zu Ende und behielt kaum die nöthige Fassung, um dem Oberst sowie seiner Gemahlin meinen Dank für alle ihre Bemühungen für mich zu sagen.

Am andern Morgen ging ich zu St. Georges. Der Ausspruch des Herrn Directors lautete: „Er habe zwar nicht viel von der Musik dieses deutschen Monsieur gehört, doch dasjenige, was er gehört, habe ihm gar nicht gefallen“.

Mehrere Monate blieb ich unschlüssig, was ich nun beginnen werde. Eines Tages ließ mich mein Freund St. Georges zu sich rufen. . .

„Wollen Sie“, so empfing er mich, „einen Ballet-Act für die große Oper componiren?“

„„Ob ich will? mit tausend Freuden!““

„Nun denn, das Ballet hat 3 Acte, die Arbeit eilt, und der Director muß sich 3 Componisten wählen, zwei davon, Waldmüller und Deldevez, sind bereits designirt, für den dritten habe ich Sie vorgeschlagen; Sie sind angenommen, wenn Sie sich verpflichten wollen, binnen vier Wochen fertig zu sein“.

Ich nahm alles an, erhielt den ersten Akt, eilte überglücklich nach Hause und brachte meine Arbeit zur bestimmten Zeit zu Stande.

Gelegentlich frug ich St. Georges, wie es denn eigent-

Digitized by Google

zugegangen, daß mir dies Glück gleichsam im Traume gekommen sei?

St. Georges erzählte mir Folgendes, wovon ich ihm allerdings die Verantwortung der Wahrheit überlassen mußte. . . .

Der Director der großen Oper muß, laut Contract, jährlich ein Ballet in drei Acten geben. Er war mit demselben im Rückstand. Es fehlte an einem Stern erster Größe; Frl. A . . ., seine erste Tänzerin, ein sehr schönes Mädchen, schien ihm nicht talentvoll genug, um mit ihr die ungeheuren Kosten eines neuen Ballet's zu riskiren. Die junge Künstlerin dagegen, welche sich als einzige Solo-Tänzerin am Theater wußte, hatte fest auf dies Ballet gehofft, um dadurch vielleicht ein Stern erster Größe zu werden.

Da erfährt sie eines Tages, der Director wolle wegen Unzulänglichkeit seiner ersten Ballerina bezüglich dieses neuen Ballet's beim Ministerium um Aufschub einkommen. Diese Nichtachtung ihres Talentes brachte sie außer sich, sie fand Gelegenheit, sich beim Minister, dem Vorgesetzten des Directors, zu beklagen. Dieser antwortete ihr, daß der Director nicht 100,000 Francs ohne ein Talent erster Größe riskiren wolle.

Am andern Tage erschien ein Herr beim Director und proponirte ihm 100,000 Francs, wenn er in kürzester Frist ein neues Ballet für Frl. A. in Scene setzen wolle: Der Vorschlag wurde angenommen und daher die Eile, die drei Componisten, und die Möglichkeit meines Freundes St. Georges, mich unter den Dreien einzuschieben. Das Ballet wurde gegeben und hatte einen recht hübschen Erfolg.

In späteren Jahren schlug ich diesen Stoff meinem

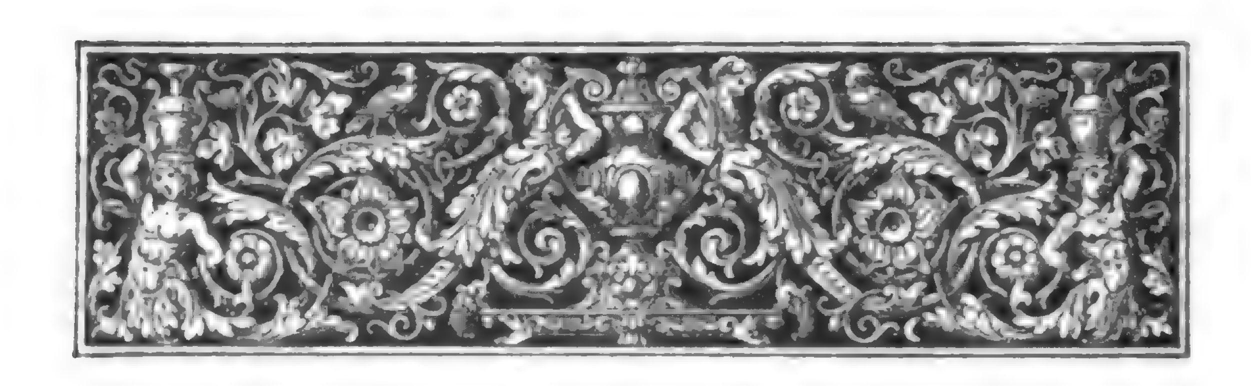
Digitized by Google

Freunde W. Friedrich zu einem Textbuche vor und er schrieb mir die Martha mit welcher Oper ich bei meinen liebenswürdigen und nachsichtigen Wienern im Jahre 1847 meinen schönsten Erfolg hatte.

Hätte Frl. A. nicht den Wunsch gehabt, ein neues Ballet zu tanzen und hätte sie nicht durchaus als ein Stern erster Größe glänzen wollen, — wer weiß ob ich jemals die „Martha" componirt hätte!

Fr. von Flotow

Digitized by Google



Ferdinand Gumbert.

Berlin.

Zwei Meistersänger.

Zu meinen glanzvollsten gesanglichen Erinnerungen zählen der italienische Tenorist Rubini und der deutsche Bassist Staudigl. Beide lernte ich in Köln kennen, als ich in den Jahren 1840 bis 1842 dem dortigen Stadttheater unter der Direktion Spielberger angehörte.

Am 16. September 1841 verkündeten die Anschlagzettel des Kölner Stadttheaters: Großes Concert von Herrn Rubini und Madame Persiani. Wir hatten Vormittags eine Opernprobe am Clavier gehabt; nach derselben durfte ich meinen verehrten Kapellmeister Conradin Kreutzer bei einem Spaziergange an den Rhein begleiten. Bald lenkte sich unsere Unterhaltung auf das bevorstehende Ereigniß des Abends und ich bat Kreutzer, welcher Rubini früher in Wien gehört, mir von der Art und Weise des weltberühmten Sängers einen Begriff zu verschaffen. „Nein, nein," rief Kreutzer, „ich will Ihnen die Ueberraschung nicht verderben; finden Sie sich nur auf der Bühne bei der

ersten Coulisse ein, ich werde neben Ihnen stehen.“ Daß durch so ungewohnte Schweigsamkeit meines lieben Gönners meine Neugier auf's Höchste erregt wurde, ist selbstverständlich.

Endlich war es Abend, das Concert begann. Rubini sang zuerst mit einem mittelmäßigen Bariton Nigri das Duo aus Donizetti's „Belisario“; dann nach zwei Zwischen-Nummern mit der Persiani das Duo des ersten Akts aus „Lucia“. Ich wollte mich aussprechen; Kreutzer hielt mir den Mund zu und sagte: „Bitte, nicht reden, warten Sie die folgende Nummer Rubini's ab.“ Es war die Arie „Tu vedrai la sventurata“ aus Bellini's „Pirata.“ Ach, wie ward mir! Weinend umarmte ich Kreutzer. „Was?“ rief dieser lächelnd und legte eine Hand auf meine Stirn, „was? kleiner Gumbert, so haben Sie wohl noch nicht singen gehört?“ „Ach, lieber Herr Capellmeister“ schluchzte ich, „ich hatte ja bis heut keine Ahnung, daß man überhaupt so singen könne!“ „Und doch,“ erwiderte Kreutzer, „kommt erst das Staunenswertheste.“ Er hatte Recht, es war Rubini's Non plus ultra, die Arie „I tuoi frequenti palpiti“ aus Paccini's „Niobe.“

Rubini's Stimme hatte dazumal (er war 46 Jahre alt) schon ihre beste Zeit hinter sich; das mittlere Brustregister klang etwas verschleiert, aber die hohen Töne bis zum H waren von seltener Schönheit und Kraft. Das Wunderbarste aber, wie ich es vor und nach ihm nie wieder angetroffen, war sein Falsett; wer das nicht selbst gehört, kann sich keine Vorstellung machen von der Klarheit und Flüssigkeit des Tons, von der Volubilität, der Empfindung und dem Geschmack in der Phrasirung, von der Kehlfertigkeit, um welche jede Coloratursängerin ihn beneiden mußte. In der Niobe-Arie, für Sopran in B-dur geschrieben, von Rubini aber um eine Quart höher in Es

Digitized by Google

gesungen, hörte man Triller auf dem hohen C mit Des, auf D mit Es. Die fabelhafte Leichtigkeit, Sicherheit und Correctheit, mit welchen das Schwierigste in Läufen und Arpeggien ausgeführt wurde, mußte wirklich verblüffen. Nach einer solchen Arie fragte man sich: hast Du denn das erlebt oder nur geträumt? Eigenthümlicher Weise fehlte Rubini's Stimme zwischen dem Brustregister und dem Falsett die vermittelnde voix mixte; er mußte in einer Passage, je nachdem er die beiden Stimmgattungen verwendete, gleich mit einer derselben einsetzen und enden; daher hörte man von ihm in der Cantilene das Fortissimo dicht neben dem Pianissimo, eine Eigenart, an welche man sich, da sie outrirt klang, erst zu gewöhnen hatte.

Schon im Jahre 1843 hörte ich Rubini in Berlin und diesmal auf längere Zeit wieder; er gab auf der Durchreise nach Petersburg, im Königstädtischen Theater (welches jeden Winter seine italienische Operntruppe hatte) eine Reihe von Gastrollen. Welche Fülle von neuen gesanglichen Herrlichkeiten wurde mir da zu Theil! Die erste Arie des Othello; in den „Puritani“ der Auftritt Arthurs: Die Cantilene $^{12}/_{8}$ Des-dur, das Duo und Quatuor im letzten Akt; die Final-Arie in „Lucia“; die G-dur-Cabaletta in „Marino Faliero“; die Arie des Elvin in „Sonnambula“ welche er (wie sie im Klavier-Auszug steht) in D sang, während alle anderen Tenore sie nach C, ja auch nach B transponiren. Jeden Abend aber mußten die Orchesterstimmen der Niobe-Arie aufgelegt sein; denn nach dem ersten Akt, wenn Rubini jubelnd hervorgerufen wurde, ertönte aus dem Publikum auch der Ruf „Niobe! Niobe!“ und das Vorspiel zur Arie begann. Da Rubini hauptsächlich mit dem Falsett operirte, durfte bei gewissen Arien die Begleitung nur eine sehr discrete sein; vom Streichquartett

Digitized by

spielten nur zwei erste, zwei zweite Violinen, eine Viola, ein Cello, ein Baß, die Bläser pianissimo. Im Hause herrschte dann die feierliche Stille einer Kirche, bis am Schlusse das Entzücken des Publicums sich in donnerndem Beifall Luft machte. In einem Concert sang Rubini auch die B-dur-Arie des Octavio aus „Don Juan“; einige Zopf-Kritiker — diese hat es ja zu allen Zeiten gegeben — wußten die Variante, welche der Sänger sich erlaubte, zu rügen. Rubini nämlich, bei der Stelle, wo die Singstimme zwei und einen halben Tact das F auszuhalten hat, übernahm er im dritten Tact aus dem Orchester das hohe A mit dem Triller, ging auf B und danach die Tonleiter bis zur Octave herab und kam so in die Original-Melodie. Der geniale Mozart, welcher den Sängern ganz andere Concessionen machte und, nota bene, auch zu machen verstand, würde Rubini's Variante, in dieser Vollendung ausgeführt, gewiß freudig acceptirt haben.

Einen dramatischen Sänger konnte man Rubini kaum nennen; seine Charactere waren fast nur durch das Costüm unterschieden; sein Gesicht mit dem Vollbart blieb stets dasselbe ausdruckslose, er bewegte sich so wenig als möglich, und dann conventionell und ungraziös. Sobald er eine Arie begann, trat er dicht vor die Lampen und sang direct in's Publicum hinein; dann aber konnte man gern die Augen schließen, das, was man hörte, bezeichnete Alles; man wurde gefeit durch die Gewalt des Tones, der Empfindung, des Geschmacks, der zauberhaften Technik. Nur in einzelnen Momenten gewahrte man die Leidenschaft des Italieners; z. B. im zweiten Finale der „Lucia“ glich er dem wüthenden Löwen; das der Lucia in's Gesicht geschleuderte „Maledetto“ auf dem hohen A schmetterte herab wie ein vernichtender Keulenhieb.

Digitized by Google

Rubini mußte seiner seltenen Eigenschaften wegen, die ja auch von keinem Andern jemals wieder erreicht wurden, allerorts und vor jedem Publicum Triumpfe feiern.

Der Wiener Bassist Joseph Staudigl kehrte im Frühjahr 1842, bevor er zur Saison nach London ging, zu einem längeren Gastspiel in Köln ein. Staudigl war von allen Baßsängern, die ich jemals gehört, der vorzüglichste. Zwar hatte seine Stimme in der tieferen Lage einen etwas rauhen Beiklang und kein frappirendes Volumen; das tiefe „Doch“ (F) des Sarastro, noch mehr das tiefe Es des Bertram (Duett mit Alice im dritten Akt) bei den Worten „stürzt Dich ins Grab“ entbehrten der Fülle. Die Töne aber vom C hinauf bis zum Es waren tadellos schön, edel und weich, und die sich anschließenden hohen Töne E, F, Fis, G wunderbar leicht ansprechend und vom herrlichsten Wohlklang. Dabei besaß Staudigl — er war Schüler des berühmten Cicimara — in staunenswerthem Grade die Kunst, den Ton zu tragen und zu spinnen, unterstützt von vollendeter Oekonomie des Athems. Stücke wie die Introduktion der „Norma“ (die bei jedem anderen Sänger ohne Wirkung bleibt), die ganze Parthie des Bertram, das zweite Finale von „Weiße Dame“ dessen Larghetto 3/8 As-dur er regelmäßig da capo singen mußte, die Arie „Der Kriegeslust ergeben“ aus „Jessonda“, die Auftritts-Cavatine des Grafen in „Nachtwandlerin“, das Baßduo in „Puritaner“ habe ich in solcher Vollendung nicht wieder ausgeführt gehört.

Auch Staudigl hatte wenig Requisiten zu einem dramatischen Sänger; er sah aus, wie ein bescheidener Philologe, durch die Nothwendigkeit einer scharfen Brille war seinen Augen das Sprechende geraubt, so daß jede

Digitized by Google

Mimik unmöglich wurde; er bewegte sich unbeholfen und costümirte sich ohne Sorgsamkeit. Sobald er jedoch zu singen begann, vergaß man all' diese Mängel; sein Gesang drückte durch die Transparenz des Tones Alles aus, machte Alles gut. Wenn er als Bertram im ersten Act auf Roberts Vorwürfe erwiderte: „Mein Sohn, mir theurer als mein Leben, erfahren sollst Du nie, wie sehr ich Dir ergeben“: so enthüllte sich bei ihm in dieser Phrase das vollständige Geheimniß seines Verhältnisses zu Robert, seiner dunkeln Herkunft. Und dann im ersten Finale, wenn er bei dem Fis-moll „Hast ja gesagt“ das hohe Eis zu höchster Macht anschwellen ließ, bis es fortissimo in das enharmonische F überging, das bleibt unvergeßlich, aber leider auch unbeschreiblich. Staudigl war gleichfalls ein Meister im Liedervortrag, sein Schubert'scher „Wandrer“ von unsagbarer Wirkung. Die heikle Stelle „Immer wo?“ mit den pianissimo-Tönen Dis, E, Dis, Dis gelang ihm unnachahmlich schön.

Im Verkehr erschien Staudigl als der einfachste Mensch, ruhig und wortkarg, Billard und Schach bildeten seine Zerstreuung. Auf dem Billard war er Meister wie im Gesange; wenn er spielte, umstanden ihn stets zahlreiche Zuschauer, die bei jeder angesagten und sicher ausgeführten schwierigen Carambolage in Jubel ausbrachen. Dabei ließ Staudigl die Schnupftabaks-Dose fast nicht aus der Hand, er trug sie selbst auf der Bühne im Costüm. Wie mußte ich lachen, als er Abends in der Garderobe mir zurief: „Jetzt schaun's her!“ Er hatte sich mit flüssigem Gummi die Stellen über der Oberlippe bestrichen, wo der Schnurrbart sitzen sollte; dann griff er in den vollen Tabakstopf und bedeckte beide Seiten mit Tabak; mit einem Hölzchen strich er nun so lange hin und her, bis die Bartform erreicht

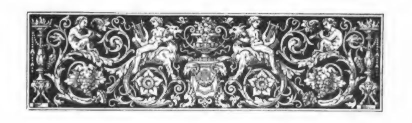
Digitized by Google

war. In der Nähe sah dieser Tabaksbart sonderbar genug aus, vom Zuschauer-Raum jedoch wie ein gemalter.

Nur einmal noch begegnete ich Staudigl nach jener Zeit. Es war im Sommer 1846 in Wien; er sang im Theater an der Wien in der Première des Lortzing'schen „Waffenschmied“ (der Componist dirigirte persönlich) die Titelpartbie. Wohl fehlte ihm für die Darstellung der wünschenswerthe Humor; was aber schuf er aus dem Liede „Auch ich war ein Jüngling!“ Wenn er bei dem Refrain auf dem Worte „Zeit“ von A nach D ging, dieses D anschwellen ließ, bis es fortissimo auf Cis endete, — ja, diese Wirkung war eine electrisirende! Wie oft Staudigl den letzten Vers repetiren mußte, ich weiß es nicht mehr, ein halbes Dutzend Mal wird's sicher gewesen sein. Dieses Lied besiegelte den glücklichen Erfolg der Oper.

Meine beiden Meistersänger sind längst todt. Beide kamen als unbedeutende Choristen zum Theater, beide wurden Gesangskünstler, wie sie heut in der ganzen Welt nicht mehr existiren. Ihr Ende war ein sehr ungleiches. Rubini starb am 2. März 1845 auf seiner Besitzung in der Vaterstadt Romano bei Bergamo und hinterließ drei Millionen Francs. Staudigl verfiel dem Wahnsinn und starb am 28. März 1861 in der Irren-Heilanstalt Michelbeuerngrund.

Ferd. Gumbert.



Julius von Benedict.

London.

Jenny Lind in Havanna.

Eine Erinnerung.

Es war an einem schönen Januarmorgen im Jahre 1851, als wir zuerst die Perle von West-Indien, die wundervolle Havanna, vor uns liegen sahen. Die dreitägige Reise von Charleston in Virginia war eine überaus glückliche gewesen. Fliegende Fische, Schwärme von Delphinen und die Goldstreifen des Nachts phosphorescirenden Meeres gaben uns das Geleite. Die See war wie ein ungetrübter Spiegel. Alle fühlten sich auf das freudigste erregt, und als ein frischer Zephir uns die Düfte der üppigen tropischen Vegetation zuführte, die ganze Stadt in Sonnenschein gebadet schien, glaubten wir im Voraus, daß die Schwedische Nachtigall, Jenny Lind und ihr Gefolge hier noch viel größere und überraschendere Triumphe feiern würden als in den Vereinigten Staaten. Wir waren so verwöhnt von dem Enthusiasmus, der sich bei jeder Vorstellung in New-York, Boston, Philadelphia, Baltimore, Washington, Richmond 2c.

steigerte, daß wir erstaunten und sehr unangenehm enttäuscht wurden, als bei der Einfahrt im Hafen Niemand kam, um uns zu bewillkommnen, die Mauthbeamten ausgenommen. Hier und da erblickten wir einen oder zwei Havannesen welche, trotz der großen Hitze in ihre Sombreros eingehüllt, mit stoischer Gleichgültigkeit die ankommenden Fremdlinge von Kopf bis Fuß maßen. Sklaven und Sklavinnen schwarz wie Kohlen mit aufgeworfenen häßlichen Lippen und schmutzigen weißen Anzügen, Mönche, Nonnen und Soldaten, von denen uns keiner auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte, schienen die einzigen vorherrschenden Elemente. Als wir uns langsam, fast eine halbe Stunde durch die engen Straßen mit ihren niedrigen Häusern gewunden hatten, hielten wir endlich an einem Thorweg, welcher uns in der Calle dell' Inquisidor zu der für uns bestimmten Wohnung führte. Der Name der Straße war unheimlich, aber noch viel mehr das Innere des Hauses. Alle Läden waren geschlossen, um das Licht der Sonne abzuhalten, und als wir jene öffneten und statt schöner, großer Fenster nur hohe, offene, eiserne Gitter erblickten, konnten wir uns der Idee eines Gefängnisses nicht erwehren und befürchteten, vielleicht für das nächste auto-da-fé bestimmt zu sein.

Unsere energische Primadonna faßte sogleich den Entschluß, die ominöse Stätte zu verlassen, und, nach einer weiteren Stunde des Suchens, fand endlich der bestürzte Impresario Barnum ein Haus im Paseo, wo wir anfingen frei zu athmen. Die düstere Ahnung, von welcher wir Alle ergriffen waren, wurde jedoch nur zu bald erfüllt. Die lebenslustige Gesellschaft der Hauptstadt von Cuba fand nur Geschmack an den Italienischen Opern von Rossini, Donizetti, Bellini, oder dramatischen Werken wie

Digitized by Google

Meyerbeers Hugenotten und Prophet, vortrefflich gesungen in dem reizenden Theater del Tacon von Angiolina Bosio, Madame Tedesco, Salvi, Morini, Badiali, dirigirt von Botessini mit Arditi am ersten Pult der Violinen, einem ausgezeichneten Chor, Ballet und Orchester. Vier Concerte, in welchen Jenny Lind alle Schätze ihres herrlichen Talents vergeudete, gingen fast spurlos vorüber, und so endete man den Cyclus der Vorstellungen mit einem Concert zum Besten der Armen. Bei dieser Gelegenheit sahen wir das Theater zum erstenmal gefüllt und trotz einer Atmosphäre von 30° Réaumur war auch der Beifall für die Primadonna, Signor Belletti, den ausgezeichneten Bariton und einige gut gewählte Instrumental-Stücke ein befriedigender. Marschall José Concha, der Gouverneur von Cuba, gab einen großen Ball im Palast, zu dem wir eingeladen wurden, und einer der ältesten Repräsentanten des hohen Adels, El Conde de Penalver erbat sich unseren Besuch in seiner prachtvollen Residenz in der Alameda de Paula. Wir sahen dort eine anziehende Sammlung von Kunstwerken — Thorwaldsen's Nacht-Bilder der französischen Schule, Curiositäten aller Art, unter anderem: Reliquien aus den Zeiten des Columbus &c. &c. Als die Damen sich verabschiedeten, schenkte unser liebenswürdiger Wirth jeder derselben ein reiches Bouquet der seltensten Pflanzen und den zurückbleibenden Herren eine Auswahl der allerbesten Cabagnas. Graf Penalver erklärte uns, warum die Aufnahme der weltberühmten Gesangskünstlerin so weit hinter unserer Erwartung blieb. „Wir können“ sagte er, „uns nicht mit der Idee befreunden, Casta Diva aus Norma von einer Dame im Ballkleid zu hören, schwedische National-Melodien mit lang ausgesponnenen Noten haben für uns keinen Reiz, Figaro im schwarzen Frack mit weißer Halsbinde

amüsirt uns nicht, und dann sind wir auch, ich gestehe es, eine stolze Race. Es kränkt uns, wenn Fremde die Nase rümpfen, weil wir der Stürme und Erdbeben wegen keine vierstöckigen Schlösser bauen können, weil unser Clima es nicht gestattet, uns mit Kunst und Wissenschaft so eifrig zu beschäftigen wie in Europa. Aber wenn man uns freundlich entgegen kommt, so sind wir nie glücklicher, als wenn wir unsere Dankbarkeit bezeugen können. Wir hatten vor einiger Zeit in unserer Mitte die unvergleichliche Fanny Elßler. Sie, meine Herren, haben ihr Talent in Wien, Paris und London bewundert; aber wir glauben, daß diese Göttin des Tanzes nirgends mit einem Enthusiasmus empfangen wurde wie hier. Es war nicht allein die Anmuth und Grazie ihrer Bewegungen, die Vollkommenheit in ihrer Kunst, der hinreißende Ausdruck in ihrem Spiel, der alle Herzen gewann, sondern die Art und Weise, mit welcher sie die Aufmerksamkeiten unserer Gesellschaft zu empfangen und zu erwidern wußte. Bei ihrem letzten Auftreten wurde sie mit kostbaren Geschenken und Bouquets überschüttet, und als sie sich endlich einschiffte und wir Alle ihr ein inniges Lebewohl zuriefen, fühlten wir, daß wir eine unserer besten Freundinnen verloren hatten. Sie müssen mir erlauben, Ihnen nun, ehe wir von einander scheiden, zu zeigen was ich für werthvoller als Alles, was Sie hier gesehen, halte." Wir folgten dem begeisterten Redner in ein Zimmer, das er uns bis jetzt nicht geöffnet hatte, und welches Familien-Portraits und andere Andenken von großem Werth enthielt. Auf einem Schreibtisch stand ein goldenes Kästchen, mit Diamanten und Rubinen geschmückt, und von verblichenen Lorbeer- und Blumen-Kränzen umgeben. Diesem entnahm der Graf ein Bouquet von getrockneten Vergißmeinnicht — Rosen und Veilchen, welches Fanny Elßler am Abende ihres

Digitized by Google

Benefice getragen und ihm als „Souvenir d'amitié" hinterlassen hatte — und für dieses schwärmte er trotz seiner 60 Jahre. — „Hätte Jenny Lind nicht auf ihrem Entschluß bestanden, für immer dem Theater zu entsagen und hätte sie nur einmal in der Nachtwandlerin oder Regimentstochter ihr wunderbares Talent entfaltet, statt die eisige Concert-Carrière zu wählen — so wäre ihr Erfolg in Havanna beispiellos gewesen, und — setzte Graf Penalver lächelnd hinzu, — der Platz für ihr Abschieds-Bouquet neben Fanny Elßler wäre nicht unbesetzt geblieben! N'est ce pas, Messieurs, que pour un tel honneur Mm. Lind aurait du faire le sacrifice de ses convictions!

Kurz darauf — und nach einem Ausflug in das Innere der Insel Cuba, schifften wir uns für New-Orleans ein. Nur die bekannte Schriftstellerin Friederike Bremer die eigens von New-York nach Havanna reiste, um dort ihre berühmte Landsmännin Jenny Lind zu besuchen, und die Offiziere der Amerikanischen Corvette Albany gaben uns das Geleite. — Sonst hätte Jeder von uns den Havannesen mit dem Dichter zurufen können:

Und Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh'
— Sie konnten's halten nach Belieben —
(und etwas modificirt)
Von Niemand aber thut's mir weh.

Julius v. Benedict

Edmund Kretschmer.

Dresden.

Musikers Leiden und Freuden.

Selten wohl ist die Laufbahn eines Künstlers, namentlich in seiner Entwickelungszeit, eine vollständig geebnete. Oft genug liegen dem rastlos vorwärts Strebenden Steine auf seinem Wege, vom Schicksal oder auch vom blassen Neide hingeworfen. In vielen Fällen jedoch ist gerade solch' ein Hinderniß die Veranlassung zu einer glücklichen Wendung im Leben des Kunstjüngers und zu erhöhterem Streben desselben. Und so kam es auch bei mir.

Im ländlichen Schulhause meines Vaters, einem sehr musikalischen Rector in dem oberlausitzer Städtchen Ostritz, erzogen, kam ich im Jahre 1846 nach Dresden. Hier nahm ich Unterricht in der Komposition bei Jul. Otto und im Orgelspiel bei Joh. Schneider. Da wurde nun mit allem Eifer, aber auch unter vielen Entbehrungen studirt. Mußte ich doch erst sechs Clavierstunden geben, um das Honorar ür eine Stunde bei meinen Lehrern zu erwerben. Ich zahlte einen Thaler und bekam für eine Stunde 50 Pfennige.

Digitized by Google

Trotz dieser Sorgen und vielen Arbeit verließ mich mein Humor niemals und die Freude an der Musik, der herrlichen, göttlichen Kunst, überwand alle Schwierigkeiten. In dieser Zeit entstanden viele Lieder, namentlich auch Männergesänge. War ich doch zum Dirigenten einiger Gesangvereine avancirt und hatte nun Gelegenheit, meine Compositionen zu hören. Das ist eine gute Schule für den Anfänger. Wer für Gesang schreiben und sich den reinen vierstimmigen Satz aneignen will, muß ihn in der Praxis üben. Im Jahre 1854 wurde ich Organist an der hiesigen katholischen Hofkirche. Doch sollte ich mehrere Jahre später eine bittere Kränkung erfahren. Ich war, durch den Einfluß des unvergeßlichen Mitterwurzer, dem großen Wagnersänger, ein glühender Verehrer der Wagner'schen Opern geworden, die vor 25 Jahren hier noch viele und hartnäckige Gegner zählten und hatte mir dadurch die Mißgunst einiger damals maßgebenden Persönlichkeiten zugezogen. Ohne diesen Fall hier näher zu berühren, sei nur erwähnt, daß mein Muth durch eine unverdiente Zurücksetzung vollständig gebrochen wurde. Ich war nahe daran, verloren zu gehen oder mich selbst zu verlieren. Da wollte ich noch Eines versuchen und wenn dies mir fehlschlüge, mich in irgend ein Städtchen als Musiklehrer zurückziehen. Es war im Jahre 1865, als in Dresden das erste deutsche Sängerbundesfest abgehalten wurde. Dazu hatte man eine Concurrenz in der Composition ausgeschrieben. Bei dieser wollte ich mich betheiligen. Da ich nun aber selbst im Musikausschuß saß und doch Niemand von meiner Bewerbung wissen sollte, so gab ich das Manuscript in Leipzig zur Post. Kurz und gut: Mein Werk, die „Geisterschlacht," wurde preisgekrönt und zwar von den Preisrichtern Rietz, Otto und Abt. Von diesem Tage an datirt sich mein Glück in der Composition.

Digitized

Es trat ein Wendepunkt ein, der für mich von höchster Bedeutung wurde. Nachdem ich in der prächtigen Sängerhalle an der Elbe mein Werk aufgeführt und mir die Menge zugejubelt, beglückwünschten mich beim Verlassen des Dirigentenpultes die drei Preisrichter und sagten mir einstimmig: „Kretschmer, Sie müssen eine Oper schreiben, Sie haben das Zeug dazu!“

Von diesen berufenen Persönlichkeiten konnte ich schon glauben, was ich mir ja noch nie selbst gesagt. Es vergingen viele Jahre, ehe ich einen passenden Text fand, bis ich Ende der sechsziger Jahre von Mosenthal den Text zu der Oper „die Folkunger“ erhielt. Derselbe sprach mich sogleich ungemein an, so daß ich mich sofort an die Composition machte und gar nicht an die Summe dachte, welche der berühmte Dichter in Wien von dem armen Organisten dafür verlangte: 1000 Gulden Anzahlung und 33⅓ Prozent von jeder Einnahme. Das war hart! Von Hause aus ein armer Teufel, mußte ich mir dieses Geld borgen und fing nun die Composition der „Folkunger“ mit Schulden an. Nicht ohne Zagen tauchte ich die Feder ein, mir einen leisen Vorwurf nicht vorenthaltend, daß ich, gleich dem Spieler, eine so bedeutende Summe auf ungewisses Gelingen hin zum Gegenstande mancher Sorge gemacht habe. Die Arbeit an dem Werke jedoch machte mir so unendliche Freude, daß alle Mühen und Sorgen in den Hintergrund traten. Ich gewann mit jedem Tage mehr Muth und Zuversicht — und ich sollte mich nicht getäuscht haben. Nach einer Zeit von 2 Jahren war ich mit den beiden ersten und Einzelheiten aus den folgenden Acten fertig. Mich drückte jedoch nun die Schuld, die mir ein wohlwollender Freund geliehen, zu sehr, um freudig weiter schaffen zu können und so beschloß ich, eher keine Note

mehr an der Oper zu schreiben, bis nicht die Summe von 1000 Gulden bezahlt sei.

Das war nun freilich ein schweres Stück Arbeit! In acht Monaten hatte ich im Verein mit meiner sparsamen und fleißigen Frau durch Musikstunden, die ich ja nun auch besser bezahlt bekam, die nöthige Summe verdient, um meiner Schuld mich entledigen zu können. Mit erleichtertem Herzen und frohen Muthes ging ich nun an den dritten Act und schrieb zuerst, um dieser meiner Freude Ausdruck zu geben, den bekannten Krönungsmarsch. Wohl habe ich damals nicht geahnt, daß sich nach Jahren dieser „Folkungermarsch" fast auf allen Concertprogrammen der Welt finden würde, denn sogar aus Amerika und Australien sind mir dafür gedruckte Beweise in Menge zugesendet worden. — Im Jahre 1874 war die Oper fertig gestellt und wurde erstmalig am 21. März desselben Jahres am Dresdener Hoftheater unter der Direction meines unvergeßlichen Freundes, des Generalmusikdirectors Dr. Jul. Rietz aufgeführt. Daß dieses Werk nun an 56 Bühnen gegeben worden ist, dürfte bekannt sein.

Durch solche Erfolge ermuthigt, schrieb ich eine zweite Oper „Heinrich der Löwe", wozu ich auch den Text verfaßte und vollendete eine früher schon begonnene romantisch-komische Oper „Der Flüchtling", die nun in die Welt gehen soll.

Da fällt mir eine heitere Episode aus dem Jahre 1878 ein. Ich habe den ersten Aufführungen meiner Opern in fast allen größeren deutschen Städten beigewohnt, theils um zu lernen, theils um die deutschen Bühnenverhältnisse zu studiren, theils aber auch, um alle die Städte und ihre Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, wohl auch, um mir eine so sehr nöthige Erholung von meiner anstrengenden

Digitized by Google

Arbeit zu gönnen. So kam ich an die Bühnen zu Dessau, Leipzig, Hamburg, München, Cassel, Berlin, Prag, Wien, Stuttgart, Darmstadt, Cöln, Stettin, Chemnitz, Ulm 2c. In einer dieser Städte hatte man bereits im Januar 1878 die Folkunger mit großem Erfolge gegeben und war im Begriff, im April darauf auch meine zweite Oper „Heinrich der Löwe" zu bringen. Nach den Vorproben zu urtheilen war eine brillante Aufführung zu erwarten und ich war deshalb in freudigster Stimmung. Nach der Generalprobe schlenderte ich mit einem mir befreundeten Herrn durch die Straßen, wobei wir der Versuchung keineswegs widerstanden, als uns ein freundliches Local zu einem stärkenden Schoppen einlud. An unserem Tisch saß ein junger Mann, welcher sehr bald eine Unterhaltung mit mir anknüpfte, aus der sich etwa folgendes Gespräch entspann.

„Sie sind hier fremd?" „„Ja!""

„Werden Sie morgen die neue Oper hier anhören?" „„Gewiß! Ich bin deswegen hier.""

„Kennen Sie die Oper schon?" — „„Ich kenne sie genau.""

„Man ist hier sehr gespannt auf die Musik und erwartet nach den Erfolgen der „Folkunger" einen bedeutenden Genuß.". Ich schwieg. „Nun, was meinen Sie?" — Und nun begann ich, wohl mehr aus Uebermuth als aus Ueberlegung, meine neue Oper schlecht zu machen. Das war meinem Tischgenossen denn doch zu arg. In erregtem Tone unterbrach er mich. „Kennen Sie den Componisten?" — „„Ich glaube, sehr genau."" — „Sicherlich ist er ein persönlicher Feind von Ihnen, man kennt das schon!" — „„Glauben Sie das nicht, mein Herr! Ich bin mit ihm sehr gut befreundet."" — „Nun dann muß ich Ihnen sagen, daß es sehr unrecht ist, in einer Stadt, wo der Componist

Digitized by Google

Kretschmer durch seine erste Oper so zahlreiche Freunde besitzt, am Tage vor der Aufführung sein zweites Werk vor so vielen Leuten herunterzureißen &c." Eine Zeitlang ließ ich mir diese Zurechtweisung gefallen, als ich aber sah, daß sich dem geehrten Vorredner eine Menge Gäste anschlossen und mir von Neuem zusetzten, hielt ich es doch für nöthig, nach meinem Hut zu greifen. Mein Freund erhob sich darauf und sagte zu den erregten Gästen: „Meine Herren, beruhigen Sie sich, ich erlaube mir, Ihnen den Componisten der Oper „Heinrich der Löwe" vorzustellen". Tableau! — Große Heiterkeit! Ich mußte bleiben, und am Tage der Aufführung sah ich all' meine Gegner von gestern mir aus der Loge zujubeln.

Edmund Kretschmer

Digitized by Google

Anton Rubinstein.

Petersburg.

Die geistliche Oper.

Sehr geehrter Herr!

Zu öfteren Malen und von verschiedenen Seiten wurde ich gefragt, was ich unter dem Titel „Geistliche Oper" verstände, den ich meinen Compositionen „Das verlorene Paradies" und „Der Thurmbau zu Babel" beigelegt habe. Ich habe diese Frage mündlich gar manches Mal beantwortet, wollte mich auch, häufig darum ersucht, schriftlich über dieselbe äußern — aber ehe ich mir noch klar geworden, in welche Form ich meine schriftliche Antwort kleiden, ob ich meine Gedanken zu einer Brochure, einem Buch oder einem Zeitungsartikel gestalten solle — wird mir Ihre ehrenvolle Einladung, mich an dem Werke „Vor den Coulissen" durch einen Beitrag zu betheiligen. So ergreife ich denn die gebotene Gelegenheit, die Frage, wenn auch nur flüchtig, in einigen Punkten schriftlich zu beantworten; ist doch der Titel Ihres Buches der Sache, die ich vorzubringen habe, durchaus entsprechend.

Digitized by

Das Oratorium ist eine Kunstgattung, die mich seit jeher zum Protest stimmte; die bekanntesten Meisterwerke dieser Gattung haben mich (nicht bei ihrem Studium, sondern beim Hören, in den Aufführungen) immer kalt gelassen, ja oft geradezu mißgestimmt. Die Steifheit der Formen, sowohl der musikalischen, wie insbesondere der poetischen, erschienen mir stets in völligem Widerspruch zu der hohen Dramatik der Stoffe. Nun gar die großartigen Gestalten des alten oder neuen Testamentes von Herren in schwarzem Frack mit weißer Halsbinde, gelben Handschuhen, ein Notenheft vor dem Gesicht — oder von Damen in modernster oft extravaganter Toilette — singen zu hören und zu sehen, das hat mich immer dermaßen gestört, daß ich zu reinem Genießen niemals gelangen konnte. Unwillkürlich erfaßte mich der Gedanke, fühlte ich, daß alles, was ich als „Concertoratorium" erlebt, viel großartiger, packender, richtiger und wahrer auf der Bühne in Costümen und mit Decorationen, mit der vollen Action darzustellen sein müsse. Freilich müßten zu diesem Zwecke die Texte die erzählende Form verlieren und in die dramatische umgearbeitet werden, eine Arbeit, die mir als keine schwierige erscheint und den musikalischen Theil in keiner Weise beeinträchtigen würde.

Dem Einwand, daß biblische Stoffe ihrer Heiligkeit wegen nicht auf die Bühne gehören, kann ich nicht beistimmen. Es würde dem Theater damit ein „testimonium paupertatis" ausgestellt, ihm gegenüber Mißachtung ausgesprochen, während es doch gerade den höchsten Culturzwecken dienen und entsprechen soll. In Bildergallerien beispielsweise ist es meines Wissens die Sixtinische Madonna allein, die in einem nur für sie bestimmten Raume ausgestellt ist, die anderen Heiligenbilder der größten Meister

hängen häufig neben Tenier'schen Schenkstuben, ohne daß die einen oder anderen an Wirkung einbüßen.

Daß das Bedürfniß, heilige Stoffe auf der Bühne zu sehen, beim Volke seit jeher ein reges war, beweisen u. A. die Mysterienspiele des Mittelalters, der große Eindruck, den noch heute ein Jeder von Oberammergau ungeachtet der mehr als naiven Musik, die zu den Passionsspielen geboten wird, sicher mitnimmt. Wie mächtig müßte erst der Eindruck von Bühnen-Aufführungen Bach'scher, Händel'scher, Mendelssohn'scher und anderer Werke sein. Ich erinnere, um ein wenn auch nur annäherndes Beispiel zu geben, an die schöne feierliche Stimmung, in die man bei den Transparentbildern versetzt wird, die zu einer gewissen Zeit des Jahres in der Berliner Akademie der Künste mit Absingung von a capella-Chören des Domchors, gestellt werden.

Da jedoch die Anschauung, daß es eine Entweihung dieser Stoffe wäre, wenn sie auf die Bühne gebracht würden, noch eine so allgemeine ist, daß ihr immerhin Rechnung getragen werden muß, so habe ich die Schaffung einer eigenen Kunstgattung ins Auge gefaßt, die in einem eigens für diese Gattung zu erbauenden Theater ihre Stätte fände. Diese Kunstgattung wäre im Gegensatz zur weltlichen die „Geistliche Oper“ zu nennen, das Theater „Geistliches Theater“ im Gegensatz zum „weltlichen Theater,“ mit einem Künstler- und Chorpersonal, eigens für die speciellen Zwecke herangebildet, mit besonderen Verhaltungsregeln für das Publicum — es sollte gleichsam eine „Kirche der Kunst“ entstehen.

Es hieße diese Idee ganz falsch auffassen, wollte man darin ein meinerseits gewähltes Mittel zur Verbreitung, Vertretung, Förderung kirchlicher Interessen, Ziele oder Zwecke ersehen — für mich gilt nur einzig und allein

Digitized by Google

die Kunstfrage, die mir in diesem Falle als eine hohe, schöne und der Verwirklichung würdige erscheint, frei von anderen Interessen und Fragen irgend welcher Art. Wohl habe ich die Schwierigkeiten, die ein solches Problem bietet, eingesehen, jedoch als unüberwindlich sind sie mir nie erschienen.

So 1) die zu beschaffenden Geldmittel, welche die Sache erfordert, sind kaum in Frage zu stellen, da angesichts der absoluten Neuheit des Unternehmens große Einnahmen mit Sicherheit erwartet werden dürfen.

2) Bietet auch die Künstlerfrage keine bedenklichen Schwierigkeiten. An Solisten, die sich ausschließlich diesem Genre zuzuwenden hätten, fehlt es nicht; denn einer großen Zahl bisheriger Concertsänger und Sängerinnen — es gibt deren viele und viele unbeschäftigte, wenn auch tüchtige — wäre das „geistliche" Theater eine Rettung. Ebenso würden sich nicht wenige speciell zu diesem Genre heranbilden, als ihrer Individualität entsprechend.

3) Scenische Schwierigkeiten kommen bei den Riesenfortschritten, welche Maschinerieen und dekorative Theile gemacht und täglich machen, kaum mehr in Betracht. Allerdings müßten Architekt, Maschinenmeister und Dekorateur das Theater diesem speciellen Genre anpassend einrichten. Wie das zu machen sei, kann ich als Laie hier nicht entwickeln, doch schwebt mir eine wesentliche Aenderung des Theatergebäudes, des Orchester- wie des Zuschauerraumes als nothwendig vor. Bei der Bühne selbst müßte berücksichtigt werden, daß viele Stoffe die Dreitheiligkeit der Scene (Himmel, Hölle und Erde) erfordern ꝛc.

4) Die Schwierigkeiten für den Chor, polyphone Sätze (wie z. B. Fugen) auswendig zu singen, sind an sich nicht gering. Aber der Chor bewältigt heutzutage in unseren

Digitized by Google

modernen Opern Schwierigkeiten musikalischer Art, die nicht viel weniger bedeutend sind, (die Ermöglichung fördern würde auch ein höherer Gagenetat als an den weltlichen Theatern!!) auch kann ja bei der heutigen, entschieden zu empfehlenden Anwendung von Statisten, das Agiren der singenden Massen auf ein Minimum reducirt und dadurch eine große Schwierigkeit: das im Taktesingen während des Agirens gehoben werden.

Mit der Ermöglichung dieser vier Hauptpunkte erscheint mir die Sache selbst technisch lebensfähig. So schwebt mir denn ein Theater vor, in welchem man in chronologischer Ordnung die prägnantesten Momente der beiden Testamente, allen höchsten Kunstforderungen entsprechend, aufführt. Die Begebenheiten wie die Persönlichkeiten der beiden Testamente sind ja von so großartiger schöner und poetischer Art, daß eine Veranschaulichung derselben durch Darstellung auf der Bühne mit Beihülfe aller Künste nicht ermangeln wird, den Dank des Publikums (Volkes) zu gewinnen, den Skeptiker zu interessiren, ja sogar den Orthodoxen, der das Theater überhaupt flieht, weil er es als einen „lieu de perdition“ ansieht, zu entwaffnen. — Wenn die bildliche Illustration der heiligen Schrift keine Entweihung ist, warum sollte es die dramatische sein!

Wenn nun ein derartiges Unternehmen in's Leben treten würde — selbst nur für die Meisterwerke unserer Klassiker (in der oben angedeuteten Umarbeitung) — es wäre damit schon gewiß ein genügend reiches Material für lange Zeit vorhanden. Doch aber scheint es mir wünschenswerth, daß unsere jetzigen Componisten sich auch mit dieser Kunstgattung beschäftigten und das Material ferner bereicherten. Sie müßten sich indeß klar bewußt werden, daß es nicht allein der Stoff ist, der ihr Werk zur „Geistlichen Oper“ stempelt,

Digitized by Google

sondern daß es wesentlich der musikalische Styl sein muß (wie z. B. breitere Formen der Musikstücke, mehr Polyphonie, erhabenere Declamation als in der weltlichen Oper), ja selbst der Stoff müßte nach andren Gesetzen als die für die weltlichen Opern geltenden behandelt werden — er erfordert nicht unbedingt überreiche Handlung, es kann und muß mehr Gewicht gelegt werden auf den Ausdruck der Stimmungen — ein Bild, ein dramatischer Moment darf oft für einen ganzen Act genügen. Die größere Ausdehnung der Gebete, Klagen, Danksagungen, des Jubels ist hier im Gegensatz zu parallelen Formen in der weltlichen Oper Bedingung; Ort, Zeit und Handlungseinheiten sind hier nicht Gesetz. Stimmung erwecken, Stimmung, ich möchte sagen, geistlicher Art, ist Ziel und Zweck.

Von schon vorhandenen Opern mit Unterlage biblischer Stoffe ist vielleicht nur der „Joseph" von Mehul passend für die „geistliche Oper", alle andren nicht, weil ihre musikalische Ausdrucksweise eine zu weltliche ist und die Behandlung der Stoffe den Gesetzen der weltlichen Oper zu sehr entspricht, z. B. durch Einschaltung von Liebesscenen, die in der heiligen Schrift nicht angedeutet sind. Diese sind aber durchaus nicht als prinzipiell ausgeschlossen zu betrachten — sie dürfen nur nicht erdichtet, sondern müssen die im Stoffe vorhandenen sein; z. B. Judith und Holofernes, Samson und Dalila, das hohe Lied und viele andere; sogar Ballet, in sofern es im Stoff angedeutet, ist zulässig, darf aber nicht den modernen Balletrythmen, wie Walzer, Polka u. a. entsprechen, sondern muß das orientalische Colorit an sich tragen.

Das Repertoir der geistlichen Theater wird nur den Stoffen nach ein begrenztes, den musikalischen Compositionen nach aber unbegrenzt sein, da hier nicht, wie im weltlichen

Digitized by Google

Theater das in Musikſetzen eines ſchon einmal (namentlich wenn mit Erfolg) componirten Stoffes ausgeſchloſſen iſt. Im Gegentheil, denſelben Stoff können verſchiedene Componiſten immer wieder bearbeiten und aufführen, ohne fürchten zu müſſen, vom Publikum des ſchon einmal componirten Stoffes halber abgewieſen zu werden. Nicht die Neuheit des Stoffes hat hier zu intereſſiren, ſondern die Behandlung desſelben und der ihm verliehene muſikaliſche Ausdruck. Und ſo erſchien mir das Beſtehen eines geiſtlichen Theaters neben einem weltlichen in der ganzen cultivirten Welt, in jeder größeren, theaterfähigen Stadt nicht nur ein Mögliches, ſondern ſogar ein Nothwendiges — ſind doch Oratorien überall an der Tagesordnung. Es bedarf eben der Verpflanzung vom Concertſaal auf die Bühne; es muß nicht mehr erzählt, ſondern dargeſtellt werden.

Mit dieſer Idee trage ich mich ſeit länger denn fünfundzwanzig Jahren. Ich habe Manches zur Verwirklichung derſelben verſucht und in ihrem Intereſſe mit vielen hervorragenden und einflußreichen Perſönlichkeiten geſprochen.

Ich war — unter manchen anderen Plänen — auch der Meinung, daß der regierende Fürſt eines kleinen deutſchen Landes die Idee ergreifen ſolle; findet ſich doch gerade da oft ausgeſprochene Kunſtliebe und Pflege. Aber der Großherzog von Weimar meinte, daß er ſich die Ausführung eines ſolchen Planes wenn überhaupt nur in ganz großen Städten möglich dächte. Ein ander Mal dachte ich an Berlin, als an ein Centrum der Civiliſation und des Kunſtlebens. Der damalige Miniſter von Mühler — an ihn hatte ich mich gewandt, weil den Cultusminiſter nun doch einmal alles „Geiſtliche“ zunächſt angeht — ſagte mir, daß er meine Idee nur für das alte, nicht aber für das neue Teſtament gelten laſſen könne, auch müſſe ſich die Privatunternehmung

der Sache bemächtigen, der Staat könne sich nicht damit befassen. Weiter meinte ich in England einen günstigen Boden für meine Hoffnungen zu finden, da dort mehr als selbst in Deutschland das Oratorium gepflegt wird. Der „Dean of Westminster", Stanley, sagte mir, er könne sich diese Idee nur in volksthümlicher Weise verwirklicht denken, er würde sie auf dem Markte in der Bretterbude am Platz finden! — Eine Zeitlang versuchte ich — um wenigstens einen Anfang zu finden, meinen Plan vorläufig nur auf alttestamentarischen Boden zu stellen, das neue Testament noch auszuschließen und wandte mich so an die Spitzen der jüdischen Gemeinde in Paris. Diese wollten meine Pläne finanziell gern unterstützen, schreckten aber vor der dann für das Publikum als von ihnen ausgehenden moralischen Initiative zurück. Ja, sogar an Amerika dachte ich, an die kühnen unternehmungslustigen transatlantischen Impresarien, die aus meinen Ideen eine Riesenspeculation machen sollten — fast wäre die Sache dort gelungen, aber der Mangel an Künstlern bewirkte, daß der schon weit gediehene Plan wieder fallen gelassen werden mußte. Selbst eine Künstlerassociation hielt ich nicht für unmöglich, eine Vereinigung von Componisten und ausübenden Künstlern, die dieses Unternehmen selber leiten würde, geistig, materiell und administrativ dafür arbeiten sollte; aber die große Schwierigkeit, eine größere Anzahl von Künstlern für eine neue Idee in der musikalischen Kunst zu gewinnen, hat mich auch von diesem Vorhaben zurückgeschreckt.

So habe ich denn selbst mein in Gedanken an die Bühne entstandenes „verlorenes Paradies" zuerst als Oratorium erscheinen lassen, später aber, von der nie ganz aufgegebenen Idee wieder angetrieben, das Werk geändert, ihm doch die dramatische Form gegeben und es „geistliche

Digitized by Google

Oper„ genannt; ebenso ergings mir mit dem „Thurmbau“. Und da ich die Hoffnung auch heute nicht aufgebe, daß mein Plan früher oder später einmal wird aufgenommen werden, so schreibe ich meinen „Kain und Abel“, „Moses“, „Das hohe Lied“ und „Christus“ in dieser Weise — ob der Tag der scenischen Darstellung kommen möge oder nicht — gleichviel!

Ant. Rubinstein

Digitized by Google

Ferdinand Hiller.

Cöln.

—✠—

Kritische Schüler.

Als ich gegen Ende des Jahres 1828, ein 17jähriger Jüngling, nach Paris zog, war ich mit einer übergroßen Zahl von Empfehlungsbriefen an die ersten Bankhäuser ausgerüstet; doch halfen sie mir wenig — durch eigene Schuld. So bot mir der berühmte Lafitte mit großer Herzlichkeit seine Dienste an — ich erwiderte, es sei mir eine große Befriedigung, ihn gesehen zu haben — ließ mich aber nie mehr bei ihm sehen. Hätte ich meine Besuche fortgesetzt, wer weiß, ich wäre vielleicht nach der Julirevolution mit Thiers in's Ministerium getreten! — Es sollte nicht sein. Aehnlich verfuhr ich, trotz mancher Einladungen, bei andern Größen der damaligen Finanzwelt — ich fühlte mich dieser Vornehmheit nicht gewachsen. Die Tonkünstler, für welche mein Meister Hummel mir Einführungsschreiben gegeben hatte, zogen mich naturgemäß ganz anders an. Sehr einflußreich erwies sich aber in dieser ersten Zeit meine frühere Bekanntschaft des französischen Componisten Chelard, später

Digitized by Google

Capellmeister in Weimar. Er hatte sich im vergangenen Jahre längere Zeit in Frankfurt aufgehalten und ich mich bei ihm beliebt gemacht durch die Wiedergabe seiner Oper Macbeth oder wenigstens durch die Begleitung derselben aus der Partitur, während er sie nach Kräften zu singen bestrebt war. Nun führte er mich bei manchen namhaften Künstlern ein, vor allen bei Choron, dessen Institution Royale de musique classique et religieuse damals in hoher Blüthe stand und sich nachhaltiger Unterstützung der Regierung erfreute. Es ist hier nicht der Ort, mich über Choron auszulassen, dessen merkwürdiges Leben und Wirken vielfach beschrieben worden ist. Nur zur Orientirung des Lesers sei gesagt, daß in dieser Schule, die auch eine große Anzahl Pensionäre enthielt, der Hauptnachdruck auf Solo- und Chorgesang klassischer Musik gelegt wurde. Am Clavier begleitet, wurden hier in sehr lebendiger Weise die Händel'schen Oratorien zum ersten Male in Frankreich aufgeführt. — Duprez, Clara Novello, Wartèl und andere vocale Berühmtheiten haben hier ihre ersten Studien gemacht. Mir sollte die Anstalt die erste Anstellung bringen. Nachdem ich eines Abends Papa Choron eine Anzahl Bach'scher Fugen, Stücke aus der Rink'schen Orgelschule und eigene Sachen vorgespielt, verlieh er mir die Würde eines professeur d'harmonie — auch mußte ich an Sonn- und Feiertagen in der Kirche der erlauchten Sorbonne, wo der Chor der Schule den musikalischen Gottesdienst besorgte, als Organist fungiren. Ich übernahm sofort den Harmonieunterricht in einer Art von Selecta und begleitete auf der Orgel, so gut es gehen wollte, die Gesänge der Priester und die etwas zweifelhaften Messen, die in der Kirche zur Aufführung kamen. Unter meinen Collegen befanden sich zwei junge Männer, die später nicht unbekannt blieben, Hippolyte

Digitized by Google

Monpon*) und Ph. Dietsch**); unter den mir übergebenen Lernenden befand sich eine Tochter Chorons, ein junger Mann, der später ihr Gatte wurde und ein Italiener, wohl um 10 Jahre älter als ich, dessen Name mir damals zweifelhaft blieb.

Bis zur Julirevolution dauerten meine Functionen an der Anstalt — die drei glorreichen Tage waren aber das Vorspiel zur Vernichtung von Chorons Schöpfung. Sie wurde öconomischen Rücksichten geopfert — vielleicht hielt man auch ihre Existenz neben dem Conservatorium für überflüssig. Dem armen Choron, der sowohl hier, wie während seines ganzen frühern Lebens der Tonkunst, die er leidenschaftlich liebte, seine ganze Kraft, sein Vermögen, Alles geopfert hatte, war dieser Schlag so empfindlich, daß er zu kränkeln begann und nach wenigen Jahren starb.

Mehr als zwanzig Jahre später, Ende 1851, zog ich, nach langer Abwesenheit, wieder in die französische Haupt-

---

*) Hippolyte Monpon, geb. in Paris 1804. Den besten Theil seiner musikalischen Erziehung verdankte er der Choron'schen Schule — warf sich jedoch dem Romantismus in die Arme und erlangte während einiger Jahre durch glückliche Compositionen der jungen Dichter eine gewisse Popularität, die ihm die Thore der Opera comique öffnete. Nun schrieb er mehrere einactige Operetten nicht ohne Erfolg, und es gelang ihm ein Buch von Scribe zu erhalten — aber der Tod ereilte ihn, ehe er die Composition desselben vollendet hatte, im Jahre 1841.

**) Ph. Dietsch, geb. in Dijon 1808, begann seine musikalische Laufbahn als Chorknabe daselbst — wurde später in Paris ausgebildet — war eine Zeit lang Contrabassist in der italienischen Oper — entwickelte als Kirchencomponist und Capellmeister an St. Eustache und der Madeleine große Thätigkeit; war auch während einiger Jahre Dirigent an der großen Oper und starb im Jahre 1865. Es wird interessiren, daß er unter dem Titel: le voisseau volant den in's Französische übersetzten Text von R. Wagner's Fliegendem Holländer componirt und in der großen Oper, aber ohne Erfolg, aufgeführt hat-

Digitized by Google

stadt, um der italienischen Oper als musikalischer Director vorzustehen. Das Interessanteste an diesem kurzen Feldzug war die Aufführung des „Fidelio“ mit Sofia Cruvelli in der Hauptrolle. Manchen Leser wird es interessiren zu erfahren, daß damals Carl Eckert zum ersten Male in einem Theaterorchester den Dirigentenstab in die Hand nahm. Ich hatte ihm, der im vorhergehenden Winter auf Veranlassung der Sonntag Cimbalist bei den Italienern geworden war, auf Unkosten eines französischen chef d'orchestre (was mir mit Recht sehr verübelt wurde) die Stelle an meiner Seite verschafft. Er debütirte in der „Figlia del Regimento“ und machte seine Sache so gut, als ob er niemals etwas anderes gethan hätte. Im folgenden Jahr begleitete er die Sontag nach Amerika, was dann der Grund wurde für seine Anstellung in Wien und so fort.

Im Allgemeinen hatte man mich seitens der Pariser Presse mit Freundlichkeit begrüßt — nur ein schon damals ziemlich bekannt gewordener Kritiker der revue des deux mondes äußerte, ich führe das Orchester wie ein österreichischer Oberst seine Panduren. Vom Standpunkt der Disciplin aus durfte ich darin eigentlich nichts Beleidigendes sehen — es sollte mich aber doch als Barbaren kennzeichnen und dabei ausdrücken, daß ich mich gegenüber der, großen Sängern gestatteten Freiheit nicht hinreichend gewandt zeige.

Der Kritiker hieß M. Scudo.

Wenige Wochen waren verflossen, als ich die Einladung erhielt, der Aufführung einer Messe von Dietsch in der Madelaine-Kirche beizuwohnen, wo dieser damals maître de chapelle war. Gern folgte ich dem Rufe des einstigen Collegen und verfügte mich zur angegebenen Zeit auf das Chor des griechisch-christlichen Tempels. Dort empfing mich ein artiger kleiner Mann, dessen Züge mir bekannt schienen.

Digitized by Google

Es war der Schwiegersohn Chorons. Er sprach mir viel von den alten Zeiten, von meinen Unterrichtsstunden und was dergleichen mehr.

„Ah“, rief er plötzlich aus — „da kommt noch einer Ihrer frühern Schüler, M. Scudo“. M. Scudo von der revue des deux mondes? sagte ich erstaunt — der soll mein Schüler gewesen sein? — „Erinnern Sie sich seiner nicht?“ erwiderte der Choron'sche Schwiegersohn — „sehen Sie nur hin, er war ja mit mir und meiner jetzigen Frau in Ihrer Classe!“ Ich betrachtete mir den Herabsteigenden und in der langen hagern Figur fand ich richtig den mysteriösen Italiener wieder.

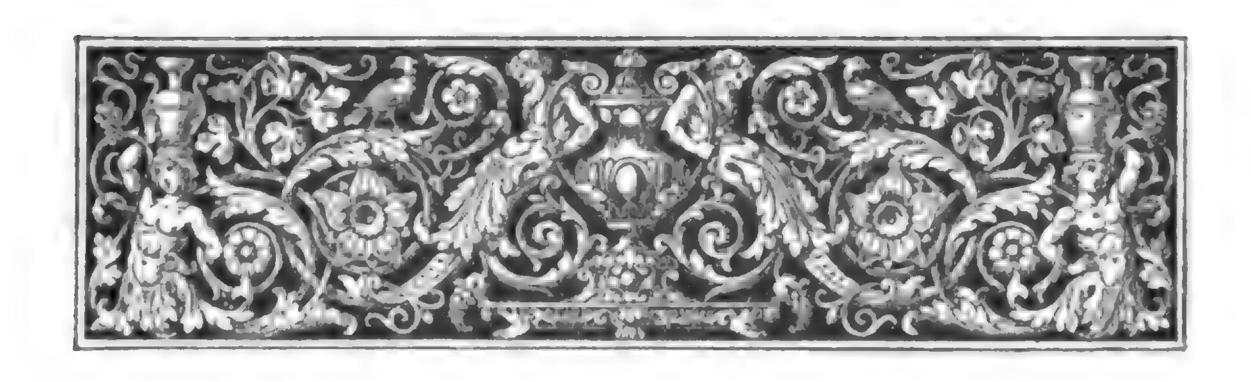
Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich mich wegen seines antideutschen Ausfalls nicht veranlaßt sah, den Beleidigten zu spielen, um so weniger, als er artig von den Fortschritten sprach, die er einstmals unter meiner Leitung gemacht habe; später wurden wir sogar leidlich befreundet. Scudo war in seinen Aeußerungen über die Musik, die er nicht verstand, zuweilen ungerecht und heftig, doch fehlte es ihm nicht an Kenntnissen und Urtheil — er schrieb gut und erhielt sich den Ruf seltener Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit.

So viel ich weiß, war es das erste Mal, daß mir ein früherer Schüler öffentlich als Kritiker entgegentrat — seitdem ist es mir oft genug begegnet. Es ist ja auch nichts dagegen einzuwenden, daß der Schüler, wenn er Meister geworden, die Rechte, die diesem zufallen, benutze und seine Selbstständigkeit in jeder Weise betone — in der Wissenschaft beruht fast jeder Fortschritt hierauf. In einem gewissen Sinne ist auch jeder talentvolle Künstler Schüler seiner Vorgänger und Lehrer seiner Nachfolger — und oft genug hat man durch die directe Lehre weniger gelernt, als

durch die indirecte. Indeß — ein wenig Rücksicht könnte man immerhin Denjenigen angedeihen lassen, die es einstmals gut mit uns gemeint und uns vorwärts gebracht haben — und gedruckt braucht auch nicht alles zu werden!

Ferdinand Hiller

Digitized by Google



Ignaz Brüll.

Wien.

Mosenthal und „das goldene Kreuz“.

Geehrter Herr!

Sie fordern mich auf, Ihnen aus meinen Erinnerungen einen Beitrag für Ihr Buch zu geben. Ich will Ihrem Wunsche entsprechen, obwohl ich es nicht liebe, mich in Vergangenes zu versenken. Das Erinnern macht weich und schwermüthig und der Gegenwart soll man gepanzert entgegentreten, sonst sind der Wunden zu viele. Bei schönen Erinnerungen muß man bedauern, daß sie — gewesen und die traurigen stimmen natürlich traurig. Doch, muß man einmal wählen, so sind heitere Erinnerungen vorzuziehen und zu diesen gehört gewiß, was, wie Sie mir schreiben, besonders gerne wissen möchten: Die Entstehungsgeschichte meiner Oper „Das goldene Kreuz“.

Im Februar 1874 kam ich nach einer mehrwöchentlichen Concertreise nach Wien zurück. Meine Concerte waren erfolgreich gewesen und dies hatte mir Muth und Zutrauen zu mir selbst gegeben. (Ich glaube, beiläufig gesagt, daß

Digitized by Google

jeder Künstler, der nicht an Größenwahn leidet, der Erfolge bedarf, um nicht vom Zweifel an seinem Talente gequält zu werden.) In so guter Stimmung beschloß ich, meinen lange gehegten Wunsch, eine Oper zu componiren, zur Ausführung zu bringen. Ich besuchte Mosenthal und bat ihn, mir ein Libretto zu schreiben.

„Sehr gerne", antwortete Mosenthal, „aber ich weiß keinen Stoff."

„Denken Sie nur nach", sagte ich.

Mosenthal ging schweigend auf und ab. Dann faßte er meine Hand. „Das würde für Sie passen!" rief er und erzählte mir in einfacher, ergreifender Weise die Geschichte vom „goldenen Kreuz". Ich besann mich keinen Moment und bat ihn sofort, dieses Libretto zu schreiben. Drei Wochen später war das Buch fertig und wenige Monate darauf auch die Partitur. Ich hatte im Frühling in einem Zuge die Oper komponirt und änderte nachträglich nur 2 Nummern. Aber — eine Oper componiren ist leicht, meinte ein Freund, die größere Kunst ist, sie zur Aufführung zu bringen. Bei der Wiener „Komischen Oper" wollte ich diese größere Kunst versuchen. Man hoffte viel von diesem Theater. Es sollte eine Heimath der Spieloper werden, die in dem großen Wiener Opernhause das Aschenbrödel war neben ihrer prunkenden Schwester „Große Oper". Wie wurden diese Erwartungen getäuscht! Das Unglück hatte dieses Theater zum Wohnsitz erwählt, alles dort Unternommene schlug fehl und eine fürchterliche Katastrophe verwandelte es jüngst in einen Schutthaufen.

Der Direction der „Komischen Oper" hatte ich meine Partitur übersandt und wartete von Woche zu Woche auf Bescheid. Eines Tages traf ich auf der Straße den Kapellmeister der „Komischen Oper", der mir persönlich befreundet

Digitized by Google

war. Ihm hatte der Direktor mein Werk zur Beurtheilung übergeben. Ich interpellirte ihn. „Lieber Freund", war die Antwort, „ich fand noch nicht Zeit, Deine Oper durchzusehen." Eine Woche später dieselbe Begegnung, — dieselbe Antwort. Da wurde ich ungeduldig und zog mein Werk zurück.

In Berlin war ich in musikalischen Kreisen nicht unbekannt; einige Compositionen (2 Concerte für Clavier mit Begleitung des Orchesters) hatten mir Freunde erworben. Dort versuchte ich nochmals mein Glück. Ich fand das freundlichste Entgegenkommen, die Oper wurde aufgeführt. Sie wissen dies und das Weitere.

Daß „das goldene Kreuz" sehr gefiel und sich rasch verbreitete, ist zum Theile Glück. Denn unberechenbar ist das Schicksal einer Oper. Es ist z. B. bekannt, daß Flotow bei der Generalprobe der „Martha" in Wien von allen Seiten dringend gerathen wurde, die Oper zurückzuziehen, denn sie könne unmöglich gefallen. Der umgekehrte Fall ist aber weit häufiger.

Jetzt ist es den Operncomponisten besonders schwer gemacht. Der nie ganz geschlichtete Streit, ob das dramatische, oder das musikalische Element in der Oper dominiren soll, ist lebhaft entbrannt. Die alte Form wird verachtet — Recitativ und Arie sind ja verpönt — und die neue Form ist eigentlich — bei aller Bewunderung ihres Schöpfers sei es gesagt — die Auflösung aller Form.

Und trotz alledem bleibt die Oper das Ziel und das Streben aller Componisten, und bei denen, die doch keine schreiben, ist ihr Wollen nicht schuld. Aber die Textfrage! Welche seltene Combination von Eigenschaften muß ein guter Librettist besitzen! Poetisches Talent, Bühnengeschick, Musiksinn, Schmiegsamkeit, um sich der Individualität des Componisten anzupassen.

Digitized by Google

Mosenthal besaß diese Eigenschaften. Er blieb unersetzt. Besonders mir. Ich gedenke des lieben Freundes, und daß er für immer geschieden.

So führen heitere Erinnerungen zu gar trüben. —

Wien, den 13. Januar 1882.

Ignaz Brüll

Digitized by

Moritz Moszkowski.

Berlin.

Ueber Concerte in kleinen Städten.

Rossini lieferte der Musikgeschichte das vielleicht einzig dastehende Beispiel eines wahrhaft genialen Componisten, der inmitten einer lorbeerüberreichen Laufbahn seiner musikalischen Thätigkeit plötzlich Valet sagte, um den äußerst erheblichen Rest seines Lebens in einem Trüffel- und Sect gewürzten Philisterium zu verbringen. Im Gegensatz zu diesem weißen Raben unter den Componisten ließe sich eine starke Cohorte bedeutender Virtuosen nennen, die, sobald sie sich durch eine genügend lange Ausübung ihres Berufs die Mittel zu einer behaglichen Existenz verschafft hatten, eine solche auch wirklich für sich anzustreben suchten und in Folge dessen ihren Concert-Frack und mit diesem sich selber in den wohlverdienten Ruhestand versetzten. Man hat sich über das einmalige Vorkommniß des ersten Falles allgemein gewundert und es dem guten Rossini auch bisweilen sehr verargt, daß er sich so plötzlich von einer Thätigkeit zurückgezogen, in deren Ausübung er doch nach

Digitized by Google

der Meinung der meisten Menschen die höchste Befriedigung hätte finden müssen, während man es wohl noch niemals für merkwürdig erachtet, oder aber für unkünstlerisch befunden hat, wenn ein Virtuose aus freien Stücken und nur aus dem Grunde, weil er bereits genug hat, seinem öffentlichen Auftreten ein Ziel setzte. Man findet es im Gegentheil ganz natürlich, daß der betreffende Künstler „sich den Aufregungen des Concertirens nicht mehr aussetzen will“.

Weun es die Aufregung allein wäre! Häufig kommt noch etwas Anderes hinzu: Das Concertiren wird auf die Dauer sehr langweilig!

Ja, wenn es sich immer nur um Concerte in Paris, London, Wien, Berlin, Petersburg 2c. handelte, um Städte, in denen der Mechanismus des ganzen Concert-Arrangements stets nach Wunsch functionirt; wo großartig eingerichtete Hôtels dem Reisenden die denkbar größte Behaglichkeit gewähren; wo man vor ein elegantes und gebildetes Publikum tritt, für welches man Interesse hat, und durch dessen Beifall man sich geehrt fühlen darf! Da empfindet man freilich nicht jene entsetzliche Langeweile, welche den aus seinen Kreisen gerissenen Großstädter in einer fremden kleinen Stadt überkommt; da geräth man auch meistens nicht in die Lage, sich über die Unbeholfenheit und Bornirtheit jener Leute ärgern zu müssen, mit welchen man durch die Vorbereitungen zum Concert zusammengebracht wird.

Aber in kleinen Städten! da sieht die Sache ganz anders aus.

Müde und hungrig kommt man gewöhnlich am Abend in der betreffenden Stadt an, über welche man am folgenden Tage ein Concert zu verhängen beschlossen hat. Man fährt zum Hôtel und läßt sich das vorher bestellte Zimmer

Digitized by Google

anweisen. Ein verschlafener Kellner übernimmt die Führung, während der Hausknecht mit dem kleinen Koffer hinterdrein zottelt.

„Bitte, hier"!

„Großer Gott, ist das eine Gluth in dem Zimmer! wer kann denn bei so einer Temperatur schlafen! Machen Sie mir nur gleich ein Fenster auf, damit die Stube sich etwas abkühlt, während ich unten etwas zur Nacht esse."

„Bedauere sehr, — die Küche ist bereits geschlossen".

„Ach du Gerechter! Das ist mir aber äußerst unangenehm. Kann man nicht vielleicht in der Stadt noch etwas zu essen bekommen?"

„Vielleicht ist's bei Lehmann noch auf," sagt der Kellner nach einer Pause des Nachdenkens und mit einer Miene, die die Wahrscheinlichkeit seiner Vermuthung so ziemlich auf Null reducirt.

„Wo ist das"?

„Da müssen Sie die Straße, die Sie vom Bahnhof heruntergefahren sind bis zur zweiten Querstraße links zurückgehen und dann diese entlang bis zum großen Markt, hinterm Rathaus vorüber zur Kupferbrücke" — —

„Na, das scheint doch etwas weit, da will ich's doch lieber für heute schon lassen".

„Sehr wohl. Befehlen sonst noch etwas"?

„Nein, . . . wo ist denn . . .

„Bitte, hier lang; immer der Nase nach!

„Ja wohl, ich merke schon!

„Wünsche wohl zu schlafen"!

„Gute Nacht"!

Nach einer Nacht, die man eben so gut schläft, wie dies meist bei der Première in einem fremden Bette der Fall zu sein pflegt, sieht man nun am nächsten Morgen

Digitized by Google

das Zimmer bei Tageslicht. Es hat natürlich keinen Schimmer von Behaglichkeit. Ein wurmstichiger Secretair, ein schwarz überzogenes Sopha, drei Stühle und der bekannte runde Tisch. Ueber dem Sopha eine glänzende Oeldruck-Landschaft (glänzend natürlich nicht im tropischen Sinne), an der andern Wand ein Stahlstich: Mädchen, eine Taube an's Herz drückend.

Man klingelt nach dem Frühstück. Man zieht sich an.

Quibus rebus factis überlegt man, daß es eigentlich recht tugendhaft wäre, einmal nach dem Concertsaal zu wandern, um dort ein wenig auf dem Flügel zu spielen, den man am Abend zu benutzen gedenkt. An der ersten Straßenecke, die man passirt, prangt natürlich schon ein großes Plakat, welches das abendliche Concert annoncirt. Daneben klebt die halb abgerissene Ankündigung einer großen Menagerie, die gestern wegging und die noch frische Reclame eines Professors der höheren Magie, der morgen eintrifft.

Man schlendert langsam weiter und gelangt nach einigem Fragen zu einem langweilig aussehenden, isolirten Hause. In diesem befindet sich der Concertsaal. Der Flügel ist nach Aussage des Hausmeisters noch nicht drin, sondern kommt erst gegen vier Uhr Nachmittags. Man hat ja viel Zeit und kann in Folge dessen zu dem Pianoforte-Verleiher gehen, bei dem sich das Instrument im Augenblick noch befindet. Es wird gerade gestimmt. Der Pianoforte-Stimmer, ein kleiner und hagerer Mann, der ungefähr aussieht wie Beckmesser, unterbricht seine nervös machende Beschäftigung für einige Minuten, um dem Concertgeber eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Instrumente zu ermöglichen. — Der Rest der Zeit, welcher noch vor dem Mittagsessen bleibt, dürfte am Besten durch einen Gang zum Buch- oder Musikalienhändler verwerthet werden. Dieser

Digitized by

Mann pflegt das beste Urtheil über den Kunstsinn der Einwohnerschaft zu besitzen. Er hat nämlich den Billetverkauf und kann daher seine Ansichten wie Eugen Richter mit Ziffern unterstützen. Leider kann er nicht auch gleich diesem durch eine bloße Ankündigung einen großen Saal füllen.

„Sie haben es leider diesmal etwas ungünstig mit der Zeit getroffen", pflegt seine Ansprache an den erwartungsvollen Künstler zu lauten, den er in zartfühlender Weise auf einen halbleeren Saal vorbereiten will, „im Officiers-Casino ist nämlich gerade heute ein Ball, und dann war außerdem vor Ihnen der Mimiker Müller hier, und morgen kommt schon wieder der Zauberkünstler Rasch. Das thut natürlich dem Besuche Ihres Concertes ziemlichen Eintrag"!

Ein Mimiker vorher und ein Zauberkünstler nachher, — anders ist ein Concert in einer kleinen Stadt überhaupt nicht zu denken!

„Und dann", fährt der Buchhändler fort, wirkt auch die Nähe der Weihnachtszeit bereits etwas auf die Leute; sie fangen schon an, zu sparen". (Ist es nach Weihnachten, so sagt er: „sie haben sich bereits so verausgabt".)

Der Rest der nicht verkauften Billets erklärt sich auf die natürlichste Art von der Welt durch die ungünstigen politischen Verhältnisse, die socialistische Bewegung, die orientalische Frage 2c. 2c. Zum Schluß drückt der Buchhändler noch seine Hoffnung bezüglich des Abendverkaufes aus und glaubt für das nächste Jahr einen glänzenden materiellen Erfolg bestimmt in Aussicht stellen zu können.

Es ist Zeit, zur table d'hôte zu gehen.

Da die Gäste noch nicht vollzählig versammelt sind, begiebt man sich auf einige Minuten in das an den Speisesaal anstoßende Lesezimmer. Auf dem Tische liegen daselbst

Digitized by Google

die Morgennummer eines kleinen städtischen Käseblattes, die zweite Beilage einer großen fremden Zeitung und ein Band „Ueber Land und Meer“ aus den sechziger Jahren.

Endlich beginnt das Mittagessen.

An der von Gästen und Speisen nur mager besetzten Tafel nimmt nach patriarchalischer Sitte der Wirth ebenfalls Theil. Außer ihm befinden sich noch am Tische ein alter militärischer Knickstiefel außer Dienst, zwei sich in Anekdoten überbietende junge Handlungsreisende, ein melancholischer Assessor und mehrere gänzlich indifferente Persönlichkeiten. —

Während der Nachmittagsstunden pflegt man sich wohl mit einer Cigarrette auf das Sopha zu legen, — wenn nämlich die Construction dieses Möbels einer solchen Benutzung nicht vollständig zuwiderläuft, — und versucht in einem für die Reise mitgenommenen Buche zu blättern. Mitunter ist man aber unklug genug gewesen, dieses Buch schon während der Eisenbahnfahrt auszulesen und es bleibt in diesem Falle nur das bloße Rauchen oder die Zimmergymnastik als Zeitvertreib übrig. —

Die Langeweile beginnt, sich nach und nach mit der Unruhe zu verbinden.

Man weiß absolut nicht mehr, was man mit der Zeit machen soll. Ein Königreich für ein Boß Puzzle!

Schließlich wird es doch einmal spät genug, um sich zum Concert anzuziehen. Man langweilt sich hierauf noch eine Stunde en grande tenue, dann tritt der Kellner in die Zelle und verkündet mit fester Stimme, daß der Wagen da sei.

Im Concertlokal angekommen, verlangt man, nach dem sogenannten Künstlerzimmer geführt zu werden. Manchmal existirt ein solches gar nicht, und man ist in Folge dessen gezwungen, die Pausen zwischen den einzelnen Nummern

Digitized by Google

inmitten des Publikums zu verbringen. Dem Künstler ist es in solchem Falle nicht möglich, sich während des Abends auch nur eine Minute frei bewegen zu können, denn er ist fortwährend unter den Augen des Publikums, welches ihn ohne Unterlaß anstarrt wie ein Meerwunder.

Der Virtuose ist ja auch wirklich der Kleinstadt nicht das, was er der Großstadt ist.

Hier hat man sich gewöhnt, die Virtuosen als Menschen anzusehen, welche sich durch ein mehr oder minder bedeutendes Talent und anhaltenden Fleiß die Berechtigung auf eine gewisse Anerkennung erworben haben. Man weiß, daß unter ihnen nicht selten wirkliche Künstler zu finden sind, welche manchmal sogar Bildung und bisweilen auch einen anständigen Character besitzen. (Wenigstens thut man dem Stande selbst die Ehre an, sich über seine anders gearteten Vertreter zu wundern!) In der kleinen Stadt aber sieht man bislang noch in dem Virtuosen entweder einen Gaukler oder einen Halbgott.

Die Individualität des Einzelnen kommt hier viel weniger zur Beurtheilung; man betrachtet die ganze Gattung entweder unter dem einen oder dem andern Gesichtspunkte. —

Das Concert nimmt nun seinen Anfang.

Der Flügel steht auf einem wackeligen, mit verschossenen Teppichen belegten Bretterpodium. Der Stuhl davor steht in Folge dieses miserablen Fußbodens schief und kippt bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Die Flügeldecke ist zu spät aufgemacht worden, und die Tasten sind daher noch eiskalt und beschlagen. Das sind so die gewöhnlichen Aergernisse in kleinen Städten!

Im Laufe des Abends findet man sich dann noch hinein. Man wird warm, das Clavier ebenfalls und das

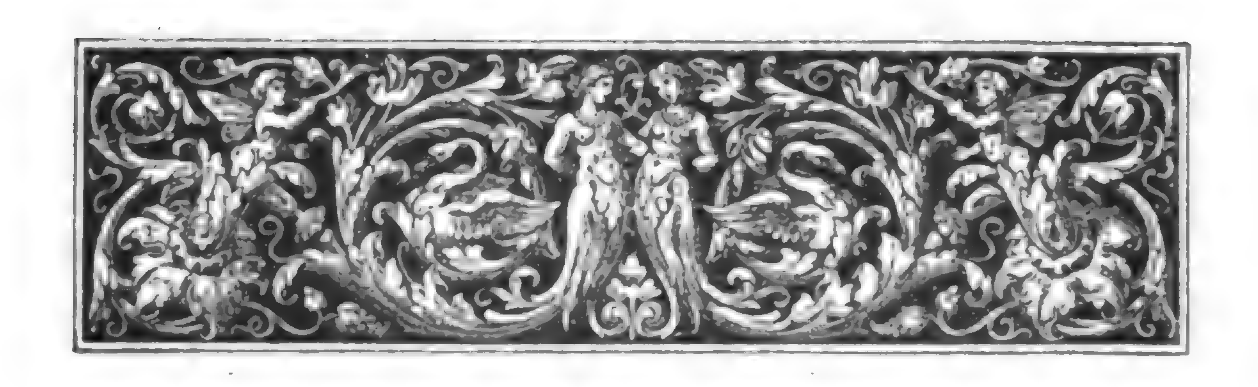
Digitized

Publikum wohl auch. Beethoven, Mendelssohn, Schumann Chopin wechseln mit Fabrikaten eigener Composition ab. Eine bravouröse Paraphrase von Liszt oder etwas Aehnliches giebt einen brillanten Kehraus. Man wird beklatscht, gerufen, verbeugt sich und steigt endlich vom Podium herab. Der Buchhändler naht sich, um mit verbindlicher Miene seine Gratulationen darzubringen und einige Herren aus dem Publikum vorzustellen, welche ihrerseits wieder gratuliren und einige weitere Herrschaften vorstellen. Nachdem die unwiderruflich letzte Vorstellung vorüber, fährt man gewöhnlich ins Hôtel zurück, um dort im Kreise einiger am Concertabend gewonnenen Bekannten zu soupiren. Während man auf das Essen wartet, bittet der Buchhändler discret um eine Minute privater Unterredung und ordnet in dieser die Geldangelegenheit. Um Mitternacht wird das letzte Glas „auf ein fröhliches Wiedersehen im nächsten Jahre“ geleert. Endlich geht man müde und schläfrig auseinander.

Am nächsten Tage wiederholt sich die Geschichte in einer anderen Stadt. —

Moritz Moszkowski

Digitized by Google



Friedrich Kücken.

Schwerin.

Meine Begegnung mit Heinrich Heine.

Nachdem ich in Paris mich häuslich eingerichtet, galt mein erster Besuch dem Meister Meyerbeer. Schon in Berlin, wo ich im Hause seiner Mutter und seines Bruders Wilhelm verkehrte, hatte derselbe sich sehr freundlich mir erwiesen, und ich durfte einer guten Aufnahme gewiß sein. Leider traf ich ihn beschäftigt — er studirte mit einer Sängerin — ließ aber durch seinen Diener mich bitten, meinen Besuch am Abend 7 Uhr wiederholen zu wollen. Selbstverständlich fand ich mich pünktlich ein. Eine Wolke dicken Rauchs entströmte bei meinem Eintritt in den Salon dem Kamin — bei stürmischem Wetter etwas ganz gewöhnliches in Paris — und ich befand mich, sehr belästigt von der Malice des Kamins, etwa 8 bis 10 Herren gegenüber, welche wahrscheinlich bei Meyerbeer dinirt hatten. Auf das Liebenswürdigste stellte mich derselbe als einen in Deutschland bereits populär gewordenen jungen Gesangscomponisten vor. Ich hörte alsdann die Namen: Scribe, Jules

Digitized by Google

Janin, Alexander Dumas, Berlioz, Pixis — die übrigen weniger verständlich — nennen. Von all' den Herren war mir nur einer persönlich bekannt: „Pixis", mit ihm hatte ich im vorigen Sommer in Baden-Baden vielfach verkehrt. Dieser trat mir denn auch gleich entgegen, und um einer möglichen, mich damals sehr genirenden französischen Conversation überhoben zu sein, suchte ich absichtlich unser Gespräch lebhaft fortzuführen. Ich beachtete es deshalb auch kaum, daß sich eine, nicht besonders auffallende Persönlichkeit zu uns wandte, aber einige Schritte entfernt stehen blieb, und sich alsdann wieder zu der übrigen Gesellschaft zurückbegab. Beim Fortgehen lud mich Meyerbeer noch ein, in seiner Loge einige Acte der „Hugenotten" mit anzuhören. Wir kamen früh genug, um ein vollkommenes Durcheinander des zweiten Finales zu erleben. Ganz bekümmert und erschrocken, daß sich dies gerade in des Meisters Gegenwart ereigne, sah ich auf Meyerbeer, der jedoch nicht im Geringsten alterirt, sich mit den Worten zu mir wandte: „Beunruhigen Sie Sich nicht! Dergleichen kommt hier bei oft gegebenen Opern wohl vor, schadet aber der Oper beim Publikum gar nicht, denn man weiß, daß die nächste Vorstellung gewiß sorgfältiger studirt sein wird." — Meinen ersten Gesellschafts- und Opernabend hatte ich hiermit recht interessant uud auch befriedigt verlebt.

Zunächst war nun mein sehnlichster Wunsch, mit Heinrich Heine bekannt zu werden. Seine Wohnung war nahe der meinigen und zur üblichen Besuchszeit klopfte ich schon Tags darauf bei ihm an. Es erschien eine Dienerin. Ich nannte meinen Namen und bat, mich zu melden. Sie kam leider umgehend mit der Nachricht „Herr Heine ist nicht zu Hause" zurück. Am nächsten Tage befand ich mich in gleicher Absicht an Heine's Thür; abermals hieß es: „Herr

Heine ist nicht zu Hause" und dies wiederholte sich mehr als ein Dutzend mal.

Nun ließ ich einige Wochen vergehen in der Hoffnung, Heine vielleicht an einem dritten Orte zufällig zu begegnen; aber vergebliches Hoffen! Ich fing also wieder an — so alle 8 Tage — mich an Heine's Thür einzufinden und erlebte, daß statt des weiblichen Wesens ein Mann erschien, den ich schon freudig als Heine begrüßen wollte, welcher aber, kaum mich erblickend, entrüstet ausrief: „Herr Heine ist nicht zu Haus!" Es blieb mir kein Zweifel, daß Heine selbst mir die Thüre vor der Nase zugeschlagen hatte. So vergingen etwa 6 Monate, als der Zufall doch endlich mich mit dem Ersehnten zusammenbrachte. Der bekannte, und man darf wohl sagen, damals berühmte Musikverleger Moritz Schlesinger beabsichtigte mehrere meiner beliebtesten Lieder in französischer Uebersetzung herauszugeben. Näherer Besprechung wegen hatte er mich eines Tages zum Déjeuner eingeladen, und hier erschien unangemeldet ein Herr, den Schlesinger mit den Worten empfing: „Das ist schön, Heine, daß Sie gerade jetzt kommen, der Kücken ist schon ganz unglücklich, mit seinem liebsten Dichter noch nicht persönlich bekannt geworden zu sein." Heine, obwohl er sah, wie sehr ich mich freute, blieb sehr zugeknöpft, sagte dann: „wir kennen uns schon, lieber Kücken" — meine Verwunderung war groß! — „erinnern Sie sich doch des Abends bei Meyerbeer, als er Sie vorstellte, und auch alle Namen der Anwesenden Ihnen nannte? Allerdings bemächtigte der alte Pixis sich Ihrer sogleich, aber ich dachte: sollst doch den Landsmann begrüßen; ging zu Ihnen und obwohl ich eine ganze Zeit das Gewäsch des Vaters der Debütantin mit anhörte, fanden Sie es nicht der Mühe werth, mich zu beachten. Natürlich ließ ich Sie Beide stehen und begab

Digitized by Google

mich wieder zu den Franzosen. Dem Alexander Dumas war dies nicht entgangen und Sie müssen noch wissen: Alexander Dumas ist ein Schandmaul! Er sagte: „„Lieber Heine, mit Ihrer Popularität in Deutschland muß es doch auch nicht weit her sein, denn der kennt Sie ja gar nicht mal!““ Sehen Sie, lieber Kücken, dergleichen kann man in Paris nicht vertragen!“

So sollte sich das: „Herr Heine ist nicht zu Hause“, sowie das persönliche Thürzuschlagen aufklären.

Während meines mehrjährigen Pariser Aufenthalts entspann sich nach dieser Begegnung ein wirkliches Freundschafts-Verhältniß zwischen uns, und ich habe die Absicht, später noch mal, wie ich glaube, recht interessante Erlebnisse mitzutheilen. Hier will ich noch folgende kleine Episode erzählen:

Alexander Weil, der Erfinder der Dorfgeschichten — ein literarisches Feld, welches später Auerbach mit so vielem Geschick und Glück bebaut hat — war d. Z. der Uebersetzer aller Heine'schen für französische Zeitungen bestimmten Aufsätze. Ich fragte einst Heine, weshalb er, da er doch der französischen Sprache so vollkommen mächtig, seine Artikel nicht selbst französisch schreibe? Er erwiderte: „Man sagt, ich schreibe im Deutschen einen guten Styl, den will ich mir nicht verderben. Weil besorgt das Geschäft vortrefflich, und ich zahle nach Verdienst“. Obwohl ich mit Weil nicht näher bekannt, — wir besuchten uns nicht — waren wir doch wie ich glaube, gegenseitig erfreut, uns zu begegnen. Seine jüdischen Dorfgeschichten hatte ich mit besonderem Vergnügen gelesen; auch wußte ich, daß er durch literarische Arbeiten sich und seine Schwester, wenn auch damals nur in bescheidener, so doch anständiger Weise durchzubringen suchte. Mir war er ein angenehmer Mann. Eines Tages begegnete

Digitized by Google

ich ihm und fragte so zufällig, ob er Heine gestern oder heute gesehen? Ich wollte wissen, ob er von dem Geheimen Rath Koreff eine Einladung zum nächsten Tage erhalten. „O ja!“ war seine Antwort; „aber ich muß schon kurzweg sagen: Heine ist doch ein Lump!“ Ho, ho! „Nun Sie wissen doch, Rothschild hat die Concession zum Bau der Paris-Straßburger Eisenbahn erhalten, hat all' seinen Leuten, bis auf den Kutscher, Actien gegeben, denn, so wie diese an die Börse kommen, ist ein erheblicher Gewinn selbstverständlich, ohne daß sie den Inhabern auch nur einen Sou gekostet. Da geht nun Heine auch zu Rothschild und läßt sich 20 Actien geben. Was sagen Sie dazu? Muß nicht Rothschild zu Heine kommen, statt Heine zu Rothschild? Natürlich müssen dafür nun wieder geistreiche Artikel geschrieben werden u. s. w.“ Ich verstand damals von Actien-Angelegenheiten gar wenig, doch schien mir die Sache nicht gerade correct.

Schon des nächstfolgenden Tages traf ich Heine beim Geheimen Rath Koreff in einer großen Abendgesellschaft, wo der berühmte dänische Dichter Oehlenschläger sein neuestes Trauerspiel las. Außer Alexander v. Humboldt, Graf Luxburg — damaliger bairischer Gesandter, mit dem Heine wegen der im „Stern“ erschienenen Gedichte auf den König Ludwig von Baiern recht schief stand — befanden sich noch viele distinguirte Deutsche und deutsch sprechende Franzosen dort. (Bei diesem berühmten, später etwas in Mißcredit gerathenen Arzt fanden Künstler und Künstlerinnen von Namen stets die freundlichste Aufnahme.) Ich erwähnte gegen Heine Weil's Entrüstung betreffs der Eisenbahn-Actien. Heine, nicht im geringsten betroffen, erwiderte: „Also hat er Ihnen auch davon gesprochen? Nun, so erfahren Sie auch den Grund seiner Entrüstung! Als er mir über die Annahme

Digitized by Google

der Actien Vorwürfe machte, mußte ich ihm sagen: lieber Weil, ich komme soeben von Rothschild und er läßt durch mich sie benachrichtigen, daß es ihm recht leid thue, ihnen keine Actien, um welche sie ihn schriftlich gebeten, geben zu können. Natürlich hat Weil dies bitter übelgenommen, und ich muß mich nun wohl nach einem anderen Uebersetzer umsehen".

Man muß es nun dahingestellt sein lassen, ob obige Aeußerung nur ein Heine'sches Impromptu war, oder stricte Wahrheit.

Am Schlusse mag noch ein Heine'sches Briefchen, welches die Sendung einiger neuer Gedichte begleitete, hier seinen Platz finden.

Liebes Kücken!

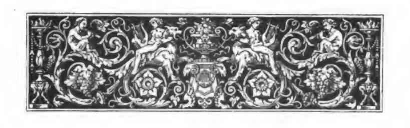
Ich lege Ihnen hier einige Eier unter, gackeln Sie nicht zu lange darauf, und lassen Sie bald von sich hören.

Ihr

H. Heine.

Schwerin, den 30. September 1881.

Aug. Mahlen



Emil Naumann.

Dresden.

Alexander von Humboldt und Friedrich Wilhelm IV.

Erinnerungsblätter.

Verehrter Herr!

Sie waren so freundlich, mich um einen Beitrag für Ihr neues Werkchen zu ersuchen, in welchem Sie die Tonkünstler zu einem Rendezvous einladen und sprachen zugleich den Wunsch aus, daß ich Ihnen darin von mir, meinem Bildungsgange und meinen Erlebnissen erzählen solle. Verzeihen Sie mir, wenn ich darauf, so schmeichelhaft mir auch Ihr Begehren gewesen, nicht eingehe. In einem so beschränkten Umfange, wie ihn ein Einzelbericht in einem Sammelwerkchen darbietet, sagt man, wenn man sein eigenes Thun und Wirken besprechen soll, entweder zu viel, oder zu wenig. Lassen Sie mich Ihnen daher, statt von meinem künstlerischen Entwickelungsgange, lieber von einigen interessanten Männern erzählen, mit denen mich der Verfolg meiner Laufbahn in Berührung gebracht. Und selbst hierbei werde ich

mich auf eine besondere Zeit und einen bestimmten Kreis beschränken müssen, wenn ich Ihren Lesern etwas mehr, als nur farblose Andeutungen geben soll.

So wähle ich denn, als einen durch Berührung mit hervorragenden Persönlichkeiten sich auszeichnenden Abschnitt meines Lebens, mein frühestes Auftreten als Componist in Berlin.

Mein erstes, mit 20 Jahren in meiner Heimath am Rhein geschriebenes größeres Werk, das Oratorium „Christus, der Friedensbote“, war soeben in Dresden gegeben worden, woselbst die königliche Capelle die genannte Tonschöpfung für ihr in der Weihnachtszeit übliches Concert zum Besten ihrer Wittwen und Waisen auserwählt hatte. Tichatscheck sang darin Christus, Johanna Wagner hatte die hervorragendste Sopranpartie, der Theaterchor, die Dreißig'sche Singacademie und der Schumann'sche Verein bildeten den Chor und Reissiger, an der Spitze der königlichen Capelle, dirigirte das Ganze. Ein sehr glänzender Bericht Dr. Schladebach's über diese Aufführung in der Berliner Musikzeitung von Bote und Bock hatte wahrscheinlich dortige Kreise auf das Werk aufmerksam gemacht. Wenigstens erhielt ich kurz darauf ein Schreiben des mir persönlich unbekannten Professor Rungenhagen, des damaligen Directors der Berliner Singakademie, der mich um Zusendung der Partitur ersuchte. Das Eintreffen meines Manuscriptes in Spree-Athen hatte die Folge, daß der Vorstand der Berliner Singakademie die Aufführung des Christus in der dortigen Garnisonkirche, zum Besten der unter der Protection der Königin Elisabeth stehenden Kleinkinderbewahranstalten beschloß. Dieselbe fand am 19. November 1849, als am Namenstage der hohen Beschützerin jener Vereine, unter Mitwirkung der Singakademie und des damals mit Recht

berühmten Liebig'schen Orchesters statt; die Direction hatte ich selber übernommen, die Solokräfte waren durch Damen und Herren vom königlichen Hoftheater vertreten, unter denen ich hier nur Frau Schlegel-Köster, Frau Tuczek, sowie die Herren Mantius und Krause nennen will. Mein Oratorium hatte das Glück gehabt, sich das Interesse der darin Mitwirkenden schon während der Proben zu gewinnen; dasselbe erfreute sich jedoch außerdem auch des Beifalls der gesammten Berliner Presse. Dies hatte abermalige gute Folgen für seinen Autor, deren Zusammenhang jedoch nur dann verständlich wird, wenn ich hier nach einer anderen Seite aushole, was um so unumgänglicher erscheint, als ich gerade dadurch auf ein Paar jener hervorragenden Persönlichkeiten zu sprechen komme, mit denen mich in jener Zeit die Verhältnisse zusammenführten.

Als nämlich ältere, mir in der Rheinprovinz lebende Freunde von der bevorstehenden Aufführung meines Christus in Berlin hörten, welche Residenzstadt ich damals zum ersten Mal betrat und woselbst ich folglich ohne jede weitere persönliche Verbindung war, hielten sie es für nützlich, mich mit einigen Empfehlungen an ihre dortigen Bekannten auszurüsten. Die interessantesten unter den Briefen, die ich zu diesem Zweck erhielt, waren entschieden zwei von Sulpice Boisserée mir übersandte Schreiben an seine Freunde Peter von Cornelius und Christian Rauch, sowie ein paar herzlich empfehlende Worte des berühmten Geognosten und damaligen Berghauptmanns von Dechen an den ihm nahe befreundeten Altvater deutscher Wissenschaft Alexander von Humboldt. Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle des unschätzbaren Gewinnes für Geist und Gemüth gedenken, der mir für mein ganzes Dasein aus meinen Erinnerungen an drei so hervorragende Männer,

wie Cornelius, Rauch und Humboldt erwuchs. Gestatten Sie mir darum, hier hauptsächlich meiner Beziehungen zu Humboldt und der durch ihn vermittelten zu König Friedrich Wilhelm IV. zu gedenken, umsomehr, als dieselben direct bei der Aufführung des Christus anknüpfen. Freilich kann auch das, was ich Ihnen hier über den kunstsinnigen König und den ihm befreundeten großen Gelehrten mitzutheilen vermag, nur ein aus einem größeren Zusammenhang von Erinnerungen herausgerissenes Bruchstück bleiben.

Ich hatte nicht versäumt, die mir an den gefeierten Greis anvertrauten Zeilen, obwohl mich die Proben zu meinem Werke damals lebhaft in Anspruch nahmen, bald nach meiner Ankunft an ihre Adresse gelangen zu lassen. Zu dem Ende stellte ich mich, mit einem vor Ehrfurcht vor dem Heros deutscher Wissenschaft beklommenen Herzen, an der Thüre jenes, allen älteren Berlinern wohlbekannten einstöckigen Hauses in der Oranienburger Straße ein, welches Humboldt so viele Jahre hindurch und bis an seinen Tod bewohnte. Der liebenswürdige alte Herr ließ mich sofort vor und zeigte gleich nach den ersten Momenten eine so freundliche, menschliche Antheilnahme an dem vor ihm stehenden schüchternen Jüngling (ein Glück, das ich damals selbstverständlich nur dem Freund verdankte, der mich ihm empfohlen hatte), daß derselbe bald aller Schüchternheit vergaß und plötzlich mit einem geheimen Schrecken gewahr ward, wie er in das unbefangenste Plaudern mit dem großen Gelehrten gerathen war. Mit jener Volubilität der Sprache, die ich seitdem bei keinem zweiten Manne wiedergefunden, hatte Humboldt zunächst über seinen rheinischen Freund und hierauf über Berlin zu plaudern begonnen. Im Anfang mußte ich mich zusammennehmen, um diesem ununterbrochen und mit unglaublicher Schnelle dahinfließenden Redestrome

Digitized by Google

zu folgen, umsomehr, da mich auch das Aeußere des großen Gelehrten fesselte und verwirrte. Unwillkürlich stellt man sich unter einem geistig hoch hervorragenden Manne auch eine imponirende Persönlichkeit vor; statt dessen stand ein zwar durch schneeweißes Haar ehrwürdiges, sonst aber kleines und etwas durch Alter vornübergebücktes Männchen vor mir, dem man jedoch nur in die heiteren, zum Vertrauen ermuthigenden und ebensosehr von hoher Geistesfreiheit als herzlicher Menschenfreundlichkeit blitzenden Augen zu schauen brauchte, um sich zu erinnern, vor wem man stand. — „Sie kommen bei mir, da Sie Tonkünstler sind, recht schlecht an“, begann er, „da ich zu den unmusikalischsten Menschen gehöre. Wenn es nun auch nicht so schlimm damit ist, wie manche Leute vorgeben, da ich mich wenigstens als Hörender an einer guten Musik zu erfreuen vermag, so will es mir doch nicht gelingen, meinen musikalischen Ruf zu verbessern. Dafür hat schon mein Bruder Wilhelm gesorgt, der sich leider mitunter eingehender über Musik äußerte, was ich selber wohl bleiben ließ. Neulich jedoch entfuhr mir unglücklicher Weise, als in vertrautem Kreise bei Hofe von Musik die Rede war, ein selbstständiges Urtheil über einen dort vor kurzem aufgetretenen Virtuosen. Die Folge davon war, daß mir der König scherzend zurief: „Geben Sie sich keine Mühe, Humboldt, auf diesem Felde erreichen Sie doch höchstens nur Ihren Bruder!“

Wenige Tage nach diesem Besuch lud mich Humboldt zu einem Diner bei Wilhelm Beer, dem als Astronomen wohlbekannten Bruder Meyerbeer's ein, wo jeder von ihm mitgebrachte Freund oder Schützling hochwillkommen geheißen ward. Er holte mich dazu mit seiner Equipage ab und führte mich persönlich in den bedeutenden Kreis ein,

der sich im Hause Beer zu versammeln pflegte. Meyerbeer selber weilte zwar damals in Paris; doch war ich so glücklich, schon an diesem Tage seine Gattin und die eben erst erwachsene liebenswürdige älteste Tochter kennen zu lernen, wodurch meine späteren persönlichen Beziehungen zu dem genialen Tondichter sich in erfreulichster Weise einzuleiten begannen.

Kurze Zeit darauf fand die Aufführung meines Christus statt und wenige Tage später erhielt ich von Humboldt ein Billet, worin er mich zu meinem Erfolg beglückwünschte und mir unter Anderem schrieb, daß die einstimmige Gunst, mit der „das sonst so hyperkritische Berlin“ das neue Werk beurtheile, bei König und Königin den Wunsch erweckt habe, dasselbe ebenfalls zu hören. Er frage deßhalb bei mir an, ob es nicht möglich sei, das Oratorium sogleich zu einer zweiten Aufführung zu bringen. — Die Singakademie hatte sich zwar bereits, durch ihre Abonnementsconcerte dazu bestimmt, dem Studium anderer Werke zugewandt; dennoch gelang es mir, nach einigen Verhandlungen, über welche höchstens vierzehn Tage verflossen, eine sofortige zweite Aufführung meines Werkes, unter Betheiligung derselben Kräfte, die in dem Garnisons-Kirchenconcert mitgewirkt hatten, herbeizuführen. Da der Wunsch hierzu von höchster Stelle ausgegangen war, so hatte König Friedrich Wilhelm IV. die Huld, zu derselben den Concertsaal des königlichen Opernhauses zu bewilligen, sowie persönlich an dem festgesetzten Abend an der Seite der Königin Elisabeth und mit großem Gefolge, in welchem sich auch Humboldt befand, im Concertsaal zu erscheinen.

Ein zweiter Brief Humboldt's setzte mich von dem Beifall in Kenntniß, den die Majestäten dem Werk gespendet und zu meiner großen Ueberraschung wurde ich bald

Digitized by Google

darauf zu einer Audienz nach Charlottenburg befohlen. In der letzteren sprach der König die freundliche Meinung aus, in mir den rechten Mann zur Ausführung seiner Reformpläne für die evangelische Kirchenmusik gefunden zu haben und theilte mir mit, daß er den lebhaften Wunsch hege, die aus der evangelischen Kirche gleichsam verbannten Psalmen, in der Gestalt, die sie durch Luther's Uebersetzung erhalten, in den Gemeindegesang einzuführen. Ich durfte erwidern, daß ein solches Beginnen völlig im Sinne der Reformatoren sei, da sowohl Luther, als auch Zwingli und Calvin den Psalmengesang den sich bildenden Gemeinden der neuen Kirche auf das Lebhafteste empfohlen hätten, wie dies ja auch schon durch den Apostel Paulus in seinem Briefe an eine der ältesten Gemeinden der Christenheit geschehen wäre.

Das eingehende Gespräch mit dem Könige und die Wärme, mit der sich der kunstsinnige Monarch über eine von ihm erhoffte reichere Belebung des evangelischen Gottesdienstes durch die Tonkunst ausgesprochen, hatte mich so lebhaft bewegt und erwärmt, daß ich unmittelbar darauf einige Psalmodien im a capella-Stil componirte, die auf einen Wechselvortrag derselben zwischen Gemeinde und Chor angelegt waren und auf allerhöchsten Befehl bald darauf vor einem geladenen Kreise musikalischer und theologischer Sachverständiger durch den königlichen Domchor in der Charlottenburger Hofkapelle zur Aufführung gelangten. Ich ließ es jedoch nicht hierbei bewenden, sondern versenkte mich in das geschichtliche Studium des Psalmengesanges in der christlichen Kirche, soweit er sich von seinen Anfängen im Orient, sowie in den verschiedensten Ländern zu den verschiedensten Zeiten übersehen ließ und übersandte die daraus hervorgegangene Abhandlung an den geistvollen Fürsten,

Digitized by Google

der mich zu derselben angeregt und ermuthigt hatte.* Die Folge dieser Doppelthätigkeit war meine damalige Anstellung im königlichen Dienst als Componist des königlichen Domchors, sowie der mir vom König ertheilte Auftrag zu einer Reise nach Rom, Petersburg und London, zu dem Zwecke des Studiums der dortigen Kirchenchöre und Bibliotheken, unter besonderer Berücksichtigung aller darin aufbewahrten älteren Psalmencompositionen.

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zu Humboldt zurück, um Ihnen noch ein paar höchst charakteristische Züge aus dem Sein und Behaben des unvergeßlichen Mannes, wie sie im Verkehr mit mir hervortraten, mitzutheilen. Ich hatte bereits im Jahre 1854 begonnen, mich ernsthaft mit den Vorarbeiten zu meiner 1869 bei Behr in Berlin erschienenen „Tonkunst in der Culturgeschichte“ zu beschäftigen. Ein zufälliges Gespräch hatte dahin geführt, Humboldt von dieser meiner Arbeit und dem ihr zu Grunde liegenden Plan in Kenntniß zu setzen.

Hierdurch war ein Anknüpfungspunkt für eine nähere Antheilnahme des ehrwürdigen Mannes an dem, was ich trieb, gefunden worden, mittels dessen sich mein Verhältniß zu ihm nicht nur noch mehr befestigte, sondern auch vertiefte. Kaum eine Woche nach jenem Gespräch beschied er mich ganz unvermuthet zu sich. Wie war ich erstaunt und gerührt, als ich, bei ihm eintretend, mehrere Tische mit Büchern in den verschiedensten Sprachen bedeckt fand, die er, ohne mir etwas davon im Voraus zu sagen, für mich aus seiner Bibliothek hervorgesucht hatte, da mir ja vielleicht

* Die oben erwähnten Psalmodien befinden sich im Anhang meiner 1855 bei Bote und Bock in Berlin erschienenen Psalmen auf alle Sonn- und Festtage des evangelischen Kirchenjahres; die genannte Abhandlung dagegen erschien im Jahre 1856 im Verlage von Reimer.

Digitized by Google

das eine oder andere davon bei meinen Vorarbeiten willkommen sein könnte. Die ausgewählte Collection war eine so umfangreiche, daß man mit derselben, um sie mir aus dem Humboldt'schen Hause zu überbringen, mehrere Waschkörbe füllen mußte. Wenn ich nun auch nur den kleinsten Theil davon zu benutzen vermochte, so bleibt doch die Thatsache, daß der Schöpfer des Kosmos, welchen damals die Arbeiten an jenem, seinem für die Wissenschaft monumental gewordenen Werke ganz hinnahmen, noch Zeit dazu fand, dem ersten größeren Versuche eines so viel jüngeren Mannes auf schriftstellerischem Gebiete seine lebhafte Theilnahme zuzuwenden, eine für das vielseitige Interesse und das gütige humane Wesen des großen Forschers so bezeichnende, daß ich sie nicht verschweigen mochte. Ein solcher einmal erwiesener Antheil erkaltete auch bei Humboldt so leicht nicht. Ein mehrere Jahre später von ihm an mich geschriebenes Billet, das ich gelegentlich mit einer Reihe anderer an mich gerichteter Humboldt'scher Briefe zu veröffentlichen gedenke, enthält den Passus: „Niemals werde ich des jungen Freundes vergessen, der das geistige Band zu finden wußte, das alle Künste umschlingt.“ —

In einer für mich unvergeßlichen Weise trat, bei verschiedentlichem Zusammensein, auch Humboldt's feine Ironie und köstlicher Humor zu Tage. — König Friedrich Wilhelm IV., dessen edel vertrauender Sinn auch dann noch, als das Erfurter Parlament resultatlos auseinander gegangen war, eine einheitlichere Neugestaltung Deutschlands erhoffte, und der zu dem Ende mehrere deutsche Fürsten zu einer Conferenz nach Berlin eingeladen hatte, wünschte von mir eine Composition des Psalmenverses: „Die Fürsten sind versammelt wie zu einem Volk“, welchen der Domchor bei dieser Gelegenheit vortragen sollte. Humboldt, der zufällig

Digitized by Google

von diesem an mich ergangenen Auftrage gehört hatte, sagte mir bei der nächsten darauf folgenden Begegnung: „Sorgen Sie dafür, daß der heilige Geist und eine reine Harmonie wenigstens in Ihrem Psalme sich vorfinden, denn in der hohen Versammlung wird es an beidem fehlen, wie sie schon daraus entnehmen mögen, daß sich der König von Hannover neuerdings in österreichischer Uniform sogar zu Bette legen soll!“ — Bei einer anderen Gelegenheit erzählte ich Humboldt, der Cultusminister von Raumer, einer der Hauptvertreter der damaligen Reaction in Preußen, habe mir, gelegentlich einer Conferenz behufs Gründung eines Conservatoriums der Musik, gesagt: „Componisten braucht der Staat nicht, und darum brauchen solche auch für mich nicht zu existiren!“ — „Ungefähr dasselbe“, rief Humboldt, äußerte dieser Herr neulich, (als ich so thöricht gewesen, ihm einen begabten jungen Astronomen zuzusenden) von der Astronomie, die uns, wie er meinte, mehr Schaden als Nutzen gebracht habe. Können Sie sich wundern, daß ein Mann, für den die Erde heute noch stille steht, ein Mann des Stillstandes ist?“ —

Im Jahre 1850 erhielt ich, kaum einige Monate in königliche Dienste getreten, meine Einberufungsordre zum Freiwilligendienst in der preußischen Armee. Wie die Jugend ist, schrieb ich, ohne zu bedenken, daß unsere, auf dem Princip einer allgemeinen Volksbewaffnung gegründete Militärgesetzgebung keine Ausnahmen zulasse, einen sehr beweglichen Brief an den König mit der Bitte, mich vom Militärdienst womöglich befreien zu wollen, da ich, wie es darin hieß, Sr. Majestät „besser mit der Leyer, als mit dem Schwerte zu dienen hoffe.“ Bald darauf ward mir der directe Auftrag aus dem königlichen Cabinet, einen mir übersandten Bibelspruch zu componiren, welchen der könig-

Digitized by Google

liche Domchor vierzehn Tage später in der Charlottenburger Hofkapelle unter meiner Direction vorzutragen hatte. Wie sich nun selbst kleine Vorfälle bei den Intimen eines Hofes herumzusprechen pflegen, so erfuhr Humboldt auch, daß der König bei dieser Gelegenheit dem Fürsten Croy zugeflüstert: „Der hat gut mich ansingen: „„Herr, nun läßt Du Deinen Diener in Frieden fahren““, nachdem ich ihn eben vom Militär freigemacht!“ Selbstverständlich handelte es sich auch diesmal nur um eine weitere Zurückstellung, wovon ich mich im folgenden Jahre in Rom zu überzeugen Gelegenheit hatte. Dort ward ich nämlich, kaum angekommen, durch eine, von unserem damaligen römischen Geschäftsträger Alfred von Reumont mir zugesandte Einberufung auf den Berliner Hausvogteiplatz überrascht, die mich innerhalb der nächsten vierzehn Tage vor die Schranken der daselbst tagenden Kreis-Ersatzcommission citirte. Zum Glück weilte ich jedoch auch in Rom auf Befehl des Königs und so gelang es Herrn von Reumont, eine nochmalige, nunmehr freilich letzte Frist für den Fahnenflüchtigen zu erwirken. Indessen selbst dann, als ich mich ein Jahr später nun wirklich der zuständigen Behörde stellte, sollte mir kein Feld zur Verrichtung von Heldenthaten eröffnet werden, da man mich überhaupt nicht annahm.

Nach längerer Abwesenheit aus Italien nach Berlin zurückgekehrt, empfing mich der König zur Berichterstattung über die gewonnenen Resultate in besonderer Audienz. Bald nachher erhielt ich eine Einladung zu einem in kleinem Kreise stattfindenden Dîner auf Sanssouci, woselbst der königliche Hof damals residirte. Außer den Majestäten, der Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin und den dem Hofdienst attachirten Personen waren der damalige Ministerpräsident Freiherr von Manteuffel, Herr von Radowitz,

Digitized by Google

General Wrangel und Alexander von Humboldt anwesend. Als man zur Tafel ging und sich niederzulassen begann, irrte ich, etwas rathlos über den Platz der mir bestimmt sein könne, in dem bekannten Kuppelsaale des Schlosses umher, als mir plötzlich Humboldt die Schulter berührte und mir zuflüsterte, indem er mich dabei freundlich unter den tief herabhängenden buschigen weißen Augenbrauen hervor anschaute: „Kommen Sie, Sie sitzen neben mir!" — Ich hatte auf diese Weise das unverhoffte Glück, den Majestäten so nahe zu sein, daß ich jedes bedeutende oder scherzhafte Wort deutlich zu vernehmen vermochte, welches zwischen dem König und Humboldt, die vorzugsweise die Conversation führten, gewechselt ward.

Als nach aufgehobener Tafel die Glasthüren zur Terrasse, auf welcher die Orangerie damals noch stand, geöffnet wurden und der Kaffee umherpräsentirt wurde, hatte der König, der noch im Saale stand, die Huld mir zuzurufen: „Sie wissen doch, Naumann, was in diesem Raume mit ihrem Großvater, dem kursächsischen Kapellmeister, vorging?" Ich gestand meine Unwissenheit. „O, dann muß ich's Ihnen erzählen", fuhr der König fort. „Ihr Großvater hatte einen großen Stein im Brett bei meinem Vorfahren, dem sogenannten dicken König. Als nun Naumann mit seiner Oper „Orpheus" einen immensen Erfolg in Kopenhagen gehabt, verschaffte sich Friedrich Wilhelm II. durch seinen Gesandten, und zwar ohne Vorwissen des Componisten, mehrere Nummern aus der noch als Manuscript existirenden Oper, ließ sich, da er ein leidenschaftlicher Cellospieler war, dieselben für Violoncell mit begleitendem Orchester arrangiren und befahl, als Naumann auf seiner Rückreise von Dänemark nach Sachsen Berlin berührte, denselben hierher. In Sanssouci angekommen, ward Ihr Großvater in den

Digitized by

Saal geführt, in welchem wir eben stehen, wunderte sich darüber, daß er darin so lange warten mußte, ohne daß ihn Jemand ansprach, ebensosehr aber über ein seltsames Knistern und Flüstern hinter jener Doppelthür, die Sie dort am Ende des Saals erblicken. Da öffnet sich dieselbe unvermuthet, rauschende Orchesterklänge erschallen und Naumann erblickt dicht vor sich Friedrich Wilhelm II., der, an seinem Cello sitzend und von seiner Kapelle umgeben, den Componisten des Orpheus mit dessen eigenen Tönen begrüßt."

Ich sprach dem König für diese mir so interessante Erzählung, während welcher die Anwesenden einen aufmerksam horchenden Kreis um den Monarchen gebildet, meinen Dank aus und wagte zu fragen, ob Sr. Majestät ein um dieselbe Zeit stattgefundener Vorfall bei einem Hofconcert, in welchem sein erlauchter Vorfahr unter meines Großvaters Direction mitgewirkt, bekannt sei? Als dies verneint und ich aufgefordert ward, darüber zu berichten, theilte ich in Kürze Folgendes mit: Friedrich Wilhelm II. sei bekanntlich ein Liebhaber des Sentimentalen und Zärtlichen in der Tonkunst gewesen, woraus sich eine Neigung, gelegentlich beim Cellospielen zu retardiren, entwickelt habe. Als nun der König auch bei der Hauptprobe zu dem schon erwähnten Concert wiederholt zu retardiren begann, und dabei von der königlichen Kapelle unterstützt ward, da dieselbe aus Devotion immer mitretardirte, versuchte Naumann, durch einige, keine besondere Instrumentengruppe betreffende allgemeine Rügen diesem Mißstande abzuhelfen. Als dies jedoch vergeblich blieb, half er sich, rasch entschlossen, durch den Ausruf: „Ich bitte um mehr preußisches Feuer bei den Cellis!" Diese Appellation an den preußischen Kriegsherrn und Militär ward sofort verstanden und die Probe verlief von demselben Momente an ohne jeden weiteren Anstoß.

Digitized

Meinen königlichen Zuhörer hatte das Mitgetheilte so sehr amüsirt, daß er mir befahl, ihm zur Königin, die sich mit ihren Damen schon auf die Terrasse begeben, zu folgen, woselbst ich die kleine Geschichte sofort zu wiederholen hatte. Nachdem die Herrschaften ihre Gäste verabschiedet, rief mir der König, als er den Saal verließ, noch lächelnd zu: „also stets preußisches Feuer bei den Celli's, Naumann!"

Heiter kehrte ich an der Seite Humboldt's von Potsdam nach Berlin zurück, woselbst ich mich noch eine Reihe von Jahren hindurch der Huld König Friedrich Wilhelms IV. sowie der Nähe und des Geistesverkehrs mit dem theueren Manne erfreuen durfte, welchen nur ein Mal erzählen zu hören, Goethe's Ottilie sich so lebhaft gewünscht.

Dresden, den 30. October 1881.

Emil Naumann.

Digitized by

G. Graben-Hoffmann.

Dresden.

Eduard Maria Oettinger.

Ein Gedenkblatt.

Deutschland zählte vor der Märzrevolution des Jahres 1848 eine Menge literarischer Größen, welche mit der Revolution, die sie theilweise sogar selbst heraufbeschworen hatten, auch wieder fielen.

Leider gehörte zu diesen auch mein jetzt schon verstorbener Freund Eduard Maria Oettinger, der eine Zeitlang zu den Mitbeherrschern der deutschen Presse gezählt und ebensowohl als Dichter wie besonders als Journalist, Humorist und Satiriker eine mehr oder weniger bedeutende Rolle unter seinen Zeitgenossen gespielt hatte.

Es ist nun hier nicht meine Absicht, mich über seine Stellung als Dichter und Belletrist auszulassen, sondern nur Einiges über den Menschen Oettinger, dem ich im Leben so nahe gestanden habe, zu berichten und damit gleichzeitig gegen den Verstorbenen noch einen kleinen Theil des Dankes abzutragen, zu dem ich ihm so sehr verpflichtet war.

Digitized by Google

Wofür?

Für den Text zu meinen 500,000 Teufeln, ohne welches Lied ich wahrscheinlich zu den Tausenden in den Topf geworfen worden wäre, über die niemals ein Hahn kräht.

Ich lernte Oettinger zehn Jahre nach der Veröffentlichung meines Liedes und nach dem es bereits die Runde um die Erde gemacht hatte in Leipzig persönlich kennen, wohin ich mich 1857 noch behufs ernster musikalischer Studien unter Moritz Hauptmann's Leitung begeben hatte.

Mein erster Gang war gleich zu Oettinger und Beide fanden wir bei unserer ersten Begegnung gleich solch Wohlgefallen aneinander, daß wir treue Freunde bis zu seinem im Jahre 1872 erfolgten Tode blieben.

Es wird so Mancher, der meinen Character kennt, fragen: „Wie war es möglich, daß Sie der Freund eines so boshaften, verbissenen Menschen sein konnten?“

Ganz einfach, weil nur seine Feder stets von Malicen und oft stark verwundenden Bosheiten triefte — er selbst aber in seinem persönlichen Umgange der liebenswürdigste, harmloseste Mensch von wahrhaft kindlichem Gemüthe war.

Nie habe ich in den 15 Jahren unserer Bekanntschaft ein boshaftes Wort über Andere von ihm gehört, während er wieder mit der Feder in der Hand sich gradezu um den Hals hätte schreiben können. Er war auch nicht einmal witzig in seinen Gesprächen, sondern dankbar empfänglich für die einfachsten Scherze Anderer und lachte öfter über meine kleinen Drollereien und Späße als daß ich Gelegenheit gefunden hätte, durch ihn zum Lachen gebracht zu werden.

Daß seine Scherze über Andere so oft verwundet und ihm unter denen, welche ihn nicht persönlich kannten, viele

Digitized by

erbitterte Feinde zugezogen, lag wohl mit daran, daß ein geschriebenes Wort meist eine ganz andere Wirkung hervorbringt als das gesprochene.

So glaube ich fast, daß er bei Gelegenheit des Selbstmordversuches Gutzkow's, als er diesen in einer Broschüre der Knauserei und Blutsaugerei der Verleger desselben zuschrieb, bei dem Ausspruch, daß die einzig gute und größte That Napoleon I. darin bestanden habe, daß er einen Buchhändler habe erschießen lassen, sich nicht mehr gedacht hat, als bei einer oft gegen mich gemachten Aeußerung.

Jahre lang spielten wir nämlich täglich ein Stündchen 66 oder Domino zusammen. Er war mir in beiden Spielen bedeutend überlegen und hatte sein größtes Vergnügen daran, wenn ich selbst mit guten Karten oder Steinen in der Hand die Parthie verlor.

„Ja, ja, was nützt der Kuh Muscate!“ rief er dann in der Regel, aber mit so herzlichem und vergnügtem Lachen, daß ich mich förmlich über die Kuh freuen mußte, zu der ich geworden war.

Wie sehr Oettinger's Productionskraft davon abhing, daß er die Feder in der Hand hatte, bewies seine Verzweiflung als er sich einmal in Folge übermäßiger Anstrengung bei der Herausgabe seines, jetzt von meinem Freunde Dr. Hugo Schramm-Macdonald fortgesetzten „Moniteur des dates“ einen Anfall von Schreibekrampf zugezogen hatte.

„Aber, lieber Dr., so dictiren Sie doch Jemandem so lange Ihre Schöpfungen, bis Sie wieder schreiben können!“ rief ich ihm in der Absicht, ihn zu beschwichtigen zu.

Unter Thränen rang er die Hände und wehklagte: „Ich kann nichts dictiren! Ohne Feder in der Hand habe ich keinen Gedanken!“

Digitized by Google

So viel und Vielerlei er auch geschrieben hatte, (er versicherte selbst oft, daß ein Menschenalter dazu gehörte, wenn Jemand das, was er alles geschriftstellert, auch nur copiren sollte) so legte er stets den meisten Werth auf seine Lieder und unter diesen auf sein Gedicht, das er Champagnerwein genannt und ich „500,000 Teufel“ benamset hatte. Bei jedem neuen Erfolge, welchen das Lied hatte, wiederholte er gegen mich:

„Sehen Sie, sehen Sie, was mein Lied macht“ und sprach stets von dem Liede in der Weise, als wenn er es componirt hätte oder die große Verbreitung des Liedes nur Folge seines Textes wäre. Daß ich hiermit nicht zu viel sage, mag die Bemerkung beweisen, welche er meinem Namen in seinem „Moniteur de dates“ beigefügt hat:

„Graben—Hoffmann“, Liedercomponist, geboren zu Bnin (Großherzogthum Posen) 7. März 1820.*

Gern ließ ich ihm diese Freude, weil ich ihm dabei ja zu viel zu verdanken hatte und selbst am Besten den Grund der großen Verbreitung seines Textes kannte. Meine Berufung an den Schweriner Hof als Gesanglehrer der regierenden Frau Großherzogin Marie und ein daraus erfolgter längerer Aufenthalt (1870—73) in Berlin hatte uns leider getrennt.

Im Jahre 1872 besuchte ich den Dichter und Freund bei meiner zufälligen Berührung von Dresden auf einer Reise nach Schloß Waldenburg i/S. noch einmal in Blasewitz, wo er schwer krank danieder lag. Wie schon in gesunden Tagen leicht zu Thränen gerührt, weinte er bei diesem Wiedersehen wie ein Kind.

* Vorzugsweise bekannt durch die Composition des Oettinger'schen Volksliedes (?) Fünfmalhunderttausend Teufel, das, beiläufig erwähnt, in's Böhmische, Dänische, Englische, Französische, Holländische, Polnische und Russische übersetzt worden ist.

Digitized by Google

„Ach, meine arme Frau“, klagte er besonders, „die hält es ja nicht mehr aus, mich zu pflegen! Zu einer Krankenwärterin reichen meine Mittel nicht und werde ich mich wohl in ein Hospital bringen lassen müssen.“

Gott sei Dank, kam es nicht so weit; eine Unterstützung aus der Schillerstiftung bewahrte ihn vor diesem Schritt der Verzweiflung.

Ein besonderer Characterzug Oettinger's war seine große Verehrung der Frauen, wozu er auch seinerseits der aufopferungsvollen Hingabe an ihn seitens seines edlen, wahrhaft großherzigen Weibes volle Ursache hatte. Er war auch der erste unter den Bibliographen, welcher in seinem Moniteur des dates zu allen Namen großer Männer auch stets Namen und Daten ihrer Frauen hinzufügte und habe ich es auch wohl nur diesem Umstande zuzuschreiben, daß er von einer Vierzeile, welche ich einmal auf die Frauen geschrieben hatte, förmlich entzückt war, sich dieselbe sofort aufschrieb und voll Extase ausrief: „Mann, wenn Sie im Stande wären, noch 99 solcher Verse zu schreiben, dann könnte man Sie zu den deutschen Dichtern zählen!“

Der Vers lautet:

„Wenn Großes auch zu schaffen
Die Frauen selten nur verstehn,
So ist, was Großes wir geschaffen,
Zumeist doch nur durch sie geschehn.“

Graben-Hoffmann.

Georg Vierling.

Berlin.

Aus der Compositionsstunde bei A. B. Marx.

Es war in den vierziger Jahren, als ich mit vielem Fleiß und heißem Bemühen bei Professor Marx in Berlin meinen Compositionsstudien oblag. Ich will mich hier nicht über die persönliche Lehrmethode des hochbegabten Pädagogen auslassen. Nur so viel sei bemerkt, daß es auch bei seinem Unterricht im Anfang ziemlich trocken und systematisch herging. Hatte sich aber der Kunstjünger in den Hauptformen des Tonsatzes einigermaßen befestigt, so pflegte Marx den einzelnen Arbeiten nicht mehr die in das Kleinste gehende Aufmerksamkeit zu schenken.

Dann liebte er es — wohl mehr, als dem Schüler immer zuträglich — sich zu ergehen in schwärmerischen Hymnen auf Bach und Beethoven oder in kunstphilosophischen, etwas mystisch angehauchten Deduktionen im Style des Magus aus Norden. Ein andersmal wieder sprudelte er von komischen, barocken Einfällen, besonders wenn es ihm darauf ankam, etwa durch ein frappantes Gleichniß die

Google

Irrwege unserer schülerhaften Bestrebungen in ein helleres Licht zu setzen oder endlich er machte uns interessante Mittheilungen aus seinem Verkehr mit berühmten Zeitgenossen.

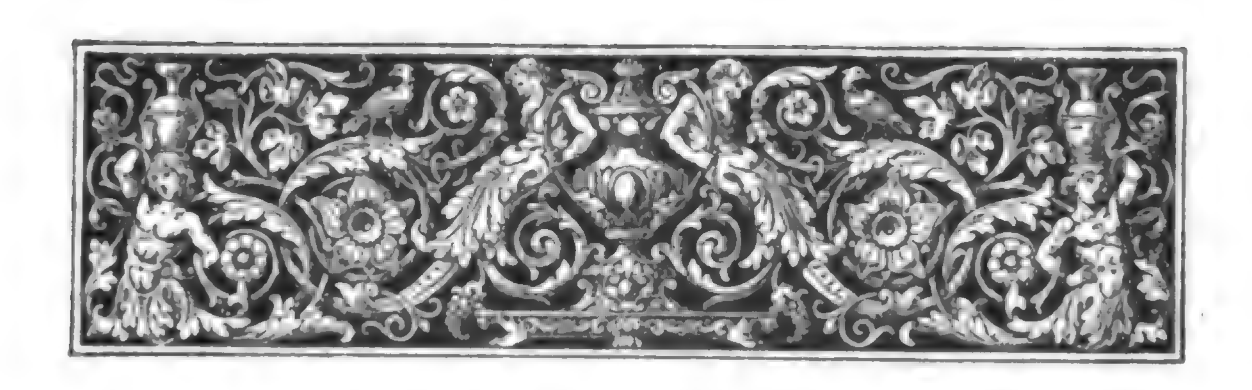
Eines Tages brachte ich ihm den Entwurf einer Ouverture zu Shakespeares Romeo und Julie. Ich hatte mich nach Kräften bemüht, die Hauptcharakterzüge der Dichtung musikalisch abzuspiegeln. Da gab es denn natürlich eine Balkonscene und dergleichen Gefühlvolles mehr, auch mangelte es nicht an bewegtesten Tonwogen, den Streit der Häuser Montague und Capulet lebendig zu versinnlichen. Marx sah sich die Sache an, und sie schien ihm für einen ersten Versuch nicht übel zu gefallen. Da ruft er auf einmal: „Das ist Alles ganz recht, aber ich finde ja den Apotheker nicht!“ Ich erinnere an die kleine Scene im fünften Akt, von der es mir nicht im Traum einfiel, sie könne für eine musikalische Illustrirung des Dramas irgend welche Bedeutung haben. Bald überzeugte ich mich denn auch, daß es Marx nicht so ernst gemeint, daß ihm sein Einwurf vielmehr nur dazu diente, eine Erzählung anzuknüpfen, die er nun zum Besten gab. „Sie lachen“ fuhr er fort, „aber als mir Mendelssohn“ — mit ihm war Marx in dessen frühester Jugendzeit bekanntlich sehr eng verbunden — „seine erste Conception der Sommernachtstraum-Ouverture zeigte, da war es nicht anders. Obwohl die bekannten, besonders die das Elfenleben charakterisirenden Hauptzüge schon damals nicht fehlten, so hatte ich doch auch noch Etwas zu wünschen. Ich fragte in ähnlicher Weise: aber, wo ist Zettel der Weber, wo ist der Eselskopf u. s. w.? Doch Mendelssohn besann sich nicht lange und schon in wenigen Tagen lag die Partitur der Ouverture in ihrer jetzigen Gestalt vor mir“.

Digitized by Google

So weit Marx. Ich brauche wohl kaum an jene berührten Nebenzüge noch besonders zu erinnern, z. B. an jenes etwas blökende Hereintönen der Ophicleide mitten in das Elfengeflüster der Violinen, welches doch offenbar Zettel den Weber andeutet in ähnlich derbem Kontrast, wie er sich im Drama selbst seiner Elfenumgebung gegenüber ausnimmt oder an den Eselsruf im Schlußsatz des ersten und dritten Theiles, wobei mir unwillkürlich eine gleichartige Tonmalerei in den Sinn kommt, welche S. Bach in der Mydas-Arie seiner Cantate: der Streit zwischen Phöbus und Pan in Anwendung bringt. — Wenn ich schließlich nun auch nicht behaupten will, daß diese mehr oder weniger geistreichen Details den Hauptwerth der berühmten Composition ausmachen, so mag doch, was ich über deren Entstehung aus der Schule geplaudert, vielleicht für Manchen nicht ohne Interesse sein.

Das Bewundernswürdigste ist wohl sicherlich, wie hier eine fast minutiös treue Wiedergabe des poetischen Vorwurfs sich mit der geschlossensten musikalischen Form zu so vollkommener Einheit verschmelzt.

G. Vierling



Friedrich Kiel.

Berlin.

Aus dem musikalischen Leben kleiner deutscher Fürstenhöfe früherer Zeit.

Erinnerungen.

Von dem regen musikalischen Leben, das seiner Zeit an den deutschen Fürstenhöfen Alles gleichmäßig durchdrang, vom Serenissimus bis zum Kammerdiener herab, weiß unsere Zeit blos noch vom Hörensagen. Unter den wenigen Fürstenhäusern, welche auch nach der Mediatisirung die Pflege der Kammermusik als Erbtheil ihrer Vorfahren bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hochhielten, nenne ich Eines, dem ich persönlich nahe treten durfte.

Mein Vater, Schullehrer in Puderbach an der Lahn, wo ich geboren wurde, siedelte 1827 nach Schwarzenau über. Davon zwei Stunden entfernt lag Berleburg, die kleine Residenz des Fürsten Albrecht von Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Der Vater des Fürsten, Fürst Ludwig, hatte in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus Angehörigen seines Hofstaats, Beamten und Fachmusikern

Digitized by Google

eine Kapelle gegründet, in welcher er selbst als ausgezeichneter Violoncellspieler mitwirkte. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß Hochdemselben von seiner Umgebung stets nur Schmeichelhaftes gesagt wurde. Der Fürst aber, dem das Lob manchmal doch nicht so ganz verdient vorkommen mochte, beschloß die Sache einmal gründlich zu untersuchen. Er reiste also zu dem Ende nach Frankfurt a. M., um sich incognito als Virtuos auf seinem Instrumente hören zu lassen. Während er sein erstes Solo vortrug, wurde er von einem der Zuhörer erkannt. Alsbald entstand im Publikum ein Geflüster, und kaum hatte der Durchlauchtige Künstler sein Stück beendet, rief die zahlreich versammelte Zuhörerschaft: „Bravo, Fürst Wittgenstein!" Der Fürst, seine Absicht vereitelt sehend, reiste eiligst ab.

Von ihm stammt eine eigenthümliche Sitte her, welche bis auf meine Zeit fortdauerte. In der letzten Stunde des Sylvesterabends versammelten sich die Mitglieder der Kapelle, den Fürsten mit inbegriffen, jeder an seinem Pulte, in feierlicher Stille den ersten der zwölf bedeutungsvollen Glockenschläge, welche das neue Jahr verkünden, erwartend. Mit dem ersten Schlag intonirten die Musiker das erste Stück, welches bei Gründung der Kapelle gespielt wurde. Es war eine Sinfonie Mozarts in D aus den siebziger Jahren.

Der 1777 geborene Sohn des Fürsten Ludwig, Fürst Albrecht, sowie seine sämmtlichen Geschwister erbten nicht allein die Passion ihres Vaters, sondern auch dessen Begabung. So spielte der Fürst Albrecht die Bratsche, Prinz Franz ausgezeichnet das Violoncell und Prinz Carl war Virtuos auf der Violine u. s. f. Wie Fürst Ludwig seiner Zeit, so wirkten auch Fürst Albrecht und seine Brüder in der Kapelle mit, die Fürsten mit ihren Dienern an einem Pulte stehend. Während der Ausübung der Musik machten

Digitized by Google

sich natürlich keine Standesunterschiede geltend. Doch verstand der an und für sich so leutselige herablassende Fürst keinen Spaß und wies wohl zuweilen Diesen oder Jenen, welcher sich etwas herauszunehmen erlaubte, sehr bald auf seinen Platz.

Die Umstände, welchen ich die Bekanntschaft des fürstlichen Hauses verdankte, waren folgende:

Schon in frühester Kindheit machte ich ohne jegliche Anleitung Spiel- und Compositionsversuche. Eines Tages erhielt mein Vater einen Brief von dem 90jährigen Superintendenten Kneip in Berleburg mit der Einladung, seinen Sohn, von dem er so Vieles gehört habe, zu ihm zu bringen. Dort wurde ich in einer Orchesterprobe dem Fürsten vorgestellt und aufgefordert, etwas auf dem Flügel vorzuspielen. Ich trug außer anderen Stücken noch eigene Variationen über ein Volkslied vor, welche auf das Beste aufgenommen wurden. Prinz Carl erbot sich, mich im Violinspiel zu unterrichten, und so durfte ich wöchentlich zweimal zu ihm kommen. Dies war überhaupt der erste wirkliche Unterricht, welchen ich in der Musik erhielt. Schnelle Fortschritte erlaubten mir schon in dreiviertel Jahren ein Solo mit Orchester vorzutragen.

Nach Verlauf von 2 Jahren, in welcher Zeit auch Compositionen von mancherlei Art entstanden, nahm mich der Fürst gelegentlich einer Reise nach Coburg mit, um dem dortigen Kammermusiker Gaspar Kummer meine weitere Ausbildung zu übertragen. Nach mehrjährigem Aufenthalt nach Berleburg zurückgekehrt, wurde ich als Concertmeister der Kapelle und Lehrer der fürstlichen Kinder angestellt.

Jetzt begann für den Achtzehnjährigen durch die besondere Gunst des Fürsten eine harmlos-glückliche Zeit. Alles was ich schrieb, wurde sofort aufgeführt. Ich konnte

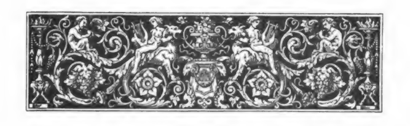
Digitized by Google

Versuche und Beobachtungen anstellen, und lernte die Werke unserer klassischen Meister der Instrumentalmusik kennen. Doch mehr und mehr machte sich der Mangel gründlicher, besonders contrapunktlicher Studien fühlbar. Bei Versuchen, in größeren und verwickelteren Formen zu schreiben, zeigte sich die bisher erlangte Compositionstechnik unzulänglich. In noch höherem Maße machte sich dieser Mangel geltend, als mir ein Werk von Joh. Sebastian Bach in die Hände kam. Wie Schuppen fiel es mir auf einmal von den Augen, als ich zuerst die Es-dur Fuge aus dem „Wohltemperirten Clavier“ kennen lernte. Das war eine Musik, die mir bisher fremd geblieben war. Gerade aber die vergeblichen Anstrengungen, in diesen Formen etwas zu Stande zu bringen, wiesen auf noch ganz andere Vorstudien und andere Bahnen. — Nicht leicht wurde es, aus sicheren und angenehmen Verhältnissen zu scheiden und meine Wohlthäter zu verlassen. Der Fürst willigte in meine Uebersiedelung nach Berlin, wo ich meine weitere Ausbildung zu finden hoffte. Briefe, welche ich auch später von meinen Fürsten erhielt, überzeugten mich, daß ihr Wohlwollen nicht erkaltet war; in rührender Weise unterließen sie niemals, ganz väterlich ihren Schützling zur Vorsicht in der großen Stadt zu ermahnen.

Sie sind längst heimgegangen, diese edlen Fürsten, unvergeßlich mir, der ich ihnen so viel verdanke.

Friedrich Kiel

Digitized by Google



Woldemar Bargiel.

Berlin.

—⁂—

Ueber das Neue und den Fortschritt in der Musik.

Das Neue übt immer einen großen Reiz aus, und zwar schon in seiner bloßen Eigenschaft als neu, ganz abgesehen von seinem eigentlichen Werth. So auch in der Kunst, in der Musik. Doch wird, um den Werth des Neuen zu bestimmen, und in wie fern dadurch eine Bereicherung oder gar Fortschritt in der Kunst bewirkt wird, nöthig sein, dem Reiz, den es in seiner bloßen Eigenschaft als neu hat, keinen Einfluß zu gestatten. Es wird nöthig sein, die Wirkungen des Neuen nach beiden Seiten hin: nach seinem Werth und nach seiner bloßen Erscheinung wohl auseinander zu halten und für sich zu betrachten.

Die Wirkung der bloßen Erscheinung des Neuen ist außerordentlich. Dies wissen viele Künstler und suchen es zu ihrem Nutzen auszubeuten. Damit treten sie aber aus dem heiligen Kreise der Kunst, denn sie benutzen ihre Fertigkeit zu persönlichen Zwecken. Die Nuancen in denen das geschieht, sind unendlich; bald feiner, bald roher, und da ein

Google

klarer Begriff von dem, was Kunst ist, im Allgemeinen im Publikum wenig anzutreffen ist, so bietet sich dieser Art von Künstlern ein großer Tummelplatz. Die Motive sind meist Eitelkeit, Ruhmsucht, oft auch leider Erhaltungstrieb.

Der Eine sucht nun das Neue in Extravaganzen, in auffallenden Zusammenstellungen, wenn er auch weiß, daß es kunstwidrig ist: — neu muß es um jeden Preis sein! Dieser kann bei Halbgebildeten einen gewißen Erfolg haben, denn es ist klar, wie leicht solche Behandlung als ein Erweitern der Kunst, als Originalität, Kühnheit ꝛc., gepriesen werden kann, doch bleibt sein Treiben unfruchtbar.

Ein Anderer faßt die Sache materieller an. Er ist nicht ohne Talent, hat sich Fertigkeit und eine Art Namen durch etwas Praktisches das seinen Produktionen eigen, erworben, allein innen sind sie hohl und wie sie zu einem Ohre hineingehen, so gehen sie zum andern wieder hinaus. Gar so süß ist es aber, eine Rolle spielen zu können, daher schreibt dieser Künstler immer drauf los und so entsteht denn ein neues Werk nach dem andern. Da sein Name einen gewissen Klang hat, so wird es gedruckt, angezeigt, besprochen, auch wohl aufgeführt und — vergessen. Doch was schadet das? Ein neues Werk ist schon wieder da und beschäftigt Drucker und Zeitungleser. Ein solcher Musik-Producent verfährt gewiß ganz praktisch für sein liebes Ich, doch was hat die Kunst davon? Nicht das Mindeste — und das Publikum? es wird beschäftigt aber nicht genährt.

Die Erfolge dieser Art Künstler basiren auf dem Reiz, den die bloße Erscheinung des Neuen gewährt, denn die Möglichkeit, etwas Werthvolles zu erhalten, regt die Erwartung des Publikums in jedem Falle immer wieder an. Der Werth des Neuen wird in der Regel nur von Wenigen erkannt; Ausnahmen, bei welchen er sich sofort mit elementarer

Digitized by Google

Gewalt im Publikum geltend macht, finden allerdings statt, meist stellt er sich aber für die Allgemeinheit erst fest, wenn eine spätere Generation auf die Werke zurückgreift.

Ueberblickt man nun die musikalische Produktion in unserm Jahrhundert, so wird zugegeben werden müssen, daß wir über Beethoven nicht hinausgekommen sind, daß eine größere musikalische Kraft nicht erschienen und seine Symphonien, Quartette, große Messe, Werke sind, die alle späteren Produktionen weit überragen. Fragen wir aber, ob nach Ihm Neues zu Tage trat, so dürfen wir wohl bedingungsweise und immer in rein musikalischem Sinne genommen, mit Ja antworten.

Schubert, Mendelssohn, Schumann waren Poeten, Individualitäten, stark genug um im Tonreich wie es uns in seiner Begrenzung vom Himmel gegeben, ein Unendliches zu finden und ihren besondern Ausdruck sich zu bilden. Allein von einem Fortschritt könnte doch nur die Rede sein, wenn ihre Werke uns zu höhern Idealen trügen als die Beethoven'schen. Geht man nun in die Zeit vor Beethoven, so erscheinen die bekannten großen Gestalten, und auch hier, ihre Folge überschauend wird man schwer von Fortschritt sprechen können. Oder wollte Jemand behaupten, daß Bach größer als Palestrina, Beethoven größer als Bach, oder umgekehrt?

Ein Fortschritt findet eben in der Kunst im eigentlichen Sinne nicht statt; nur in Bezug auf die Kunst-Mittel kann von einem Fortschritt die Rede sein, aber auch nur in gewissem Sinn, denn für eine werthvolle Erfindung geht oftmals ein anderes Werthvolle verloren. Will man denn in der Kunst, speciell in der Musik nach irgend einer Richtung einen Fortschritt haben, so wird man ihn nur zu suchen haben in der Herbeiführung der Mög-

Digitized by Google

lichkeiten, unter welchen ein Blühen, ein Hervorbringen wahrer werthvoller Musik nur statt haben kann. Solche Möglichkeit ist nur vorhanden, wenn dem künstlerisch organisirten Individuum gestattet ist, in voller Ursprünglichkeit sich zu entfalten, seinem Bildungstrieb, der Biene gleich, ungestört nachgehn zu können, sich zu nähren an den Werken derjenigen, bei welchen Begabung und Umstände eben eine so ureigenthümliche Ausbildung zuließen, und das sind die, die wir als unsre Meister verehren, die in *dem* Element schufen, in das auch ein solch künstlerisch organisirtes Wesen von Natur gesetzt ist.

Ist nun in unserer Zeit die Möglichkeit hierfür vorhanden? — Sie soll nicht ganz geleugnet werden; daß sie aber höchst spärlich zu finden, wird zugegeben werden müssen. Unsre Zeit ist laut; vor lauter Musik ist Musik selten zu hören; vor allem Lärm kann der Musiker seine eigene Stimme nicht mehr hören, viel weniger können sie Andre hören. Wie soll da der Kunstjünger die innere Stimme vernehmen, die ihm Neues offenbart? Neues im Alten, und im glücklichsten Fall, ganz Neues? Wenn irgendwo, so wird in Beziehung auf Musik das Wort Geltung haben: *Es bildet ein Talent sich in der Stille.*

So würden denn diejenigen, denen lebensvolle Bethätigung in der Kunst am Herzen liegt, zu sorgen haben, daß ursprüngliches Leben, wo es sich regt, sich frei entwickeln könne, daß der Blick sich schärfe, die zarten Keime zu erkennen, die Hoffnung für die Zukunft geben und ungestört in ihrem Wachsthum zu Früchten reifen, die Gegenwart und Zukunft erfreun. Nicht möge Schulweisheit in die Jünger dringen, sondern Künstler, die selbst Lebensvolles geschaffen haben, mögen ihnen die Wege ebnen, die Hindernisse weisen, die den Strebenden aufzuhalten pflegen, sie ermuntern, das ihnen Gemäße sich an-

Digitized

zueignen, vor Allem, den Lärm des Tages und nivellirenden Einfluß der gewöhnlichen Gesellschaft von ihnen fern halten. Je mehr solche Auffassung vom Kunstleben sich verbreitet, um so mehr wird man in gewissem Sinne von einem Fortschritt in der Kunst sprechen können. Und allerdings ist solcher Fortschritt heut zu Tage so sehr möglich, da wir so sehr zurück vom Erkennen des Künstlerischen sind und deshalb um so mehr fortzuschreiten das Bedürfniß und die Möglichkeit haben. Denn bei solcher Auffassung wird man das massenhafte Musikmachen, das ungebührliche Gewichtlegen auf Technik, das Geschwollene und Aufgeblasene neuester gepriesener Compositionen, die moderne Concertindustrie mit ihrem Concertlärm gegen eine noch nicht lange vergangenen Zeit als einen Rückschritt betrachten müssen.

In der Stille bildet sich ein Talent und in einfach menschlichen Verhältnissen. Wenden wir uns in diesen Fragen an den Altmeister Goethe, so giebt er in einem Briefe an Schiller Antwort. Er schreibt: „Die Dichtkunst verlangt im Subject, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, in's Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen productiven Zustand und setzen für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie, etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden; und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja der Kunst im weitesten Sinne." Und setzt dann das Folgende hinzu, das man nicht ohne Bewegung lesen kann: „Dies ist mein Glaubensbekenntniß, welches übrigens keine weiteren Ansprüche macht."

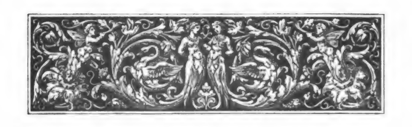
Ja! Nicht auf den eisenumspannten Sanddämmen, die sich durchs Land nach allen Richtungen ziehn, auf denen unsere geschäftigen Künstler hin und her eilen, sind die

Digitized by Google

Blumen zu finden, die uns erfreuen und erfrischen: seitwärts auf der Wiese still wächst und blüht es; dort entwickelt sich auch der Keim in stetigem Wachsthum zur himmelanstrebenden Eiche.

Woldemar Bargiel

Digitized by Google



Johann Strauß.

Wien.

Eine Kunstreise mit Hindernissen.

Sehr geehrter Herr!

Sie waren so gütig, auch an mich die Einladung zu richten, mich an Ihrem interessanten Werke durch einen literarischen Beitrag zu betheiligen. Wenn ich in Folgendem Ihrem Wunsche zu entsprechen suche, dann haben Sie dies nicht mir zu danken, sondern — meiner Frau. Ich und schreiben! Ja, wenn ich mein Geschichtchen in Noten hätte erzählen dürfen! Aber wer von uns ist sicher vor der Schlauheit der Weiber! Was machen sie nicht alles aus uns, sogar Schriftsteller! Ich hatte den Gedanken, unter die Schriftsteller zu gehen, „zu den Uebrigen" gelegt, aber was geschah?

An einem Winterabend, am Kamin, beim prasselnden Feuer, wo auch der verschlossenste Mensch aufthaut und in die Vergangenheit zurückzugreifen leicht geneigt ist, da wußte mich meine Gattin zur Mittheilung eines Erlebnisses aus

meiner Laufbahn zu bewegen. Ich erzählte schmucklos und harmlos, wie man eben — nicht für die Oeffentlichkeit erzählt, und als ich geendigt — heilige Eva! — da trat aus dem halbgeöffneten Nebenzimmer zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine uns befreundete Dame und — — — hielt mir das Stenogramm meiner eben erzählten Geschichte unter die Augen . . . Begreifen Sie nun? Habe ich Recht, von der Schlauheit der Weiber zu reden? . . . Wollen Sie nun die aus diesem Complott hervorgegangene Geschichte, im Negligée wie sie geblieben, als Beitrag für Ihr Buch? — Hier ist sie:

„Es war im Jahre 1849. Ich befand mich mit meiner Kapelle in Breslau, aber es ging uns schlecht, denn das materielle Erträgniß der Concerte war ein sehr kärgliches. Breslau war eben zu jener Zeit ein noch unfruchtbarerer Boden für Concert-Unternehmungen als heute. Wir waren sehr entmuthigt und eines Tages beschlossen wir, mein Secretär und ich, Breslau den Rücken zu kehren. Aber wohin? Da war guter Rath theuer. Mein Secretär aber schaffte Rath und zwar in Gestalt eines — Schweinehändlers. Der wackere Mann war nicht nur schwein- sondern auch steinreich. Er wurde der Mann unseres Vertrauens und wir vertrauten ihm zunächst an, daß wir Geld brauchten. Das schreckte ihn jedoch nicht ab und er befriedigte all' unsere Wünsche.

„Aber was wollt Ihr denn in Breslau anfangen, Kinder“ sagte er, „da werdet Ihr nicht fett werden.“ Der Mann hatte Recht und was das Fettwerden anbelangte, so mußte er dies ganz genau wissen, denn das war ja seine Specialität. „Ich hab' eine Idee“ frohlockte der Schweinehändler, „geht nach Warschau, wo ja jetzt die Drei-Kaiser-

Digitized by Google

Zusammenkunft ist, dort werdet Ihr glänzende Geschäfte machen!“ Ich fand die Idee ausgezeichnet, machte aber nur die schüchterne Bemerkung, daß wir für ein solches Unternehmen weder mit den erforderlichen Geldmitteln noch mit den nöthigen Pässen ausgerüstet seien. Für das Geld, sagte der Schweinehändler, wolle er sorgen, denn er sei überzeugt, wir würden brillante Geschäfte machen und er seine Auslagen gut verzinst zurück erhalten.

Wir hatten keine Ursache, dem wackeren Mann diesen Glauben zu nehmen und acceptirten seine Proposition. Wir reisten also nach Warschau, das heißt so weit kamen wir gar nicht. An der Grenze, einige Stunden vor Warschau, wurde uns die Mittheilung, daß wir ohne Erlaubnißschein nicht in die Stadt dürften. Schöne Bescherung! Auch des Schweinehändlers Muth sank gewaltig. Wir hielten Kriegsrath. Das Resultat war, daß ich, für meine Person und für den Sekretär, die Erlaubniß, die Grenze zu überschreiten, erwirken und schnurstracks nach Warschau eilen sollte, um Mittel und Wege zu finden, für meine Kapelle Passirscheine und für mich die Concession zur Veranstaltung von Concerten zu erlangen. Die armen Orchestermitglieder mußten sich wohl oder übel in dieser unwirthlichen Gegend in einem schmutzigen Gasthause einquartieren. Betten gab es nur fünf und so mußten denn die armen Teufel auf Heu und Stroh sich von den Strapazen der Reise erholen. Mir selbst wäre es in Warschau auf ein Haar ebenso ergangen, denn alle Hôtels und verfügbare Privatwohnungen waren anläßlich der Kaiserzusammenkunft überfüllt. Ich war indeß schon froh, daß es mir überhaupt gelungen war, die Passirscheine für mich und den Secretär zu erlangen, was ein hartes Stück Arbeit kostete. Wir waren also endlich in Warschau und begaben uns zunächst zu dem Musikalien-

Digitized by Google

händler Friedlein. Der mußte uns Rath schaffen. Er war nicht wenig erstaunt, als er hörte, daß ich mit meinem Orchester ante portas stehe und kam uns bereitwilligst entgegen. Der wichtigste Schritt sei, zu dem Commandanten der Stadt, General Abramowitsch zu gehen und diesen um die Erlaubniß zur Veranstaltung von Concerten zu bitten. Ich ersuchte Friedlein, er möge mit mir zu diesem General gehen, er aber meinte, ich würde bei dem strengen und knorrigen Manne allein mehr ausrichten. „Sagen Sie dem General nur, Sie sind der Strauß aus Wien, tragen Sie ihm Ihr Anliegen vor und er wird Ihnen gewiß keinen abschlägigen Bescheid ertheilen.“ So ging ich denn allein zu General Abramowitsch. Der war ein wettergebräunter Militär mit stechenden, unheimlich rollenden Augen. Mir schnürte es die Kehle zu, als ich des Mannes, von dem die Entscheidung über meine nächste Zukunft abhängen sollte, ansichtig wurde. Ich brachte in aller Devotion mein Anliegen vor. Als ich geendet hatte, sah er mich nochmals durchdringend an und rief mir zu: „Sie der Strauß!? Das könnte Jeder sagen. Nichts da!“ Eine Handbewegung begleitete diese Worte, der General kehrte mir den Rücken und ich wankte zur Thüre hinaus. Bestürzt, entmuthigt trat ich wieder vor den Kunsthändler Friedlein hin. Der zuckte die Achseln, er habe das vorausgesehen, der General habe aber seine Befehle und könne nicht einer so vielgliedrigen Gesellschaft ohne Weiteres den Eintritt in die Stadt gewähren. Dabei standen dem braven Manne, der von dem Elend meiner Leute gehört hatte, — der Schweinehändler hatte schon seit einigen Tagen seine Unterstützungen eingestellt, — die Thränen in den Augen, so wie mir. Er fühlte derartiges Mitleid mit unserem Geschick, daß er uns Geld vorstreckte. Ueberdies ließ er sich nun

Digitized by Google

dazu bewegen, mit mir zum General Abramowitsch zu gehen um für mich und meine Truppe zu bürgen und zu bezeugen, daß ich „der Strauß“ sei.

Es kostete gewaltige Mühe, nochmals bei Abramowitsch vorzukommen. Er empfing uns in sehr mürrischer Laune. Als ich bemerkte, mein Begleiter bürge für die Wahrheit meiner Angaben, fuhr der General auf und sagte zu Friedlein in polnischer Sprache: „Was, Du garantirst? ich schicke Dich nach Sibirien!“ Und mich beehrte er mit folgender liebenswürdigen Ansprache: „Was? Sie, Strauß? Das ist Lüge. Ihr seid Räuber! Unter der Maske von Musikern könnte alles Gesindel über die Grenze kommen. Wenn Sie mich weiter molestiren, schicke ich Sie in Ketten nach Sibirien!“ Als sich Friedlein ganz schüchtern darauf zu bemerken erlaubte: „Ich kenne den Mann. Er ist der bekannte Kapellmeister Johann Strauß aus Wien!“ da schäumte der General vor Wuth, und befahl Friedlein zu schweigen. Letzterer bat demüthigst um Verzeihung und wir gingen. Friedlein eröffnete mir nun, daß er, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, nichts für mich thun könne, sonst sei er ein verlorener Mann. Aber ich solle nicht verzagen und abwarten. Er quartierte mich bei einem seiner Bekannten, einen Stockpolen, der mit seinen drei Töchtern eine kleine aber schmutzige Wohnung inne hatte.

Eine Prachtfigur, dieser mein Quartiergeber! Er empfing mich sehr freundlich, voll Branntwein und Liebenswürdigkeit, bedeutete mir, daß es ihn glücklich machen würde, aus mir einen ordentlichen Menschen nach seinen Begriffen zu machen, das heißt einen, der wie er den Branntwein seidelweise — thatsächlich! — trinke.

Als Bedingung stellte er mir, daß ich, um ihm Unannehmlichkeiten zu ersparen, keinen Schritt aus dem Hause

Digitized by Google

machen dürfe. Um neun Uhr Abends mußte ich zu Bette gehen. Mein Pole trank sich um diese Zeit mit großer Regelmäßigkeit seinen Nachtrausch an. Aus einem Seidelglase schlürfte er den Fusel und dampfte dazu ein edles Kraut. Da der Alkoholgenuß ihn sehr erhitzte, entledigte er sich nach und nach seiner Kleider, so daß er schließlich in jenem allertiefsten Negligée sich befand, welches man sonst nur im Bette zu tragen pflegt. So wandelte er durch die drei Zimmer der Wohnung, oft bis gegen Mitternacht, in der Regel aber nur so lange, bis er im Rausche in's Bett fiel und einschlief.

Ich fühlte mich begreiflicherweise nicht sehr glücklich in diesem idyllischen Stillleben und conferirte wiederholt mit dem wackeren Friedlein, was zu thun wäre. Er warnte mich aber davor, vorläufig weitere Schritte zu unternehmen, da es mir wie ihm sonst leicht passiren könne, eingesperrt zu werden und dann sei es möglich, daß zwei bis drei Monate vergingen, ehe wir auch nur zum Verhör zugelassen würden.

Ich wandte mich an den österreichischen Consul. Doch dieser hielt es auch nicht für rathsam, für mich den Strauß mit dem despotischen General auszufechten. Da faßte ich mir ein Herz und ging, selbst auf die Gefahr hin, nach Sibirien „exportirt" zu werden, ein drittes Mal zu General Abramowitsch. Ich erklärte demselben, ich sei erbötig, den Beweis zu erbringen, daß meine Leute wirklich berufsmäßige Musiker seien und die Kapelle so gut geschult, daß ein Schwindel da vollkommen ausgeschlossen sein müsse. Der General ging darauf ein und gab den Auftrag, die sämmtlichen Orchestermitglieder nach der Stadt und zwar zur Polizei zu bringen, alle mit ihren Instrumenten. Dort mußte nun Jeder sein Instrument spielen.

Digitized by Google

Ich hatte meine Freude an den Leuten, so prächtig, so präcis machten sie ihre Sache.

Ich hätte Stein und Bein geschworen, daß ich nach dem Spiel derselben gewonnenes Spiel haben würde, fehlgeschossen!

Der General zwinkerte mit den Augen und ein diabolisches Lächeln umspielte seine Lippen als er mit scharfer Accentuirung sagte: „Fein gemacht, wirklich fein gemacht. Kann man alles nachmachen. Lasse mich aber nicht hinters Licht führen, sind doch Räuber! Marsch fort mit ihnen, Paschol!" Ich war meiner Sinne kaum mächtig. Was wollte ich aber auch anfangen, die Leute wurden ohne Gnade und Erbarmen wieder unter Eskorte bis vor die Thore der Stadt gebracht. Ich gab aber noch nicht alle Hoffnung auf und die Zuversicht, mit welcher ich einer Verbesserung unseres Looses entgegen sah, sollte in der That belohnt werden.

Es gelang mir, da ich es bei dem Polen absolut nicht mehr auszuhalten vermochte, ein kleines Zimmerchen in einem Hôtel zu erhalten. Zu schlafen hatte ich genug, aber zu essen blutwenig.

Mein Hauptnahrungsmittel bildete Thee. Ein Goldstück hatte ich noch wohlverwahrt in der Tasche. Von dem wollte ich mich aber unter keiner Bedingung trennen. Da überfiel mich eines schönen Tages ein leichtsinniger Gedanke. Ich hatte schon so viel von einem excellenten Plumpudding gehört, der in einem Warschauer Hôtel zu haben sei, daß ich mich vom Dämon der Naschsucht packen ließ und den Plumpudding zu kosten beschloß. Mein armer braver Secretär, der fast permanent auf dem Wege von Warschau bis zur Grenze, wo meine Leute unfreiwillige Station machen mußten, sich befand, sollte mein Gast sein. Wir gingen

Digitized by Google

also in das Hotel und fanden den Plumpudding so delikat, daß wir so viel aßen, bis das ganze Goldstück nur Chimäre war, d. h. bis wir das ganze Geld in eitel Plumpudding umgesetzt hatten. Ein paar Kopeken blieben mir übrig, das war alles. Nun hielten wir zur Abwechslung wieder einmal Kriegsrath. Mein Secretär, ein vortrefflicher Bläser, blies Trübsal und ich accompagnirte ihn. Da — ich erinnere mich dessen so genau, als hätte sich die Sache gestern zugetragen — klopft es plötzlich an die Thüre und ein deus ex machina in Gestalt eines Hoflakaien tritt ein. Er hatte ein versiegeltes Schreiben an den Kapellmeister Johann Strauß abzugeben. Ich sah ihn erst groß an, kniff meinen Secretär in die Arme, um mich zu überzeugen, ob ich nicht träume und erbrach dann hastig den Brief. Er enthielt in kurzen Worten die Aufforderung, mich in das kaiserliche Schloß Laschenki zu begeben und die Bitte, durch den Ueberbringer mittheilen zu lassen, ob ich gesonnen sei, dieser Aufforderung unverzüglich Folge zu leisten. Unterzeichnet war der Brief von dem Obersthofmeister der Kaiserin. Ich erklärte voll freudiger Erregung, daß ich mich sofort auf den Weg machen werde. Eine halbe Stunde darauf befand ich mich vor dem Obersthofmeister, der mich fragte, ob ich in der That der Johann Strauß sei, von dem es heiße, er halte sich in Warschau auf, — Friedlein, der vortreffliche Mensch, hatte nemlich, da er nicht wußte, wie mir helfen, die köstliche Idee gehabt überall zu verbreiten, ich sei in Warschau und so kam dies auch der Kaiserin zu Ohren — und ob ich ein Concert bei Hofe geben wolle. Daß ich nicht Nein sagte, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Ich schilderte ihm nun meine Lage und die der Orchestermitglieder und ersuchte um ein Certificat, um die Leute in die Stadt bringen zu können. Dieses war bald zur Stelle

Digitized by Google

geschafft und nächsten Tages war die Capelle in Warschau. Bevor jedoch das Hofconcert stattfand, mußte ich auf höheren Befehl eine Probe veranstalten, welcher die Kaiserin vom Anfang bis zum Ende anwohnte. Sie war sehr zufriedengestellt, bestimmte selbst die Stunde zu welcher das Concert stattfinden solle und ordnete an, daß ich überdies bei zwei Bällen mitzuwirken habe. Ich meinerseits, bat den Obersthofmeister, einen Grafen Schuwaloff um seine Protection bei dem General Abramowitsch, wegen der Erwirkung der Erlaubniß, im Theater Concerte veranstalten zu dürfen. Er versprach mir dies. So gab ich das Hofconcert, dirigirte zweimal die Ballmusik, wofür ich munificent honorirt wurde, und zwar erhielt ich für jede Production 500 Rubel und als besondere Gratification einen sehr kostbaren Brillantring.

Einer köstlichen Episode muß ich noch Erwähnung thun.

Während der Hofconcerte näherte sich mir — General Abramowitsch mit einer wahren Gönnermiene. Er klopfte mir freundlich auf die Achsel und sagte mit einem bittersüßen Lächeln: „Sie müssen schon entschuldigen, daß ich so unsanft mit Ihnen verfuhr, aber meine Instruction! Man kann nicht vorsichtig genug verfahren. Sie könnten ja wirklich Räuber sein und dann käme ich nach Sibirien, so ist es doch besser, Sie gehen nach Sibirien. Na, nichts für ungut!“ Das Schönste aber war, daß mich der General aufforderte, in seinem Palais ein Concert zu veranstalten, was ich natürlich nicht gut abschlagen konnte.

Dem Feste, welches er veranstaltete, wohnten die ersten Tänzerinnen des Warschauer Hoftheaters bei.

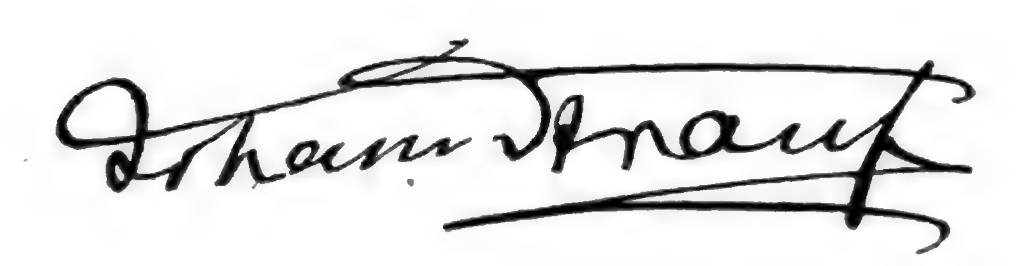
Während des Festes vertheilte er, im Auftrage der Kaiserin, an die Tänzerinnen kostbare Schmuckgegenstände

Digitized by Google

General Abramowitsch eröffnete mir, als das Fest sich seinem Ende zuneigte, daß ich in dem kaiserlichen Theater drei Concerte veranstalten dürfe. Er machte sich für diese Erlaubniß mit meiner Mühewaltung bei seinem Feste bezahlt. Die Concerte, die ich im Theater gab, brachten mir indeß so glänzenden Gewinn, daß ich den Entgang eines Honorars für die Production bei Abramowitsch wohl verschmerzen konnte.

Der Schweinehändler, der mich zu der Reise nach Warschau animirt hatte, erwartete das Resultat meiner Schritte, die Erlaubniß, Concerte geben zu dürfen, nicht ab. Die Furcht, daß ihm etwas geschehen könnte, veranlaßte ihn zur schleunigen Abreise. Obgleich er gar nichts mehr von sich hören ließ, sandte ich ihm das Geld, welches er mir vorgestreckt hatte, nebst einer angemessenen Zinsensumme nach Breslau.

Wien, 1. März 1882.



Digitized by Google

Robert Volkmann.

Budapest.

Eine Aufführung meiner D-moll-Symphonie.

Der günstige Erfolg, von dem die erste Aufführung meiner D-moll-Symphonie (in Pest) begleitet war, hatte bei den Musikfreunden einer ungarischen Mittelstadt den Wunsch erzeugt, daß das Werk auch in ihrem Orte zu Gehör gebracht werde. Der dortige Musikverein, im Gefühle der Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte verband sich daher mit der damals dort stationirten recht geschickten Militär-Musikkapelle, namentlich zur Beistellung der meisten Bläser und zur Ergänzung der nöthigen Streicher. Hierauf wurde der Beschluß gefaßt, ein großes Concert zu einem wohlthätigen Zwecke zu arrangiren, dessen Hauptnummer in meiner Symphonie (wo möglich unter meiner Leitung) bestehen sollte. Ich nahm den mir freundlich gemachten, bezüglichen Antrag an, und bezeichnete den wahrscheinlichen Tag meiner Abreise nach dem ziemlich entfernten Concertorte.

Die Vorbereitungen zu dem außerordentlichen Tonkampfe wurden jetzt mit verdoppeltem Eifer betrieben. Noch

Digitized by Google

nie war in der fraglichen Stadt ein so complicirtes Tonwerk, zumal mit eigenen Kräften zur Aufführung gelangt. Diese kühne That wurde daher hier als eine Art Ereigniß angesehen, was die daselbst erscheinende Lokalzeitung auch gebührend würdigte. Der Regimentscapellmeister hielt bis zu meiner Ankunft mit den kombinirten Orchestermassen (!) fleißig Vorproben, die von einem Theile des Publicums, natürlich auch von der Schuljugend belauscht wurden. Dadurch erlangte schon jetzt meine Symphonie Popularität gleich der ersten besten auf der Tagesordnung befindlichen Offenbachschen Operette.

Endlich reiste ich von Pest in einer Vormittagsstunde ab, was sofort dem respectiven Musikverein telegraphisch gemeldet wurde; daher fand ich auch, als ich spät in der Nacht das Ziel meiner Reise erreichte, im dortigen Bahnhofe den Ausschuß besagten Musikvereins in pleno zu meinem Empfange versammelt. Nach der kurzen Begrüßungsceremonie bestieg ich mit einem Herrn, in dessen Hause ich während der bevorstehenden Musikwoche wohnen sollte, einen Wagen, der uns nach der Stadt brachte, während die glänzende Suite in einem geräumigen Omnibus Platz nahm und uns folgte. Die Fahrstraße war durch die Wetterstürme des so eben zu Ende gegangenen Winters verdorben, holperig und löcherig, was unser Fortkommen etwas beeinträchtigte. Der erste Wagen gelangte natürlich früher an's Ziel als der Omnibus, von dem noch gar nichts zu sehen oder zu hören war. Nach einigem Warten stiegen wir zuerst Angekommenen daher die Treppe hinauf zur ersten Etage, von wo Musik erklang: auf einer oben befindlichen Terrasse war nämlich die Militärcapelle postirt, welche mich mit Mendelssohns Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum empfing. Der Marsch war bereits zu Ende gespielt, der Musikverein aber

Digitized by Google

noch nicht angekommen — der Marsch wird wiederholt — noch immer kein Musikverein da. Erst nach Verlauf noch einer Viertelstunde erscheint er, seine Verspätung mit einem gehabten bösen Abenteuer entschuldigend: der Omnibus war, wie ich befürchtet hatte, auf der schlechten Straße umgekippt und hatte seinen kostbaren Inhalt in den mit Thauwasser und Schnee angefüllten Straßengraben ausgeschüttet. Ich gratulirte den Herren herzlich — wegen des sprichwörtlichen blauen Auges, mit dem sie davon gekommen; höchstens seien sie ja nur, vertröstete ich sie, etwas wasserfleckig geworden, was sich übrigens leicht curiren lasse. Nachdem sich löblicher Musikverein einigermaßen restaurirt und am Ofen abgetrocknet hatte, verabschiedeten wir uns gegenseitig auf Wiedersehen bei der für nächsten Vormittag anberaumten Symphonieprobe.

Auf dem Gange nach dem Probesaale genoß ich in der gastlichen Stadt meine ersten Symphonietriumphe: die mir begegnenden Schulbuben sangen solo, a due ꝛc. im größtmöglichen forte das aus nur 3 Tönen bestehende und deshalb leicht im Gedächtniß zu behaltende Hauptmotiv des ersten Satzes meiner D-moll-Symphonie, gleichsam als Morgengruß.

Beim Eintritt in eben erwähnte Localität fand ich hier einen der eifrigsten Dilettanten schon in voller Arbeit, indem er sämmtliche Geigen einstimmte, die alle ihm gehörten und an denen er mit wahrhaft väterlicher Liebe hing, weshalb er auch den bevorzugtesten besondere Namen gegeben hatte, sein Lieblingsinstrument zum Beispiel hieß „Preciosa“. Bei dem bevorstehenden Concerte und den dazu gehörigen Proben durfte nur, das hatte sich der Eigenthümer ausbedungen, ausschließlich auf seinen Violinen gespielt werden, die er auch beständig im Auge behielt, Saiten aufzog, wenn

Digitized by Google

solche gesprungen waren, Violinbogen mit Colophonium bestrich 2c. Während dieser von mir mit Aufmerksamkeit beobachteten Arbeit, tritt ein Mann zur Thüre herein mit einer nach Art der Briefträger um die Schulter gehängten Ledertasche. Er öffnet dieselbe, nimmt eine Clarinette heraus und wird mir als der Theater-Clarinettist vorgestellt, welcher designirt war, in meiner Symphonie die 1. Clarinettstimme zu blasen. Mein Auge hatte mich zwar nicht getäuscht, dieser Künstler war seines Zeichens Briefträger, aber nebstbei Clarinettist, oder auch umgekehrt. Als Chef der Violinen fungirte der sehr begabte und gewandte Militär-Capellmeister mit Energie und Verständniß; unter den Violinspielern befanden sich auch unter andern, einige gut musikalische Officiere der dortigen Garnison.

Nach Beendigung der nöthigen Vorbereitungen wurde nun der 1. Satz der Symphonie gespielt, was mit militärischer Präcision und vielem Feuer geschah. Vor dem 2. Satze bangte mir etwas. Wie wird dieser simple Briefträger, dachte ich, mit dem schwierigen Clarinett-Solo fertig werden? Doch wurde ich angenehm überrascht: der Mann machte seine Sache ganz gut, er blies mit schönem Ton und richtigem, gesunden Ausdruck; nach dem großen Triller vollends, von ihm tadellos ausgeführt, war ich ganz beruhigt hinsichtlich des Gelingens dieser Soloparthie. Unwillkührlich dachte ich da bei mir: der Mann verdiente den Platz vielleicht manches in einem bedeutenderen Orchester sitzenden Clarinettisten — die Ledertasche mit Briefen möchte ich dafür lieber um die Achsel des Letzteren umgehängt sehen. Der 3. und 4. Satz gingen wieder (Dank der fleißigen Vorproben) „wie am Schnürchen“. Ich konnte daher mit gutem Gewissen einer so unverhofft befriedigenden Orchesterleistung meinen Beifall zollen.

Digitized by

In die Wohnung zurückgehrt fand ich hier bereits einen Photographen vor, welcher betheuerte, er werde um meine Photographie förmlich bestürmt, ich müsse mich daher wo möglich noch im Laufe des Tages bei ihm photographiren lassen. Ich füge mich in mein Schicksal und verspreche zu kommen. Gleich darauf erscheint ein Oelmaler, der den Auftrag nicht von sich weisen zu können behauptet, mein Porträt zu malen. Ich bin leichtsinnig genug, auch diesem Künstler meine Sitzbereitwilligkeit zuzusagen.

Einem Photographen zu sitzen ist im Grunde genommen eine sehr leichte Sache: da braucht man nur ein recht freundliches Gesicht zu machen und einige Sekunden unbeweglich zu sitzen: die Sonne thut dann das Uebrige zu einem getreuen Abklatsch jeder beliebigen Phisiognomie.

Uebrigens anerkenne ich gern, daß der so eben erwähnte Photograph, dessen Einladung ich noch am selben Tage gefolgt war, den Sonnenschein derart in der Gewalt hatte, daß er ihn gleichsam um den kleinen Finger wickeln konnte, so daß mein Brustbild ganz gut ausfiel.

Der Musikverein hatte den Wunsch, dem Publikum meine Symphonie in der möglichst vollkommenen Ausführung (mit allen Finessen) zu bieten, und erklärte sich unter Mitwirkung der von ihm engagirten Militärcapelle zu allen Proben bereit, welche ich zur Erreichung dieses Zieles für nothwendig erachten würde. Ich war damit ganz einverstanden, und so wurden denn Tag für Tag in den Vormittagsstunden Proben veranstaltet. In der zweiten machte ich vorerst die Bekanntschaft des eigentlichen Concertwohlthätigkeitszweckes in Gestalt des im Dienste der Kunst ergrauten städtischen Violoncellisten, der wegen seiner

Digitized by Google

Dreivierteltaubheit fast ganz erwerblos geworden und noch dazu Vater von 28 Kindern war. Der letztere Umstand imponirte mir dermaßen, daß ich mir zum möglichsten Gelingen des Concertes alle Mühe gab, in welcher Absicht ich von der Lokalzeitung in sofern unterstützt wurde, als dieselbe über die Proben Bulletins brachte und wiederholt das Publikum auf den bevorstehenden Kunstgenuß aufmerksam machte. Nach dieser Probe und darauf gefolgtem Mittagsmahl hatte ich eine schwere Arbeit, mußte nämlich dem Oelmaler sitzen, zumal bei vollem Magen, so daß mich manchmal der Schlaf anwandelte, doch mit eiserner Willenskraft gelang es mir, diesen Urfeind aller Porträtirkunst zu verscheuchen.

Am Abend gab der oben als Geigensammler geschilderte Musikfreund mir zu Ehren eine Soirée. Selbige begann mit der von Musikvereinsherren bewerkstelligten Ausführung eines meiner Streichquartette natürlich unter Mitwirkung von „Preciosa“. Hierauf folgte ein heiteres Soupér, dessen Finale mir aber stark verbittert wurde durch eine mir hinterbrachte grauenhafte Nachricht. Der Hauswirth war nämlich nicht nur Sammler von Geigen, sondern auch von Meerschaumpfeifen, die er mit gleicher Liebe in sein Herz geschlossen hatte wie die ersteren. Auch ihnen hatte er besondere Namen gegeben, und so wollte er jetzt die günstige Gelegenheit meiner Abwesenheit nicht versäumen, daß eine ganz neue, noch ungerauchte Pfeife auf meinen Namen getauft würde; dies konnte aber nach seiner Versicherung nur unter Beobachtung der Formalität geschehen, gemäß deren die Pfeife durch mich angeraucht würde. Ich kann hier meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß das Pfeifenanrauchen noch nicht in die ärztliche Praxis eingeführt ist: wie manche kostspielige Badereise (nach Marien-

Digitized by

bad und in ähnlich wirkende Bäder) könnte dadurch erspart werden! Ich bat um Schonung, schützte meine Ungeschicklichkeit vor, doch der Hauswirth war unerbittlich; diesen Taufact betrachtete er ja als den Glanzpunkt seiner Soirée. Der Herr, dachte ich endlich, wäre im Stande, mir die Benutzung seiner Geigen zu versagen, wenn ich weiter opponire, was geschieht dann mit meiner Symphonie? So bequeme ich mich nun in den sauren Apfel, das heißt in die Pfeifenspitze zu beißen — die Gäste beobachten mein Mienenspiel — glücklicherweise muß ich bald husten — hiermit hat das grausame Spiel ein Ende und die Taufe ist vollzogen.

Der Oberst des Regimentes, dessen Musikcappelle in dem Symphonieconcerte mitwirken sollte, freute sich, daß seine Leute auf solche Art Gelegenheit erhielten, sich auszuzeichnen; um sich mir für meine Mühewaltung einigermaßen erkenntlich zu zeigen, schoß er in der Umgegend persönlich für mich eine Schnepfe, was den Musikverein bestimmte, besagtes Wild als Siegestrophäe für mich bis nach Schluß des Concertes in Verwahrung zu nehmen.

Der Frühling lockte ins Freie, ich aber mußte an den Nachmittagen zum Maler, welcher mit meinem Porträt schwer vorwärts kam: wie auf Nadeln saß ich im Atelier, wenn mich nicht just der Schlaf anwandelte. Um letzteren zu vertreiben, ergriff ich endlich das Mittel, sämmtliche 28 Sprößlinge des Concert-Beneficianten im Geiste an mir langsam vorüberziehen zu lassen. Auf diese Weise verjagte ich nun wohl den Schlaf, aber die Correktheit der Zeichnung meines Kopfes scheint darunter gelitten, die lebhafte Vergegenwärtigung der vorüberziehenden 28 Gestalten in meinem Gesicht kunstfeindliche Zuckungen erzeugt zu haben.

Digitized by Google

Ein Kenner ließ sich daher bei Betrachtung des fertigen Bildes folgendermaßen vernehmen: „der betreffende Maler scheint keine gründlichen anatomischen Studien gemacht zu haben: er hat den, besonders auf einem Musiker-Portrait unerläßlichen Trompetermuskel ganz ungenügend markirt.“ Da hat man's! sagte ich zu mir.

Endlich schlug die Stunde des mit Ungeduld erwarteten Concertes, der Saal füllte sich mit Hörern aus der Stadt und Umgebung; das Orchesterpersonal hatte sich in Gala geworfen, die mitwirkenden Officiere der Garnison erschienen in Civilkleidung, welche (beim Militär ungewohnte) Toilette den solennen Anblick des Saales noch erhöhte. Die Aufführung der Symphonie fand ohne den mindesten Fehler statt und war überhaupt so gelungen, als die vorhandenen Orchesterkräfte gestatteten, der Briefträger speciell excellirte. Nach dem verklungenen rauschenden Beifall sangen 2 Local-Gesangscapacitäten 2 Lieder meiner Composition, welche ich am Claviere begleitete.

Den Schluß bildete (vielleicht auf Verlangen des Musikvereins) der von der Militärcapelle abermals aufgeführte Marsch aus Mendelssohn's Sommernachtstraum, den jetzt der Musikverein, welcher ihn früher (siehe oben!) verpaßt hatte, auch genießen konnte. Das ganze Concert hatte sonach blos circa $^3/_4$ Stunde gedauert, nicht der geringste Vorzug eines großen Symphonieconcertes: dem Publikum war dadurch die Möglichkeit benommen, sich lange zu langweilen.

Jetzt aber kam mein Solo: die Obersten-Schnepfe, welche ich in dem nahen Speisesaal unter dem Jubel des ganzen Musikvereins, der Spitzen der Militärcapelle, den Local-Gönnern und -Mäcenen im correktest gebratenen Zustande verspeiste.

Digitized by Google

Tags darauf brachte die Localzeitung in ein paar dürren Worten über den günstigen Verlauf des Concertes Bericht; das Orchesterpersonal wie auch das Publikum hätte aber gern Ausführlicheres gelesen; da die beiden nächsten Zeitungsnummern jedoch nicht die mindeste Erwähnung mehr über diese Angelegenheit machten, fragt ein Musikvereinler den bezüglichen Referenten, warum er über die Symphonie, deren er früher sich so warm angenommen, keine Recension gebracht habe? Worauf dieser antwortet: „Ich werde kein Narr sein, mich zu blamiren; ich bin ja viel zu schwach, ein solches Werk zu beurtheilen.“ Diese seltene Aufrichtigkeit versöhnte mich vollständig mit der Kritik.

Schließlich noch die Bemerkung: Beinahe hätte oben beschriebenes Concert auf das nächste Jahr verschoben werden müssen, wo seine Abhaltung jedoch nicht möglich gewesen wäre: die Militärcapelle mußte damals bei der berühmten Kanonensymphonie in der Gegend von Königgrätz (oder Sadowa) mitwirken.

Budapest, den 3. März 1882.

Robert Volkmann.

Digitized by Google

Mariano de Padilla.

Königlich preußischer Kammersänger in Paris.

Episoden aus meiner Reise nach Mexico.
(Aus dem Französischen übersetzt.)

Das mexikanische Kaiserreich befand sich im Jahre 1865 noch in seiner Jugend und während die französischen Bayonnette das Land beherrschten, bot der edelmüthige Kaiser Maximilian seiner Hauptstadt eine bedeutende Subvention, die ihr den Luxus einer italienischen Oper ermöglichte. Man machte mir so brillante Anerbieten, mein Wunsch, Neu-Spanien kennen zu lernen, war so groß, daß ich mit Freuden den Contract annahm, der mir das Land, welches ich nur durch die Historiographen kannte, zu bewundern erlauben sollte. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem, was man liest und dem, was man erlebt, aber die Jugend fürchtet keine Gefahr, weil sie ihr eben unbekannt ist und als ich im Begriff stand, den Contract zu unterzeichnen, warnten mich meine Freunde und meinten, es hieße Gott versuchen, wenn ich mich den tausend schrecklichen Gefahren aussetzen wollte, die mir auf der Reise von Vera Cruz

Digitized by Google

nach Mexico begegnen würden. Durch ihre Erzählungen von Ueberfällen von Deligencen, Eisenbahnzügen und Personen schüchterten mich diese braven Leute dermaßen ein, daß ich wohl einsah, ich werde meine Künstler-Guitarre mit der Flinte vertauschen müssen; ich erinnerte mich daran, daß wenn ich der ersteren meine volle Bewunderung spendete, ich der letzteren bei einer Revolution in Madrid nur eine Tracht Prügel verdankte. Mein Wort war aber einmal gegeben und man ist doch auch nicht umsonst Don Quixote's Enkel, ich unterzeichnete und schickte mich zum Kampfe gegen die mexikanischen Windmühlen an.

Wir landeten in Vera Cruz, sämmtlich bis an die Zähne bewaffnet, selbst die Prima-Donnas trugen Dolche in ihren Strumpfbändern, fest entschlossen, sich im Falle eines Angriffes wacker zu vertheidigen. Jeder erzählte, was er im Augenblick der Gefahr zu thun gedachte.

Wir verließen Vera Cruz mit der Eisenbahn; französische Offiziere zeigten uns alle Augenblicke Orte, wo man Reisende überfallen hatte und erzählten die haarsträubendsten Geschichten. Indessen war der Himmel so rein und blau, daß er mich unwillkürlich an den meiner Heimath erinnerte und mich traurig und einsilbig stimmte, denn ich war ja so weit entfernt vom theuren Murcia und von Allen die ich liebte, bewunderte aber dennoch die schöne Landschaft, die sich vor unseren Blicken entfaltete und die selbst die Gefahren, denen wir ausgesetzt waren, vergessen ließ.

Nicht wenig versetzte mich das plötzliche Halten des Zuges mitten in einer Einöde, die man mit dem pomphaften Namen „Dorf" belegte, in der sich 2 bis 3 elende Hütten und eine Posada befanden, in Erstaunen. Hier sollten wir nolens nicht volens die Nacht zubringen. Thüren und Fenster eines großen Saales standen weit offen und ver-

tauschten den darin befindlichen üblen Geruch gegen kühle Luft. Die ringsum liegenden Schlafzimmer waren ohne Thüren, vor indiscreten Augen durch ein einfaches Bettlaken geschützt, in der That eine ziemlich luftige Mauer, die sämmtliche Alkovengeheimnisse zu hören und zu sehen gestattete. Nach beendetem Abendessen zog sich Jeder in sein Schlafzimmer zurück.

Meine Gefährten waren wüthend und fanden es ganz abscheulich, in einem von Räubern und Banditen berüchtigten Lande sich und ihren Schlummer so leichten Barrièren anvertrauen zu müssen. Wir streckten uns auf die zum Bett dienende Leinwand, ohne Matratze, ohne Bettwäsche und wurden, wie in einer Hängematte, mehr geschaukelt als eingeschläfert. Die Nacht verging im Kampfe gegen die frisches Fleisch witternden Mosquitos, die uns lebendig zu verzehren drohten, so daß wir am Morgen beim Aufstehen (Erwachen konnte man es nicht nennen) unkenntlich waren, so hatten uns diese vermaledeiten Thiere zerstochen! Hierzu kamen noch über Nacht eingetroffene Nachrichten, welche das Militär bei Tagesanbruch abzumarschiren zwangen, um eine jener guerillas zu unternehmen, die damals an der Tagesordnung waren. Trommeln und Trompeten wetteiferten damit, uns jeder Hoffnung auf Schlummer zu berauben, — wir armen Künstler, die wir unsre Feinde doch mit so ganz anderen Waffen zu bekämpfen gewohnt waren.

Es blieb uns nichts übrig als wieder in den Postwagen zu springen und unsere Reise fortzusetzen, die Damen fingen an, ihre Ringe unter den Kissen zu verstecken, man bewaffnete sich noch mehr als zuvor, obgleich ich davon abrieth, denn ich fand diese Vorsichtsmaßregeln bei einem Ueberfall völlig zwecklos. Die Bergluft um diese Morgenstunde war so wundervoll, daß wir dem Wunsche nicht

Digitized by Google

widerstehen konnten, den mächtigen Berg, der vor der „heißen Gegend" liegt und den wir zu passiren hatten, zu Fuß zu besteigen. Im Anfang ging Alles gut, aber später wurde einer unserer Gefährten vom Schwindel ergriffen und wäre ohne unser Aller Hilfe und ohne meinen Bergstock, die einzige Vertheidigungswaffe die ich besaß, sicher in den Abgrund gestürzt. Glücklich brachten wir ihn bis zum Gipfel, dort warf sich der brave Mann auf die Knie, um Gott und allen Heiligen des Paradieses zu danken, wobei er indessen seine irdischen Gefährten vergaß, die doch den Paradiesbewohnern so wacker beigestanden hatten. Der Unglückliche wurde von einem nervösen Zittern befallen, das er zeitlebens behielt und das jedesmal wiederkehrte, wenn er sich seines fürchterlichen Unfalles erinnerte. Nach diesem Zwischenfall dachten wir zu unsere Diligence zurückzukehren, denn wir nahten uns der „heißen Gegend"; mit jedem Schritt wurde die Landschaft malerischer, unsere Bewunderung stieg beim Anblick dieser üppigen tropischen Vegetation, die mir die Urwälder Brasiliens, welche ich 2 Jahre vorher durchstreift hatte, in's Gedächtniß zurückrief. Leider strömt der Regen in diesem Lande unaufhörlich, die Straßen sind wahre Morastseen und obgleich 8 Maulthiere nur 9 Personen zu transportiren hatten, mußten die Herren doch, um den Wagen zu erleichtern, absteigen, während die Damen darin zurückblieben.

Wir schritten rüstig vorwärts, verloren aber bald Wagen und Weg und fanden ersteren nach sieben qualvollen Stunden, hungrig und müde glücklich an der Stelle, wo wir zu Mittag speisen sollten, wieder.

Eine kurze Strecke vorher begegneten wir der von Mexico kommenden Post, alle Reisenden waren in Hemdärmeln, sie waren von Banditen überfallen worden, die so

Digitized by Google

gütig gewesen waren, ihnen Leben und Hemd zu lassen. Dieser Anblick verleidete uns unser Diner; unsere Betrachtungen liefen darauf hinaus, daß nicht Alles rosenfarben in diesem Leben sei und daß uns wahrscheinlich bald dasselbe Geschick ereilen würde; außerdem verstopfte der Staub unseren Mund und so gelangten wir still und ernst zum Nachtessen an einen österreich'schen Militärposten, dessen Gegenwart uns einigermaßen beruhigte. Doch kaum hatten sich unsere Gesichter wieder etwas erheitert, so überbrachte ein Soldat dem Chef der Besatzung einen Brief. Die Herrin des Hauses, eine alte französische Marketenderin, erzählte, ein benachbartes Grundstück sei angegriffen worden, die Soldaten würden die Nacht draußen zubringen und versuchen, die frechen Guerilleras zu überlisten. Der erste Baß unserer Truppe, ein alter Zouave, der viele Campagnen in Algerien mitgemacht hatte und den man deshalb für einen Kameraden hielt, drückte jedem Soldaten, dem er auf der Straße begegnete, freundschaftlich die Hand. — Die Posada bestand nur aus zwei Zimmern, eins für die Damen und eins für die Herren und aus zwei Betten, womit die Wirthin die Matratzen bezeichnete. Der Tenor nahm das Bett nach der Thür zu in Beschlag und ich das andere hinten, unter einem vergitterten Fenster, was dem Zimmer eher den Anblick eines Gefängnisses, als den eines Ruheortes, einer Schlummerstätte verlieh. Hitze und Müdigkeit verhalfen uns trotz dieses geringen Comfortes zum Schlaf, aus dem wir plötzlich durch Hundegebell und Flintenschüsse, eiligem Hin- und Herlaufen aufgeschreckt wurden. — Kein Zweifel, wir wurden angegriffen. —

Zugleich höre ich die barsche Stimme unseres französischen Bassisten: „Halt Schurke! ich hab' Dich, Du mußt sterben! Wo ist mein Revolver, Du sollst erfahren,

Digitized by Google

was ein Zouave ist." — Ein Mensch röchelte am Boden, die, welche weiterhin schliefen, standen auf und es begann ein schreckliches Ringen im Finstern. — Ganz sacht verkroch ich mich unter mein Bett, indem ich es mit den Schultern hoch hob, fest entschlossen den ersten Banditen, der sich mir nahen würde, zu Boden zu werfen und mein Leben mit dem, was mir gerade unter die Hand kommen würde, zu vertheidigen.

Das Handgemenge wurde allgemein, der Baß hatte eben seinen Revolver gefunden und war im Begriff Feuer zu geben, als plötzlich die Besitzer der Posada mit Licht eintraten und nun sahen, wie sich die ganze Gesellschaft im einfachsten Costüm der Welt, ohne irgend einen Banditen, der Eine gegen den Anderen herumschlug. Der französische Baß, der mit seiner fixen Banditenidee eingeschlummert, war aus dem Bett gesprungen und hatte einen unserer Gefährten, ihn für einem mexikanischen guerillero haltend, bei der Kehle gepackt und hätte ihn in seiner Wuth sicher erwürgt.

Das Trauerspiel verwandelte sich zum Glück in ein Lustspiel, allgemeine Heiterkeit erhielt uns bis zur Weiterreise wach. Wiederum ging's in unsere Diligencen, der furchtbare Franzosenbaß saß am Fenster, den Revolver in der Hand und während wir mit nur einem Auge schliefen, hörten wir plötzlich rufen: „Hier ist endlich ein Todter!" Wir stiegen sofort aus, um den „einen Todten" zu sehen der sich nicht mehr rührte; als wir uns ihm aber näherten erhob sich ruhig und langsam ein armer friedfertiger, unschuldiger Esel und blickte uns mit seinen ruhigen Augen an, als wollte er sagen: „Warum stört Ihr lauten, wilden Wesen meine Ruhe?"

Selbigen Tages, Morgens 9 Uhr, holten wir eine Postkutsche ein, die nur eine halbe Stunde Vorsprung vor

Digitized by Google

uns gehabt hatte und die vollständig zertrümmert worden war. Der Anblick war nicht geeignet, uns fröhlich zu stimmen, da ein ähnliches Loos, in jedem Momente auch uns treffen konnte. Endlich nach manigfachen, jedoch minder erwähnenswerthen Begegnissen, langten wir wohlbehalten in Mexico an.

Die Häuser, die Sitten, die castillianische Sprache, Alles erinnerte dermaßen an die Heimath, daß ich dieselbe niemals verlassen zu haben glaubte. Nie werde ich die zahlreichen Freundschaftsbezeigungen vergessen, die mir in dieser Stadt, während meines siebenmonatlichen Aufenthaltes zu Theil wurden.

Besonders zeichnete sich die spanische Colonie aus, und am Tage meines Benefizes las man zu Ehren des Landsmannes Poesien, schöne Geschenke wurden mir dargeboten und nach der Landessitte überreichte man mir, das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, Lorbeerkränze, deren Blätter durch Goldunzen ersetzt waren. Serenaden und Hymnen, selbst das damals noch wenig bekannte electrische Licht, Alles wurde in's Werk gesetzt, was mich nur feiern und mir den Augenblick der Rückkehr nach Europa schwer machen konnte.

Künste und Wissenschaften wurden vom Kaiser Maximilian in jeder Weise beschützt, er fand, daß das Theater die Sitten veredle und beauftragte unsern großen Dichter Zorrilla in seinem Palais ein kleines Salon-Theater einzurichten, in dem jeden Donnerstag mit mexikanischen Künstlern dramatischer Empfang stattfand, so daß die Künstler unter diesem erhabenen Schutz bald eine ungeahnte Vollkommenheit erreichten.

Die Künstler der italienischen Oper nahmen Theil an diesen Soiréen. Stets wird mir das edle Antlitz des

Digitized by Google

souverain = martyr, Opfer der Ehre seines Namens und der Aufgabe die er zu erfüllen geschworen hatte, im Gedächtniß bleiben; wer ihn sah, mußte ihn lieben, wer mit ihm sprach und wer ihn kannte, mußte ihn verehren.

Eines Abends, als ich der Familie eines Bekannten auf dem Lande einen Besuch abgestattet hatte und wieder in die Stadt zurückkehren wollte, um den „Ballo in maschera“ zu singen, bemerkte ich zwei berittene Männer, die mir folgten, immer näher kamen und mir endlich den Weg versperren wollten. Bis auf einige Schritte nahe, riefen sie mir zu, stehen zu bleiben, aber anstatt den beiden caballeros zu gehorchen, gab ich meinem jungen, muthigen Pferde die Sporen und — davon ging's im gestreckten Galop. Ich hörte hinter mir 2 Schüsse fallen, die Kugeln gingen mir über den Kopf, denn die Gefahr ahnend, hatte ich mich auf mein Pferd gelegt. — Im vollen Galop langte ich vor der Thür des Theaters an, gerade noch zeitig genug, um mich anzukleiden und Renato zu singen.

Jeden Tag berichteten die Zeitungen von neuen Ueberfällen, von guerillas und contre-guerillas, der Bürger war aber immer der Ausgebeutete. Attaquen fanden bei Tag und bei Nacht statt; die Regimenter zogen ab, die Auflösung stand nahe bevor, revolutionäre Ideen tauchten auf und vermehrten noch die Unordnung, kurz die Anarchie erreichte ihren Höhepunkt. Als mir der Antrag gestellt wurde, meinen Contract zu erneuern, lehnte ich es mit höflichem Enthusiasmus ab, denn wenn Ruhm und Erfolg auch recht angenehm sind, so ist die Erhaltung der eigenen Haut, der ich mich hier nur allein zu wehren vermochte, noch viel angenehmer. —

Meine Rückkehr nach Europa war beschlossen. — Ich gesellte mich diesmal einem französischen Militärzuge bei

Digitized by Google

der nach Puebla ging, führte, ohne auch nur einen einzigen Schuß zu thun, ein wahres Soldatenleben und kam auf diese Weise ungefährdet nach Vera-Cruz. Hier mußte ich den Dampfer von New-York abwarten, der inzwischen an den gefährlichen Küsten Florida's mit Mann und Maus untergegangen war. Der nächste Dampfer kam unglücklicher Weise erst im April, der Zeit des vomito negro (gelbes Fieber), das so viele Opfer fordert. Mein Aufenthalt war sehr peinlich, dies wurde ich schnell gewahr, denn wenige Tage darauf ergriff mich das schreckliche Fieber. Der Präsident des spanischen Clubs beruhigte mich mit dem Bemerken: Wenn Du das vomito negro hast und Du drauf gehst, so hast Du doch wenigstens das Vergnügen, unter Deinen Landsleuten zu sterben. — Diese liebreichen Worte erhöhten nur meine Angst und die Tage meiner Krankheit verstrichen langsam und traurig.

Meine Jugend und der feste Wille zu leben retteten mich und bei Ankunft des ersten Dampfers ließ ich mich an Bord tragen, weit fort von dieser verwünschten Stadt! Nach dreitägiger See war ich vollständig hergestellt und reiste, in Europa angelangt, geraden Weges nach Berlin, wo ich Zeuge war des Einzuges der siegreichen Truppen nach dem Kriege von 1866. An die Sitten des Landes gewöhnt, das ich fast nie wieder verlassen habe, sage ich den Tropenländern mit ihren unsicheren Straßen, mit ihren Posadas ohne Thüren, mit ihrem vomito negro und tausend anderen Gefahren auf immer — Lebewohl!

Digitized by Google

Désirée Artôt.

Königlich preußische Kammersängerin in Paris.

Erinnerungen an meine Concert-Tournée im Kaukasus 1879–80.

Von dem kaiserlich russischen Kammermusiker Herrn Louis Denis im Verein mit meinem Gatten Mariano de Padilla und dem Pianisten Herrn Sternberg für einen Cyclus von 56 Concerten engagirt, verließen wir im December 1879 die Stadt Tula, um eine Tournée anzutreten, deren Ziel der Kaukasus und deren Dauer auf 4 Monate bemessen war. Unser Impresario, welcher schon wiederholt Concertreisen durch Asien bis zur chinesischen Grenze unternommen, zwei Jahre am Taschkant lebte und Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes kannte, genoß unser vollstes Vertrauen, wenn wir auch keine Ahnung hatten, welchen Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren wir entgegengingen.

Der Beginn unseres künstlerischen Nomadenthums war indessen heiterer Natur. In der Stadt Elisabethgrad, wo wir unser erstes Concert gaben, wollte es der Zufall, daß

Digitized by Google

wir einen Saal erhielten, in welchem am vorherigen Abend ein Escamoteur seine „Zauberkünste“ trieb. Als ich nun ganz arglos auf die Estrade trat, und mein „Una voce poco fà“ intonirte, da — welche Ueberraschung! — erhoben zu gleicher Zeit etwa ein Dutzend Canarienvögel ihre Stimmen und begannen zu zwitschern und zu trillern, während eine Anzahl größerer Vögel — eine rechte Flügelbegleitung, — unruhig dazu mit den Flügeln schlug. Wie sich herausstellte, hatte unser Vorgänger von seiner Zaubersoirée seine „Vögel“ im Saale vergessen, welche in einer Ecke in einem Käfig placirt, eine allerdings unvorhergesehene Bereicherung unseres Programms unternahmen. Welchen Effect das vielstimmige Concert machte, kann man sich denken. Unter allgemeiner Heiterkeit wurden die freiwillig Mitwirkenden aus dem Saale entfernt, worauf das Concert ungestört seinen Fortgang nahm.

Von Stadt zu Stadt ging es nun weiter bis Wladikowkaß im Kaukasus, von da die Straße Grusinski Waijeni Daroga, welche von grauenvoller Schönheit ist, nach Tiflis. Man fährt diesen Weg mit der Post; auf der einen Seite, die echt asiatisch durch kein Geländer geschützt ist, ein mehrere hundert Klafter tiefer, gähnender Abgrund, auf der anderen gen Himmel strebende, schnee- und eisbedeckte Felsen. Dieser Weg, in den Felsen gehauen, schier endlos bis zur Spitze sich schlängelnd und so schmal, daß nur ein Wagen zur Noth Platz hat, wird an den gefährlichsten Stellen von den Postillonen mit der rapidesten Schnelligkeit befahren. Von Zeit zu Zeit bläst der Kutscher in sein Horn, um Entgegenkommende zu warnen, die dann an einer etwas breiteren Stelle Halt machen, bis Jener vorüber ist.

Wir hatten nun ungefähr die Hälfte dieses Weges zurückgelegt, als sich plötzlich ein Sturm erhob, daß wir

glaubten, die Felsen würden über uns zusammenstürzen. Von keiner Station wollte man uns weiter befördern, da man überall den Sturz von Lawinen befürchtete. Doch unsere Concerte waren für bestimmte Tage bereits annoncirt, so sahen wir uns genöthigt, trotz der schrecklichsten Gefahren mit großen Geldopfern unsere Reise fortzusetzen. Da fuhren denn wir Vier im Schlitten dahin, auf Stroh gelagert wie die Kälber und wohl auch mit der Empfindung, als gings direct zur Schlachtbank, stumm und ergeben in unser Schicksal, während der Kutscher, mir einer Miene, die deutlich sprach: wir sind verloren! den Blick fortwährend auf die Felsen gerichtet, von wo der Schnee auf uns hernieder zu fallen drohte, Gebete murmelnd sich bekreuzte, dann wieder auf die dampfenden Pferde einhieb, die dahin sausten, als würden sie von bösen Geistern getrieben. Dazu das Heulen des Sturmes, das Brausen der Bergströme, — es war eine schauerliche Fahrt, unser Leben hing an einem Faden, ich hatte es dem Schutze des Höchsten empfohlen und dachte nur an meine armen Kinder in der Ferne . . . Endlich, o Jubel! erblickten wir ein Gebäude auf der Höhe, — es war das Posthaus. Wir schöpften frischen Muth, der Kutscher hieb mit erneutem Eifer auf die Rosse ein, glücklich hatten wir das Posthaus erreicht und wir waren eben im Begriff, durch das Thor zu fahren, als ein Getöse entstand, so furchtbar, als ob die Welt aus den Fugen ginge, — eine Lawine war heruntergestürzt und hatte das Posthaus verschüttet. Welche Situation! An eine Fortsetzung unserer Fahrt war nun nicht zu denken. Zwei Tage waren wir genöthigt, im Posthaus zuzubringen, ein Raum, in welchem eine wahrhaft pestilenzialische Luft herrschte und Alles von Schmutz starrte. Harte Bretter dienten uns als Lagerstätte; selbst der allerbescheidenste Comfort fehlte und was das Aller-

Digitized by Google

schlimmste, es gab nichts zu essen! In einem unbeschreiblichen Gefäß wurde uns die sogenannte „Mahlzeit“ aufgetragen, ein entsetzlich aussehender und fürchterlich riechender Mischmasch, dazu für uns Alle ein Messer und eine Gabel; aber selbst die Hunde, denen wir das leckere Gericht überlassen wollten, ließen dasselbe unberührt. Doch da der Postherr mit großem Stolze beide Arme in die Seiten stemmend, uns zu wiederholten Malen versicherte, bei ihm sei Alles in vollkommenster Ordnung und Reinheit, so mußten wir wohl schließlich d'ran glauben. —

Endlich war der Weg frei und wir konnten unsere Reise fortsetzen. Ohne nennenswerthen Unfall langten wir am folgenden Tage in Tiflis an, wo wir schon mit Besorgniß erwartet und mit Begeisterung aufgenommen wurden. Von da ging es nach Gudaisk, wo uns ein allerliebstes Abenteuer begegnete. Am Abend des Concerts, als unser Impresario sich zur Controle an die Casse begab, erschien ein kleines Mädchen von 9 Jahren in der Tracht der Tscherkessinnen und verlangte schüchtern vom Cassirer ein Billet in der ersten Reihe. Herr Denis dachte, die Kleine sei vielleicht darnach geschickt worden, zu seiner Verwunderung zog aber das Kind ein großes Tuch hervor und zählte fünf Rubel in lauter kleinen Kopekenstücken auf den Tisch, worauf sie mit dem Billet ganz stolz in den Saal ging und sich selbst in die erste Reihe setzte. Nun hatte der Impresario die Veranstaltung getroffen, daß das Programm des zweiten Concert's während einer Pause des ersten unter den Zuhörern zur Vertheilung gelangte. Mit Thränen in den Augen ging das Kind zum Cassirer und bat ihn, diesen Stein, einen Türkis, einstweilen an Geldesstatt anzunehmen und ihr dafür ein Billet für das zweite Concert zu reserviren. Zum ersten Concert, sagte die Kleine, habe sie zwei

Digitized by Google

Monate vorher Zeit gehabt, die fünf Rubel Kopekenweis zusammen zu sparen, um die großen Künstler zu hören, aber das zweite komme ihr zu schnell und sie müsse morgen erst laufen, das Geld aufzutreiben . . . Natürlich befahl ich, als ich das Geschicht'chen erfuhr, daß dem Kinde ein Billet gratis verabfolgt werde und ich darf versichern, daß es mir eine wahre Freude machte, als ich am Abend des zweiten Concert's die kleine Kunstenthusiastin wieder vor mir in der ersten Reihe sah. —

Auf Kameelen ging nun die Reise weiter nach Grosno und Tyminhantschura. Wir waren genöthigt uns für zwei Tage zu proviantiren, denn in den wüsten Gegenden, durch die der Weg uns führte, hatten wir keine Stätte menschlicher Ansiedlung zu erwarten. Nur schrittweise kamen wir in der sengenden Hitze vorwärts, waren aber sonst heiter und guter Dinge. Je tiefer wir in das Innere Asiens hinein gelangten, desto interessanter, romantischer, abenteuerlicher gestaltete sich unsere Fahrt. Als ich in Kislar aus dem Künstlerzimmer um zu singen, auf die Estrade trat, prallte ich vor Schreck zurück, ich befand mich dem seltsamsten Publikum gegenüber. Man denke sich den Saal gefüllt mit einer Versammlung in fantastischer Tracht, theils in verschnürte Pelze, theils in große Tücher gehüllt, auf dem Haupt eine hohe Bärenmütze, um die Mitte ein breiter Gürtel, in welchem ein Riesenmesser und zwei Pistolen stecken und in der Hand eine Lanze. So geht das Publikum in Kislar ins Concert. Dabei applaudirt man nicht, sondern brüllt, als wären wilde Thiere losgelassen. Trotzdem Programme im Saale vertheilt wurden, blieb das Publikum doch auf seinem Platze, als das Concert zu Ende war. Wir waren in Verlegenheit, mit dieser Gesellschaft war nicht zu spaßen. Ich sang noch einige Lieder; das Publikum blieb sitzen. Mein Gatte sang noch einige

Digitized by Google

Arien; unsere Zuhörer brüllten vor Entzücken und rührten sich nicht vom Flecke. Wir Beide empfahlen uns sans adieu und Herr Sternberg ging ans Clavier. Ohne Unterbrechung spielte er alles durcheinander, Walzer, Märsche, Etüden, bis 3 Uhr Morgens und als er endlich zum Frühstück nach Hause kam, erzählte er uns lachend: „ich habe heute im Concert sehr viel Clavier studirt."

Die Bewohner dieser martialischen Stadt begnügten sich aber nicht damit, uns ihren Beifall in blos platonischer Weise auszudrücken. Am Schlusse des zweiten Concerts erschien eine Deputation, um mir in Anerkennung meiner künstlerischen Verdienste einen alten, mit kostbaren Steinen besetzten Helm aus dem 14. Jahrhundert zu überreichen. Als wir in der folgenden Stadt Derbent ahnungslos bei der etwas fragwürdigen Mittagstafel saßen, entstand auf der Straße ein furchtbarer Lärm; brüllend und heulend wälzte sich ein Menschenstrom zu unserem Hotel. Erschreckt sprangen wir auf, um nach der Veranlassung dieses Tumults zu sehen. Aber wir blieben nicht lange in Ungewißheit. Ein Ständchen wollte das Volk von Derbent der „großen Sängerin" bringen. Der musikalische Genuß, der uns bereitet wurde, erhielt jedoch einen nicht ganz befriedigenden Abschluß, denn als das Heulen, welches Gesang bedeuten sollte, immer lauter und die Begeisterung bei meinem Anblick immer stürmischer wurde, erschien plötzlich ein Trupp berittener Kosaken auf der Bildfläche, welcher die Menge auseinander trieb.

Es mag indeß hier bemerkt werden, daß auf einer wie niedrigen Stufe der Cultur diese asiatischen Völkerschaften auch noch stehen mögen, ihre musikalische Empfänglichkeit und namentlich ihre Vorliebe für Gesang doch außerordentlich entwickelt sind. In welcher urwüchsigen Weise sich

Digitized by Google

diese Empfindungen zu äußern suchen, davon zeugen einige Vorkommnisse.

In Buccu erschien ein halber Wilder an der Casse und nahm ein Billet für 5 Rubel. Nach der zweiten Nummer ging er mit Thränen im Auge hinaus, und legte dem Cassirer schweigend einen 50 Rubelschein hin. Auf die Frage des Herrn Denis, was es damit solle, erwiderte der Tscherkesse: „für mein Billet.“ Als ihm nun darauf entgegnet wurde, daß dies ja bereits bezahlt sei, rief er mit lebhaftem Kopfschütteln: „O nein, mein Herr, für 5 Rubel schäme ich mich, so große Leute zu hören!“

Von drolliger Art ist eine andere Episode. Als mein Gatte am Tage nach dem Concert in Tyminhatschura auf der Straße promenirte, erkannten ihn einige kleine Jungen, die im Concerte waren. Vermuthlich in der Absicht, ihm eine rechte Freude zu bereiten, liefen sie ihm nun nach und sangen die Melodie der Tarantella von Rossini hinter ihm drein, die sie von ihm gehört und die italienischen Worte: „Mama mia, Mama mia“ dazu, die sie sich gemerkt hatten. Jedenfalls ein Zeichen, daß unsere Kunst in Asien auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen war.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter hatte aber eine Ovation, die uns in Orenburg zu Theil wurde. Der Gouverneur hatte uns zu Ehren ein Diner gegeben, während dessen eine Kosakenkapelle die musikalischen Honneurs machte (übrigens ein Radicalmittel, um Kopfschmerzen zu bekommen). Während der Tafel äußerte ich gegen unseren freundlichen Wirth unter anderem meine Bewunderung der asiatischen Pferderace.

Der Gouverneur verschwand für wenige Augenblicke und nach einer Viertelstunde etwa wurden die Flügelthüren des Saales weit geöffnet, und ein Diener, einen

herrlichen Araber am Zügel führend, erschien vor meinem Platze. „Ich bin entzückt", sagte der liebenswürdige Hausherr, „daß unsere Pferde Ihren Beifall finden. Ich bitte Sie, Madame, diesen zahmen Araber zur Erinnerung an uns Wilde entgegen nehmen zu wollen!"

So hatte ich denn auch meinen Araber. Da die Begleitung dieses Vierfüßlers auf unserer Concert-Tournée uns für die Dauer aber doch wohl etwas unbequem geworden wäre, so engagirte ich bei Zeiten einen Mann, durch den ich mein Orenburger „Andenken" nach Paris befördern ließ.

Mittlerweile hatten wir nach mannigfachen Erlebnissen, deren Schilderung jedoch zu weit reichen würde, unsere Rückreise angetreten. Unser Weg führte uns über Tiflis wieder den gefürchteten Grusinski Weijeni Daroga und abermals sollten wir einer großen Lebensgefahr entgegengehen. Die Jahreszeit war inzwischen weit vorgerückt und kein Tag verging ohne die heftigsten Stürme. Als wir nun jene Felsenstraße dahinfuhren, hielt unser Wagen plötzlich still. Auf unsere Frage nach der Veranlassung erwiderte der Kutscher, die Beschädigung eines Rades mache eine Reparatur erforderlich. Wir mochten etwa 10 Minuten der Fortsetzung unserer Fahrt entgegengesehen haben, als wir mit einem Male ein donnerähnliches Krachen vernahmen, nervenerschütternd und Entsetzen erregend, so daß wir dachten, unser letztes Stündlein sei gekommen, um so mehr, als uns fast gleichzeitig Sand- und Steinmassen mit furchtbarster Gewalt ins Gesicht geschleudert wurden, daß wir heftig bluteten. Der Kutscher bekreuzte sich und meinte, ein Stück Felsen sei wahrscheinlich herabgestürzt. Von der Macht dieses Sturzes kann man sich einen Begriff machen, wenn ich bemerke, daß wir von der betreffenden Stelle 1 Werst

Digitized by Google

entfernt waren. Dem Zufall, daß wir durch die Reparatur des Rades in unserer Weiterfahrt aufgehalten wurden, hatten wir aber unser Leben zu danken. Ohne jenen Umstand würden wir ohne Zweifel jene Schreckensstelle in dem Momente des Sturzes passirt haben, und von den herunterfallenden Steinkolossen unfehlbar zerschmettert worden sein.

Nun hatte der Felssturz aber den Postweg weithin mit Steinmassen bedeckt und gänzlich unfahrbar gemacht; überdies konnte der Kutscher das schadhafte Rad nicht selbst in Stand setzen und die Station hinter uns lag 18 Werst, die Station vor uns 5 Werst entfernt!

Was also thun?

Es blieb uns nichts übrig, als den Kutscher mit dem beschädigten Wagen und unserem Gepäck wieder zurückzuschicken, während wir uns bequemten, in dem entsetzlichsten Sturm, der uns fortwährend Sand ins Gesicht peitschte, über den gefahrvollen Weg hinweg, zur nächsten Station uns zu Fuß zu begeben, allerdings des Schicksals gewärtig, von einem abermaligen Felssturz nun doch noch zu Tode getroffen zu werden. . . .

Doch die Vorsehung hatte uns ersichtlich in ihren Schutz genommen. Glücklich erreichten wir die Station. Am folgenden Tage kam der Kutscher mit unserem Gepäck. Ohne weiteren Unfall gelangten wir darauf nach Wladikawkaß, von wo wir über Rastowna-Duna nach der anderen Seite des Ural reisten, uns nun schon etwas civilisirten Gegenden nähernd, in denen wir (von Orenberg aus) wieder die Eisenbahn benutzen konnten.

Unsere viermonatliche Concert-Tournée war zu Ende, und der Erfolg war glänzend über alles Erwarten. Mit dankerfülltem Herzen nahmen wir Abschied von einander.

Digitized by Google

Die härtesten Strapazen hatten wir ertragen, Entbehrungen aller Art hatten wir erduldet, wiederholt befanden wir uns in größter Lebensgefahr und dennoch preise ich das Geschick, das mich auf diese Reise geführt und das uns so wunderbar erhalten.

Désirée Artôt

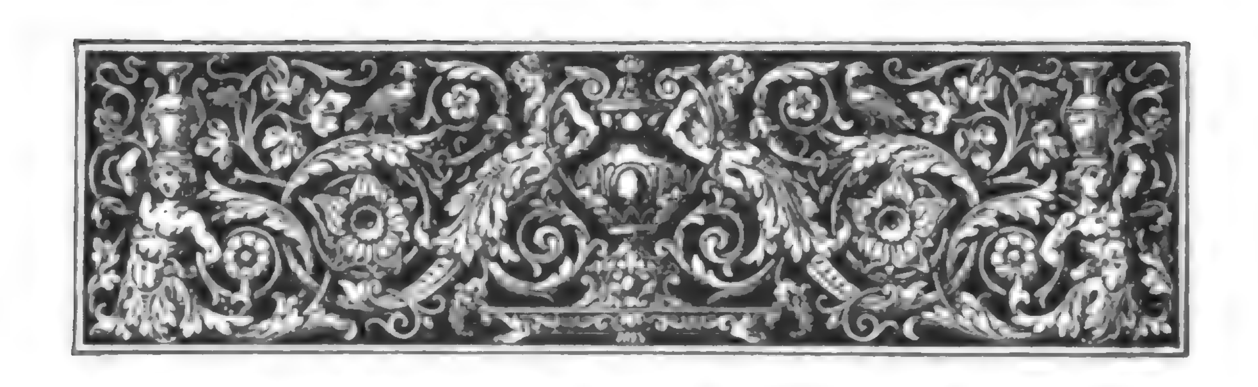
Digitized by

STANFORD LIBRARY

Philomène Hartl-Mitius, Henry Irving, Amélie Schönchen.
August Förster, Tomaso Salvini, Chéri Maurice, Heinrich de Marchion, Hermann Jacobi.
Ferdinand Lang, Wilhelm von Hoxar, Friederike Gossmann, Carl Sontag, Adolf Neuendorff
Franz von Schönthan, August Neumann, A. van Lier, Bernhard Baumeister. Angelo Neu
Gustav Moltke

Digitized by Google

Digitized by Google



Chèri Maurice.

Director des Thalia-Theaters in Hamburg.

Ein Freund in der Noth.

Erinnerungsblatt.

Freunde in der Noth gehen 20 auf ein Loth, heißt ein Sprüchwort. Aus eigener Erfahrung bestreite ich dessen Zutreffen. Ich habe im Leben manchen Freund, und namentlich Einen von unschätzbarem Gewicht, getroffen.

Es war im Jahre 1854. Es ging mir damals sehr schlecht. Nachdem ich 5 Jahre hindurch, als Director der vereinigten Hamburger Theater, gegen die mißlichsten Verhältnisse — (Revolution- und Kriegsjahre, die durch die Geschäftslosigkeit erzeugte Apathie des Publicums ꝛc. ꝛc.) — angekämpft und dabei mein sauer erworbenes Vermögen zugesetzt hatte, mußte ich es mir gefallen lassen, daß die Direction des Stadttheaters in die Hände einiger sogenannten Theaterfreunde gewaltsam überging. Ich stand am Rande des Abgrundes — eine Insolvenz-Erklärung war unvermeidlich — da reichte mir ein Freund die rettende Hand. Am Tage nach der Katastrophe empfing ich folgendes Schreiben:

Digitized by Google

Mein theurer, herzlieber Freund!

Gestern, auf die erste Nachricht über die Vorfälle in Hamburg, habe ich an unsere gemeinschaftliche Freundin E. geschrieben, sie um nähere Nachricht gebeten, weil ich bei meiner Abgeschlossenheit von Theater-Verhältnissen nicht wußte, was ich aus der mir ganz unverständlichen Zeitungs-Nachricht machen sollte, die von einem Unglücksfall berichtet und ihr zugleich die Gründe angegeben, weshalb ich nicht sofort an Dich selber geschrieben. — Eben wollte ich heute früh nach Putbus abreisen, als der Befehl kommt, daß die Abreise einstweilen bis Morgen verschoben ist und gleichzeitig kommt ein Brief von E., der sich mit dem Meinigen gekreuzt hat und mir wenigstens einigen Aufschluß bringt, der mich freilich noch viel tiefer bekümmert, als es die erste Zeitungs-Nachricht gethan. —

Vor allen Dingen eine Bitte! — So weit ich aus den wenigen Mittheilungen von E. erkenne, muß Dir der Aufenthalt in Hamburg jetzt unerträglich sein! Ich muß zwar auf 3 Wochen nach Rügen, aber ich bitte Dich herzlich, sieh mein Haus als das Deinige an, komm nach Potsdam, finde hier Schutz vor den Qualen des Augenblicks. Ich kann Deine Verhältnisse nicht übersehen und bitte vielleicht etwas ganz Dummes, aber ich denke mir, daß von dem Augenblicke an, wo Juristen anfangen mitreden zu dürfen, sich Alles schriftlich abmachen läßt und das kannst Du von hier aus, von meiner Familie mit Trost und Liebe umgeben, auch thun. Vor allen Dingen trittst Du dadurch aus dem maßlos widerwärtigen Kreise heraus der Dich jetzt umgiebt — und ruhige, theilnehmende Umgebung giebt Dir selbst vielleicht die Ruhe, welche Du jetzt vor

Digitized by Google

Allem brauchst. — Ich dächte, kein Mensch könnte es Dir übelnehmen, wenn Du jetzt auf einige Zeit Hamburg verläßt und Ruhe suchst. — Ist es daher möglich, so komm und tritt in meinem Hause an meine Statt.

Solltest Du für den Augenblick — großer Gott, ich kann mir das denken! — baares Geld brauchen, so mache mir die Freude und nimm das Einliegende einstweilen von mir an! — Kannst Du es künftig den Meinigen zurückgeben, gut! Wo nicht, so mache Dir deswegen keine Sorgen! —

Wäre ich reich, so brauchtest Du wahrlich keine Sorge zu haben. Da ich nicht weiß, was in ähnlichen Fällen und sobald die Gerichte mitsprechen mit ankommenden Geldern geschieht, so sende ich diesen Brief an E., die ihn Dir einhändigen wird. Baar Geld habe ich nicht und im Augenblick der Abreise mit tausend Arbeiten beschäftigt, kann ich die Staatspapiere nicht einmal wechseln, was aber hoffentlich in Hamburg keine Schwierigkeit hat.

Armselige Trostworte erwarte nicht von mir. Denke daran, in welcher trostlosen Lage ich mich 1848 befunden und wie der Allmächtige mich doch nicht verlassen! —

— — — — — — — — —

Behalte mir den Kopf nur oben!

Potsdam, den 3. August 1854.

Dein treuer Freund und Bruder

L. Schneider.

P. S. Im Begriff den Brief zuzusiegeln, kommt besserer Rath. Meine Frau ist rasch entschlossen, Dir meinen Brief selbst zu bringen. Wenn mich dienstliche Verpflichtungen nicht fort riefen, wäre ich selbst gekommen.

Digitized by Google

Jetzt hast Du meinen besten Boten, mit dem Du verabreden kannst, was Dir zweckmäßig scheint.

So wurde auch die Einwechselung der Staatspapiere vermieden, woran Du bei jetziger Zeit zu viel verloren hättest. Ich habe sie einstweilen verpfändet und mir baar Geld geben lassen.

Noch einmal: behalte nur den Kopf oben!

Dein

L. S.

Diese herzlichen Zeilen charakterisiren am Besten den braven, uneigennützigen Mann, der mich mit seiner Freundschaft beehrte.

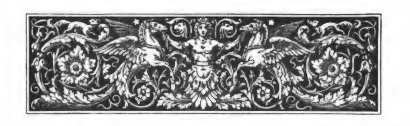
Mein gesunkener Muth erwachte auf's Neue. Kopf oben behalten, war die Losung! Das Geld Louis Schneider's brachte mir Glück. Auch bei einer Anzahl befreundeter Mitbürger fand ich die erbetene Hülfe und war bald im Stande, die drückendsten Schulden zu tilgen; nach drei Monaten hatte ich die Genugthuung, mein Thalia-Theater wieder zu eröffnen. — Von dem Tage an, wo L. Schneider mir half, erglänzte mein Glückstern wieder. Ohne ihn würde ich mit meiner Familie untergegangen sein; ohne ihn würde ich dem bevorstehenden Ehrentag, den vor mir noch kein Theater-Director erlebte, nicht entgegen sehen können!

Und man wage noch zu behaupten, es gäbe keine Freunde in der Noth,

Hamburg, im August 1881.

C. Maurice

Digitized by Google



Gustav Moltke.

Großherzoglicher Hofschauspieler in Oldenburg.

—✧—

Goethe-Reminiscenzen.

Mein Vater, Carl Jacob Melchior Moltke, hatte sich in Braunschweig dem Lehrerfache gewidmet. Durch Privatunterricht, den er in Musik, namentlich im Gesang ertheilte, eröffnete sich ihm Zutritt in viele angesehene Familien. In diesem seinem Wirkungskreise lernte er auch meine Mutter, die Tochter eines Kaufmannes, kennen, und im Mai 1805 heirathete er seine Schülerin. In dem für Deutschland so traurigen Jahr 1806 wurde ich in der Nacht vom 23. zum 24. August in Braunschweig geboren und erhielt in der Taufe die Namen Carl Gustav Adolph.

Die Hoffnung, als Lehrer am Carolinum angestellt zu werden, vereitelten meinem Vater die bösen Kriegsereignisse. Da er eine herrliche, trefflich geschulte Tenorstimme besaß, so beschloß er, auf eifriges Zureden seiner Gönner und Freunde, als Sänger in der Oper sein Heil zu versuchen. Am 3. September 1807 betrat mein Vater, dessen Talent durch ein sehr gefälliges Aeußere unterstützt wurde, in

Braunschweig zum erstenmal die Bühne als Tamino in Mozart's Zauberflöte. Die zweite Rolle, Graf Armand in Cherubini's Wasserträger, folgte schon am 15. September. — Beide Versuche fielen so glänzend aus, daß die Direction (Fabricius und Hostowsky) mit meinem Vater sogleich einen Jahrescontract mit einer Wochengage von 12 Thalern abschloß. Damals kein unbedeutendes Gehalt.

Nach Jahresfrist schon erfreute sich der Sänger Moltke eines ehrenden Rufes, seine raschen Fortschritte und seine wunderbar schöne Stimme erregten Aufsehen, und so erhielt er zu gleicher Zeit Anträge von Amsterdam und Cassel. Während er noch mit Cassel unterhandelte, wurde ihm plötzlich ein angemessener Wirkungskreis in Weimar angeboten. Diesem ihn so lockenden Rufe gab er unbedingt den Vorzug.

Am 10. April 1809 reisten meine Eltern nun mit mir von Braunschweig ab, und trafen am 13. in Weimar ein, wo mein Vater am 22. April in der Rolle des Tamino mit größtem Beifall debutirte.

Am 25. Juli 1815 wurde mein Vater von dem hohen Beschützer der Kunst, dem Großherzog Carl August, Goethe's Jugendfreund, mittels höchsten Decrets:

> „Unter Anerkennung seines vorzüglichen Talentes im Gesang und seiner sonstigen in der Tonkunst bewährten Kenntnisse"

zum Kämmersänger ernannt und auf Lebenszeit angestellt.

Der große Dichterfürst Goethe, unter dessen berühmter Leitung die Weimar'sche Hofbühne stand, wollte meinem Vater besonders wohl, und oft kamen an ihn Einladungen in's Goethe'sche Haus; denn die Excellenz war für Musik und Gesang bei geselliger Unterhaltung sehr empfänglich. Bei einer solchen Gelegenheit sprach die Frau Geheimräthin,

Digitized by Google

Göthe's Gattin, die eine große Kinderfreundin war, zu meinem Vater den Wunsch aus, sein Söhnchen, für das sie ein lebhaftes Interesse fühle, einmal bei sich zu sehen. Frau von Göthe, die, wie gesagt, viel Herz und Liebe für die kleine Kinderwelt besaß, empfing mich überaus freundlich. Erst war ich etwas schüchtern, aber Liebkosungen, Kuchen und süßer Wein stimmten mich gar bald heroischer.

Im Umsehen war ich ihr erklärter Liebling, der im Theater sogar auf der Brüstung der Göthe'schen Parterreloge Platz nehmen durfte. Sr. Excellenz, der gestrenge Herr Gemahl, waren erst nicht damit einverstanden, aber die unwiderstehliche Bitte der Frau Geheimräthin siegte, und liebreich sorgte sie dafür, daß der verzogene Günstling hübsch ruhig saß, und mit den Absätzen der Schuhe nicht auf der Holzwand unter der Logenbrüstung herumtrommelte. Mitunter waren wir Schauspielerkinder von unserer mütterlichen Gönnerin, Frau von Göthe, recht zahlreich eingeladen, dann gings natürlich nicht all zu ruhig her. So trat einstmals, als die prächtige Frau in ihrer großen Gutmüthigkeit dem Kinderlärm nicht zu steuern vermochte, der empörte alte Diener zornfunkelnd heran und schrie: Der Geheimbderath könne den verfluchtigen Spectacel nicht länger ertragen. Kurze Zeit bliebs ruhig, sobald uns aber der Cerberus aus den Augen war, wurde lustig weiter spectacelt.

Plötzlich aber trat die allgefüchtete Excellenz im langen Hausrock selber herein, in gemessenem Schritt, voll majestätischer Haltung, die Hände auf dem Rücken. Rasch flüchteten wir Kinder zu unserer guten Fee, die mich kleinen Unband liebreich umschloß. Da aber der gefürchtete Herr beim Anblick dieser komischen Gruppe nur lächelnd mit dem Finger drohte und gar nicht schalt, fing ich muthwilliges Bürschchen an zu kichern. Der Gestrenge setzte sich und rief:

Digitized by Google

„Kleiner Molke! (das t in meinem Namen war ihm eine grausame Härte,) komm' einmal her zu mir.“ Etwas zaghaft ging ich zu ihm, er aber nahm mich freundlich auf sein Knie, und fragte: „was habt ihr kleinen tollen Kobolde denn eigentlich getrieben, weßhalb der störende Lärm?“ Sogleich bekam ich wieder Courage und sagte, wir hätten getanzt und gesungen, im Garten Haschemännchen gespielt, wären dabei tüchtig herumgesprungen, an der Laube empor geklettert und hätten den Herlitzchenbaum geplündert.

„Was, meine Herlitzchen, die ich selbst so gern genieße, hast du kleiner Schlingel mir stibitzt? J, das ist ja recht schön!“

Mit einem wohlwollenden Backenstreich entließ mich der gestrenge Herr, und Frau von Göthe schickte uns Kinder sofort nach Haus, mit dem Bedeuten, daß wir künftig artiger sein müßten.

Bald begann nun meine Theaterwirksamkeit in Kinderrollen verschiedener Art; auch als kleiner Sänger mußte ich mich versuchen in der Rolle des „Adolpho“ in der Oper Camilla von Paër. Jn Goethe's Festspiel „Des Epimenides Erwachen“ gab ich einen der kleinen stummen Dämonen, der der Darstellerin des Glaubens eine eiserne Kette in den Gürtel hängt.

Jch erinnere mich noch dunkel, einmal einer Leseprobe im Goethe'schen Hause beigewohnt zu haben, und daß es dabei sehr ernst und feierlich herging.

So wie Goethe das Wort nahm in seiner ruhigen, markigen, volltönenden Weise, hingen aller Zuhörer Augen an seinem Munde, und mir erschien er wie ein überirdisches Wesen.

Sobald ich das Gymnasium besuchte, war's mit dem Spiel der Kinderrollen vorbei; denn es rückte die Zeit heran,

Digitized by Google

in der etwas Tüchtiges gelernt werden sollte. Erst als Primaner durfte ich mich in meinen Mußestunden mit den Meisterwerken der Dichter des In- und Auslandes beschäftigen; am liebsten las ich dramatische Werke, und lernte viele derselben durch die Bücher kennen, da mir ein mäßiger Besuch des Theaters erlaubt war.

Schließlich sollte ich in Jena Jura und Cameralia studiren; aber ein ganz absonderlicher Zwischenfall störte diesen Plan, und nun beschloß ich, Schauspieler zu werden.

Das gab böse Kämpfe; mein Vater verweigerte seine Zustimmung, da er die Gefahren des Theaterlebens kannte, und überhaupt nicht wußte, ob ich Beruf und Talent für die Schauspielkunst besäße.

Endlich gab er meinen unablässigen Bitten bedingungsweise nach. Aus Rücksicht für ihn, der so große Verdienste um das weimar'sche Theater hatte, bewilligte mir der damals zum Hoftheater-Director ernannte Sänger Stromeyer 3 Versuchsrollen, die über mein Verbleiben an der Bühne entscheiden sollten:

Melchthal im W. Tell; Mortimer in Maria Stuart und Don Cesar in der Braut von Messina.

Meinen ersten Versuch als Melchthal machte ich am 26. Juni 1826, mit vielem Glück.

Da auch die beiden anderen Rollen gegen meines Vaters Wunsch guten Erfolg erzielten, so war der Würfel gefallen, der über meine Zukunft entschied.

Trotzdem Goethe das Theaterkommando schon längst niedergelegt hatte — wer kennt nicht die Veranlassung? — war mein Vater dem Goethe'schen Hause nicht fremd geworden.

Liebte Goethe früher größere musikalische Aufführungen bei gelegentlichen Veranlassungen, so erfreuten ihn jetzt im

Kreise seiner Gäste mehr die Liedervorträge meines Vaters, der auch viele Goethe'sche Gedichte für eine Singstimme mit Clavier und Guitarre-Begleitung componirt hatte.

Während eines Tischgespräches kam eines Tages auch die Rede auf meine theatralischen Versuche; Goethe erinnerte sich jener Scene aus meiner Kinderzeit und wünschte mich, den kleinen Molke, einmal wiederzusehen.

An der Hand meines Vater betrat ich am folgenden Tage in gewaltiger Aufregung Goethe's Empfangzimmer. O wie freundlich, wie huldvoll war der herrliche Greis, welch goldige Lehren gab er mir, und wie eindringend ermahnte er mich, stets ein treuer und keuscher Jünger der Kunst zu bleiben, und unermüdlich rüstig vorwärts zu streben. Noch hätte ich von der großen Schwierigkeit des Künstlerlebens keine Ahnung, aber die Kunst sei schwer zu erlernen, und unter Schmerzen und Thränen habe der Schauspieler gar oft um ihre Gunst zu werben. Sobald ich gelernt, dies einzusehen, möchte ich mich seiner Lehre und Ermahnung stets erinnern, und Muth und Hoffnung nie sinken lassen; denn nur dem kühn und treu Beständigen lächle das Glück.

Thränen in den Augen küßte ich die Hand des Hochverehrten, stammelte meine Dankesworte und empfahl mich seiner ferneren Huld.

Heimgekehrt, erzählte ich im Gefühl meiner Seligkeit das eben Erlebte der lieben guten Mutter, die mich tief gerührt in ihre Arme schloß. Der Vater sah meiner Zukunft jetzt etwas ruhiger entgegen.

Bald darauf führte mich folgende Veranlassung wieder in Goethe's Haus.

Der schon durch seine weltbekannte Oper „der Freischütz“ berühmte deutsche Componist, C. M. von Weber,

Digitized by

war am 5. Juli 1826, kurz nach Vollendung seiner Oper „Oberon“, in London seinen langen schweren Leiden erlegen.

Selbst bei gewöhnlicher Veranlassung pflegten sich sonst Weimar's Federn zu rühren, und zahlreich erschienen Gedichte aller Art, nur bei diesem so schmerzlichen Ereigniß blieb Alles stumm.

Ich hatte den liebenswürdigen großen Weber im väterlichen Hause persönlich kennen gelernt, und seine Todesnachricht ging mir ans Herz. Noch hoffte ich von Tag zu Tag, daß die so sehr dazu Berufenen dieser natürlichen Verpflichtung nachkommen würden; aber den verklärten Sänger feierte kein Nachruf — Weimar schwieg.

Das schmerzte und verletzte mich; und da ich mich schon in mehreren nachsichtig aufgenommenen Gedichten versucht hatte, wagte ich's, meine tief schmerzlichen Gefühle in poetischer Form auszusprechen.

Ich ging nun zu dem damals so berühmten Improvisator Wolff (Professor am Gymnasium in Weimar, später Professor in Jena) der mich seiner Freundschaft würdigte, theilte ihm meinen Nachruf an Weber mit, und bat ihn um sein Urtheil. Wolff schüttelte mir die Hand und lobte mein Gedicht, so wie das Gefühl, das mich dazu beseelt hatte.

Am selben Abend gab mein Vater zu Ehren des Hofschauspielers Werdy von Dresden Gesellschaft. Als nun nach Tisch die Gäste sich lebhafter unterhielten, und die Rede auf den verewigten C. M. v. Weber kam, sagte der Kapellmeister Hummel, mein väterlicher Freund, indem er ein Gläschen Champagner schlürfte, zu mir:

„Schau Gustav, als ich gegen Mittag den Professor Wolff im Park traf, erzählte er mir, daß Du ihm in der Frühe einen Nachruf an Weber zur Beurtheilung mitgetheilt hättest. Er lobte dein Gedicht; drum lies es uns jetzt

einmal vor, Werdy wird es besonders interessiren, da er ein intimer Freund Webers war."

Das Gedicht fand bei der erhöhten Stimmung der Gäste allgemeinen Beifall und erschien durch Herrn Werdy's gütige Vermittlung in der nächsten Nummer der Abendzeitung, mit meinem Namen unterzeichnet.

Mein Nachruf — der sterbende Barde — machte wirklich in Weimar einiges Aufsehen, und als mein hoher Gönner Goethe davon erfuhr, sagte er verwundert:

„Ei! Ei! mein kleiner Molke dichtet auch?! Er soll uns sein Gedicht selbst vorlesen!"

Und — ich durfte wirklich dem huldreichen hohen Meister das anspruchslose Gedicht vortragen.

Beglückt und selig schied ich von der geweihten Stätte; mir war zu Muthe, als ob ich auf Stahlfedern nach Hause schritt. Wie lag die Zukunft so rosig vor mir — wie sehr wurde ich um diese unverdiente Auszeichnung beneidet.

Kurz vor meiner Abreise in mein Engagement nach Wien machte ich im Goethe'schen Hause meinen Abschiedsbesuch. Als ich mich entfernen wollte, erhielt ich noch einen neuen Beweis von der Huld meines hohen Gönners, indem Goethe zu dem Canzler von Müller, der gerade zugegen war, sagte:

„Wir wollen doch unserm kleinen Molke noch ein freundliches Andenken an seine Vaterstadt mitgeben."

So erhielt ich Goethe's Iphigenie (Abdruck zur 50jährigen Jubelfeier 7. November 1825. Weimar) zur ewigen Erinnerung. Dem Werke vorgeschrieben waren freundliche, mich und besonders meinen Vater ehrende Worte. Welch' ein herrliches Andenken nahm ich Glücklicher nach Wien mit!

Nach Verlauf von einigen Jahren kehrte ich aus meinem zweiten Engagement in Magdeburg nach Weimar zu einem

Digitized by

Gastspiel von 3 Rollen zurück. Die Auswahl dieser Rollen machte mir leider keine Freude. Ehe ich von Weimar wieder abreiste, versäumte ich natürlich nicht, meinem hohen Gönner Goethe meine Aufwartung zu machen. Ich ging diesmal nicht allein, sondern in Begleitung eines Freundes, des Sängers Putsch, der mich in Weimar besuchte, und ein glühender Verehrer Goethe's war. Der Greis, huldvoll wie immer, ermahnte mich, nie zu vergessen, daß Bescheidenheit die größte Zierde des Kunstnovizen sei. Ich stellte Goethe meinen Freund vor, dem das Glück, dem Hochgefeierten gegenüber zu stehen, aus den Augen leuchtete. Putsch besaß eine sonore sympathische Baßstimme, und bat um die Gunst, Sr. Excellenz ein Lied vorsingen zu dürfen.

„Was soll ich denn zu hören bekommen, junger Mann?"

Wenn Ew. Excellenz erlauben, den König in Thule, componirt von Zelter.

„Von meinem alten Freund Zelter? Das ist mir ja sehr erfreulich."

Die schöne Stimme und der Vortrag meines Freundes hatten den geliebten Herrn angenehm erregt; er dankte freundlich, und bat den überglücklichen Sänger, ihn, wo möglich, mit noch einem Liede zu erfreuen. Sogleich sang Putsch das komische Lied: „Als Noah aus dem Kasten kam." Goethe dankte wahrhaft herzlich. Ich kannte den Verfasser dieses Gedichtes nicht, erinnerte mich aber eines ähnlichen humoristischen Gedichtes aus Goethe's westöstlichem Divan: „Hans Adam war ein Erdenkloß —"

Ziemlich naiv fragte ich nun, ob Excellenz der Verfasser dieses Gedichtes sei?

Goethe antwortete lächelnd: „O nein, mein kleiner Molke, ich habe mich zwar in meinem Leben viel mit Noah's Getränk beschäftigt, aber seinen Kasten habe ich in

Digitized by Google

Ruhe gelassen.“ Dieser Tag wurde für mich ein höchst denkwürdiger; ich hatte Goethe zum letztenmale gesehn und gesprochen. —

(Diese unbedeutende Skizze gewinnt nur durch meine Begegnungen mit dem großen Meister Goethe einigen Werth. Meine vieljährigen Erlebnisse im Bühnenleben finden vielleicht später einmal den Weg in die Oeffentlichkeit.)

G. Moltke

Digitized by Google

Angelo Neumann.

Operndirector des Stadttheaters in Leipzig.

Erinnerungen an Richard Wagner's „Ring des Nibelungen"

Ein mir befreundeter Theaterdirector machte mir gelegentlich das artige Compliment, ich sei im Denken und Handeln ein General, aber im Schreiben ein Soldat. Da ich nun im Begriff stehe, einen Kriegsbericht über einen meiner schönsten Siege auf dem Schlachtfelde von Leipzig zu schreiben und daran die Erinnerung an jene unvergeßlichen Tage zu knüpfen, in welchen ich mir sozusagen das Feuer der Begeisterung von dem Bayreuther Himmel holte, so bin ich so glücklich, die Feder in diesem Falle nicht als Waffe gebrauchen zu müssen; ich kann sie vielmehr mit — Vergnügen ergreifen, wie es bei angenehmen Gelegenheiten Tausende thun, die sonst auch nicht zu den Federhelden zählen. Eben deshalb habe ich den Muth, frisch darauf los zu schreiben.

Als ich in den Augusttagen 1876 nach Bayreuth zu den Festaufführungen wanderte, war ich, offen gestanden,

kein rechter und echter Wagnerianer und glaubte auch nicht, je einer zu werden. Aber ich kam, sah und — Wagner siegte. Er siegte sozusagen auf der ganzen Linie, und nie habe ich mich freudiger gefangen gegeben.

Es entstand schon damals in mir der Gedanke, das ganze Bühnenfestspiel in seinem Zusammenhang sobald als möglich in Leipzig aufzuführen, und ich war der Meinung, das großartige Werk werde in kurzer Zeit die Runde über alle bedeutenden Bühnen der Welt machen. In Betreff dieser damals von mir ausgesprochenen Behauptung berufe ich mich auf zwei der glaubwürdigsten Zeugen, auf Franz Lißt und auf den Hof- und Kammer-Clavierfabrikanten Bösendorfer in Wien, der zu den näheren Freunden des Altmeisters zählt. Die Ausführung meiner Pläne für Leipzig scheiterte seiner Zeit an dem Umstand, daß sich Wagner von der Idee einer Wiederholung des Festspiels im folgenden Jahre nicht losmachen konnte. Ich war der Letzte, welcher an die Verwirklichung dieser Idee glaubte, aber leider mußte ich es der Zeit überlassen, den großen Sieger von Bayreuth zu widerlegen.

Es gab mir geradezu einen Stich, als ich im Mai 1877 die Anzeige las, daß das Wiener Hofoperntheater „Die Walküre", herausgerissen aus dem Zusammenhang des Ganzen, für sich allein bringen würde. Die Walküren-Aufführung errang sich zwar den lautesten Beifall der Wiener, aber mit dem „ersten Tag" des Epoche machenden Werkes zu beginnen, um später einmal den „Vorabend" desselben darauf folgen zu lassen, das war denn doch in drastischer Anschauung die verkehrte Welt. Desto lebhafter wurde in mir das Verlangen, den „Ring des Nibelungen" in seinem künstlerischen Zusammenhang aufzuführen und trotz der bisher resultatlos gebliebenen Unterhandlungen mit Wagner

Digitized by Google

klopfte ich im Januar 1878 einmal persönlich bei ihm an und kam glücklicherweise zu einer guten Stunde.

Das erste Zusammentreffen mit dem wunderbaren Manne berührte mich electerisirend: die denkwürdigen Worte, welche ich aus seinem Munde vernahm, der kluge Blick seines Auges bleiben für immer erfrischend in meiner Erinnerung. Ich sagte ihm, daß es meine Absicht sei, das ganze Werk in zwei Theilen zu geben: Ende April „Das Rheingold" und „Die Walküre", Ende September „Siegfried" und „Götterdämmerung". Wagner nahm meine Versicherung mit ungläubigem Lächeln auf; es klinge Alles sehr schön, meinte er, aber darum würde ich es doch gerade so wie die andern Theaterdirectoren machen, welche sein Werk in Stücke zerrissen hätten; so stehe auch Hamburg im Begriff, das Wiener Beispiel nachzuahmen. Als ich die Versicherung, meinen eigenen Weg in der bezeichneten Weise zu gehen, auf das feierlichste erneuerte, bekam ich die hier mit diplomatischer Treue wiedergegebene Antwort: „Nun, dann wären Sie der erste Theaterdirector, welcher mir Wort hält, aber auch der Vernünftigste von Allen, wenn Sie — Wort halten". Mit dem Contract in der Tasche kehrte ich in glücklichster Stimmung zurück. Bei meinen Rüstungen zu dem schweren Werke, dessen Ausführung mir jetzt oblag, stieß ich gleich auf Hindernisse. So meldete mir meine erste dramatische Sängerin, daß sie sich plötzlich bedenklich unwohl fühle und sich wahrscheinlich auf längere Zeit von der Bühne zurückziehen müsse. Vor Allem galt es daher jetzt, eine Brunhilde zu finden, was mir auch bald darauf in Wien gelang. Es war Fräulein Marie Widl, eine blutjunge Sängerin, welche im Wiener Hofoperntheater als Elisabeth im „Tannhäuser" gastirte. Ihre herrlichen Mittel berechtigten zu den schönsten Hoffnungen

Digitized by Google

und ich fesselte die Künstlerin noch im rechten Moment Nebenbei hatte ich das „glückliche Unglück", die erste Wiener Aufführung von „Rheingold" zu sehen. Dieselbe war für mich sehr lehrreich im negativen Sinne: ich sah Vieles, was verstimmend wirkte.

Die ganze Vorstellung stach in auffallender Weise gegen die Sorgfalt ab, welche seiner Zeit auf die Inscenesetzung der „Walküre" verwendet worden war. Freilich erwiesen sich auch die Mängel für mich von Nutzen, denn es wurde mir dadurch so recht deutlich, worauf ich vornehmlich zu achten hatte. Eine volle Entschädigung für diese phantasielose Aufführung suchte und fand ich in der berauschenden Erinnerung an den köstlichen Rheingold-Abend im Jahre 1876. Was damals so mächtig auf mich gewirkt, mußte auch wieder so wirken können.

Ich kam am 12. März von meiner Wiener Reise zurück und ging nun mit ganzer Energie an die Proben. Mit wahrer Freude muß ich anerkennen, daß meine Künstler, Allen voran Sucher und Schelper, fast ohne Ausnahme mit unermüdlichem Pflichteifer bei der Sache waren. Ich habe diesen Eifer um so höher anzuschlagen, als sich Manche für das Werk noch nicht begeistern konnten, ja, es fehlte sogar nicht an Unglückspropheten. Auch hielt man es für einen unbegreiflichen Fehler von mir, die ersten Aufführungen für die Meßzeit anzusetzen, sintemalen die Meßfremden leichtere Waare liebten, wenn sie nicht gar den für diese Zeit angekündigten Circus Renz vorzögen. Diese letztere Ansicht theilte auch meine nächste Umgebung. Unbeirrt durch alles Aeußere wußte ich aber, was zu thun war. Es galt, wie der fröhliche Egmont sagt, muthig gefaßt die Zügel fest zu halten. Wir arbeiteten im wahren Sinne des Wortes Tag und Nacht; um 8 Uhr früh begann unser Tagewerk

Digitized by Google

und dauerte bis 3 und 4 Uhr Nachmittags. Des Abends nach der Vorstellung wurden dann noch bis über die Mitternacht hinaus scenische Proben gehalten. So ging es wochenlang. Trotz dieser fieberhaften Anstrengung, mit welcher wir das zu erobernde Feld Schritt für Schritt zu erkämpfen suchten, mußte ich noch immer von vielfachen Seiten Zweifel vernehmen, ob ich wohl wirklich den gesteckten Termin inne halten würde. Noch zweifelhafter erschien diesen ängstlichen Leuten der Lohn für so viel Mühe.

Am 25. April kam endlich der Tag, an welchem die Generalprobe von „Rheingold" stattfand. Vor Beginn derselben stellten sich zwei Gäste ein: der geniale Kapellmeister Hans Richter vom Wiener Hofoperntheater und der damals noch wenig bekannte Herr Anton Seidl, ein blutjunger aber höchst talentvoller Musiker aus Bayreuth, welcher später die großen auf ihn gesetzten Hoffnungen vollauf erfüllt hat. Beide Herren waren auf Wunsch des Meisters hierher gekommen, um ihm über die Dinge, welche in Leipzig vorgingen, einen „Bericht aus eigener Anschauung" zu geben. Sie schienen offenbar nichts Gutes zu ahnen, und ich bat sie daher im Voraus, mir alle ihre Ausstellungen ohne Aufsehen mitzutheilen, um meine Leute nicht durch lauten Tadel zu verwirren und unsicher zu machen. Es überraschte mich in der angenehmsten Weise, daß Hans Richter schon bald aus seiner vornehmen Reserve heraustrat; seine Freude an dem Gebotenen nahm sichtlich einen immer lebhafteren Ausdruck an, und auch der so sehr zum Widerspruch geneigte Anton Seidl konnte sich der Anerkennung nicht enthalten. Das zahlreich zu der Generalprobe eingeladene Publikum, unter welchem sich die Spitzen der Gesellschaft befanden, beherrschte eine feierliche Stimmung, und bei aller Fremdartigkeit der Töne fühlte doch Jeder sozusagen die Saiten

Digitized by Google

seiner eigenen Seele unwiderstehlich mit erklingen. Der Erfolg dieser Generalprobe von „Rheingold“ war in Wirklichkeit ein völlig durchschlagender, und die gleiche Begeisterung erregte am folgenden Tage die Probe von der „Walküre“.

Am 27. April gönnten wir uns einen Rasttag, und die auf den 28. und 29. April angesetzte Feier der ersten Aufführungen von „Rheingold“ und „Walküre“ hielten wir dann mit derselben Genauigkeit ein, mit welcher im Kalender hohe Festtage angezeigt sind. Ein großer Theil des Publikums bestand aus Fremden, welche von Nah und Fern herbeigeströmt waren. Dadurch gewann ich vor Allem den Vortheil, auf eine unbefangene Aufnahme von Seiten des total ausverkauften Hauses rechnen zu können, ein Vortheil, welcher einem Director in Leipzig als ein besonderes Glück erscheint. Trotz der hochgespannten Erwartung, auf welche so leicht eine Enttäuschung eintritt, folgten die Zuhörer an beiden Abenden den Aufführungen mit einem steigenden Enthusiasmus, wie er nicht voller aus den Herzen Aller hätte kommen können. In einer Zeit von 43 Tagen haben wir dann an 22 Abenden bei aufgehobenem Abonnement und doppelten Preisen „das Rheingold“ und „die Walküre“ vor einem ausverkauften Hause gegeben, und ein 22maliges ausverkauftes Haus repräsentirt eine hochbezifferte Summe, welche das alte Wort „Zahlen beweisen“ in das hellste Licht stellt.

Ich kann bei dieser Gelegenheit eine allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken. Es wird so oft von einseitigen Idealisten die Behauptung aufgestellt, daß die großen Einnahmen eines Theaters noch lange nicht ein Zeugniß seiner Trefflichkeit seien. Andauernde pekuniäre Erfolge sind aber sicherlich auch in der Kunst nur zu erzielen, wenn dem

Digitized by Google

Publikum etwas Außergewöhnliches geboten wird, und derjenige Director, welcher Opfer bringen muß, um Gutes und Hervorragendes zu leisten, hat seine geschäftlichen Verluste unter allen Umständen dem Mangel eines richtigen Operirens zuzuschreiben.

Es war natürlich, daß wir in dem belebenden Gefühl des schönen Erfolges, dessen wir uns erfreuten, mit doppelter Begeisterung an die Vollendung der letzten Arbeit gingen, die wir noch zu bewältigen hatten. Auf wessen Schultern je eine große Aufgabe gelegen, der kennt den Segen derselben und weiß, daß uns im Vollbringen die Kräfte wachsen: So überwanden auch wir jetzt alle Hindernisse zur Erreichung des letzten Hauptzieles, als ob sie nicht vorhanden wären. Die auf den 21. und 22. September angesetzte Zeit der ersten Aufführung von „Siegfried" und der „Götterdämmerung" wurde streng von uns inne gehalten, und das alte Schlachtenglück blieb uns treu. Wie bei „Rheingold" und „Walküre", so fand auch diesmal wieder derselbe Zusammenstrom von Fremden statt, herrschte derselbe, womöglich noch gesteigerte Enthusiasmus des bis in die Nacht hinein ohne Ermattung ausharrenden Publikums, und schließlich war neben aller Poesie die Prosa des Geschäfts eine nicht minder glänzende, als in den Apriltagen.

An dieser ersten Gesammtaufführung des „Ring des Nibelungen" in Leipzig bleibt für mich das Schönste die Erinnerung an das einheitliche rastlose Zusammenwirken Aller zum Gelingen einer Aufgabe, an welche sich im Sinne des Meisters kein Anderer vorher gewagt hatte. Ohne Bayreuth, das ist natürlich, hätte allerdings auch Leipzig das Bühnenfestspiel nicht zur Darstellung bringen können.

Ueber die späteren Nibelungenaufführungen, welche die deutsche Reichshauptstadt zum ersten Male mit dem grandiosen

Digitized by Google

Tondrama bekannt machten, haben die gesammten Berliner Zeitungen und Journale Berichte um Berichte in alle Windrosen gestreut, und ungeachtet der verschiedensten Meinungen hat das Werk selbst — den Meister am lautesten loben müssen. Anstatt daher über diese vielbesprochenen Aufführungen noch etwas Ueberflüssiges zu sagen, will ich lieber die interessante und eigenthümliche Besiegung eines Hindernisses erzählen, das sich uns noch kurz vor Beginn der Aufführungen in den Weg stellte und zugleich auf das Deutlichste zeigt, von welchen Zufälligkeiten oft das Gelingen großer Unternehmungen abhängt.

Zur Hervorbringung der scenisch nothwendigen Dämpfe bedurfte es im Victoriatheater der Aufstellung eines Locomobiles. Die dazu erforderliche Genehmigung von Seiten der Behörde und der verschiedenen mit dem Victoriatheater in Verbindung stehenden Feuerversicherungsgesellschaften hatte der Besitzer der Dampfmaschine schon geraume Zeit vorher erhalten, und die Sache schien in schönster Ordnung. Da, 48 Stunden vor Beginn der Vorstellungen, gefiel es einer der Versicherungsgesellschaften die gegebene Zusage wieder zurückzuziehen. Die Zeit drängte, und Richard Wagner wurde bereits zur Generalprobe der „Walküre" erwartet. In diesem kritischen Augenblick, in welchem guter Rath theuer war, kam plötzlich Loge-Vogl auf mich zu und sagte in seinem gemüthlich bayrischen Dialect: „Gelt, Herr Director, Sie sind wegen der Dämpfe in Verlegenheit? Nun, neben dem Victoriatheater steht ja die herrlichste Spritfabrik, die Ihnen Dämpfe liefert, so viel Sie wollen, und die nöthige Leitung ist in 12 Stunden fertig zu machen". Ein anwesender Ingenieur bestätigte die Richtigkeit dieser Angabe, der Commerzienrath Kahlbaum, der Besitzer der Spritfabrik, gab in uneigennützigster Weise seine Zustimmung

Digitized by Google

und das Ganze war „gethan fast eh's gedacht". Am nächsten Abend waren wir auch ohne Locomobile vollkommen mobil und mit all den Dämpfen ausgestattet, die wir brauchten. Als am Schluß des ersten Cyclus Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches mir die Auszeichnung zu Theil werden ließ, mich in seine Loge zu befehlen, sprach Derselbe mit unverhohlener Anerkennung über Vogl als stimmgewaltigen Künstler wie auch als — spirituellen Oekonomen, dessen Schlagfertigkeit bei der schwierigen Dampf-Frage seine aufrichtige Bewunderung erregt habe.

Angelo Neumann

Digitiz

August Förster.

Director des Stadttheaters in Leipzig.

Ein Preislustspiel.

Herr Maximilian Ludwig hat im ersten Bande dieses Buches die scherzhafte Prophezeihung ausgesprochen, daß nach Erscheinen desselben die Theaterzeitungen eingehen würden. Damit hat er ohne Zweifel andeuten wollen, daß die Correspondenzen der Theaterzeitungen zum großen Theile von den Schauspielern und Sängern selbst verfaßt würden, welche darin gelobt werden. Er hat ferner damit andeuten wollen, daß die zur Mitarbeit an dem vorliegenden Werke aufgeforderten Mitglieder der deutschen Bühne ihre Beiträge nur in dem Sinne geben würden, um ihr liebes Ich in vortheilhafter Beleuchtung sehen zu lassen, um sich selbst so zu sagen in Scene zu setzen.

Nun, das Erscheinen des ersten Bandes von „Vor den Coulissen" hat den Lesern zum größten Theil wohl andere Eindrücke hinterlassen müssen. Namentlich hat es mich gefreut, daß einige Collegen ihre schriftstellerischen Talente verwerthet haben, um das Andenken verstorbener Kunstgenossen zu preisen

Digitized by Google

und die künstlerische Eigenart derselben zu schildern. Wenn es im Allgemeinen wahr ist, das trostlose Wort, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, so können wir die Bitterkeit dieser Wahrheit einigermaßen versüßen, wenn wir, die überlebenden Genossen, in Wort und Schrift das Andenken an die Künstler wach erhalten, welche uns Mitstrebende und Vorbilder gewesen sind, indem wir von ihrer Persönlichkeit und ihren Kunstgebilden im engeren Kreise erzählen. Wir thun damit uns selbst und der Würde des Standes genug und geben ein gutes Beispiel dem jüngeren Nachwuchs.

Und nicht nur derer sollen wir treu eingedenk bleiben, welche vor uns und mit uns geschaffen haben, auch die sollen wir nicht vergessen, welche für uns gearbeitet haben. Wohl bleiben die Werke des Schriftstellers, die für das Theater schreiben, im Literaturschatze zurück, aber der Zufall spielt oft gar seltsam mit den Hervorbringungen der Poeten. Habent sua fata libelli. Auch die Stücke haben gar wunderliche Schicksale.

So will ich denn von einem Lustspiele hier erzählen, dessen Autor mir näher getreten war, ehe ein früher Tod ihn ereilte. Vielleicht erwecke ich hier und da lebendigeres Interesse für dasselbe, als ihm bisher entgegengebracht und bewahrt worden ist.

Und doch war dies Lustspiel ein Preislustspiel. Es ist fast in Vergessenheit gerathen — trotzdem oder deshalb?

So oft wir in Deutschland eine Preisaustheilung für dramatische Werke erleben, so oft erhebt sich auch das Geschrei über die Nichtigkeit der aus der Concurrenz sieghaft hervorgehenden Stücke, über die Nutzlosigkeit der Preisausschreibungen. Heinrich Laube hat dem entgegen in seinem „Burgtheater“

Digitized by Google

des Näheren ausgeführt, daß er diese Preisausschreibungen in mannichfacher Weise für fördernd und heilsam halten müsse. Selbst dann, wenn die gekrönten Stücke nicht eben viel bedeuten würden. Seinen Worten wird und muß sich jeder praktische Theatermann vollinhaltlich anschließen. Ich entsinne mich, daß vor langen Jahren das Benedix'sche Lustspiel „Doctor Wespe“ durch eine Preisausschreibung zu Tage gekommen ist, ein Werk, welches sich über 40 Jahre auf den deutschen Repertoiren erhalten hat und der Erstling einer lange Reihe von dramatischen Productionen geworden ist, die einen hohen Werth für das deutsche Theater erlangt haben. Wer kann mit Bestimmtheit behaupten, daß Benedix auch ohne diesen ersten Erfolg ein so fruchtbarer Bühnenschriftsteller geworden wäre? Bei dem Preis-Ausschreiben in Wien erschien im Jahre 1850 Hackländers „Geheime Agent“. Das treffliche Lustspiel ist, rein notorisch und wie Laube in seinem Buche ganz ausdrücklich erzählt, nur in Anregung durch das Wiener Concurrenz-Ausschreiben entstanden.

Nein, es ist nicht wahr, daß diese Preis-Ausschreibungen unnütz seien und nur taube Früchte zeitigten. Als der Baron von Münch im Jahre 1867 bei Eintritt in die General-Intendanz der Wiener Kaiserlichen Hoftheater wiederum einen Preis für Lustspiele ausschrieb, da erschien gleichfalls ein neuer Autor in unserer Literatur auf unserer Bühne. Den ersten Preis erhielt damals ein Lustspiel, dessen Titel lautete: „Schach dem König“, und Hippolyt August Schaufert hieß der Verfasser.

Das ist das Lustspiel, das ist der Autor, auf die ich die Aufmerksamkeit meiner Leser lenken will.

Lebhaft erinnere ich mich noch des Aufsehens, welches die Verkündigung des Urtheils der Preisrichter erregte, der man mit außerordentlicher Spannung entgegengesehen hatte.

Digitized by Google

Ich kann nicht sagen, daß man den Richtern ein besonderes Vertrauen entgegengebracht hätte.

Zwei geachtete Professoren der Wiener Universität, dann Franz Dingelstedt, Ludwig Speidel und Carl Laroche bildeten das Collegium. Die Autorität der Professoren wurde sofort bei Seite geschoben. „Unpraktische Leute" hieß es. „Was verstehen die vom Theater!" Dingelstedt war zu jener Zeit noch Operndirector. Als Dramaturg hatte er in Wien damals noch geringe Geltung. Speidel war als geschmackvoller Kritiker wohl angesehen, aber daß er die plastische Phantasie haben könne, um die Bühnenwirksamkeit eines Stückes zu erkennen, das traute man ihm nicht zu. Carl Laroche endlich war als Schauspieler hochbeliebt und gefeiert, über seine kunstrichterliche Befähigung zuckte man zweifelnd die Achseln.

Die pessimistischen Propheten erhuben lauter ihre Stimme, als man erfuhr, daß der Director des Burgtheaters, Herr Wolff, das Stück in der vorliegenden Gestalt für unaufführbar und tiefgreifende Abänderungen wie eine Umarbeitung für unerläßlich erklärt habe. Man citirte den Autor nach Wien. Wer ist der Verfasser?

Ein Herr Schaufert, ein junger Assessor! Er lebt in Germersheim in der bayerischen Rheinpfalz. O je! sagten die Wiener. Ein Provinzler! Wo soll der das Theater kennen gelernt haben? Und der Dichter erschien nun selbst auf der Bildfläche. Er präsentirte sich „unpraktisch" genug. Ein lang aufgeschossener junger Mann, bleich, mit vollem Haar, verschleiertem Blick, unweltläufig und eckig. Man lächelte über seine Naivetäten. In den Conferenzen mit Director Wolff erweise er sich eigensinnig. Er wolle nicht daran, sein Stück umzuarbeiten. Er habe keine Ahnung vom Theater. So schwirrten die Gerüchte umher.

Digitized by Google

Endlich hatte er sich doch gefügt. Er hatte in wesentliche Kürzungen gewilligt, Scenenveränderungen beseitigt, zwei Acte in einen zusammengezogen, so daß das Lustspiel statt fünf nur noch vier Acte hatte. Es war endlich reif zum Ausschreiben der Rollen. Es wurde ausgetheilt. Die Leseprobe wurde angesetzt.

Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde ich derselben nicht beiwohnte. Eine zwingende Ursache muß vorhanden gewesen sein. Denn ich war auf das Lebhafteste dafür interessirt, das Stück kennen zu lernen. Die Rolle, welche mir zugetheilt worden war, der Schiffsrheder John Thomson, erschien mir, obwohl sie nur episodisch auftrat, interessant und dankbar. Ebenso wohnte Carl Laroche der Probe nicht bei. Ihm war die Hauptrolle des Stückes, der König Jacob I. anvertraut worden. „Er ist unter den Preisrichtern gewesen. Jetzt muß er die Kastanien aus dem Feuer holen", hieß es. Warum erschien er nicht bei der Leseprobe? „Er fürchtet sich", lautete die Erklärung der schadenfrohen Pessimisten„ „er fürchtet für das Stück."

Die Stimmung der Schauspieler war auf der Leseprobe, wie man hörte, eine sehr gedrückte gewesen. Sie war nach und nach eine verzweifelte geworden. Galgenhumor und ernste Ablehnung waren abwechselnd zu Worte gekommen. „Stille Gebete" für einen zukünftigen Todten waren angestimmt worden, die ernsthaften Künstler sahen mit schwerer Sorge der Aufführung entgegen.

Diese Nachrichten erhöhten nur meine Neugierde, das Stück endlich kennen zu lernen. Ich erbat es in der Bibliothek, ich las es in einem Zuge, es fesselte und erfreute mich von Anfang bis zum Ende. Endlich einmal ein originelles Stück, freilich nicht im herkömmlichen Gange einherschreitend, aber gesund und kräftig, in der Form wohl

Digitized by Google

an Shakespeare's Lustspiele erinnernd, aber doch wieder eigenartig im Kern, voll körnigen Humors, voll guter, selbst toller Laune, daneben Züge von zarter Empfindung und heiterer Schelmerei. Kurz, ein liebenswürdiges Stück und die Arbeit eines wirklichen Dichters. Das war mein Eindruck.

Ich äußerte ihn natürlich gegenüber den Collegen zu ihrer hellen Verwunderung. Ich erfuhr nun, daß die Rollen des Königs und des Rheders auf der Leseprobe von dem Dichter, der einen sehr ungeübten Vortrag hatte und dessen Sprache voller Dialectanklänge war, gelesen worden seien. Bei den Gegenreden beider Rollen im 3. Acte war denn ein zweiter Supplent eingetreten. Sollte das Schuld gewesen sein an dem trostlosen Eindruck der Leseprobe? Auch Schiller soll bei den Vorlesungen seiner Stücke stets das Lächeln der versammelten Schauspieler erweckt haben. Nun, wir werden ja sehen!

Die Aufführung kam endlich heran. Vor übervollem Hause am Mittwoch, den 9. December fand sie statt. Der Autor, dem meine günstige Meinung über das Stück natürlich bekannt geworden und der seit dem vertrauensvoll mir näher getreten war, stand erregt, feierlich mit schwarzem Frack und weißer Binde angethan, hinter der Scene, ich war im Costüm, obwohl ich erst zu Ende des 2. Actes aufzutreten hatte, an seiner Seite.

Während des ersten Actes wurde wohl hie und da gelächelt über ein gelungenes Wort; der bei der Pfeife ertappte Secretär, den der König verabschiedet, fand, wie man deutlich fühlte eine gewisse Theilnahme, aber der Vorhang senkte sich, ohne daß ein Zeichen von Beifall erklungen wäre. Die Aengstlichen fingen an von Neuem zu zagen und auf ihre ursprüngliche Prognose zurückzugreifen. Freund Schaufert stand wortlos auf seinem Posten. Als ich zu

Digitized by Google

ihm trat, fragte er mich, fast scheu, nur mit dem Auge. — „Nur Muth“, flüsterte ich ihm zu „Im zweiten Acte muß es sich entscheiden, ehe meine Verwandlung kommt, nach der großen Scene des Lord Hay“. Der zweite Act begann. Man wurde lebhafter. Wir fühlten deutlich heraus, das Wohlwollen des Publikums war geweckt. Und als der alte Lord Hay, von Lewinsky mit gewinnender Gutmüthigkeit und liebenswürdigem Humor gespielt, aus ihren „zerbrochenen Scherben die Töpfe wieder gekittet“ hatte und mit den versöhnten Ehepaaren sich zum Abgehen wendete, da brach der Beifall aus, stürmisch, tobend, jubelnd und der glückliche Dichter mußte bei offener Scene — im Burgtheater wird offen verwandelt — wiederholt vor dem Publikum erscheinen. Ich drückte ihm, als er das zweite Mal zurückkehrte, glückwünschend die Hand und betrat dann mit der Pfeife im Munde, den Weinkorb in der Hand, die Scene. Die glücklichste Stimmung war etablirt, Lachen und Beifall begleiteten von nun an das Spiel der Darsteller durch das ganze Stück, namentlich nachdem Laroche als König und Frau Hartmann-Schneeberger als Harriet mit dem 3. Acte in den Vorgrund des Interesse getreten waren und durch ihr meisterhaftes Spiel die Zustimmung des Publikums immer von Neuem zu lebhaftester Aeußerung erweckt hatten. Nach jedem Acte wurde der Dichter wiederholt gerufen, ein durchschlagender, seltener Erfolg war erreicht und „Schach dem König“ erwies sich als Zug- und Kassenstück.

Wie gestaltete sich das Schicksal des Werkes nun auf den übrigen deutschen Bühnen? Der Erfolg des Burgtheaters bewirkte natürlich die Nachfolge fast aller Theater von Bedeutung. Nur das Berliner Hoftheater überließ das Lustspiel einer zweiten Bühne der Hauptstadt. Es wurde

wohl zumeist gut aufgenommen, aber einen nachhaltigern Erfolg errang es doch sehr selten.

Woran hat nun wohl die Schuld gelegen? Am Stück? Ich habe oben schon diese Frage mit Nein beantwortet. „Schach dem König“ gehört meiner festen Ueberzeugung nach zu den werthvollsten Lustspielen unserer Literatur. Sie ist bekanntlich nicht allzureich im komischen Drama. Um so sorgfältiger sollten wir alle die Stücke pflegen, welche neben theatralischer Wirksamkeit auch poetischen Inhalt in literarischer Haltung besitzen. Zu diesen gehört „Schach dem König“ ganz unzweifelhaft. Es reiht sich unmittelbar an Minna von Barnhelm, Urbild des Tartüffe, Zopf und Schwert, Journalisten, Pitt und Fox ꝛc. an. Also trug vielleicht das Publikum die Schuld, daß es außer im Hofburgtheater keine eigentlich bleibende Stätte fand?

Auch diese Frage muß ich verneinen. Sein Erfolg in Wien hat sich durch lange Jahre bewährt. So hat es die Darstellung, die dem Stück geworden, zu verantworten daß es so schwer Eingang gefunden und nicht dauernd erhalten worden ist? Ich sage offen: ja. Das Stück ist nicht allzu bequem für den Regisseur, seine Wirkungen liegen nicht ohne Weiteres auf der Hand. Es hat, wie ich oben sagte, nicht den herkömmlichen Gang.

Die Führung der Handlung ist vielfach von Arabesken durchzogen, und verhüllt, der rothe Faden der Geschehnisse versteckt sich nicht selten unter den Spielen des Witzes im Dialog.

Kleine Seitenwege führen hier und da von der geraden Linie ab. Sie sind immer anmuthig und voll charmanter Veduten, aber es sind doch Seitenwege, wenn sie auch in die Haupt-Allee wieder einmünden. Das Stück

Digitized by Google

darf nicht mit herkömmlicher Routine inscenirt werden. Es erfordert die ganze Liebe und Hingebung des Regisseurs, den Hauptgang der Handlung immer klar zu halten und die kleinen Verschnörkelungen der Anlage nicht zur Hauptsache werden zu lassen. Vor allem fordert das Stück auch eine besonders liebevolle Theilnahme aller Darsteller für ihre Rollen, deren es allerdings eine große Anzahl besitzt. Aber das Personal unserer größeren Bühnen genügt völlig für die gute Besetzung auch der kleinen Partien. Ich habe die Freude gehabt, bei der Wiederaufnahme des Stückes in Leipzig meine Künstler vom ersten bis zum letzten mit Sorgfalt und Liebe an ihre Aufgabe gehen zu sehen und der vollständigste Erfolg lohnte unsere Bemühungen. Von mehr als einer Seite hörte ich denn auch aus dem Personal die verwunderungsvolle Frage, wie es doch komme, daß dieses geistvolle und liebenswürdige Stück, welches sich so wirksam erweise, so ganz vom deutschen Repertoire verschwunden sei. Die Antwort, die ich den Fragenden gab, habe ich in Vorstehendem und auch öffentlich wiederholt. Von Herzen wünsche ich, daß sie meine Collegen anregen möge, dem Stück von Neuem ihr Interesse zuzuwenden, eine fast verlorene Perle unseres Lustspielrepertoirs neu zu fassen, und damit einen Act der Gerechtigkeit gegen ein allzusehr verkanntes, echt humoristisches Talent unserer Literatur zu üben.

Dies Talent ist leider im Tode gebrochen. Hippolyt August Schaufert ist wenige Jahre nach seinem Erfolge gestorben.

Er war in seiner Entwickelung durch äußere Einwirkungen auf einen Abweg gerathen. Ich zweifle aber nicht, daß er bei längerem Leben die gerade Bahn wiedergefunden hätte, welche ihn zu neuen Erfolgen auf dem

Gebiete des Lustspiels geführt haben würde. Denn neben manchem Schrullenhaften besaß sein Talent eine echte Gemüthswärme und einen sonnigen Humor. Deß ist ein unvergänglicher Zeuge sein „Preislustspiel“.

Digitized by Google

Ferdinand Lang.

Königlicher Hofschauspieler in München.

Aus meinem Tagebuch.

Im Jahre 1837 spielte ich in der Posse: „Eulenspiegel“ von Nestroy den Nazi. Bei dieser Gelegenheit drückte ich in einem eingelegten Couplet den Wunsch aus nach einem Volkstheater, wo es mir mehr Freude machte in solchen Possen zu wirken, als in dem prächtigen Hoftheater. Mit dem größten Beifall wurde diese Strophe vom Publikum aufgenommen. Den folgenden Tag wurde dieselbe Posse, am Fastnachts-Dienstag, Morgens 10 Uhr wiederholt. Vor dem Anfang erhielt ich jedoch von dem Intendanten Herrn von Küstner den Befehl, kein Wort mehr zu sprechen oder zu singen, außer was in meiner Rolle steht. Ich versprach es, sang nur die Strophen der Rolle und trat ab. Das Publikum rief mich unter stürmischem Beifall drei Mal hervor, und wollte ich sollte weiter singen. Ich zeigte mit der Hand vor dem Munde an, daß ich nicht dürfe.

Nun ging es erst recht los.

Digitized by Google

Ich erschien abermals, und da ich nicht sprechen durfte, holte ich das Papagenoschloß aus meiner Tasche und steckte es in den Mund. Nun gab es einen solchen Sturm im Publikum, daß mir selbst angst und bang wurde, und ich in die Coulisse eilte. Den folgenden Tag wurde mir eine Strafe dictirt: „Achtzig Gulden bezahlen, oder zweimal 24 Stunden Arrest". Ich zog natürlich das Letztere vor, und begab mich in den früheren Neuen Thurm, wo ich aber zu meiner großen Ueberraschung einen meiner besten Freunde antraf, einen wallachischen Prinzen, welcher wegen 30,000 fl. Schulden so lange in Haft gehalten wurde, bis sein Vater ihn wieder ausgelöst hat. Wir umarmten uns, und er bot Alles auf, mir den kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Ich unterhielt mich so vortrefflich, daß ich den Intendanten schriftlich um 8 Tage Verlängerung bat, welche er mir aber nicht gewährte. Ich glaube, daß dies der erste Fall ist, daß ein Gefangener um 8 Tage Verlängerung bat. —

Bei Beginn meiner Theater-Laufbahn im Jahre 1827 erhielt ich als jugendlicher Liebhaber am Hoftheater eine jährliche Gage von 200 fl. Daß die demgemäß am Ersten eines jeden Monats mir ausgezahlten 16 fl. 40 Kr. für einen jungen, lebenslustigen Menschen, noch dazu Schauspieler der für die Rollen seines speciellen Faches auch außerhalb der Bühne seine Studien und Proben machen wollte, selbst bei dem damaligen sprichwörtlich billigen Münchener Leben niemals bis zum „Ultimo" reichen wollte, ist leicht begreiflich. Glücklicher Weise gewann ich mir alsbald an König Ludwig I einen speciellen, bis zu dessen Tod treuen Gönner, der ein Einsehen hatte und von Zeit zu Zeit in guter Laune dafür sorgte, daß die Schulden nicht in den Himmel wuchsen. In

Digitized by Google

welcher Weise ich solch guter Laune des königlichen Beschützers nachzuhelfen verstand, davon ist das Folgende ein lustiger Beweis.

Es war bei einem fünfzigjährigen Dienstjubiläum einer Kollegin, der Madame Kramer. Dasselbe wurde von den Mitgliedern des Hoftheaters als Gartenfest im „Grünen Baum" gefeiert. Die heiter beisammen sitzende Gesellschaft wurde plötzlich durch die Ankunft des Königs Ludwig I. überrascht. Bei seinem Eintritt saß die Heldin des Abends mit dem Rücken gegen die Seite, woher der König kam, und konnte ihn also nicht sogleich bemerken. Er winkte den Anderen ruhig zu sein, schritt schnell auf die abgewandte Jubilarin zu und verhielt ihr mit den Händen die Augen: „Wer ist's?" — „Ach, das sind Sie wieder, Lang" — erwiederte lachend die greise Künstlerin, — „Sie kopiren den König wieder einmal prächtig." — — „So, so, er kopirt mich" — rief überrascht König Ludwig — „Das möcht ich doch auch einmal hören. Vorwärts, Lang, kopiren Sie mich". — Tief erschrocken stotterte ich entschuldigend einige ablehnende Worte. Aber der Monarch bestand um so hartnäckiger darauf: „Ich wünsche es und Ihr König befiehlt es!" —

Ich setzte mich nun an ein Seitentischchen und rief unter der angenommenen Manier Seiner Majestät: „Der Kabinetsrath Riedel soll einmal heraufkommen, der Kabinetsrath Riedel! — „Majestät wünschen?" fuhr ich in näselndem Tone des Berufenen fort.

„Ah, bravo, bravissimo" — applaudirte gut gelaunt dazwischen der König, — „er kopirt meinen Riedel so gut wie mich selber. Ein vorzüglicher Beobachter und Menschendarsteller!" —

Aber in der Rolle des Königs fuhr ich fort:

Digitized by Google

„Riedel, schicken Sie doch morgen dem Hofschauspieler Lang aus meiner Kabinetskasse zweihundert Gulden“.

„Hören Sie auf, Spitzbube“ — unterbrach mich mit schallendem Gelächter der König — „brauchen mich für diesmal nicht weiter zu kopiren, doch sollen Sie für die gut gespielte Gastrolle das selbst ausgesprochene Honorar erhalten,“ — welches denn auch andern Tages in Form einer schriftlichen Anweisung an den Kabinetsrath Riedel durch einen Hoflakai nach meiner Wohnung gebracht wurde.

Ferd. Lang.

Digitized by Google

Wilhelm von Hoxar.

Großherzoglicher Hofschauspieler in Karlsruhe.

Der neue Vorhang.

Eine Fantasie.

Es war Vollmond. Das Hoftheater lag, von seinem magischen Glanz umflossen, wie ein Märchen-Schloß auf dem großen, freien Platz. Das neue Stück war zu Ende. Der Intendant der Hofbühne selbst war der Verfasser und hatte einen großen Erfolg an diesem Abend errungen. Die Darsteller wurden nach allen Acten wiederholt gerufen, zuletzt mit dem glücklichen Dichter, und in angeregtester Stimmung, verließ das Publikum das Haus.

Eine Viertelstunde — und es ward still im Auditorium. Der große Raum lag im Dunklen. Eine Flamme nach der anderen erlosch. Nur der Corridor, der von der Bühne an den Parquetlogen nach dem Ausgange führte, war noch erleuchtet. Ab und zu schritt Jemand von den Garderoben her über die matterhellte Bühne, auf der noch einige Arbeiter beschäftigt waren, jenem Gange zu.

Digitized by Google

Noch eine Viertelstunde — und auch auf der Bühne ward es still. Nur der Theatermeister ging noch sorgfältig Umschau haltend, langsam hinter den Coulissen umher.

Jetzt betrat er die Bühne.

Dieselbe stellte einen mit allem Comfort der Neuzeit ausgestatteten Salon in einem adeligen, reichen Hause dar. Bei allem Reichthum jedoch war es auch urgemüthlich in diesem Salon. Man hatte ein dunkelgehaltenes, bordeaux-farbenes, geschlossenes Zimmer so aufstellen lassen, daß mehrere in den Zimmerraum hineinspringende Ecken gebildet wurden. Und die Vertiefungen hatte man dann wieder sehr geschickt mit allem Möglichen auszufüllen verstanden, mit Möbeln, Säulen, Vasen, Staffelei, Spiegel, Gewächsen, Blumenständern rc. Auf den Tischen waren zahlreiche Gegenstände entsprechend zur Ausschmückung verwandt, wie Album, Bücher, Schalen, Statuetten, aufstellbare kleine Porträtbilder rc. Auf dem Spiegelsims eine kostbare Uhr und daneben Lampen und zwei prächtige große Majolikavasen. Auch die Thüren des Salons hatten hervorspringende Simse, auf denen wieder größere antike Vasen, Gefäße, Schalen, Figuren rc. ihren Platz gefunden hatten. Auch für passende Bilder, Büsten und Reliefs an den Wänden war gesorgt. Wohin das Auge blicken mochte, überall fand es einen angenehmen Ruhepunkt in diesem Salon, der trotz alledem nicht überladen war. Vervollständigt war die Einrichtung durch schwere Teppiche, Tischdecken und Portièren an den Thüren und Fenstern. Besonders gemüthlich aber machte den Salon ein praktikabeler weißer Kachelofen auf der einen Seite und ein großer geschnitzter Regulator auf der anderen. Im Hintergrunde führten Stufen empor zu einer überwachsenen Veranda, von der aus wieder Geländertreppen in den tiefer gelegenen Garten und Park sich hinabverloren. Alle Bühnen-

Digitized by Google

Errungenschaften der Neuzeit waren bei dieser Dekoration in glücklichster Weise zur Geltung gekommen. Man sah, daß der genialste Regisseur der Gegenwart, der Herzog von Meiningen seine Bühne nicht ohne Erfolg in der Welt herumziehen läßt. Der fantasie- und geistvolle Reformator der Bühne hinsichtlich der Dekorationen, Kostüme und Inscenirung kann heute schon hinblicken wo er will, er wird überall seine Spuren finden.

Der alte Theatermeister hatte sich auf eine seitwärts beim Fenster stehende Ottomane gesetzt und sein Auge ruhte halb wohlgefällig, halb verwundert auf der Zimmerdekoration und all den hundert Gegenständen darin. Er war müde, wie es schien, stützte den Kopf in die Hand — und mochte wol denken: „Wie hat sich das beim Theater verändert! Wie lange ist's her — 10 Jahre höchstens — als der alte Herr Hofrath, noch hier mein Chef war. Ach, Du lieber Gott, da sah's anders aus auf der Bühne: rechts und links ein Stuhl und ein Tisch — und damit war's fertig! Das höchste war vielleicht mal, ein Tisch und zwei Stühle. Und so war ein Zimmer wie das andere! Und jetzt — Herrgott, der Grimskrams — und Portieren und — Ja, unser Herr Baron versteht's, das muß wahr sein. Und besser ist's geworden — das ist gewiß — und schön ist das Zimmer wie es so da steht mit allem was darin steckt. Das Publikum schimpft zwar immer auf's Theater, wenn man da wirklich einmal hinhört heißt's immer: „Früher war's besser!“ — früher — das soll dann immer heißen unter dem alten Herrn Hofrath; — Ja, ich weiß nicht, wenn ich so zurückdenke, — ich kann's nicht finden. Ich habe doch früher ebenso wie heute während der Vorstellung in der Couliſſe gesessen und zugesehen, aber ich weiß gewiß, daß ich früher oft eingeschlafen bin. Na, und

Digitized by

so müde war ich doch früher nicht, denn der Stuhl und der Tisch — das war doch keine Arbeit; und die verflixten geschlossenen Zimmer gab's ja damals noch gar nicht bei uns. Heute aber kommen wir aus den Ecken und Treppen und Simsen und Verandas gar nicht mehr heraus — ja, da heißt's schaffen vom frühsten Morgen an! Aber trotzdem, wenn ich da Abends, während gespielt wird, in meiner Coulisse sitze und zusehe, da weiß ich gar nichts von der Müdigkeit. — Nun ja, manchmal, wenn so Einer von den Alten auftritt, uud die da unten aus dem Kasten alles dreimal heraufschreien muß, da weht's mich allerdings so Etwas an wie der alte Schlaf von früher — und da gähn' ich ein paar Mal und es juckt mich in den Augen — aber mittlerweile kommt dann wieder Einer von den Neuen hinzu, — und da vergeß ich's bald wieder, daß ich hab einschlafen wollen. Aber die Leute aus dem Publikum sagen doch, früher war's besser. Na, ich weiß dies nicht genau, ich bin eben zu oft eingeschlafen früher während dem Spielen. Aber was die Dekorationen und die Bühnen-Einrichtung und all das Ding womit ich zu thun habe anbetrifft, da bleibe ich dabei: damit ist jetzt besser! Punktum! — So philosophirte der alte Theatermeister auf der Ottomane mit sich selbst — und zuletzt war er ordentlich laut geworden und vielleicht, ohne daß er's selbst wußte, schlug er mit der Hand auf einen in der Nähe stehenden kleinen Tisch, so daß durch die Erschütterung ein Buch herunterfiel.

„Aber ich will auch besser werden!“ — rauschte es in einem ganz eigenthümlichen Tone wie gehaucht vom Proscenium her.

Der alte, ehrliche Theatermeister, der sich eben in seiner sitzenden Stellung nach dem Buch gebückt hatte und es aufhob, horchte erstaunt auf.

Digitized by Google

„Ja, ja, ich! Ich bin der Einzige um den sich Niemand kümmert!“ — so tönte es wieder in demselben unheimlichen rauschenden Flüsterhauch.

Der alte Theatermeister stand auf und sah sich nach dem hinteren Bühnenraume zu um.

„Nein, nein, nicht dort. — Ich rede mit Dir! Ich habe lange genug geschwiegen, aber jetzt reißt mir endlich der Geduldsfaden!“ —

Der alte Theatermeister wandte sich erschrocken um nach dem Proscenium, woher die sonderbare Stimme wieder zu ihm rauschte und diesmal stärker als zuvor. Aber er sah da Niemand. Der herabgesunkene Vorhang, schloß die Bühne am Proscenium ab. Derselbe bewegte sich jedoch in einem wellenartigen Zittern, so wie ein Wasser sich ärgerlich bewegt, wenn ein plötzlicher Windhauch darüber hinfährt.

Sollte da hinter dem Vorhang Jemand stehen und sich einen Spaß mit mir machen? — dachte der alte Mann und frug von seinem Platz aus, ruhig und verständlich: Wer spricht denn da mit mir? —

Und dieselbe räthselhafte Stimme von vorher antwortete: „Ich spreche mit Dir, ich, der Vorhang!

Der Vorhang — — flüsterte der alte Theatermeister, halb ängstlich, halb ungläubig und rührte sich nicht von der Stelle.

„Der Vorhang, jawohl! Wie oft soll ich Dir's noch sagen“.

Damit ging eine stärkere wellenartige Bewegung, ebenso wie vorher, zitternd durch den Vorhang — und, um jeden weiteren Zweifel zu bannen, erhob er sich langsam von selbst bis zur Sofittenhöhe und sank dann ebenso langsam wieder bis zum Podium herab.

Digitized by

Dem alten Theatermeister fiel das Buch aus der Hand und er starrte mit verglasten Zügen regungslos nach dem seltsamen Vorgang.

„Nun, bist Du jetzt überzeugt daß ich mit Dir rede?“ — frug die rauschende Stimme wieder, als der Vorhang, wie vorher die matterhellte Bühne abschließend, hernieder gesunken war.

Ja, ja, ich — ich bin — überzeugt, — stotterte der alte Mann mühsam hervor, indem er in höchster Aufregung auf die Ottomane niedersank.

„Nun denn, so höre mich!“ — gebot die Stimme.

Der Alte hatte sich so gut als möglich gefaßt und frug langsam:

Was — was willst Du — von mir? —

„Besserung!“ — so tönte es scharf, vom Proscenium her — „Besserung will ich von Dir! Gleiches Recht verlange ich endlich, mit Allem was hier zum Theater gehört!“

Ja, aber ich — warf der alte Mann ein und wollte sein Erstaunen noch weiter in Worte fassen, die Stimme aber schnitt es ihm gebieterisch ab.

„Laß mich ausreden“ — rauschte es vom Vorhang her — „und Du wirst verstehen, was das heißen soll. Alles ist besser geworden beim Theater, Alles, — ausgenommen die Theaterstücke. Die sind leider immer schlechter geworden und ich mußte oft gegen meine Ueberzeugung zur Höhe rauschen, damit das Stück seinen Anfang nehme.

Wie oft wäre es besser gewesen, wenn ich unten geblieben wäre. Die Schauspieler und das Publikum hätten dabei gewonnen und der sogenannte Dichter auch, denn vielleicht hätte er kein zweites Stück geschrieben, wenn sein erstes gar nicht durch mein Emporrauschen vor das Licht der

Digitized by Google

Lampen gekommen wäre. Vielleicht! — Aber gottlob, es nimmt auch darin gerade jetzt wieder eine Wendung zum Besseren. Der grobe Effect, das Raffinement im Sujet haben ihre besten Trümpfe verspielt — ohne das Spiel gewonnen zu haben. Die Umkehr treibt bereits ihre ersten, schönen Blüten, die Umkehr zum Einfachen. Wir sind wieder auf dem rechten Wege, unsere Theaterstücke fangen an besser zu werden. — Nur um mich kümmert sich Niemand, nur mit mir soll es ewig beim Alten bleiben. Dem aber will ich mich nicht länger hoffend und harrend geduldig fügen.“ —

Der alte Theatermeister hatte sich inzwischen von seinem Schreck erholt und, als er die Stimme so vernünftig reden hörte, seine Fassung und Ruhe fast zurückgewonnen. Er hatte allmählig dem Vorhang aufmerksam zugehört und nahm nun Interesse an der Sache; da die Stimme einen Augenblick schwieg, nahm er die Gelegenheit wahr, und sagte: das ist ja alles sehr schön und richtig, was Du da sagtest, aber ich ersehe daraus noch nicht —

„Wie mir geholfen werden könnte?“ — setzte die Stimme wieder mit gedämpftem Rauschen ein — „Nur Geduld! Ich komme jetzt darauf. Meine Unzufriedenheit wird Dir nur allzugerechtfertigt erscheinen, wenn ich auf die Uebel hinweise, die meiner bisherigen Existenz leider anhaften“.

Von welchen Uebeln sprichst Du? — frug der Alte und horchte gespannt.

„Nehmen wir zuerst die Actschlüsse bei denen ich, wenn ich auch stumm bleibe, daß wichtigste Wort mitzusprechen habe, indem ich es rechtzeitig abschneide. Dies hohe Ziel aber wird nur in den seltensten Fällen oder nie durch mich zu erreichen sein, so lange es mit mir so bleibt, wie es

Digitized by Google

leider bis jetzt gewesen ist. Falle ich zu spät, so ist's nicht recht, und falle ich zu früh, so ist's noch schlimmer. Verlaß ist in keinem Falle darauf. Der Weg von da Oben bis herunter auf's Podium ist eben zu weit, der läßt sich bei bestem Willen nicht auf's Wort berechnen. Und der Künstler, der da unten das letzte Wort hat, kann nicht während er spricht, nach mir hinauf schauen und spähen, ob ich auch zur rechten Zeit komme oder nicht, und sein letztes Wort danach einrichten. Komme ich nun zu früh oder zu spät, gleichviel, der Actschluß kommt so oder so nicht zu der beabsichtigten Wirkung. Und nun geht's über mich her: „„Was war denn das wieder mit dem Vorhang?!““ — Welcher Bühnen-Angehörige hat diesen Klageruf nicht schon vernommen? Wer beim Theater, der irgend welche Rollen von Bedeutung spielt, hat ihn nicht schon verzweiflungsvoll selbst ertönen lassen? Welcher Intendant richtete diese Frage nicht mit liebenswürdiger Verdrießlichkeit, weil eine kleine unliebsame Störung vorkam, an den Director? Welcher Director sagte nicht dasselbe in amtlicher Verstimmtheit, weil nicht alles glatt ging, zu dem Regisseur? Welcher Regisseur versorgte nicht durch diese Worte, weil nicht alles klappte, den unschuldigen Inspizienten mit der entsprechenden Nase? Welcher Inspizient schnaubte nicht fluchend, indem er sich wüthend eine Faust voll Schnupftabak in die vergrößerte Nase stopfte, mit demselben Zornesausbruch die Theaterleute an? Und — Ende schlimm, Alles schlimm, — welcher Soufleur — Ach, du Aermster! — über welchen Flüsterleis fielen nicht schon alle die Vorgenannten vereint, gleich einer wilden Meute, her, als ob sie ihn verschlingen wollten, mit dem Schreckensruf: „„Was war denn das wieder mit dem Vorhang?!““ — Welch armer, in die dunkle, bühnenunterirdische Tiefe ver-

Digitized by Google

bannte Kastengeist rutschte dann nicht, umspielt von Zugluft und Moderduft, bei diesem grimmen Anprall, der durch das verhängnißvolle Vorhangsleiden empörten Elemente, angstvoll auf seinem im Lauf der Jahre glattgewordenen Sitzbrett hin und her? — Alle wissen's, Alle haben's durchgemacht. Aber Keiner von Allen ergriff bisher das Wort für mich! Keiner von Allen wies darauf hin, wie vielleicht Abhilfe, Besserung, vortheilhafter Gewinn zu erzielen wäre."

Ja, wenn man nur wüßte — warf hier, da die Stimme Athem schöpfte, der alte Theatermeister ein.

„Ich bin noch nicht so weit!" — rauschte die unsichtbare Stimme dem verfrühten Einwurf entgegen und fuhr dann fort: „Sogar die Dichter blieben bisher stumm. Die Dichter, deren Beruf es doch ist, für Andere das Wort auszusprechen, wenn auch nur schwarz auf weiß, — sie, die doch das größte Interesse an dieser Frage haben müßten, auch sie schwiegen bisher beharrlich und sahen sprachlos das alte Leid sich täglich neugebären. Die Dichter — jawohl! Ich spreche hier absichtlich im Allgemeinen. Ich mache es wie Scribe's Bolingbrocke: „Ich nenne Niemand, aber ich beschuldige sie Alle!" — Von den wenigen Dichtern, deren Beruf es ist, für die Bühne zu schreiben, weil ihre Stücke mit Erfolg aufgeführt werden, konnte ich das Wort für mich gar nicht erwarten — sie haben eben genug zu thun, wenn sie fortfahren, gute Stücke zu schreiben. Aber, daß noch Keiner von jenen anderen Dichtern ein gutes Wort für mich zu Papier brachte, das erfüllt mich in der That mit gerechtem Erstaunen. 400 bis 600 Stück Manuscripte versenden diese anderen Dichter alljährlich im Verein an die deutschen Bühnen und warten auf die Annahme. Was aber thun sie denn in dieser Zeit des süßen Zuwartens? Und

diese Zeit dauert doch ziemlich lange. Denn von all' den 4 bis 600 Stücken wird ja höchstens einmal Eines, aus besonderen Gründen und Rücksichten, zur Aufführung angenommen. Warum also schreiben derartige Warte-Dichter in der langen Pause bis sie ihr eingereichtes Manuscript wieder zurückerhalten — mit den üblich-verbindlichen Worten „leider unaufführbar", aus denen sie dann wunderbarer Weise stets die Anregung zu einem neuen Jamben-Opus schöpfen — warum schreiben diese Dichter nicht über die Schattenseiten des Theaters? Sie kennen sie doch gewiß am Besten. Warum schrieb noch keiner von ihnen über mich, über das ewige alte Lied des Vorhang-Fallens und Aufgehens? Er hätte dann doch einmal etwas Nützliches zu Papier gebracht. Kann Keiner von Allen es unterdrücken, gut, so hätte er ja meinetwegen auch die Abhandlung über mich in Jamben fassen können. Aber Keiner von Allen dachte bisher an mich!"

Das ist allerdings wahr und war gewiß nicht in der Ordnung — schaltete hier der alte Theatermeister ein, dessen Neugier immer größer wurde — aber aus alledem ersehe ich noch immer nicht, wie ich —

„Auch an Dich wird die Reihe kommen, alter, ehrlicher Freund und Kamerad!" rauschte es schnell wieder von dem Vorhange her. „Erst noch ein paar Leidenspunkte. Dann wollen wir über die Abhilfe reden. Werde nur nicht ungeduldig. So jung kommen wir ja doch nicht wieder zusammen. Weiter also! — Noch ein anderes Actschluß-Leid das durch meinen Fall verursacht wird. Eine Gruppe steht auf der Bühne, ein schönes Bild — damit schließt der Act oder das Stück und ich senke mich hernieder aus der stolzen Höhe. Erstlich dauert auch das gewöhnlich zu lange, zweitens wird die Aufmerksamkeit durch mein Her-

niedersenken von der Gruppe abgelenkt und endlich entziehe ich dem Auge des Zuschauers langsam den schöneren, fesselnden Theil des Bildes zuerst, die Köpfe, den Obertheil der Figuren, und lasse ihm dann genügend Zeit sich mit den Beinen und Füßen zu beschäftigen. Und ebenso ist die Sache umgekehrt, wenn ein Stück oder der Act mit einer Gruppe, einem aufgestellten Bilde beginnt — auch hier muß sich dann das Auge zuerst mit dem Schuhwerk der Figuren da Oben unterhalten".

Ganz richtig! — stimmte hier der Alte bei und fügte sinnend hinzu: Aber wie könnte man da —

„Sogleich!" fiel die Stimme wieder ein. Nur noch Eins. Das Ding hat auch seine komische Seite — und die dürfen wir nicht unerwähnt lassen. An welchem Theater der Welt wäre es nie vorgekommen, daß beim Emporgehen des Vorhangs Jemand auf der Bühne stand, der durchaus nicht dahin gehörte? Gewöhnlich wird der Fall dadurch am drastischsten, daß der betreffende Jemand durch seine moderne Tracht sofort als nicht hingehörig erkannt wird. Die Sache kommt nämlich meist in Kostümstücken vor. Sodann macht der betreffende Jemand, sobald er sich plötzlich dem enthüllten Auge des Publikums gegenüber sieht, ein höchst überraschtes Gesicht — und endlich sucht er meist, sobald er die fatale Lage erkannt hat, schleunigst mit großen Sprüngen in die nächstliegende Coulisse zu entkommen. Das Lustige des ganzen Vorgangs wird dadurch noch erhöht, daß die drei Momente desselben zusammenfallen. Dieser häufig vorkommde Fall, wird von Seiten des Publikums, immer mit einem schallenden Gelächter belohnt. Wunderbarer Weise ist die betreffende Persönlichkeit, die durch den unerwartet emporgehenden Vorhang der Lust des Publikums überantwortet wird, meist der Regisseur,

Digitized by

Director oder gar der Intendant des Theaters. Sehr häufig auch ein Theaterarbeiter. Der Effect bleibt stets derselbe. In einem Puderperrücken-Stück zum Beispiel rauscht der Vorhang empor und ein moderner Theaterarbeiter in Hemdärmel springt eiligst über die Bühne! Nebst vielen anderen sind mir zwei höchst drastische Fälle bekannt. An einem ersten Hoftheater rauscht zum dritten Act von „Maria Stuart" der Vorhang empor — und statt Maria und Kennedy sieht man im eifrigsten Gespräch zwei ganz modern gekleidete Herren auf der Bühne stehen, der Eine, klein und dick, im schwarzen Rock, der Andere auffallend groß im dito Frack mit Stern. Es war der Herr Director mit Sr. Excellenz dem Herrn Intendanten. Ein heiteres Lächeln geht darauf durch's Auditorium. Dadurch erst werden die beiden „Betreffenden" da Oben auf der Bühne aufmerksam auf die Thatsache. Man denke sich nun vor Allem die verblüfften Gesichter der beiden Herren. Dann den strengen, fragenden Blick der Excellenz und das devote, bedauerliche Achselzucken des anderen. Endlich entfliehen Beide schleunigst in mächtigen Sprüngen, der kleine, dicke Herr Director und die große Excellenz nach einer Coulisse zu — da stoßen sie aber grade auf Maria und Kennedy, die eben auftreten wollen. Nun wollen sie in eine andere Coulisse, in der Eile aber rennen sie jetzt zusammen, prallen auseinander, und verschwinden dann endlich glücklich. Nicht bei dem lustigsten Stück ward in dem betreffenden Hoftheater das Haus je durch ein schallenderes Gelächter so in seinen Grundvesten erschüttert. Maria Stuart und Kennedy mußten lange warten, ehe sich der Heiterkeits-Sturm soweit gelegt hatte, daß sie es wagen durften aufzutreten". — Der andere Fall ist mehr lieblicher, idyllischer Natur. Auch dieser spielt an einem bedeutenden Hoftheater. Schiller's

Tell wird gegeben. Vierter Act: Die hohle Gasse bei Küßnacht. Diese Dekoration ist an dem betreffenden Theater durch viele hintereinander aufgestellte, in die weiteste Tiefe führende, enge Bogen vorzüglich hergerichtet. Da nun in dem Act großer Volksauflauf stattfindet und die derart aufgebaute hohle Gasse bis an die tiefste Wand reichte, so hatte der Regisseur — ein altes, kleines, trippelndes Männchen — immer die Besorgniß, es könne dahinten an der offnen Mündung der hohlen Gasse, oder in der Gasse selbst, die sehr grell beleuchtet war, Jemand, der nicht dahin gehörte, erscheinen. Es ging auch das dunkle Gerücht, er habe in dieser Beziehung die trübsten Erfahrungen gemacht — nämlich, seit er im Tell Regie führe, und das waren wol an die 40 Jahre, sei der von ihm stets befürchtete Fall wirklich eingetroffen. Sobald der vierte Act also angehen sollte, lief der alte Herr auf der Bühne und hinter den Coulissen umher und bat und beschwor nach allen Seiten hin, man möge sich doch ja davor hüten der hohlen Gasse zu nahe zu kommen, oder gar in dieselbe hineinzutreten. So auch an diesem Abend. Der alte Herr trippelte herum mit einer Geschäftigkeit, und warnte, und schärfte ein — o, es war förmlich rührend! Und gewiß nahm sich Jeder an diesem Abend vor, dem alten Herrn zu liebe besonders vorsichtig zu sein. Klappte doch selten oder nie etwas unter seiner Regie, und zwar immer durch seine eigene Schuld, er selbst verhinderte gewöhnlich im letzten Augenblick die pünktliche Ausführung seiner eigenen Anordnungen. Und das Auffallendste bei der Sache war, daß er den ganzen Abend über mit dem Buche in der Hand den Gang der Vorstellung und Alles eifrigst selbst überwachte, bald auf dieser, bald auf jener Seite auftauchend und wieder verschwindend — und immer zur

Digitized by Google

rechten Zeit — nur im entscheidenden Augenblicke scheiterte dann sein guter Wille immer an seinem Fatum. Das war in der Stadt ebenso allgemein bekannt wie die Persönlichkeit des alten kleinen Herrchens, mit der vertrockneten Figur, dem trippelnden Gange, und der braunen Perrücke auf dem alten Kopfe — und man fand seine Regieführung und sein Fatum ebenso drollig als seine Persönlichkeit. Im Tell nun ließ er es sich nie nehmen mit dem Buch in der Hand sich hinten bei der hohlen Gasse selbst aufzustellen, gleichsam als Wache, um dieselbe vor allen störenden Einfällen zu bewahren. Nachdem der alte Herr seinen beschwörenden Rundgang gemacht, bezog er auch an dem Abend von dem ich rede, seinen Wachtposten an der stets gefährdeten hohlen Gasse. Alles stand nun wohlgeordnet zum Beginn des Actes auf seinem Platze. Der letzte Ton der Zwischenacts-Musik verklang. Der Vorhang rauscht empor — und das bekannte schadenfrohe Lachen erhebt sich im Publikum — — denn anstatt, daß Tell mit seinem Monologe auf die Bühne stürmen soll, trippelt ganz gemüthlich der alte, kleine, wohlbekannte Regisseur mit dem Buch in der Hand in der gefürchteten hohlen Gasse umher und ruft, für das ganze Publikum vernehmbar, mit seiner dünnen, scharfen Stimme und in seinem bekannten Dialekt nach rechts und links hin: „Also gebt's Acht, wann der Vorhang in der Höh' ist, daß mir Niemand in die Gassen hineintritt!“ — Damit blickt er auf, sieht den offnen Vorhang und sucht mit eiligen Sprüngen so schnell als möglich zu verschwinden. Im Publikum brach nun natürlich erst recht ein förmlicher Lach-Sturm aus und sein donnerndes Getöse fand an diesem Abend auf der Bühne den kräftigsten Widerhall. Der alte Regisseur aber frug nachher im Zwischenact in der von ihm beliebten,

Digitized by Google

zornigen Weise: „Was war denn das wieder für eine Sch—rei, mit dem S—-Vorhang?!“ — wodurch die alte Lust bei den Umstehenden natürlich auf's Neue erweckt wurde“.

Ja, das ist wahr, das weiß ich! — rief lachend der alte Theatermeister, indem er mit dem rechten Arme heftig dabei gestikulirte, — das habe ich ja miterlebt. Der kleine Regisseur, mit dem Buch in der Hand, das war ja der alte —

„Still!“ rauschte die Stimme ihm schnell entgegen „hier werden keine Namen genannt. — Nun noch das Letzte. Fehlt Jemand zu Beginn eines Actes und man bemerkt es, wie das gewöhnlich geschieht, erst im letzten Augenblicke, wenn das Zeichen zum Emporgehen des Vorhangs bereits gegeben ist und nicht mehr wiederrufen werden kann, so ist es meist unmöglich den Fehlenden noch rechtzeitig herbeizuschaffen — der Vorhang rauscht eben in die Höhe und legt durch diese ungeschickte Einrichtung sofort das Podium mit Allem was sich darauf bewegt für das Auge des Zuschauers blos, — der um einen Moment zu spät Auftretende fällt also sofort dem Publikum auf. — Ich glaube hiermit das Leid meiner gegenwärtigen Existenz in seinen Hauptpunkten genügend charakterisirt zu haben. Wenn ich schließlich noch hinzufüge, daß in all den angeführten Unglücksfällen von allen Seiten in wahrhaft herzzerreißender, erbarmungsloser Weise hinterher über mich Aermsten, völlig Schuldlosen, mit Schmäh- und Stichelreden hergefallen wird — so glaube ich damit zur Genüge bewiesen zu haben, wie berechtigt mein Klageruf ist und wie dringend geboten es erscheint, endlich auch mit mir eine Verbesserung vorzunehmen“.

Die Stimme schwieg.

Der alte Theatermeister, dem kein Wort entgangen war, schaute eine Weile wie sinnend vor sich hin, ehe er das

Digitized by Google

Wort ergriff. Dann sagte er: Alles was Du da vorgebracht hast, ist leider nur allzuwahr — und wenn Du verlangst, daß hier Abhilfe geschafft werde, so läßt sich kaum etwas dagegen einwenden. Eine Aenderung aber wird gerade da nicht so leicht sein. Die Sache müßte sehr energisch angefaßt werden. Und beim Theater —

„Herrscht heute noch, stärker wie in jeder anderen Kunstgattung, die Tradition! Da sitzt eben der Haken! Aber der muß heraus, wie sehr man sich auch dagegen sträuben und wehren mag — die Zeit faßt da ohne Erbarmen kräftig zu mit ihrer eisernen Zange. Ueberall beim Theater, wo etwas gebessert werden soll, steht die Tradition im Wege. Versuche nur Einer, der es gut und ernsthaft meint mit dem Bessern beim Theater, an etwas Mangelhaftem, Schlechtem zu rütteln — gleich wird er angestarrt als ob er sich an einem Heiligthum vergriffen hätte und man wirft ihm entrüstet entgegen: „Um Gotteswillen, was fällt Ihnen denn ein? Daran kann nichts geändert werden, das war ja seit 40 Jahren so!" — Namentlich die Alten beim Theater führen beständig diese Phrase auf den Lippen. Ich hörte einmal eine sehr drastische Antwort aus dem Munde eines jungen Künstlers darauf. Er spielte den Romeo und bat, man möge den offenen Balkon, über den er sich aus Julia's Zimmer vermittels der Strickleiter zu entfernen hat, von der Seite, wo derselbe, höchst unvortheilhaft für die ganze Scene, nur durch ein geöffnetes Fenster angedeutet war — nach der Mitte verlegen und zwar, wenn irgend möglich, völlig praktikabel. Der alte Regisseur aber lehnte dies natürlich sofort kaltlächelnd ab. Hierauf entstand eine kleine Debatte. Der Regisseur aber ließ sich auf eine vernünftige Besprechung, auf die Erwägung einer eventuellen Möglichkeit der gewünschten Aenderung gar nicht ein, sondern sagte immer

Digitized by Google

nur: „Nein, das geht nicht! Das war seit 40 Jahren hier immer so.“ — Anscheinend ruhig erwiderte der Künstler darauf: „Schlimm genug, wenn Etwas so lange verkehrt gemacht wird. Aber es soll ja besser werden!“ — Uebrigens erreichte er auch damit nichts bei dem alten eigensinnigen Regisseur. Aber der junge Künstler blieb fest. Er wandte sich an den Intendanten und siehe da — der Balkon kam in die Mitte trotz der 40jährigen Tradition. Von allen Uebeln ist die Tradition beim Theater vielleicht das Schlimmste. Warum wird dies oder jenes Stück an sonst guten Theatern oft in theils recht schlechter Darstellung vorgeführt? Warum? Dieser oder jener Künstler besitzt nicht mehr das rechte Zeug für diese oder jene Rolle, die er seit 40 Jahren spielt, — aber man besetzt diese fraglichen Rollen nicht anders, weil es nicht Usus ist, den Künstlern eine in ihrem Besitz befindliche Rolle abholen zu lassen. Es ist gegen die Tradition! Warum wird an einem bedeutenden Theater, das ich kenne, in Shakespeare's „Coriolan“ die Einnahme von Corioli jedesmal ausgelacht? Weil man die Inscenirung nicht ändert. Es ist Tradition! Warum wird an einem anderen noch größeren Theater ein Stück, das im alten Griechenland spielt und in dem nur Personen mit griechischen Namen vorkommen in spanischer Tracht dargestellt? Warum? Weil vor 40 Jahren die Laune eines Maßgebenden es so bestimmte. Es ist Tradition! Warum schreibt man in ganz modernen Stücken immer noch mit Gänsefedern? Warum tragen die Personen in solchen immer noch gehäkelte Börsen? Warum, wenn Jemand auf der Bühne dem Anderen Geld giebt, überläßt er ihm meist auch die Brieftasche oder die Börse dazu? Warum werden stets beide Flügel der Thüren geöffnet, wenn Jemand auf der Bühne ein Zimmer betritt oder sich daraus entfernt? Warum gehen diese Thüren meist

Digitized by Google

von selbst auf und zu? U. s. w. Ich könnte noch Mancherlei nennen und auf alles wäre die Antwort: „Weil es seit 40 Jahren so war!“ — Tradition beim Theater! Das ist die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen. Wo aber soviel schon errungen worden ist, wie in den letzten zwanzig Jahren beim deutschen Theater, da muß auch noch mehr zu erkämpfen sein. Wenn die Art und Weise meiner Existenz 40 Jahre und darüber all die von mir angeführten Fehler mit sich brachte, so ist es schlimm genug, daß es mit meinem Leid so lange dauern konnte — — aber die lange Dauer des Verkehrten ist doch kein Grund es weiter verkehrt bleiben zu lassen. Ich verlange Aenderung, Besserung, Fortschritt! Und damit Punktum“. —

Der alte Theatermeister war aufgestanden und hatte theils hörend, theils sinnend ein paar unruhige Gänge gemacht. Bei dem „Punktum“ aber blieb er plötzlich stehen, als ob das Wort einen ganz besonderen Eindruck auf ihn machte. Er wandte es nämlich, wenn er Etwas bekräftigen wollte, selbst gerne an. Er faßte nun auch die Sache persönlich auf und rief nicht ohne Erregung: Ja, ich hänge doch gewiß nicht an der Tradition, das weißt Du doch am Besten! —

„Weil ich das weiß und weil ich Vertrauen zu Dir habe“, — rauschte die Stimme — „habe ich eben Dir mein Herz eröffnet. Du hast schon Manches hier auf der Bühne in den veralteten Einrichtungen verändert, hast viel Neues eingerichtet, das sich vorzüglich bewährte — deshalb rede ich mit Dir über die Sache. Vielleicht kannst Du mir auch helfen“.

Helfen?! Ja, das will ich von Herzen gerne, fiel eifrig und in warmem Tone der Alte ein — „Die Hauptsache aber ist hier das Wie? Wenn wir darüber erst einig

Digitized by Google

sind, dann will ich mich schon da, wo das entscheidende Wort gesprochen wird, für Dich in's Zeug legen. Soviel hab ich schon herauskalkulirt, Du willst —

„Ich will nicht mehr von Oben herunterfallen! denn darin steckt all mein Leid!" — rauschte leidenschaftlich die eigenthümliche Stimme.

Jawohl — fiel der Alte gleich ein — das hab' ich wohl herausgefühlt. Aber so lange man kein reines Wasser hat, kann man bekanntlich das trübe nicht gut ausschütten. Wenn Du nun nicht mehr von Oben herunterfällst — was dann? In Bayreuth hat man einen Versuch gemacht Dich anders einzurichten. Dein College dort war in der Mitte auseinander geschnitten, und die beiden Theile rauschten nun beim Beginn des Actes von der Mitte her, wo sie ineinanderflossen, wie eine Doppel-Portière, nach beiden Seiten zu weg und legten so die Bühne frei. Ebenso wurde beim Actschluß die Bühne wieder gedeckt. Du hast wohl davon gehört?

„Allerdings!" tönte die Stimme „Aber ich kann mir das nicht als eine Verbesserung vorstellen."

Es war auch keine. Die Hauptsache ist: das Oeffnen und Schließen der Bühne durch den Vorhang muß ohne Geräusch, exact und in größter Ruhe vor sich gehen können. Die Doppel-Portière jedoch ist alledem eher entgegen. Die Art und Weise ihrer Bewegung ist unbestimmt, unruhig und beängstigend. Richard Wagner, der es in Bayreuth mit diesem Vorhang versuchte, fühlte eben auch nur, daß es mit dem alten nicht mehr ginge, aber er fand doch mit der Doppel-Portière das Rechte noch nicht heraus. Er wird natürlich seinen Vorhang vertheidigen so gut er kann, und er kann Alles, was er unternimmt sehr gut, aber unfehlbar ist er deshalb doch nicht. Sein Vorhang in Bayreuth ist nur ein interessanter Versuch; Besserung wurde damit nicht

Digitized by Google

erreicht. Nachgeahmt darf sein Vorhang nicht werden. Alle die Fehler und Störungen, die Du vorher angeführt, werden durch diesen Vorhang auch nicht vermieden oder gehoben. Damit ist es also auch nichts. Was aber bleibt nun noch?

„Nur Eins!“ setzte mit energischer Hast die Stimme ein. „Und zwar nach meiner Ansicht das einzig Richtige. Ich will nicht mehr von Oben herunterfallen, ich will auch nicht nach den Seiten zu getheilt auseinanderrauschen, aber ich will von Unten her emporsteigen!“

Wie? — rief der alte Theatermeister, indem er überrascht den Kopf in die Höhe warf und halb staunend, halb sinnnend in dieser Stellung verharrte.

„Von Unten herauf will ich steigen!“ bekräftigte nochmals die Stimme in stärkerem Tone. „Damit sind, wie ich glaube, alle Zweifel, alle Fragen gelöst, alle Uebel gehoben.“

Von Unten herauf! — wiederholte mechanisch der Alte und blickte nun ernst zu Boden.

„Ueberdenke es nur erst ordentlich“, rauschte die Stimme unbeirrt weiter „und dann erwidere. Du bist überrascht, ich merke es wohl, — aber wenn Du Alles reiflich erwägst, wirst Du mir doch beipflichten müssen. Alles Neue berührt im ersten Augenblicke seltsam und stößt infolgedessen ganz naturgemäß auf Opposition. Auch hierin steckt ein gut Theil Tradition. Auch das Mangelhafte, wenn man sich daran gewöhnt hat, wird Einem lieb und erscheint zuletzt gut. Das ist die Macht der Gewohnheit.“

Ja, das wohl; aber von unten heraufsteigen — sagte immer noch befremdet der Alte — das ist denn doch — —

„Gar nicht so seltsam, als du vielleicht in diesem Augenblicke meinst!“ — so beschwichtigte freundlich rauschend die Stimme des Alten Bedenklichkeit. „Und der Vortheil liegt in Allem auf der Hand. Denke nur ruhig darüber nach.“

Digitized by Google

Ich bin schon dabei! — sagte grübelnd der Alte —. Aber wenn nun ein Stück oder ein Act beginnt und der neue Vorhang sinkt von Oben herab in die Tiefe, um so die Bühne zu enthüllen — —

„So wird“, rauschte schnell die Stimme dazwischen „falls noch etwas auf der Bühne fehlt, die Möglichkeit sehr leicht vorhanden sein, den neuen Vorhang auf halbem Wege oder wann man will, anzuhalten, d. h. vor dem weiteren Sinken zu bewahren, oder ihn langsamer sinken zu lassen, je nach dem, — wodurch also nur der obere Theil der Bühne gleich enthüllt wird und der untere mit dem Podium, auf dem ja Alles vorgeht, vorerst noch verhüllt bleiben, bis das oder der Fehlende sich gefunden hat. So wie ich jetzt gehandhabt werde, ist es jedoch gerade umgekehrt. Der Vortheil ist also schon in diesem ersten Falle klar. Giebst Du das zu?“

Dagegen wird sich kaum etwas sagen lassen! — entgegnete schon beruhigter der Alte. — Aber beim Actschluß zum Beispiel. — „Gerade da liegt der größte Vortheil des neuen Vorhangs. Jede Wort-Pointe kann schnell und bestimmt durch das Aufsteigen, das ja beliebig schnell oder langsam ausgeführt werden kann, abgeschnitten werden — oder austönen, wie es die beabsichtigte Wirkung, die erzielt werden soll, eben erfordert. Oder es steht eine Gruppe, ein hübsches Bild am Actschluß; wie schön muß es dann wirken, wenn das, worauf das Auge des Zuschauers haftet, allmälig von Unten her zu verschwinden beginnt, — wenn also das minder Beschauenswerthe, die Füße, überhaupt der uninteressantere, ausdruckslose untere Theil der Figuren ihm zuerst entzogen werden und sein Auge bis zum letzten Moment mit den Köpfen, mit dem mimischen Ausdruck der Gesichter beschäftigt bleiben kann. Wird nicht die Fantasie in diesem Falle

Digitized by Google

noch eine Weile fortarbeiten, wird nicht die angeregte Stimmung nachhaltiger, dauernder sein? — Leuchtet Dir das ein?"

Auch hierin muß ich Dir Recht geben! — sagte sehr befriedigt der Alte, während er wie es schien im Geist noch andere Fälle erörterte.

„Und so ist es in Allem, wenn Du die Probe darauf machen willst!" — rauschte mit einem leisen Anklang von Triumph die Stimme weiter. — „Auch die komischen Störungen werden auf diese Art gänzlich vermieden. Kein Intendant oder Director kann durch den neuen Vorhang auf der Bühne abgefangen werden, kein Regisseur wird mit dem Buch in der Hand in der hohlen Gasse ausgelacht. Der neue Vorhang sinkt eben von Oben herab; Jeder, der nicht auf die Bühne gehört, bemerkt das rechtzeitig und kann sich, ehe es zu spät ist, entfernen. Bei dem in die Höhe steigenden Vorhang ist es jedoch immer gleich zu spät — weil derselbe eben immer gleich den unteren Bühnenraum, das Podium, auf dem sich Alles bewegt, bloslegt. Den zu Beginn des Actes herabsinkenden neuen Vorhang kann der Inspizient eben immer überwachen und mit einem schnellen Wink oder Zeichen regieren. Und wie schön, wie klassisch ruhig, wie vorbereitend für jede Stimmung dem Publikum gegenüber wirkt der neue, der herabsinkende Vorhang beim Beginn eines Actes überhaupt, wie erhöht er schon von Anfang an die Spannung für das, was nun auf der Bühne sich bieten wird. Der Vortheil liegt in jedem Falle klar auf der Hand. In den angeführten Punkten hast Du mir bereits zugestimmt und die anderen magst Du darauf prüfen."

Der Alte war, wie es schien, schon fast überzeugt. Seine Gestalt war höher geworden, sein Gang, seine Bewegungen fester, seine Kopfhaltung energischer. So war es immer bei dem

Digitized by Google

Alten, wenn er etwas im Sinn hatte, was sein ihm so theuer gewordenes Theater verbessern konnte. Er war ein schnurriger Patron, der gute Alte. Er hatte nie geheiratet. Das Theater, die Bühne war ihm sein Alles. Dem Theater zu liebe war er Jungeselle geblieben. Er meinte, wenn er Weib und Kind daheim hätte, dann könnte er sich nicht so mit ganzer Kraft seinem Berufe widmen. Das Theater war sein Stolz, seine Puppe! Aber dafür war er auch ein Unikum in seinem Fache. Von dem was die seltsame Stimme ihm alles zugerauscht hatte war er nun mächtig ergriffen — alles arbeitete schon in ihm an der Einrichtung des neuen, besseren Vorhangs, denn daß nach allen Seiten hin sich nur Vortheile boten, das war ihm nun schon völlig klar. Die Sache hatte für ihn nur noch einen anderen Haken, an dem er noch nicht ganz vorüber war — denn er nahm es in allen Dingen sehr gewissenhaft. — Ja — rief er nun lebhaft wie ein Jüngling — ja, wir sind einig. Das heißt, in der Hauptsache! Du hast mich durch Deine Anführungen schon genügend überzeugt, denn sie umfassen das Wichtigste. Ich stimme Deinem Vorschlag bei: der neue Vorhang muß von Unten heraufsteigen! Eine andere Frage ist jedoch die: Wird die Einrichtung dieses neuen Vorhanges, der sich beim Beginn der Acte herabsenkt und beim Schluß derselben emporsteigt, überhaupt ermöglicht werden können?

„Wenn das Dein letzter Skrupel ist, so bin ich meiner Sache schon gewiß!“ — rauschte die Stimme vergnügt dem Alten entgegen. „Du meinst, ob die in Aussicht genommene Veränderung mit mir auch practisch durchführbar ist? Das weiß ich allerdings nicht, aber ich glaube es. Ich wüßte wenigstens nicht, welch ein Hinderniß sich der Ausführung entgegenstellen könnte. Du bist ja ein alter Theater-Practikus,

Digitized by

beschäftige Dich mit der Möglichkeits-Frage, stelle auf Deinen Modell-Theatern practische Versuche mit dem neuen Vorhang an. Da wird sich's ja zeigen. Ich fürchte nur ein Hinderniß — die Tradition! Wenn meine Umgestaltung daran scheitern sollte, nun — so haben wir uns wenigstens redlich bemüht, Etwas was wir nach unserer besten Ueberzeugung als gut erkannten, beim deutschen Theater einzuführen. In der Hauptsache sind wir Zwei einig geworden, das mag uns für jetzt genügen. Wenn Du über die Möglichkeits-Frage im Klaren bist, laß mich von Dir hören." Der Alte machte eine Bewegung, als ob er etwas sagen wollte, die Stimme aber ließ es nicht dazu kommen, sondern rauschte in gedämpfteren Tönen weiter:

„Meine Zeit ist für heute um. Wenn's wieder Vollmond ist, rufe mich um Mitternacht an. Wir wollen dann weiter über meine Zukunft reden. Bis dahin gehab Dich wohl und gedenke meiner. Ade!"

Eine heftige Wellenbewegung durchzitterte den Vorhang — er hob sich von selbst bis zur Hälfte und sank von selbst wieder herab.

Draußen schlug es eben Eins von allen Thürmen der Stadt.

Der alte Theatermeister hatte sich abgewandt und horchte nach dem großen Hinterfenster zu auf den Schlag der Uhr.

Als derselbe verklungen war, blickte er wieder nach dem Vorhang.

Derselbe hing regungslos herab, als ob nichts vorgefallen wäre.

Alles war still. — — — — —

Der Alte stand noch eine Weile und blickte sinnend nach dem Vorhang — — dann holte er seine Laterne und

Digitized by Google

entzündete sie an der Gasflamme, die noch auf der Bühne brannte. Er drehte dann die Flamme aus und begab sich langsam zu Bette.

Ob er in jener Nacht viel schlief?

Wer weiß das. — — — — — — — —

Am anderen Morgen war er mit dem ersten Licht, das der junge Tag spendete, an einem Modell-Theater sehr eifrig beschäftigt. —

Acht Tage darauf trat ein Büreau-Diener in das Zimmer des Intendanten und meldete: „Der Herr Theatermeister wünscht Ew. Excellenz in einer wichtigen Bühnen-Angelegenheit zu sprechen.“

„„Herein mit dem Alten““ — befahl die Excellenz freundlich — „„er kommt mir sehr gelegen, ich habe heute recht viel Zeit, denn auf 5 Minuten läßt der sich nicht ein, das kenne ich schon.““

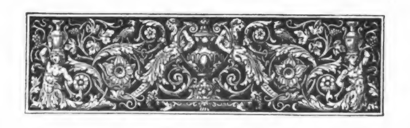
Nach wenig Augenblicken trat der alte Theatermeister in das Zimmer des Herrn Intendanten. Er trug einen verhüllten Gegenstand im Arm. Die Thüre wurde hinter ihm geschlossen.

Vielleicht hören wir noch mehr von dem guten Alten. Vielleicht — — —

Wenn's wieder Vollmond ist.

Wilhelm von Hoxar

Digitized by Google



Bernhard Baumeister.

K. K. Hofburgschauspieler in Wien.

Die Schauspielschule.

Freunde und Gegner haben die Theaterschulen gefunden. Die letzteren behaupten, daß nicht die Schule, sondern nur die Bühne selbst den Schauspieler erziehen müsse, und daß für ein wahrhaft großes Talent eine Schule von Ueberfluß sei.

Allerdings ist eine Schule nicht im Stande, Talent und Genie aus dem Nichts zu schaffen.

Aber die großen Gefahren, denen ein Anfänger ausgesetzt ist, das gänzliche Verkommen der Kunstjünger bei den sogenannten Schmieren zu verhindern, die Mittelmäßigkeit am deutschen Theater auf den rechten Weg zu bringen — denn nicht Alle sind Talente und Genies — das ist der Zweck und das Ziel der Schauspielschule.

Seit dem Jahre 1874 wirke ich als Lehrer am Wiener Konservatorium. Als alter Practicus spreche ich also meine vollste Ueberzeugung aus, daß die Schauspielschulen noch ein wahrer Segen für unser deutsches Theater sein werden.

Digitized by Google

Mit der Vermehrung der Schulen wird eine allgemeine Umwandlung des „Komödie-Spielens“ in eine wirkliche Kunst, eine Verwandlung der Unterhaltungstheater, in Kunstinstitute, und damit eine Verminderung des Schauspieler-Proletariats erfolgen.

B. Baumeister.

Digitized by Google

Friederike Goßmann.

Salzburg.

—⁂—

Ein Plauderbrief.

Sehr geehrter Herr!

Aus meinem Leben wollen Sie etwas wissen? Irgend ein Ereigniß mich betreffend, oder eine, Begegnung mit einer interessanten Persönlichkeit, oder ein Reiseabenteuer, kurz dies oder jenes, „was ich nur immer erzählen will", wie Sie liebenswürdig sagen. Wissen Sie auch, daß Sie mich in eine sehr große Verlegenheit setzen? Nicht als ob es mir an Stoff mangelte, denn wenn man auch das Liebste und Beste still für sich bewahrt und Niemand sagt, so gibt es doch sonst noch eine Menge Heiteres und Ernstes, was vielleicht des Erzählens werth ist, und hätte ich das Vergnügen persönlich mit Ihnen zu plaudern, so fänden Sie wol manchen Stoff, pikant genug um in Ihrem neuen Buche aufgenommen zu werden. Aber, selbst erzählen mag ich's nicht. Warum? Aus vielen Gründen. Einmal: aus Schreibfaulheit. Mir geht es wie Egmont, dem unter

vielem Verhaßten, das Schreiben das Verhaßteste gewesen. Dann: „ils sont trop verts“ — ich kann nicht schreiben. — Habe ich auch manchmal einen guten Gedanken — husch! ist er fort, so wie ich ihn auf's Papier bringen will; und steht er in Kopf und Herzen noch so warm und farbig, aufgeschrieben ist er kalt, eckig, steif, geschmacklos. Es ergeht mir da, wie es mir manchmal im Traum geschieht, wo ich brillante Gedichte zu machen glaube. Einmal, im Halbschlaf, stand ich auf und notirte was mir träumend so poetisch schön vorkam; es war der prosaischeste Unsinn, wie ich, erwacht, des Morgens bemerkte.

Ein anderer Grund ist, daß ich mich nicht rühmen oder prahlen will, und leicht bekäme meine Erzählung diesen Anstrich, wollte ich öffentlich mittheilen, was so frisch in meiner Erinnerung lebt, und mich für immer mit Dank erfüllt, denn ich habe nur Liebes und Freundliches von Welt und Menschen erfahren. Und speziell beim Theater. Ich finde, daß man so häufig Theater und Schauspieler, ganz irrig beurtheilt, indem man ersteres für einen wahren Herd von Intriguen, letztere für klug berechnende Naturen hält, bemüht diese oder jene Rolle mit Erfolg auch im Leben weiter zu spielen. Wie sehr irrt man sich! Kinder sind die Schauspieler — die meisten — und bleiben es so lang sie leben. Liebenswürdige, unwiderstehliche oft auch unausstehliche Kinder, mit allen Vorzügen und Schwächen derselben; voll élan, spontan im Fühlen und Handeln, impressionable, vielleicht etwas flüchtig — doch wo sich Eindrücke jagen, haben sie ja keine Zeit im Innern tiefe Wurzel zu fassen — vor allem aber: herzensgut und wolthätig. Ich habe Rivalinen wahrhaft entzückt gesehen, jedes kleinlichen Grolls vergessend in der Begeisterung über eine Kunstleistung der Gegnerin, und was die Wolthätigkeit be-

Digitized by Google

trifft, nirgends wird sie reicher und freudiger geübt als beim Theater.

Pardon für diese kleine Abschweifung vom Thema: weshalb ich keinen Beitrag für den allerneuesten „Theater-Decamerone“ — oder wie sonst Ihr interessantes Buch heißen wird — liefern kann. Also: von mir selbst spreche ich nicht gern — leugne aber nicht, daß ich's recht gern habe, um nicht ganz vergessen zu werden, wenn Andere von mir reden, besonders gut reden — und von den Mittheilungen meiner Freunde, oder sonst bekannter Persönlichkeiten zu erzählen, hält mich eine gewisse Scheu ab und die Furcht zu froissiren. Ich compromittire stets lieber mich als Andere. Vielen interessanten Menschen bin ich schon im Leben begegnet, Vielen hoffe ich noch zu begegnen; viele schöne Reisen habe ich schon gemacht, viele hoffe ich noch zu machen.

Soll ich von meiner Fahrt zur zweiten Nil-Cataracte plaudern? Von dem sonnigen Wunderlande, dessen stumme, steinerne Zeugen vergangener Tage eine so beredte Sprache führen?

Von den anregenden und fatiguanten Krokodiljagden? Oder von meinem Aufenthalt an den Ufern des märchenhaften Bosporus?

Die Beschreibung dieser Länder und ihrer Gebräuche ist von kunstgeübten und geistvollen Federn tausendmal geliefert worden. Neues kann ich nicht bringen; müßte also doch nur wieder mich in den Vordergrund stellen und sagen, wie Land und Leute auf mich wirkten. Und würde das interessiren? Ich selbst bin mir eine wichtige Persönlichkeit, bin aber, gottlob, einsichtsvoll genug, um dieses Gefühl des Interesses beim Publikum nicht für mich vorauszusetzen. Man wird bescheiden, wenn man viel in der Welt herum kommt,

Digitized by Google

und einsehen lernt, daß das Theater wohl eine Welt — eine schöne Welt — aber nicht die Welt ist.

Wie ich als ganz junge Frau und sehr verwöhnte Grille nach Constantinopel kam, da schien es mir sonderbar, daß die Leute nicht auf der Straße stehen blieben und sagten: „Da geht die Goßmann“ und ehrlich gestanden, wollte es mir sogar nicht recht behagen, daß ich im Salon meines Schwiegervaters nicht anders behandelt wurde, als jede andere Dame. Ich war so gewöhnt bei den Dîners auch als plat servirt zu werden — un plat de poisson, un plat de Gossmann und, als kleiner Modeartikel, Aufmerksamkeit und Galanterie auf mich allein zu ziehen. Nun mußte ich mit Anderen theilen. Das behagte mir gar nicht recht. Man überlegt ja nicht, wie viel von den einer Künstlerin gewährten Auszeichnungen auf den Bühnennimbus, der sie umgiebt zu rechnen, vielleicht auch auf die Mode, welche die Menge zwingt, einen Künstler zu fêtiren, wie sie heute ein enges, morgen ein weites Kleid adoptirt.

Man bedenkt nicht, daß die Mehrzahl der Menschen — und es ist recht hübsch, daß sie das thun — in der Schauspielerin auch außer der Bühne die idealen Gestalten der Dichtung sehen, denen sie eigentlich huldigen. Man läßt sich so gern verwöhnen, fragt nicht erst nach dem Warum? und ob man es denn auch verdiene.

Fragt man ja doch auch nicht, ob man den Sonnenstrahl verdient, oder den Vogelgesang, oder das lachende Grün. Man genießt es dankbar, findet es aber selbstverständlich. Ebenso nimmt man die Freundlichkeit der Menschen auf. Im Salon dagegen, im Verein mit anderen Frauen und Mädchen, verbietet es ja fast die gute Erziehung, einer Einzelnen ausschließlich zu huldigen. Man wird als Künstlerin so gewöhnt, sich als den Mittelpunkt eines Kreises zu

Digitized by Google

betrachten, daß man dieser lieben Gewohnheit sich nicht so leicht entwöhnt. Ich begriff gar nicht, daß das Theater nicht das Höchste und Interessanteste auf der Welt sei, daß der Gesprächsstoff sich nicht ausschließlich darum drehe, daß andere Fragen die Welt beherrschen und interessiren — viel interessantere — und bis ich all das einsehen lernte, kostete es manche Ueberwindung. Gottlob, war ich recht jung und elastisch genug, um diese Erziehung ohne Kummer durchzumachen; doch begreife ich wohl, daß es in reiferen Jahren nicht so leicht ist. Man läßt sich so schrecklich gern verhätscheln, verziehen, lieben, und wer das nicht zugesteht, sagt einfach nicht die Wahrheit. Ich möchte wohl Eines wissen. Ist für den darstellenden Künstler eine gewisse Einseitigkeit, ein sich Concentriren auf die Interessen seines Standes, besser, als ein weites ausgedehntes Wissen in allen Fächern? Ich vermag das nicht zu entscheiden, neige aber aus manchen Gründen — die der Eitelkeit ganz fern liegen — dazu, der Beschränkung auf den rein künstlerischen Gesichtskreis den Vorzug zu geben. Ich habe einmal zum Entsetzen meines gnädigen Gönners, des hochseligen Königs Georg von Hannover, die Ansicht ausgesprochen, daß es für die Kunst eine gute Zeit gewesen, da man den Schauspielern das Begräbniß hinter der Kirchhofsmauer angewiesen.

„Das ist recht paradox!“ ganz „Grille“ werden Sie sagen! Ich fürchte langweilig zu werden, darum setze ich meine Gründe für diese Anschauung nicht auseinander.

Richtig, da fällt mir ein, einmal habe ich doch auch in Constantinopel eine öffentliche Ansprache erfahren. Es war bei einem Gang zum Bazar und ich war in Begleitung meines Mannes und eines Herrn der Gesandtschaft. Zwei Türkinnen, verschleiert, wie es die dortige Sitte heischt und

Digitized by Google

in ihre weiten bauschigen Férédjés gehüllt, welche die Gestalt sehr ungraziös erscheinen lassen, blieben vor mir stehen. Die Eine sagte etwas zu ihrer Gefährtin und rief es mir dann laut lachend zu. „Was sagt sie?“ frug ich meinen des Türkischen kundigen Begleiter. „„Du issest kein Brod““, erwiderte mir der Gefragte, und sich zur Türkin wendend, frug er, warum sie glaube, daß ich kein Brod äße. Es stellte sich nun heraus, daß ihr meine schlanke, geschnürte Taille — welche das Gesetz, gottlob, mir nicht zu verhüllen gebot — diese Vermuthung eingab. Sie fand das sehr häßlich.

Doch ich plaudere und plaudere und vergesse vollständig meine Schreibfaulheit. Wissen Sie was? Acceptiren Sie, geehrter Herr, diesen Plauderbrief als kleinen Beitrag und zugleich als Beweis meiner characteristischen Inconsequenz; denn ich wollte recht bescheiden nicht von mir reden — und that nichts Anderes. Enfin-vous l'avez voulu.

Mögen Sie und die freundlichen Leser mir auch für diese kleine Dummheit, wie es schon bei mancher anderen großen geschah, als Kritik die nachsichtsvollen Worte sprechen: „Es ist halt die Grille!“

Inshalla! (mit Gott!) sagen die Türken.

Und so nehmen Sie denn herzlichen Gruß von der Grille

Friederike Goßmann

Salzburg, November 1881.

Digitized by Google

Tommaso Salvini.

Florenz.

Erklärungen und Betrachtungen über einige Werke und Charaktere William Shakespeare's.*

(Aus dem Italienischen.)

Einleitung.

Wenn alle menschlichen Wesen einander glichen, von demselben Gedanken durchdrungen wären, so daß sie die Dinge gleichförmig auffassen und beurtheilen könnten, so würde die Welt eintönig sein, und Viele wären lieber in der Verborgenheit geblieben. Aber gerade der großen Manigfaltigkeit verdankt die Natur ihre Schönheit und ihren Reiz. Derselbe Gegenstand kann von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet werden, die zu prüfen es fast

---

* Anmerkung des Herausgebers: Diesen, in Florenz gehaltenen Vortrag, hat der liebenswürdige italienische Künstler in erweiterter Form, als „einen kleinen Baustein" zu unserem Werke beigetragen.

Digitized by Google

Allen eine angenehme, anregende Beschäftigung erscheint. Diese Meinungen an sich bisweilen irrig, sind theils begründet durch eine besondere Charakter-Anlage, theils verwickelt in Folge zu gesuchter Schlußfolgerung, während es den meisten aber an hinlänglichem Urtheil mangelt. Glücklich die, welche stets das Richtige treffen! Es sind bevorzugte, von der Natur mit größerem Scharfblick, hervorragendem Verständniß und zartfühlender Gesinnung begabte Wesen! Nur ein Mann lebte, über dessen Werke die verschiedensten Meinungen aller Zeiten in Uebereinstimmung waren: sei es über sein literarisches Verdienst, sei es über die Auslegung seiner in gewaltigen Linien entworfenen und gemeißelten Charaktere! Dieser Mann ist William Shakespeare! Bei der Nennung dieses Namens zittert mir die Feder in der Hand vor Verehrung seines Genies. Mich tröstet aber und ermuthigt gerade die innige Liebe, die ich ihm entgegenbringe, und die es auch verzeihlich macht, wenn ich mich unterfange, ihn zum Ausgangspunkt meiner dürftigen Betrachtungen zu machen. William Shakespeare! Dieser unerschöpfliche Zergliederer der menschlichen Leidenschaften, dieser vortreffliche Erklärer der großen Gottes-Schöpfung, „Mensch“ genannt.....

Eine meiner Ansicht nach irrige, mir sehr oft entgegentretende Annahme ist die, daß nicht mit der englischen Sprache Vertraute außer Stande seien, Shakespeare's Werke zu erklären. Allerdings beeinträchtigen Uebersetzungen stets den Werth des Originals; aber sie schließen doch nicht die Möglichkeit aus, dessen Gedanken zu erspähen, die Charaktere zu entziffern, sich in die Personen zu vertiefen. Wenn sich der große britische Genius darin gefiel, die Scene hier nach Italien, dort nach Dänemark, dann nach Schottland zu verlegen, so geschah es, weil er sich zum Weltdichter emporschwingen wollte, was ihm auch gelang, indem er den

Digitized by Google

Darstellern einer jeden Nation freien Spielraum ließ, seine Charaktere den verschiedenen Sitten und Empfindungen anzupassen, eigen den Völkern, welche er uns so großartig vorführt; ja wäre er Sprachkenner gewesen, so behaupte ich, würde er sich stets der Sprache jenes Landes bedient haben, das er zum Schauplatz seiner Darstellung machte, um seiner Schöpfung das richtige Colorit des Orts der Handlung zu verleihen. Es hieße den Ruf des Weltdichters schmälern, ihn gleichsam herabsetzen, wollte man die Fähigkeit ihn würdig wiederzugeben, nur auf die angelsächsische Race beschränken.

Wenn die altgriechischen Autoren sich zu streng an die aristotelischen Vorschriften: Einheit der Zeit, des Ortes, der Handlung hielten, so war Shakespeare hingegen, wie wir zugeben müssen, gezwungen von denselben sehr oft abzuweichen. Gezwungen ward er von der Zeit, in welcher er dichtete, als das Theater in England noch in einem Urzustande war, und er es mit einem wenig begabten nicht an dramatische Aufführungen gewöhnten Publikum zu thun hatte, während die bessere, unterrichtete Classe es unter ihrer Würde hielt, jene Wirthshäuser zu besuchen, die man „Theater" nannte; und bis zu der Zeit, da Königin Elisabeth die Aufführung Heinrichs des VIII. im Palast zu Windsor gestattete, zählte Shakespeare nur Wenige, Bewunderer des Schönen und Erhabenen, zu seinen Verehrern. Hätte er unserer Zeit angehört, so glaube ich fest, daß die Form und Eintheilung seiner Werke eine nicht wenig andere gewesen wäre, und uns auf der Scene manches erspart würde, das er vielleicht gänzlich der Phantasie des gebildeten Zuschauers überlassen hätte. Zur Unterstützung dieser Meinung führe ich als erstes Beispiel an:

Wozu, frage ich, im Hamlet die erste Scene des ersten Actes, in welcher der Schatten von Hamlets Vater dem

Horatio, Marcellus und Bernardo erscheint? Erzählen denn nicht diese drei Personen in der zweiten Scene desselben Actes dem Hamlet das soeben Erlebte? Vergegenwärtigt Euch Schauspieler, deren vollendete Kunst auf's Treueste die durch das plötzliche Erscheinen hervorgebrachte Bestürzung wiedergiebt; ein Publikum gleichsam herangebildet bei dramatischen Aufführungen, begabt mit feinem Verständniß, und sagt mir, ob diese Episode, wenn nur seiner Phantasie überlassen, sie sich auszumalen, nicht mächtiger und wahrer gewirkt hätte, ohne daß die Wichtigkeit der Handlung verlöre? Ich füge hinzu, man sollte um das Fortschreiten der Kunst zu befördern, von dem Erscheinen eines Phantom-Schauspielers auf der Bühne Abstand nehmen. Wie mächtiger würde die Täuschung wirken, wenn Hamlet von der Gewalt des Eindrucks übermannt, die Worte des Geistes, welche er zu hören glaubte, vor sich hin wiederholte, und die Mitwirkenden den Anschein hätten, ihn, den Augen des Publikums Unsichtbaren, zu sehen! Man würde nicht die gemessenen schweren Schritte jenes nichts weniger als durchsichtigen und leichten Schattenbildes, auf der Bühne wiederhallen hören; man würde weder einen knochigen, nervigen, fleischigen, mit einem Fischschuppen-Gewande, oder mit papierner Rüstung und papiernem Helme bekleideten Körper gleich einem anderen Menschen sich bewegen und vorwärts schreiten sehen; noch würde man endlich ein electrisches, zum größten Theil hin und herschwankendes, geräuschvolles Licht erblicken, nur geeignet, die Erdichtung der Kunst stets mehr aufzuklären und Euch zu einer völligen Enttäuschung zu führen.

Einige andächtige aber pedantische Anbeter von Shakespeare's Werken sagen: „So wollte er es, und so muß es bleiben." Nein! Er hätte es lieber nicht so haben wollen, wurde aber von der Verfassung, in welcher sich damals die

Digitized by Google

schwerfällige Auffassung seines Publikums befand, dazu gezwungen. Heute, bei veränderten Zuständen, da der Geschmack verfeinert, der Zuschauer gebildet und verständnißvoll ist, sollte man sich nicht von jenen Fesseln befreien, welche meines Erachtens nur ein Hinderniß für jeden Fortschritt des Wahren und Schönen in der Kunst bilden? Ich will sie damit keineswegs ausgeschlossen wissen, da ich in vielen Stücken die Grundlagen des Trauerspiels dadurch erschüttern würde; wünschte aber die möglichen Formen-Veränderungen einzuführen, welche sich den Forderungen der Gegenwart mehr anpassen. Was ich bisher erwähnte, bezieht sich auch auf alles Unwahrscheinliche und Uebernatürliche, in den Werken des englischen Dichters, namentlich auch auf gewisse Scenen, in welchen, nach meinem Gefühl die praktische Ausführung das Ideal des Publikums verletzt. Daher erlaube ich mir auch die Erwürgung der Desdemona vor den Augen der Zuschauer zu verbergen. Die Kunst ist unvermögend, mit getreuer Wahrheit jenen furchtbaren Kampf wieder zu geben. Um dies zu können, müßte man bei jeder Aufführung des Othello eine Schauspielerin erdrosseln, und ich bezweifle, daß sich bei aller Liebe zur Kunst und aller Verehrung für den Dichter nur Eine dazu hergeben würde! Vollziehen sich die gewaltsamen Zuckungen des Opfers und seines Vollstreckers nicht viel besser in der Fantasie des Publikums? Erscheint das Bild in dem verhüllten Grabe nicht lebhafter gefärbt als in falscher Beleuchtung vor den Augen des Publikums? Wird nicht in dieser Weise das Grauen, der Abscheu, der Unwille beseitigt, der sich des Augenzeugen eines so widerlichen und thierischen Actes bemächtigt?

Wer wird mir darin wohl entgegen sein? Vielleicht nur Jene, welche in der Befriedigung einen täuschenden und

Digitized by Google

gemeinen Effect mit unsicheren und verblaßten Farben bewirkt zu haben, es übersehen, wie sehr diese dem Gesammtbilde schaden. Eine andere Scene desselben Stückes, welche mir nur zu Gunsten eines nicht sehr kritischen Publikums geschrieben scheint, und sich mit Othellos Charakter schwer verträgt, und welche ich deshalb bei meiner gekürzten Darstellung ganz weglasse, ist jene, in welcher Cassio von Jago angereizt, die süßen Stunden an der Seite seines Schatzes Bianca schildert, und wie er zu dem famosen Taschentuch gekommen sei. Othello ist versteckt. Die wenigen Worte, welche er aus Cassio's Reden auffängt, bezieht er auf Desdemona, und um in seiner Auffassung bestärkt zu werden, bemerkt er in Cassios Händen als Trophäe seines Glückes das Taschentuch, welches der Mohr seiner Geliebten geschenkt hatte. Halten Sie es wohl für möglich, daß ein Mann von dem stolzen und heftigen Character des Mohren sich beherrschen könne, wenn er die Erzählung seiner eigenen Schande von den Lippen Desjenigen vernimmt, der sie über ihn gebracht? Würden Sie es nicht für wahrscheinlich halten, daß er wie ein Tiger über Cassio herfällt und ihn zerfleischt? Dieser würde jedoch genug Zeit gewinnen, um das Mißverständniß aufzuklären und das Trauerspiel wäre zu Ende. Man muß daher entweder die Scene ertragen, zum Schaden von Othello's Charakter, oder sie weglassen. In der Legende des Cintio Giraldi, woraus Shakespeare seinen Stoff geschöpft hat, kommt eine solche Scene nicht vor. Giraldi läßt den Othello von seinem Fähnrich in das Haus des Cassio führen und läßt ihn von außen durch das geöffnete Fenster das Taschentuch zeigen, welches Bianca vollkommen ähnlich demjenigen der Desdemona nachgearbeitet, und dem Cassio geschenkt hatte.

Ein andrer Verstoß gegen den Ort scheint es mir, daß

Digitized by

Macbeth, nach verübtem Königsmord, seiner Frau die Eindrücke vor und nach verübtem Verbrechen erzählt. Ist etwa der Hof des Schlosses von Inverneß, wo er jeden Augenblick gehört, vom Blute besudelt entdeckt werden und um die Früchte solcher Missethat gebracht werden konnte, der geeignete Ort für eine solche Auseinandersetzung? Und war es nicht die Vorsicht der Lady Macbeth, welche ihn, allerdings zu spät bestimmte, den gefahrvollen Ort zu verlassen. In diesem Falle wäre jedenfalls ein Decorations-Wechsel, welcher bei Shakespeare oft vorkommt, wohl zu rechtfertigen. Ich könnte noch manche Versündigungen gegen Ort und Zeit, manche Anachronismen und Unwahrscheinlichkeiten anbringen, aber der freundliche Leser wird begriffen haben, daß ich mich nicht als Kritiker Shakespeare's vorstellen will, da ich mich diesem ebenso gewagten als kritischen Unternehmen nicht gewachsen fühle, wohl aber wird er sich von der Gründlichkeit und Ehrfurcht überzeugt haben, welche ich dem ernsten und liebevollen Studium Shakespeare's entgegenbrachte. Sollten auch meine vorstehenden, sowie noch nachfolgenden Bemerkungen dieses Vortrages ein Echo bei Ihnen gefunden haben, so haben sie doch nur die Bedeutung der Sonnenflecken, welche den großen Stern nicht daran verhindern, die Welt zu erleuchten. Bevor ich mich an das Studium der Charaktere Hamlet's, Macbeth's und Othello's begab, prüfte ich die Legenden, denen der Dichter seinen Stoff entnahm; ich ließ mir die englischen und deutschen Kritiken und Kommentare übersetzen, und las die italienischen, französischen und spanischen im Original. Die ersten obgleich tief und scharfsinnig, erschienen mir merkwürdig von einander abweichend, so daß ich mir kein bestimmtes Urtheil durch sie bilden konnte; die Italiener sündigten durch Anmaßung eines unappellirbaren Richterspruchs; endlich über-

Digitized by Google

zeugten mich die Nachkommen eines Cervante's und Lopez de Vega mehr, aber Alles in Allem, beschloß ich über die englischen Werke Shakespeare selbst zu befragen.

O, Ihr Künstler der dramatischen Welt! Schweift mit Eurem Geiste nicht ins Weite, um den Quellen der von ihm geschaffenen Charaktere nachzuforschen. Nur an jener Quelle allein, könnt Ihr den Durst Eures Wissens löschen! Erquickt Euch an jenem klaren und gesunden Tranke, und Euer Geist wird sich ohne Mühe und Widersprüche für die Aufnahme jener eingebildeten Geheimnisse öffnen. Nachdem Ihr Euch mit der Geschichte des von ihm verarbeiteten Stoffes bekannt gemacht, begebt Euch sogleich zu ihm selbst, studirt ihn mit emsiger Ausdauer in jedem seiner Sätze; bringt alle seine Gestalten in Beziehung zu einander, prüfet genau abwägend ihre Charaktere, versetzt Euch im Geiste nach dem Ort und der Zeit der Handlung, erforscht genau ihre Sitten und Leidenschaften, und mit all Diesem ausgerüstet, werdet Ihr Euch auch am leichtesten in die Person vertiefen, und den dargestellten Charakter in möglicher Vollkommenheit wiedergeben. Laßt Euch nur die Arbeit nicht verdrießen! Glaubt Ihr sie beendigt, so fangt von Neuem an! Ausdauer über Alles! Shakespeare studirt man nie genug; mit diesen Prinzipien und dieser gewissenhaften Ueberzeugung will ich nun zur (allerdings unvollkommenen) Analysis von Hamlet's Charakter übergehen.

Hamlet.

Hamlet ist ein Sohn, dessen Vater plötzlich gestorben, und dessen Mutter nach nur zweimonatlicher Wittwenschaft eine zweite Ehe mit dem Bruder des verstorbenen Gemahls

Digitized by Google

eingeht. Der plötzliche Tod des Vaters und die so schnelle Verheirathung der Mutter sind zwei Stacheln, die das Gehirn des armen Fürsten von Dänemark quälen. Was war die Todesursache des Vaters, was der Grund dieser schleunigen Hochzeit? Jeder gute Sohn hätte gestrebt, dies zu ergründen, und Hamlet, der ein zärtliches Herz hat, und sich in seinen Jugendjahren mit großer Beharrlichkeit und Vorliebe dem Studium philosophischer Werke hingab, widmet sich mehr als jeder Andere gänzlich diesen Nachforschungen. Diese erregen in ihm den Verdacht, der Oheim habe ihn des Vaters beraubt, während er andrerseits die grausame Gewißheit erhält, daß die Mutter ihren Schmerz, wenigstens als Wittwe und liebende Gattin nicht aufrichtig fühlt. In seinen Augen ist der Eine ein Brudermörder, die Andere eine Treubrüchige. Betrübt ihn der frevelhafte Leichtsinn der Mutter und macht ihn melancholisch und nachdenklich, so erregt das muthmaßliche Verbrechen seines Oheims seine Zweifel, sein Mißtrauen, seine Rachgedanken. Die Erstere raubte ihm die Achtung und jedes tugendhafte Gefühl für das Weib, der Letztere erfüllte ihn mit Verachtung und Mißtrauen gegen den Mann. Dieses ängstliche, enttäuschte, argwöhnische Gemüth war umschlossen von einem zartknochigen, äußerst reizbaren, ziemlich fleischigen aber blutleeren Körper; kurz ein lymphathisches, nervöses Temperament, eine natürliche Folge der Unentschlossenheit, der Furcht, der Ungewißheit, die ihn jeden Augenblick erfaßt, und die bei einem anders gearteten Jüngling unberechtigt erscheinen würde. Daraus erklärt sich, daß er nicht, ungeachtet der augenscheinlichen Gewißheit keinen Irrthum zu begehen, augenblicklich Gerechtigkeit an dem Verräther übt, der ihn des Vaters beraubt, immer einen Grund, eine Entschuldigung für die Ausübung seiner Rache suchend und findend. Ausgezeichnet unterrichtet, mit reicher Phantasie

Digitized by Google

begabt, im Besitz einer umfassenden Gelehrsamkeit, steht sein Geist in beständigem Kampfe mit seiner Nervosität und seinem Herzen. Von Beiden wird er gequält und gepeinigt, aber der den Nerven und dem Blute überlegene Geist hemmt ihm die Thatkraft. Er zweifelt an seinen Freunden, an seiner geliebten Ophelia, an der Mutter, an dem Schatten seines Vaters, an sich selbst, an dem unbekannten Lande jenseits des Grabes! Aber aus dem Denken entsteht der Zweifel, daher glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß Shakespeare in der Person des Hamlet den Begriff „der Gewalt des Gedankens über die That", zu veranschaulichen strebte. Er ist mehr ein Begriff als ein Charakter. Ein Mensch wie Hamlet war niemals, noch wird er je sein können. In meinem Leben traf ich bei den mir bekannten Völkern Menschen anscheinend von „hamletischer" Veranlagung, (man verzeihe mir diesen Ausdruck) aber sie besaßen nur ungenügende philosophische Kenntnisse, so daß sie nur eine blasse Parodie zu jener völligen Verkörperung des Gedankens und Zweifels bildeten. Wenn wir ihn dennoch als einen möglichen Charakter gelten lassen, so wird ihn jeder von einem anderen Gesichtspunkte beurtheilen, so wie ihn Viele unter ganz verschiedenen Formen deuten und darstellen. Er ist vorzüglich dazu geeignet, Annahmen und Vorstellungen zu erwecken, die dem Dichter selbst durchaus fern lagen.

Die Einen wollen ihn zum Wahnsinnigen stempeln, die die Anderen nehmen im Gegentheil an, er stelle sich absichtlich so. Einige sehen in ihm das Sinnbild der kalten Berechnung, Andere den eifrigen Erforscher der tiefsten Geheimnisse. Die Einen lassen ihn streng, die Anderen liebevoll gegen die Mutter erscheinen; bald gottlos, bald nachdenkend über die heiligen Mysterien und bald andächtig . . . . kurz er gleicht dem Chamäleon, das die Farbe je nach dem auf dasselbe

Digitized by Google

fallende Licht wechselt. Befragen wir Shakespeare selbst! Der Schatten des Vaters befiehlt dem Hamlet die schreckliche Frevelthat des Oheims nicht zu dulden, und ihn nicht zu vergessen! Und er betheuert und schwört, daß er aus seinem Geiste jede Erinnerung, jede in den Büchern ausgesprochene Ansicht, und jedes Bild, jede Spur von der Vergangenheit verbannen werde, um einzig und allein sein Gebot lebendig zu bewahren. Und um vor den Augen Aller diese einzige ihn beseelende Idee zu verbergen, läßt er sich von seinen Freunden schwören, Nichts von dem was sie in jener Nacht sahen, zu enthüllen, auch nicht die geringste Bemerkung über sein Thun und Lassen zu machen, noch den geringsten Ausdruck ungläubiger Verwunderung entschlüpfen zu lassen. Daraus kann man deutlich ersehen, daß er sich wahnsinnig stellt, und damit die Verstellung für ihn vortheilhafter würde, wählt er nur eine fixe Idee vermischt mit überspannten, doppelsinnigen Anspielungen, die dem Polonius als thörichte Aeußerungen erscheinen, als Wahnsinn, in dem Methode ist, und deren sich Hamlet bedient, um die Gemüther Derer zu verletzen und zu prüfen, welche ihn lauernd umgeben. Und sagt Hamlet nicht selbst, wenn dies nicht genügen sollte, in der Scene des dritten Actes, zu der Mutter: Nun, rufe Deinen König, wiederhole ihm jedes meiner Worte, und sage ihm, daß mein Wahnsinn nicht echt, sondern erkünstelt ist! Wer kann nach diesem Bekenntniß noch den Glauben festhalten, Hamlet sei wirklich verrückt? Sicherlich ermüdeten die unausgesetzten Grübeleien seinen Geist derartig, daß er glaubt irre zu reden und einen Ruhepunkt für seine Gedanken sucht, theils indem er die Speichelleckerei des Polonius lächerlich macht, oder auf ironische Weise seine heuchlerischen falschen Freunde entlarvt, oder die Schauspieler einlädt, ihm eine Scene aus einer

Digitized by Google

dramatischen Dichtung vorzuspielen. Ein Verrückter sucht nie nach einem Mittel seinen Irrsinn zu unterdrücken. Er kann kein kalter Denker sein, weil er wie wahnsinnig nach der Erkenntniß des Wahren strebt, weil seine Ohnmacht, die stärker ist als sein Wille, ihn beunruhigt, und weil endlich Polonius in dem ersten Act in der Scene mit Ophelia ihn einen leidenschaftlichen Jüngling nennt. Er ist nicht zu streng gegen seine Mutter, obwohl er es mit Recht sein könnte, und obgleich er ihr mit lebhaften Farben den ungeheuren Unterschied zwischen seinem Vater und dem ehebrecherischen, tigerhaften Oheim schildert, begleitet von Reden und Bewegungen, welche die Mutter für ihr Leben fürchten lassen, so räth er ihr dennoch bei der Erinnerung an die väterliche Ermahnung, so bittet er sie dennoch wieder mit kindlicher Zärtlichkeit, ihren schlechteren Theil von sich zu werfen, und ihn mit ihrem übrigen, besseren Selbst zu segnen. Armer Hamlet! Deine ganze fromme Kindesliebe sollte sich einzig und allein auf Deinen Vater beschränken! Denn die Mutter ist ihrer unwürdig! Auch ist er durchaus nicht ungläubig, denn er glaubt an den Einfluß von Ophelia's Gebeten auf seine Sünden, und pflegt im höchsten Grade den Cultus der Liebe zum Vater, zu Ophelia und zu seinem einzigen Freunde Horatio, zu dem er sich flüchtet, wenn er den Drang fühlt, sich in einer ruhigen und reinen Atmosphäre zu bewegen.

Ich habe niemals begriffen, warum Hamlet stets als ein Student dargestellt wird, im Begriff zu seinen Studien in Wittenberg zurückzukehren. Ich gebe zu, daß die Entwickelung des Geistes im nordischen Klima nicht gleichen Schritt hält mit der etwas langsamen, körperlichen Entwickelung, und daher konnte er sich erst 6 oder 7 Jahre alt, so genau der geistreichen Späße und scharfsinnigen Worte des armen Jorik erinnern, der nach Versicherung des

Digitized by Google

Todtengräbers schon 22 Jahre begraben ist; und wenn wir als wahrscheinlich zugeben, daß Jorik nur ein Jahr, nachdem er den kleinen Hamlet auf seinen Schultern herumgetragen, gestorben sei, so müßte Dieser nach richtiger Berechnung mindestens 30 Jahre alt sein. Ein Student von diesem Alter wäre ein sehr seltener Fall! War es vielleicht nicht richtiger, ihn statt dessen, stets fleißig, reiselustig, um sich besser unterrichten zu können und an den Hof zurückgerufen, durch das schmerzliche Ereigniß, des Todes seines Vaters, vorzuführen? Meines Erachtens machte ihn Shakespeare deswegen zum gereiften Jüngling, um ihm auch ein kräftigeres Denken und eine reifere Ueberlegung anzupassen, denn in der That überlegt und spricht er mit männlicher Vernunft; er ist ebenso kräftig an Geist, wie in seinem Entschließungen knabenhaft. So mütterlich die Natur auch seine Einbildungskraft pflegte, eben so stiefmütterlich bedachte sie die Energie seines Blutes. Das Bleigewicht der Gedanken das auf seinem Haupte lastet, macht seinen Körper ungelenk und schwankend. Befreit ihn von jenem Gewicht, und wie durch Zauberschlag werdet ihr ihn zur Handlung und That eilen sehen. Und darum entscheidet er sich erst, nachdem er erfährt, daß der nahende Tod seine Gedanken abschneiden wird, den Mörder seines Vaters zu tödten, er sagt: „So thu' denn Gift dein Werk!“ Und ich füge, den Werth dieser Phrase erklärend hinzu: „Mit meinem Schwanken vernichte auch sein Leben!“

Es ist für den Künstler keine leichte Aufgabe, diesen philosophischen Begriff klar zur Anschauung zu bringen. Selten gelang es mir, ihn einem gemischten Publikum deutlich und zugänglich zu machen. Es bedarf dazu einer natürlichen Stimmung des Geistes, einer sympathischen Verschmelzung der Sinne mit den physischen Mitteln, welche

Digitized by Google

nicht oft vorkommt, wie sich auch nicht oft ein Publikum findet, das ihn leicht begreift, oder Kritiker, die ihn zu definiren wissen. Schmerzlich ist dem Künstler gewiß die Phrase: „ja das ist nicht Shakespeare's Hamlet", hören oder lesen zu müssen, ohne ihn jedoch eines Besseren zu belehren, und ihn somit in den Stand zu setzen, die Kritik billigen oder abweisen zu können.

Für mich ist Hamlet, ich wiederhole es, das Sinnbild der Gewalt des Gedankens über die That!" Mögen Andere anders darüber denken!

Macbeth.

Ich halte es für gut, unmittelbar zur Erklärung von Macbeth's Charakter zu schreiten, da er mir als ausgesprochener Gegensatz von Hamlet's Charakter erscheint. Zu einem so vollkommenen und hohen Grade der Vollendung gebrachte Gegenüberstellungen sind nur Schöpfungen eines seltenen, wenn nicht einzigen Genies, daher nur Shakespeare sie bevorzugte.

Wenn man Hamlet als die Verkörperung der „Gewalt des Denkens über das Handeln" betrachten kann, glaube ich Macbeth als „die Ueberwältigung des Gedankens durch die That" bezeichnen zu dürfen. Immer ist es Shakespeare welcher meine Annahme durch seine eigenen Worte bestätigt. Er läßt seinen Helden im 2. Akte sagen: „Zu sehr nur kühlt das Wort die Glut der That! Ich geh', es ist gethan." — Im dritten Akte spricht er: „Seltsames birgt mein Kopf, es will zur Hand, es muß gethan sein, eh' noch recht erkannt!" Und im 4. endlich: „Der flüchtige Vorsatz ist nicht einzuholen, geht nicht die That gleich mit. Von

Digitized by Google

nun an sei der Erstling meines Herzens, auch sogleich der Erstling meiner Hand, und auf der Stelle mein Wort durch That zu krönen, sei's gedacht, gethan!" — Ich glaube, daß diese Erklärung keines Commentars bedarf. Macbeth gehörte einer Zeit an, in welcher das Eisen den Vorrang vor dem Golde hatte. Politik, Kriegskunst, diplomatische Verhandlungen unterordneten sich der persönlichen Tapferkeit einer wilden, verthierten, blutdurstigen Zeit, die aber trotzdem ihre guten Seiten hatte, als: Strenge, Achtung vor übernommenen Pflichten und beschworenen Verträgen, Bewunderung der kühnen Thaten, angemessenen Lohn für geleistete Dienste, Anerkennung jeder großherzigen, edelmüthigen Handlung. Ob als Frucht der Unwissenheit oder einer falsch verstandenen und geleiteten Erziehung, setzen die Völker Schottlands zu jener Zeit ein volles Vertrauen in günstige oder unheilkündende Erscheinungen und in Alles, was sich als übernatürlich darstellte. Zu diesem irrigen Glauben trugen das zigeunerhafte Leben der nomadischen Bewohner und die Zerklüftung des Bodens reichlich das Ihrige bei.

Macbeth, welcher nichts anderes war, als ein kräftiger, muthiger, stolzer und abenteuerlicher Krieger, glaubte ebenfalls an Vorhersagungen. Auf der Heimkehr von einer siegreichen Schlacht, stößt er eines Tages auf Hexen, die um ihm zu schmeicheln, ihm einen Thron prophezeien. Er war auch vor dem nicht sehr blöde. Er bewegte sich in gleichem Schritt mit seinem Glücke, überzeugt, dadurch zu neuen Ehren zu gelangen. Aber von diesem Augenblick an, wandelt sich seine kriegerische Kühnheit in eine kühnere Bestrebung und sein gewohnter Drang zur That zu eilen, kennt nur kurzen Stillstand noch. Kein Hinderniß hält ihn zurück, noch der Gedanke eines Meuchelmords, eines Tod-

Digitized by Google

schlags ohne Widerstand. Wäre mit der That Alles beendet, er hätte sie schon vollführt. Doch hätte er zu viel zu verlieren, wenn sie mißlänge: seinen Rang, seinen Ruhm, als Krieger die öffentliche Achtung, die Auszeichnung, mit welcher ihn erst kürzlich derselbe König ehrte, der einen solchen Verrath doch nicht verdiente. Ist es jedoch wohl möglich, daß ein Mann wie Macbeth, immer gewohnt, Gefahren herauszufordern, vor Hindernissen zurückschreckt? Er stürzt sich mit der ganzen Gewalt seiner Person in die That, und von zügellosem Ehrgeiz angetrieben, verübt er den Königsmord. Bedurfte er zur Erreichung seines Zieles, großer, edler Thaten, und nicht eines Verbrechens, er würde sein Land damit beglückt haben; doch wurde Blut erfordert, und er folgt der Nothwendigkeit, um sich den Thron zu sichern. Vom Mord zum Morde schreitend, errichtet er auf Leichen den Grundbau seines Ehrgeizes. Nicht Furcht noch Vorwurf folgt dem Verbrechen. Die Schatten des Banquo und seiner Kinder machen ihn rasend, aber die Erscheinungen reizen und kräftigen ihn; die Gesichter regen ihn auf, doch kennt er keine Furcht. Er würde allerdings, um seinen Frieden zu gewinnen, lieber neben dem gemordeten Duncan ruhen, als allnächtlich von den Larven seiner Schlachtopfer aus dem Schlafe geschreckt zu werden. Er verlangt nach Ruhe, doch nicht nach Sühne! Der Arzt, auf Lady Macbeth's Zustand anspielend, sagt: „Darin muß der Kranke sein eigener Arzt sein!“ Darauf erwidert er: „Wirf die Arzneien den Hunden vor, ich will sie nicht!“ womit er jede Reue ob seiner Thaten zurückweist. Was kümmert's ihn, wenn ihn die Gesichte quälen? Er trotzt ihnen, bekämpft und besiegt sie mit seinem starken Geist. Dieser ehrgeizige Bluthund bleibt eine großartige Erscheinung! Wie der Pelide Achilles hat auch er seine verwundbare

Digitized by Google

Stelle, und dort wird er getroffen! Wer würde heutzutage glauben, daß sich ein Wald bewege und seinen Platz wechsle! Wer würde einem unreif geborenen Kinde die Kraft zutrauen, einen Koloß zu stürzen. Macbeth glaubt es! Hier ist seine schwache Stelle und sein Aberglaube wirft ihn zu Boden! Wie aber der, vom Hunger getriebene Löwe den Feuerkreis überspringt, hinter welchem ihn Menschenlist die Fallgrube bereitete, wie er hineingestürzt, Zielscheibe der bewaffneten Karawane, noch um sich schlägt, mit riesenhaften Zuckungen, doch vergeblich gegen sein Schicksal ankämpft, so Macbeth; mit dem Aufgebote aller angeborenen Kraft und Tapferkeit. Doch das Schicksal hat gesprochen; er sollte stürzen und stürzt, gefällt vom Schwert, wie er vom Schwerte lebte!

Wenn eine Vergleichung mit einem ähnlichen Charakter erforderlich wäre, würde ich den Sohn des Papstes Alexander VI., den berüchtigten Herzog Cäsar Borgia anführen, welcher wie Macbeth, kein anderes Mittel zur Erhaltung seiner Machtstellung kannte, als Gift und Dolch. Aber dieser beging Gemeinheiten und Scheußlichkeiten, welche Macbeth fern lagen, weswegen auch der Eroberer des schottischen Throns in seiner Wildheit viel erhabener erscheint. Als ich zum ersten Male jene große Tragödie las, erwartete ich in der Nachtwandlungsscene eher Macbeth selbst als seine Frau erscheinen zu sehen, und ich hatte Mühe an das Gegentheil zu glauben.

Dieses Spiel meiner Gedanken dürfte seltsam scheinen, aber nicht ungerechtfertigt sein. Die Nachtwandlungsscene findet im Anfange des fünften Actes statt, und bis zu dem Augenblicke, da die Kammerfrau und der Arzt darauf hindeuten, hat Niemand sie erwartet, noch einen Grund, sie vorauszusehen!

Digitized by Google

Lady Macbeth hat kaum den Brief ihres Mannes, worin er die Thronprophezeihung meldet, gelesen, als sie blos über ein Verbrechen brütet, um diese wahr zu machen, und die Rückkehr des Gemahls herbeisehnt, um mit aller Macht ihres Einflusses auf ihn zu wirken. Sie stiftet ihn an, sie überzeugt ihn, sie macht die Leichtigkeit der Ausführung geltend. Sie verübt die That nicht selbst, hätte sie aber verüben können. Sie befleckt ihre Hände mit Duncan's Blut, um ihren Mann zu überzeugen, mit welcher Gleichgiltigkeit man sich damit beflecken könne, schilt ihn einen Thoren, überhäuft ihn mit Vorwürfen, wenn die Geister-Erscheinungen ihn erschrecken. Nicht ein Wort der Gewissensbisse und der Reue. Nie eine Aufwallung von Furcht oder Erregung, welche der Vermuthung Raum gäbe, daß einst ein Tag der Sühne kommen könnte!

Wie sollte nun diese Frau der kühnen Entwürfe und festen Entschlüsse plötzlich des Schleiers der Entschlossenheit sich entkleiden, und den furchtbaren, aber großartigen Eindruck verwischen, welchem der Zuschauer bis dahin sich hingab? In welcher Absicht hätte wohl der Dichter, welcher in allen seinen Schöpfungen von Anfang bis zu Ende, den Typus seiner Gestalten festhält nur bei Lady Macbeth eine Ausnahme machen wollen? Warum eben für sie, welche, um einem Eide treu zu bleiben, fähig ist, dem eigenen Säugling den Schädel zu zerschmettern? Fähig ist der grausamsten Schandthaten, ohne dadurch ihre Kaltblütigkeit zu verlieren? Wo und wann ist auch nur die Wahrscheinlichkeit einer solchen Wendung im Charakter angedeutet? Hat Krankheit sie schwach und schwankend gemacht? Sei dem so! Dennoch hätte ich gewünscht, daß sie selbst im Traume sich nicht bemüht hätte, des gemordeten Duncan's Blut an ihren Händen abzuwaschen, um den grausamen Charakter

Digitized by Google

in seiner Ganzheit bis zum Schlusse durchzuführen. Jene Scene scheint mir ursprünglich für Macbeth geschaffen, und später zu Gunsten eines anderen Schauspielers — damals gab es keine Schauspielerinnen — welcher vielleicht mit einer anderen Rolle des Trauerspiels nicht zufrieden war, umgeändert worden zu sein. Danken wir ihm von Herzen, dadurch die erdrückende Last der Hauptperson Macbeth um einige Pfunde erleichtert zu haben. Wie wird doch jener Typus weiblicher Ruchlosigkeit vom Gatten gar nicht geliebt und geachtet. Er will ihr den angeordneten Mord des Banquo nicht mittheilen, damit sie wenigstens daran unschuldig bleibe, wie er auch die Absicht, sich von Macduff zu befreien, verschweigt. Doch dieser Plan scheiterte und er kam zu spät, was er sich bitter vorwarf. Armer Thor! Hättest Du ihn gleich Deiner Gattin anvertraut, so wäre Deinem Blutdurst nicht das einzige Wesen entgangen, das mit seinem Prestige Dich besiegte und um einen Kopf kürzte! Sie starb Dir zur ungelegenen Zeit, als Du am nothwendigsten Derer bedurftest, welche mit ihrem cynischen Gleichmuth Dir den Muth zum Verbrechen einflößte! Und mit Recht riefst Du bei der Todesnachricht aus: „Sie konnte später sterben!“ Jetzt, wo Du wie der Bär umstellt bist! Bereite Dich denn für Dein Schicksal vor, stirb als Tapferer, in Deiner Rüstung, wie Du als Tapferer gelebt hättest, wenn Dein maßloser Ehrgeiz, der Vater so vielen Unheils, Dir nicht Herz und Geist verderbt hätte!

Du warst eben so groß, als böse! Ein Jeder flucht Dir, wie Dich ein Jeder bewundert. Nach seiner Fabel, seinen Charakteren und hochtragischen Leidenschaften wurde dieses Drama zum Meisterwerk des Schwans von England gestempelt.

Digitized by Google

Othello.

Verlassen wir jenen blutbefleckten, verbrecherischen Streber, um eine reinere, wohlthuendere Luft zu athmen und begeben wir uns nach Venedig, der zauberischen, romantischen Beherrscherin des Meeres. Ueberschreiten wir die Brücke jenes Labyrinthes von Mauern, Häuser und Kanäle genannt, wo reine Herzensneigungen und poesievolle Liebesabenteuer durcheinander sich bewegen.

Versetzen wir uns in jene Zeiten, da die schlaue und mächtige Republik sich zu nutze machte, was immer nützen konnte, und Feldherrn und Truppen aller Länder anwarb, wenn Fähigkeit und Tapferkeit sie nur empfahl.

Unter diesen war vor Allen Einer durch Klugheit und Tapferkeit berühmt und von der Serenissima für die so zarte als wichtige Mission auserwählt, die feindliche Landung der Türken von der der Republik Venedig unterworfenen Insel Cypern abzuwehren. Sie werden wissen, daß ich von Othello Sie unterhalten will.

Obgleich nur ein fahrender Krieger, entstammte er dennoch einem königlichen Hause, ohne jedoch damit zu prahlen. Um seinem natürlichen Triebe zu folgen, widmete er sich der kriegerischen Laufbahn, wuchs unter dem Getöse der Waffen heran, bald von den Küssen des Glückes, bald von den Bissen des Mißgeschickes, nie aber von den Erfahrungen der Schlechtigkeit berührt. Verstellung und Betrug sind für ihn Worte ohne Sinn. Schlau in der Ausführung der Kriegskunst ist er harmlos und einfach im geselligen Verkehr, hält für ehrlich Jeden, der wie ehrlich aussieht. Geliebt, geschätzt und Allen angenehm, nahm er die junge Tochter des Patriziers für sich ein: er entzückte Desdemona durch die Erzählungen seiner Abenteuer, mehr noch durch die gerade

anspruchslose Weise seines Vortrags, wie seine einfache Natur und angeborene Ehrlichkeit sich darin wiedergab. Auch er ward von ihr bezaubert, doch die Ungleichheit der gesellschaftlichen Stellung und die Verschiedenheit der Race traten hindernd zwischen sie. Desdemona, welche mehr seine moralischen Vorzüge, als seine körperlichen und seinen Rang bewunderte, „sah sein Antlitz nur in seiner Seele“ und gestand ihm ihre Liebe. Dem väterlichen Gebote entgegen, entflohen sie und vermählten sie sich. Gefeit durch Desdemona's Liebe, stark sich wissend gegenüber der Anklage von Zauberkünsten, vertheidigt er die verzeihliche aber immer tadelnswerthe Flucht mit dem Hinderniß auf seine gesetzliche Heirath und ruhig, würdevoll, in edler schlichter Sprache sich vertheidigend, überzeugt er seine Richter, erwirkt er ihre einstimmige Freisprechung. Doch hart getroffen wird sein Opfer Desdemona, von ihres Vaters Worten: „Gieb Acht auf sie, mit immer wachen Blicken, so wie den Vater kann sie Dich berücken!“ welche Othello zwar wie ein Fluch erscheinen, jedoch keinen Eindruck zurücklassen. Von dem glücklichen Ausgang jener Angelegenheit befriedigt, schickt er sich zur Abreise mit Desdemona nach Cypern an, um dort seine Sendung zu erfüllen. Was ist nun Desdemona für Othello? Sie ist das Vergessen aller seiner vergangenen schmerzvollen Erlebnisse, sie ist die Freude seiner Gegenwart, die Wonne, der Zauber, die Verklärung seiner Zukunft; sie ist der Regenbogen, welcher ihm erscheint nach einem Leben voll willkommener aber doch von Widerwärtigkeiten und Gewittern durchwühlter Aufregungen! Seine Liebe ist nicht die sinnliche; sie ist eine reine dankbare Hingebung, eine Seele mit der seinen verschmolzen, ohne welche sein Leben keinen Zweck hat; sie ist ein so tiefes und mächtiges Gefühl, das eines Vaters, Sohnes, Bruders und Freundes verschmolzen in eines! Sie

Digitized by Google

ist sein Lebensodem, sie ist sein Paradies. Shakespeare jedoch, dieser Freund der Gegensätze, schafft ihm auch eine Hölle unter der Gestalt des Teufels Jago zur Seite. Um diese Gestalt ihrer würdig zu zeichnen, bedürfte ich Tizians Pinsel, sowie Shakespeare's eigener Feder, um ihren Charakter zu schildern. Wenn ich sagte, daß er der Inbegriff des Schlechtesten unter der Maske der harmlosen Gutmüthigkeit sei; ein Ausfluß aller Heuchelei; der Tiegel, in welchem alle Arten des Betruges in einander schmelzen; das Ideal eines jeden Verrathes; — so würden Sie nur ein blasses Abbild von dem gewinnen, was er in Wirklichkeit ist! Die Natur schämt sich einer solchen Schöpfung! Ueber ihr Werk erröthend, zerschlägt sie schnell die Form, um nicht in Gefahr zu gerathen, ein zweites zu bilden. Ich werde mich nicht damit aufhalten, die Beweggründe seiner Frevel zu zergliedern, da ich mir ein anderes Ziel gesteckt habe. Er ist ein Bösewicht, damit sei es genug!

Und dennoch wird dieser Verworfene von Jedermann für ehrlich gehalten und gepriesen; und Othello, der ihn im Schlachtgetümmel zum Begleiter hatte, seinen Muth, seine Manneszucht anerkannte, setzt in ihn sein unbeschränktes Vertrauen. Viele nehmen an Othello's zu großer Glaubseligkeit Anstoß. Ich würde mich denselben anschließen, wenn der Jago, wie ich ihn mir vorstelle, nicht vom Gegentheil überzeugte. Wie könnte man den Vermuthungen, die er zu Ungunsten Desdemona's hinwirft, keinen Glauben schenken, wenn er sie mit einem solchen Anschein der Zurückhaltung vorbringt, als fürchtete er, sie vor dem Gatten bloszustellen? Mit welch teuflischer Kunst impfte er in die treue, ehrliche Seele Othello's das Gift des Verdachtes! Mit welch' einer aufdringlich geheuchelten Liebe zu seinem General, läßt er ihn durchblicken, daß er nur gezwungen

Digitized by Google

ihm seine Zweifel und Befürchtungen mittheilt. Mit welchem Ausbruch eines nicht mehr zu beschwichtigenden Gewissens entdeckt er ihm endlich die Beziehungen zwischen Desdemona und Cassio? Was sollte wohl Othello dazu bewegen, sie für treulose, lügenhafte Erfindungen zu halten? Nichts! Und trotzdem weist er die ersten Einflüsterungen zurück, schämt er sich im Namen seiner Frau, die er über Alles schätzt. Erst als Jago ihm die väterliche Warnung in's Gedächtniß zurückruft, trübt sich sein Verstand und mehr noch, als er auf die Verschiedenheit der Farbe und der Sitten hinweist. Hier treibt es ihn gewaltsam zum Verdacht, und durch ihn zu seinem Verderben!

Dem gestern noch so Glücklichen ist heute der Friede entschwunden, denn schon an Desdemona zu zweifeln, zerstört sein Lebensglück. Lebet wohl, ihr glorreichen Erinnerungen, ihr glücklichen Träume der Zukunft, ihr süßen, herrlichen Täuschungen des Lebens, lebet wohl! Für ihn ist das Gute aus der Welt verschwunden, und er tritt hinaus in das Chaos des Kummers und der Schmerzen. Man hält Othello für das Sinnbild der Eifersucht und stellt ihn gewöhnlich als warnendes Beispiel auf. In meinen Augen ist dieses ein ungeheurer Irrthum. Für mich ist Othello weder mehr noch weniger eifersüchtig, als es irgend ein anderer Mann sein könnte, der seine Frau anbetet, sei er Nord- oder Südländer. Warum so? Vielleicht weil er argwöhnisch ist. Wurde ihm nicht genug zugeflüstert, das Zweifel erregen mußte? Und wer Anderer würde nicht zweifeln? Dient nicht zur Bestärkung in seinem Zweifel eine Thatsache in Jago's Erzählung, von Cassio's Ausruf im Traum: „Geliebte Desdemona, laß uns behutsam unsere Liebe bergen,“ und dann: „Verwünschtes Loos, das Dich dem Mohren gab“; die Enthüllung, in Cassio's Händen das

Digitized by Google

Taschentuch gesehen zu haben, das Othello seiner Desdemona schenkte? Und endlich gar, als Othello in listiger Weise das Tuch von seiner Frau verlangt, diese, da sie es verloren, aus Furcht vor Vorwürfen, es ihm weglacht, dagegen in ihrer Herzensgüte für die Zurückrufung Cassio's sich so warm verwendet.

Nach meiner Meinung fürwahr Gründe genug, um einen Mormonen eifersüchtig zu machen! Ja, werden Sie sagen, aber es fehlt an einem sichtbaren, greifbaren Beweis? Obgleich ich die Scene weglasse, in welcher Cassio das Taschentuch in seinen Händen sehen läßt, scheint mir doch der greifbare und sichtbare Beweis ebenfalls durch die eigenen Worte Othello's erbracht, welche ihm der Autor im letzten Acte in den Mund legt: „Sah ich doch selbst das Tuch in Cassio's Händen!“

Wenn es für Cintio Giraldi, welcher die Sache, wie sie sich zutrug, erzählt, schon genügt, daß Othello das Tuch auf einem Tischchen in Cassio's Wohnung durch's Fenster sah, kann es für Shakespeare, für mich und Sie, geliebte Leser, wohl von Ueberfluß sein, es sogar in seinen Händen zu finden. Der Beweis genügt Othello für den Entschluß, Desdemona nach Jago's Rath durch Erdrosselung zu tödten, da er es als Entweihung betrachtet, ihr Blut zu vergießen, und ihren Busen zu beflecken. Glauben Sie etwa, daß er das Weib nur aus Eifersucht mordete? Keineswegs! Gestatten Sie mir einen Augenblick und Sie werden darüber meine Ansicht lesen, welche ich aber nicht Ihnen aufdrängen will. Nach Jago's Rath erdrosselt er also die Frau, und nachdem dies geschehen, ist wohl Jeder erstaunt, sie noch sprechen zu hören. Einige glauben, daß er sie zu erdrosseln versucht, aber zu sehr leiden sah, und ihr daher noch den Dolch in die Brust streckte.

Digitized by Google

Das wäre noch räthselhafter! Nachdem er sie fast getödtet und noch mit Muße erdolchen konnte, würde der Tod nicht auf sich warten lassen. Ferner wäre dies im Widerspruch mit seinem Vorsatz: „doch nicht ihr Blut mag ich vergießen, noch ritzen ihre Haut, so weiß als Schnee". Wohl sagt Othello im Original: „Nicht möcht ich Deinen Todeskampf verlängern . . . so . . . so!" Doch das berechtigt noch nicht zum Schluß, daß er sie erdolche. Meines Erachtens könnte jenes „so, so," auch bedeuten, daß er auf ihrer Brust kniee, um ihr Ende zu beschleunigen. Doch, wie dem auch sei, sie spricht doch noch nachher. O, gesegneter Genius Shakespeare's, warum giebst Du uns durch Deine Phantasieflüge so viel zu denken? Auf die Gefahr, Dich in's Unwahrscheinliche zu versteigen, wolltest Du dem Bilde edler Herzensgüte Desdemona's den letzten Pinselstrich nicht versagen, und ließest sie in ihrem letzten Augenblicke sich des Selbstmordes anklagen, um den grausamen, doch immer noch geliebten Mann der Strafe zu entziehen. Und wolltest damit einer hochherzigen Idee, aber auf Kosten des Wahren, Ausdruck verleihen. Nicht ohne Absicht muß ich hier noch Einiges zu Jago's Charakter bemerken, da diese abscheuliche Figur in zu vielfachem Zusammenhang mit Allem steht, was Othello betrifft. Wenn dieser weit davon entfernt ist, die schändlichen Absichten seines Fähnrichs zu durchschauen, kennt Jago um so besser die Natur seines Generals. Er kennt ihn vor Allem als einen ehrlichen, aber in seinem Zorn fürchterlichen Mann; als harmlos, aber nichtsdestoweniger scharfsinnig in seinem Urtheil. Eine Handlung, ein Wort, welche nicht nach Wahrheit aussehen, könnten hinreichen, seinen nichtswürdigen Bau zu zerstören, und ihm das Leben zu verwirken. Der Darsteller dieser Rolle müßte sich nach meinem Dafürhalten als so ehrlich aufspielen,

Digitized by Google

während er dem Mohren seine Verdachtsgründe einflößt, daß selbst der Zuschauer ob deren Aechtheit zweifelhaft bleibt. Er müßte wie eine Medaille erscheinen, die im Handumdrehen vorn ein Kreuz, hinten Lucifer, auf der einen Seite den Glauben, auf der anderen den Betrug erscheinen läßt. Zur großen Wirkung der Rolle Othello's trägt die richtige Auffassung derjenigen des Jago unendlich Vieles bei. Wenn der Schauspieler ihn mit einer Anhauchung des Mephisto und des Bösewichts spielt, so drückt er die Klugheit des Othello ins Einfältige hinab! Zeigt er sich gleichgültig gegen den Eindruck seiner Mahnungen, so verfällt er in den Fehler der Gleichgiltigkeit gegen seinen General. Er muß daher erscheinen als verletzt durch die seinem Herrn angethane Unbill; als ärgerlich, daß dieser sie nicht selbst bemerkt; unentschlossen, ihm einen Aerger zu bereiten, aber aufrichtig überzeugt, die Wahrheit zu sagen, jedoch ohne Gesten und Mienen, welche Verstellung verrathen. Giebt er sich nicht hinlänglich in seinen Monologen zu erkennen?

Welche um so größere Wirkung würde nicht der Künstler erzielen, wenn das Publikum von den Enthüllungen seiner schändlichen Absichten überrascht würde, nachdem es kurz vorher die freundschaftliche Theilnahme und die aufrichtige Herzlichkeit bewundert hatte, mit welcher er dem Mohren seine falschen Enthüllungen machte! Ich begreife wohl, daß selbst bei dieser Auffassung des Charakters die Schwierigkeit noch immer übrig bleibt, ihn mit künstlerischer Wahrheit darzustellen, glaube jedoch, daß solche auf der obenerwähnten Grundlage leicht zu überwinden sei.

Kehren wir zu unserem Othello zurück, welchen wir am Ende des dritten Actes nicht mehr bloß unter den Aufregungen des Zweifels, sondern der Gewißheit betrogen zu sein, verließen.

Digitized by

Ich sage „Gewißheit“, weil aus der Stelle, wo ich ihn im vierten Acte wieder einführe, es hervorgeht, daß er in den Händen Cassio's das verrätherische Taschentuch schon gesehen habe. Ich habe bereits vordem erwähnt, wie ich die Liebe Othello's zu seiner Gattin auffasse, und meine Meinung wird durch folgende Worte unterstützt, welche der Mohr auf Desdemona bezüglich spricht: „dort, wo ich des Herzens Schatz verwahre, dort, wo ich sein muß oder gar nicht sein, der Quell, aus dem mein Leben sich ergießet, sonst ganz vertrocknet u. s. w.“ Wie Sie sehen, ist diese Liebe, ich wiederhole es, eine rein poetische, allem Sinnlichen ferne. Es ist also hier nicht die gewöhnliche Eifersucht, zu wissen, daß ein Fremder seine eigene Frau besitze, sondern die Angst, den Quell seines Lebens, den Schatz seines Herzens zu verlieren, in welchem er immer leben mußte oder sterben! Mit dem Verluste der eigenen Seele beweint er gleichzeitig den Verlust seiner Ehre. Desdemona's vorausgesetzter Verrath ist ein Angriff auf seine Rechtschaffenheit, und ein Mann von seinem Schlage kann es nicht ertragen, daß so wie sie den Vater und dann den Gatten täuschte, sie auch noch Andere betrügen möchte; daher wird er Richter und Vollstrecker: es ist ein Opfer der Gesammtheit dargebracht. Er hält sich für gebunden, es zu vollziehen, und berechtigt, es nicht zu verhehlen.

Ganz verschieden vom Mohren des Cintio Giraldi, welcher, nachdem er seine Frau durch Schläge mit einem sandgefüllten Strumpfe tödten ließ, es so einrichtete, daß ihr die Zimmerdecke auf den Kopf stürzte, um einen zufälligen Tod in Folge eines Einsturzes zu erwecken. Dieser verbirgt in Voraussicht von Strafe sein Verbrechen, während Othello nicht an eine Verheimlichung denkt, da er nur Gerechtigkeit übt. Jener rächt sich, dieser opfert. Nachdem

Digitized by Google

er seinen Irrthum erkannt und eingesehen, mehr besorgt um seinen Ruf als um sein Leben, verlangt er, daß die unselige That offenkundig werde, „verkleinert Nichts, noch setzt mit Bosheit zu“, und da er seine Handlung keinem anderen Richter anvertrauen mag, bringt er sich selbst als Opfer dar, so wie er Desdemona selbst geopfert. Dieser letzte Zug der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit erklärt Ihnen den Grundzug seines ganzen Charakters, nach meiner Ansicht: „Die Rechtschaffenheit!“

Von den Erklärungen von Einzelheiten will ich ebenso absehen, wie der Taschenspieler von der Erklärung seiner Zauberkunststücke, indem ich nichts desto weniger für mich die Verpflichtung sehe, mich kurzweg darüber zu rechtfertigen, daß ich als Othello mir den Hals abschneide, statt mir den Dolch in die Brust zu stoßen, wie es früher Brauch war, und noch bei fremden Schauspielern dieser Rolle Sitte ist.

Verschiedene Gründe bestimmten mich, es so zu machen. Den ersten schöpfte ich aus der Gewohnheit und den Sitten der afrikanischen Stämme, welche den Verbrechern und mit der Waffe in der Hand gefangenen Feinden den Bauch aufzuschlitzen oder sie zu schlachten pflegen, da die Redensart des „Ueber die Klinge springen“ noch nicht bis zu ihnen gelangt ist; zweitens ist die Form ihrer Waffen mehr auf den Hieb, als auf den Stoß berechnet; drittens schreibt Shakespeare nicht meine Art des Todes vor, indem er seinen Helden einfach sagen läßt: „Ich den Hund am Hals ergriff und so zu Boden stieß!“ Wenn er also auf den Hals deutet, scheint es mir natürlich, daß die Handlung sich an die Idee halte, und daß jener so geführte Griff den Hals treffe. Ein vierter und letzter Grund ist der, daß die Gegner jener Todesart nur zwei wenig stichhaltige Gründe

Digitized by Google

für sich anführten, nämlich: ein Mensch, der sich den Hals abgeschnitten, könne nicht mehr sprechen! Als müßte zur Herbeiführung des Todes die Carotis durchschnitten werden, als hätte man nicht an der Verletzung der Arterie genug. Ein zweiter, noch oberflächlicherer, fast an's Absurde streifender Einwand ist: die Ueberlieferung, welcher ich, mit allem Respect gesagt, mich nicht unterwerfen kann.

Um Sie mit diesem schon zu langen Aufsatze nicht noch länger zu ermüden, will ich mich darauf beschränken, nur in aller Kürze eine Beschuldigung abzuweisen, welche ich nach meinem Gewissen nicht verdient habe. Man behauptet, daß ich dem Studium der Rolle des Othello mehr Fleiß und Liebe, als Macbeth, Hamlet und anderen Partien gewidmet habe, und wie meine Ankläger vorgeben, werde diese Behauptung durch den größeren Andrang des Publikums im Vergleich zu anderen Stücken erhärtet. Ich muß gegen diese falsche Beschuldigung feierlichst mich verwahren, und erklären, daß ich als treuer Vater alle meine Kinder ohne Unterschied stets gleich geliebt und behandelt habe, und fand eine Bevorzugung statt, so galt sie Denen, welche von der Natur weniger begünstigt waren. Die wahre und einzige Ursache für den größeren oder geringeren Andrang des Publikums ist in der Verschiedenheit der Grundideen der betreffenden Kunstwerke zu finden. Im Macbeth herrscht der Ehrgeiz vor, im Hamlet die Philosophie, im Othello die Liebe. Während die beiden ersten Saiten die Sinne von nur Wenigen berühren, klingt die Letzte in Aller Herzen wieder; sie schwingt am leichtesten und wirkt am mächtigsten. —

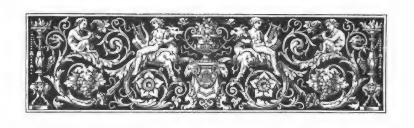
Und nun, nachdem ich mich meiner Ankläger erwehrt und nach meiner Façon weiter sterben werde, nehme ich von meinen freundlichen Lesern Abschied, mit der Bitte, mir den Todeskampf zu erleichtern, indem Sie mir für die lange

Digitized by Google

Belästigung mit meinen mattseligen Gedanken, ihre Nachsicht angedeihen lassen, und von Ihnen, meine lieblichen Leserinnen, erbitte ich, ein anderer Paris, mir den Apfel, nicht von der schönsten, noch von der anmuthigsten, sondern von der — geduldigsten.

Tommaso Salvini

Digitized by



Heinrich de Marchion.

Königlicher Hofopernsänger in Dresden.

Aus goldner Jugendzeit.

Es war an einem wunderschönen Herbsttage des Jahres 1816, die Sonne schien vergessen zu haben, daß der Sommer vorbei, das Gezwitscher der Vögel erklang jubilirend von den fast entlaubten Bäumen und die Glocken des majestätischen Domes ließen ihre überwältigende Stimme ertönen.

Da erblickte in einem freundlichen Hause des hohen Weges zu Hildesheim ein kräftiges Knäblein das Licht der Welt. Frohlockende Töne entwanden sich der Brust des jungen Weltbürgers, Töne, welche die sorgsame Mutter kaum zu dämpfen vermochte — und der überglückliche Vater blickte mit Stolz auf sein Fleisch und Blut, welches sein Dasein auf so kernige Art bemerkbar machte. Der Familie unseres Helden war die Gabe des Gesanges in erfreulichem Maße zu Theil, darum war der Vater so unendlich froh, daß sein Junge nicht aus der Art geschlagen war. In der heiligen Taufe erhielt das Knäblein den Namen Heinrich,

Digitized by Google

doch war er kein sanfter Heinrich, wurde auch niemals ein grausamer Heinrich, obwohl er manchmal ein recht böser Heinrich war, welcher den stets liebevollen Eltern gar manchen Verdruß verursachte — doch so sind sie ja Alle und aus dem größten Wildfang wird oft der ruhigste Bürger. Schon frühe zeigte es sich, daß die Erwartungen des zärtlichen Vaters erfüllt wurden. Heinrichs Papa war Conditor, Schweizerbäcker und Inhaber eines Restaurants. Nicht nur Hildesheim sondern Braunschweig und Hannover waren in den Restaurationsräumen der berühmten Schweizerconditorei vertreten. Doch war es nicht die vorzügliche Bedienung allein, welche die Gäste anlockte, sondern die Art und Weise der Behandlung. Heinrichs Vater war Natursänger und pflegte diese Gabe trotz seiner eminenten Beschäftigung auf das sorgsamste. Oft ertönten aus den gefüllten Räumen französische Chansons und kernige Schweizerlieder zu den Accorden einer meisterhaft gespielten Guitarre. Lauschend stand Heinrich in einer Ecke und blickte mit dem ganzen Stolze eines sechsjährigen Knaben auf seinen Vater, welcher dem bedeutungsvollen Instrumente diese wundersamen Töne zu entlocken vermochte. Tagelang lagen die Töne dem Kinde in den Ohren und sein ganzes Sein vereinigte sich in dem einen Gedanken, einst ebenso bewundert zu werden, wie der geliebte Vater. Heimlich schlich er sich zu den an der Wand hängenden drei Guitarren und entlockte denselben, indem er mit seinen kleinen Fingern an den Seiten zupfte, — ganz verstohlen die für ihn so zauberhaften Töne. Der musikalische Trieb des Knaben war erwacht, seine schmetternde Kinderstimme tönte oft jubelnd aus der fröhlichen Brust und die älteste der drei Guitarren wurde Heinrichs Lehrinstrument. Stundenlang klimperte er auf der geliebten Guitarre, und maltraitirte

Digitized by

dabei auf unbarmherzige Art die Gehörnerven seiner bedauernswerthen Mitmenschen. Was aber ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten und so brachte es denn auch unser Heinrich in kaum einem Jahre dahin, daß er seinen Vater zu dessen Geburtstage durch ein Lied mit Guitarrenbegleitung überraschen konnte. „Freut Euch des Lebens“ war sein erstes Lied und ist gleichzeitig die Richtschnur seines Lebens geblieben, denn er hat den Fingerzeig beherzigt, sich stets mit den Fröhlichen gefreut und die Trauernden zu erheitern versucht. Doch Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Der Knabe wuchs heran — mit Gesang und Guitarrenbegleitung, sein Stimmchen entwickelte sich so gut, daß er die gläubigen Christen durch seinen Gesang im Domchore oftmals erfreute. Er lernte Tanzen und Clavierspielen und hüpfte sorglos durch das Leben; ja sogar geehrt wurde der Knabe, denn bei einem Concerte, welches die unvergeßliche Henriette Sontag in Hildesheim gab, war es Heinrich vergönnt, mitzuwirken. Zwölf Jahre zählte das Bürschchen, als er ein Liedchen im Verein mit der Gefeierten vortragen durfte — rasender Beifall wurde dem Knaben zu Theil und ein Kuß der weltberühmten Sängerin war der reiche Lohn für seinen Gesang. Nach vollzogener Firmelung fand es Heinrichs Vater an der Zeit, seinen Sohn in die Geheimnisse der Kuchenbäckerei einweihen zu lassen. Adieu Elternhaus, adieu geliebte Guitarre, adieu mein schönes Hildesheim, so tönte es eines Morgens von des Knaben Lippen, — schluchzend nahm er von den liebenden Eltern Abschied und vorwärts ging es, auf einem vorsündfluthlichen Marterkasten, in die weite Welt. Obwohl nun zwar Hannover nicht außerhalb der Welt lag und trotzdem der Conditor Robbi daselbst ein ganz humaner Mann war, so fühlte sich unser junger Zuckerbäcker dennoch

Digitized by Google

einsam und verlassen. Die Mysterien der Kuchenfabrikation konnten den Thatendurst in der Brust des angehenden Jünglings nicht stillen.

Thränenden Auges knetete er oftmals seinen Kuchenteig und unter Seufzern formte er seine Törtchen; unnennbare Melodien schwirrten dabei um Heinrich's Ohr, die gefüllten Pfannenkuchen nahmen die Form ganzer Noten an, die Confituren ordneten sich zu großen Musikstücken, das Biscuit im Ofen wurde vergessen und eine tüchtige Maulschelle brachte Heinrich aus seinen Himmeln wieder in's irdische Jammerthal und machte ihm begreiflich, daß sein Biscuit total verbrannt war. Ein ganzes Jahr ertrug Heinrich die väterlichen Zurechtweisungen seines Prinzipals und würde sie auch bis an's Ende seiner Lehrzeit ertragen haben, aber der Mangel an musikalischem Verständniß im ganzen Robbi'schen Hause empörte das Innere des Jünglings. Eine Conditorei ohne Guitarre vertrug sich nicht mit den Ansichten unseres Helden, und so sagte er eines schönen Morgens der Stadt Hannover valet, verschwand ohne Sang und Klang und überraschte die erstaunten Eltern durch seinen unverhofften Besuch. Heinrich's Vater leuchteten die Motive dieses Besuches nicht so recht ein, und nachdem der Vater mit dem Sohne eine kleine musikalische Auseinandersetzung hatte, in welcher der Tactstock eine Hauptrolle spielte, wurde im Familienrathe beschlossen, Heinrich bei einem anderen Lehrherrn unterzubringen. Bald fand sich in Bremen eine derartige Stelle, und zwar in der renommirten Schweizerconditorei des Italieners Cominada.

Cominada leistete in der Kuchenbranche dasselbe, wie Robbi in Hannover, und Heinrich wurde von ihm mit den feineren Handgriffen der Kuchenfabrikation vertraut gemacht. Wie sonderbar oft der Zufall in das Schicksal

Digitized by

eines Menschen eingreift, zeigte sich hier wieder einmal in vollstem Maße. Die Soubrette des Bremer Stadttheaters war der Liebling des Publikums, und der Name Günther-Bachmann hatte noch lange Zeit einen guten Klang. Glänzende Geschenke, geschmackvolle Blumenspenden und sogar Torten und mannigfaltige Süßigkeiten wurden der Gefeierten zu Füßen gelegt. Heinrich's Prinzipal gehörte zu den Auserwählten, welche die Meisterwerke im Bereiche der Leckereien auszuführen hatten, und unser junger Zuckerkünstler durfte die Kostbarkeiten, mit einer Visitenkarte des Auftraggebers versehen, an seine Adresse spediren. Der Glanz, der Fräulein Bachmann umgab, übte einen berauschenden Einfluß auf unseren Heinrich. Wie viele Sehnsuchtsseufzer begleiteten die bunte Oberfläche einer solchen Torte, jedes Atom der mosaikförmig arrangirten Verzierung war von unnennbaren Wünschen umgeben, und jeder dieser Wünsche gipfelte in der Sehnsucht nach jener unbekannten Welt, die auf den Brettern wirkt und lebt. Heinrich kam öfter in das Theater; durch Zufall lernte er zwei junge Leute kennen, die im Chore thätig waren, und ihn in die Geheimnisse des Bühnenlebens einweihten. Bald waren die jungen Leute befreundet. Heinrich musicirte, spielte und sang mit ihnen, er lernte von den Freunden neue Lieder kennen und belehrte sie über sein Ideal, indem er ihnen die nöthigen Griffe auf der Guitarre beibrachte. Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken — die einfachen Lieder reichten nicht mehr aus, Heinrich bereicherte seinen Melodienschatz durch Opern, und oft erklang jetzt aus der warmen Backstube „Durch die Wälder, durch die Auen“ oder „Einsam bin ich nicht alleine“, wozu die Guitarre ihre klagenden Accorde wimmerte. Heinrich war auch nicht einsam und alleine, denn angelockt durch den frischen Tenor des jungen

Digitized by Google

Mannes, erschienen bald an den Fenstern der Backstube neugierige Mädchenköpfe, welche schüchtern dem Gesange ihres Lehrlings lauschten. Es waren die Töchter des Prinzipals, welche mit der Zeit zutraulicher gemacht, bald ihre Freundinnen von der Entdeckung in der Backstube benachrichtigten. Vom Fenster bis zur absichtlich halb geöffneten Thür war es nicht weit, und ehe 4 Wochen vergingen, hatte der jugendliche Sänger das dankbarste Auditorium der Welt, einen Flor lieblicher Mädchengestalten um sich versammelt, welche entzückt seinen Vorträgen lauschten. Selbstverständlich mußte Heinrich sein Repertoir vergrößern, um den Anforderungen seines so dankbaren Publikums zu genügen. Das Theater wurde fleißiger besucht, um neue Melodien zu erhaschen. Der Umgang mit seinen Freunden Karsten und Zimmermann wurde inniger, und so kam es, daß Heinrich auf das Zureden derselben hin den Beschluß faßte, die weltbedeutenden Bretter zu betreten.

Heinrich trat am 15. November des Jahres 1833 zum ersten Male vor das Licht der Lampen. Marschner hatte sicher keine Ahnung davon, als er seinen Hans Heiling componirte, daß er durch die darin enthaltene Comparserie einen Sänger der Bühne zuführen würde und doch ist einer der vorkommenden Gnomen die Ursache, daß Heinrich sich der Bühne widmete. Das Bürschchen hatte so zierlich tanzen gelernt und überreichte mit solch graziösem Anstande die ihm anvertraute Krone, daß der damalige Regisseur des Bremer Stadttheaters, ein Herr Lembke, auf den Kleinen aufmerksam wurde. Die dritte Position war der erste Schritt, welchen er mit Erfolg in die dramatische Laufbahn that. Nachdem der Act vorüber, wandte sich Herr Lembke freundlich an den stolz einherschreitenden Gnomen. „Was sind Sie denn, Kleiner?“ fragte er den erröthenden Heinrich.

Digitized by Google

„Conditor und Kuchenbäcker“ antwortete derselbe verlegen. „Was führt Sie denn hierher?“ fragte Lembke weiter, und stotternd entgegnete der junge Conditor, daß ihn die Liebe zur Kunst soweit gebracht. „Wollen Sie denn zum Theater gehen?“ fragte Lembke lächelnd — und hochbeglückt, daß ihn der Gewaltige so vieler Worte würdigte, antwortete Heinrich: daß es das höchste Ziel seiner Wünsche wäre. „Können Sie denn auch sprechen, so daß man Ihnen eine Rolle anvertrauen kann?“ „O Gott ja, sogar singen!“ „Also Sie haben Stimme?“ fragte der erheiterte Regisseur weiter — und mit größter Bestimmtheit versicherte ihn Heinrich, daß er im Besitze eines wunderschönen Tenors sei. „Na dann kann sich die Sache vielleicht machen.“ Mit diesen Worten entfernte sich Herr Lembke, nachdem er dem entzückten Jüngling die frische Wange freundlich geklopft. Die Zukunft Heinrichs war entschieden. „Ich gehe zum Theater“ rief er seinen geisterhaft kostümirten Freunden entgegen. Jubelnd umarmte sich das angehende Triumvirat und feierte das bedeutungsvolle Ereigniß nach der Vorstellung bei einer Flasche Wein. Der Lebensplan unseres Heinrich war schnell entworfen, nur das Engagement fehlte, denn Bremen war vollständig besetzt und mußte auf das Glück verzichten, unserem jugendlichen Ritter die ersten Sporen zu verleihen. Durch den Umgang mit dem Bühnenpersonal bekam Heinrich jedoch Adressen — Briefe flogen in alle Weltgegenden und als aus Lübeck von dem Tenoristen Gerrmann die Nachricht kam, daß Director Schütze den hoffnungsvollen Sänger mit einer Monatsgage von zehn Thalern zu engagiren gesonnen sei, da kannte Heinrichs Glück keine Grenzen. Mütze, Jacke und Schürze, die Attribute seines Standes, flogen in die Ecke und stolzen Schrittes betrat Heinrich den Laden, um seinem Prinzipal anzuzeigen,

Digitized by Google

daß er in Zukunft seine Mitwirkung versagen müsse und daß Herr Cominada sich nach einem anderen Opfer umsehen möge, das ihm bei der Verfassung seiner Prachtwerke behülflich sei. „Aber Junge, was fällt Dir denn ein?“ fragte der überraschte Prinzipal. „Weil ich mir nichts aus Kuchen und Süßigkeiten mache und höheren Zielen entgegenstrebe. Ich habe mir auch schon einen anderen Beruf erwählt, wo ich Glück, Ehre und Reichthum zu erwerben gedenke.“ „So, und was ist denn das für ein seltenes Geschäft?“ „Ich werde Künstler! Sänger!! Tenor!!!“ entgegnete Heinrich im vollen Bewußtsein seines Werthes. „Dacht ich doch, daß das ewige Gedudele und das verwünschte Geklimpere ein Unheil anrichten würde“, brummte Cominada, „na mache das mit Deinem Vater ab — im übrigen gehe mit Gott und sei glücklich!“ Feuchten Blickes reichte Heinrich dem braven Manne die Hand und packte seine sieben Sachen. Nachdem er sich von allen Bekannten und Bekanntinnen verabschiedet, wobei es an tragischen Momenten nicht fehlte, wanderte er am nächsten Morgen, ein Ränzel auf dem Rücken, einen selbst geschnittenen Wanderstab in der Hand, frohen Muthes hinaus in die weite Welt! „Laßt mich der neuen Freiheit genießen“, so jubelte er und drückte, die junge Brust voll beseligender Hoffnungen, einem ermüdeten Handwerksburschen ein Vierschillingstück in die erstarrten Finger. Fußhoch lag der Schnee, aber was kümmerte den jungen Wanderer ein solches Hinderniß, muthig stampfte er vorwärts, dem ersehnten Ziele entgegen. Damals waren die Chausseen noch nicht so angenehm, wie heutzutage und eine Fußwanderung im Winter bei weichem Schnee war eine Herkulesarbeit. Dem Muthigen jedoch gehört die Welt, und so erreichte denn auch unser Heinrich glücklich sein erstes Reiseziel.

Es war ein freundlicher Landkrug, in welchen ihn die Dämmerung trieb; er wollte die Nacht darin zubringen, um am anderen Tage neugestärkt in Hamburg einzutreffen. Eine derbe Mehlsuppe erwärmte und sättigte unseren Heinrich, zwei Glas einfachen Bieres in Begleitung eines Kümmels erquickten und begeisterten den Helden der Zukunft; aber sämmtliche Betten waren besetzt und der müde Wanderer mußte sich bequemen, mit noch drei Handwerksburschen, Bassermann'sche Gestalten, zum ersten Male in seinem Leben mit einem Strohlager vorlieb zu nehmen. Ehe sich Heinrich zur Ruhe legte, bezahlte er seine kleine Zeche und bald schloß der Schlummer, trotz des ungewohnten Lagers, die müden Augen des Jünglings. Süße Träume umgaukelten den jugendlichen Schläfer und zeigten ihm die Zukunft im rosigsten Lichte. Der Zeiger der alten Wanduhr deutete fast auf sieben Uhr, als Heinrich unsanft aus seinem festen Schlafe erweckt wurde. Seine Schlafkameraden waren schon über alle Berge und — o Himmel — mit ihnen des Unvorsichtigen ganze Baarschaft. Wohl hundert Mal durchsuchte er das Stroh, visitirte er die leeren Taschen, die kleine, allerdings ziemlich magere Börse war und blieb verschwunden. Was thun? spricht Zeus. Zum Glück hatten die Diebe dem Jünglinge seine Uhr gelassen, ein kostbares, tombakenes Gebäude in der Größe einer mäßigen Butterbüchse, aber es war ein Geschenk der Eltern und ihr Verlust würde Heinrich tief geschmerzt haben. Trotzdem entschloß sich unser Held, seinen Schatz für ein tüchtiges Frühstück zu deponiren. Da Heinrich seine kleine Schuld am Abend vorher berichtigt hatte, so nahm die Wirthin dieses Opfer nicht an, von Mitleid für den netten jungen Menschen erfaßt, spendete sie ihm eine tüchtige Morgenmahlzeit. Gesättigt machte er sich auf den Weg nach Hamburg, welches er auch glücklich, aber

Digitized by Google

ermüdet und ausgehungert, am Nachmittage erreichte. Der Noth gehorchend, nicht dem inneren Triebe, erinnerte sich Heinrich daran, daß sein Vater in Hamburg einige Geschäftsfreunde besaß, bei denen er wohl eine kleine Anleihe riskiren konnte. Schon der erste derselben, ein jovialer Herr, verstand sich, nachdem er Heinrichs Papiere geprüft und sich von den glänzenden Bedingungen seines Contractes überzeugt, zu einem Darlehn, welches hinreichte, um die Uebersiedelung des jungen Mannes zu bewirken. Im Comtoir des freundlichen Herrn hing eine Guitarre und als Heinrich mit der vertrauten Freundin liebäugelte, und eingestand, daß er sich die Kunstgriffe, die dieses Instrument erforderte, angeeignet, erhielt er noch eine Einladung des liebenswürdigen Kaufherrn in dessen Familie, woselbst er den Abend heiter verbrachte. Hier mußte er seine Schicksale auskramen, hier sang und spielte er nach Herzenslust, aß und trank, wie es einem ausgehungerten Touristen zukommt und legte sich schließlich dankerfüllt mit einem kleinen Schwibs zur Ruhe, um am nächsten Morgen dem Ziel seiner Wünsche per Post entgegenzuseufzen. Gegen Mittag erreichte er das erträumte Eldorado. Die Wohnung Germann's war bald gefunden und nachdem die Toilette des jungen Mannes einen gewissen idealen Schwung erhalten hatte, führte Herr Gerrmann den jugendlichen Rivalen in die Wohnnng des Tespiskarrenlenkers. „Was bringen Sie mir denn da für einen Knirps", fragte Director Schütze den eintretenden Gerrmann, hinter welchem Heinrich in's Zimmer tänzelte und dem Director eine nach allen Regeln der Tanzkunst correcte Verbeugung machte. „Das ist der neue Herr aus Bremen", antwortete Gerrmann lächelnd. „Na, ein Bischen größer könnte er schon sein", bemerkte der Director, und reichte dem erröthenden Heinrich die Hand. „Ich hoffe noch zu wachsen" stotterte

Digitized by Google

Heinrich, dessen Verlegenheit zunahm, bis er von dem zukünftigen Chef einen Wink bekam, sich an das Clavier zu setzen und etwas hören zu lassen. Als Heinrich die Tasten unter den Fingern fühlte, war alle Befangenheit geschwunden; mit fester kräftiger Stimme sang er die Arie aus dem Freischütz, und als er geendet, drückten ihm Gerrmann und Schütz höchst befriedigt die Hand. Heinrich war aufgenommen und noch ehe er auftrat, wurde ihm das seltene Glück einer Gagenerhöhung zu Theil, denn der schmunzelnde Director verkündete seinem überglücklichen Mitgliede, daß er die Gage von 10 Thalern auf 12 setzen wolle, weil ihm das kleine Kerlchen so brillant gefallen habe. Mit wem hätte Heinrich wohl getauscht, er däuchte sich reicher als ein Krösus. Nun ging es aber an das Studiren. Mit dem angestrengten Fleiße der strebsamen Jugend stürzte sich Heinrich in seine Aufgaben und schon in wenig Tagen feierte er als Fiorillo im Barbier seine ersten Triumphe. Heinrich war Schauspieler und Sänger, ja er war sogar ein Künstler von Ruf, denn nachdem er kaum 6 Wochen thätig gewesen, fand sich in seiner bescheidenen Wohnung der Director einer reisenden Gesellschaft ein, welcher ihm einen ehrenvolleu Gastspielantrag für eines der bedeutenden Dörfer der Umgegend machte. Halbe Einnahme nach Abzug der geringen Gagebeträge sowie der üblichen Tageskosten und freie Beköstigung — doch hatte der Gast für das nöthige Kostüm zu sorgeu. Mit beiden Händen griff er zu und schon nach wenigen Tagen sehen wir ihn, angelockt durch die glänzenden Bedingungen, mit einem vollen Ränzel auf dem Rücken, in welchem sich eine Mönchskutte, Perrücke und Vollbart befand, die nöthige Schminke in der hinteren Fracktasche, stolz dem Dorfe X. zupilgern. Gegeben wurde der „Eremit von Fromentara.“ Der Gast spielte die Titelrolle.

Digitized by Google

Das Theater, respective die Gaststube war ausverkauft und der junge Künstler erhielt auf seine Hälfte 4 Mark $7\frac{1}{2}$ Schilling. Außer dieser Summe wurde er von den Honoratioren des Ortes mit Liebenswürdigkeiten überhäuft; von allen Seiten wurde ihm zugetrunken und ich glaube nicht, daß je ein Gast seliger von seinem ruhmreichen Gastspiele zurückgekehrt ist, als unser überglücklicher Held. Das Lübecker Engagement gestaltete sich für Heinrich zu einer tüchtigen Lehrzeit, — er bekam ein ganz hübsches Repertoir und konnte in Folge dessen bereits im Frühjahre 1834 ein Engagemet als lyrischer Tenor und jugendlicher Komiker zu Director Müller nach Celle annehmen. Bei dem, in der Theaterwelt unter dem Namen Franzosenmüller bekannten Director mußte unser Heinrich tüchtig lernen. Die Gagenverhältnisse waren ziemlich unregelmäßig, aber der liebenswürdige Mann ersetzte durch gute Beschäftigung den Mangel an baarem Gelde. Von Celle ging es nach Hildesheim, der Vaterstadt unseres Helden. Heinrich sang den Max im „Freischütz“ und bei der Stelle „schwach war ich, doch kein Bösewicht“, brach das Haus in nicht enden wollenden Jubel aus, die nachsichtigen Eltern gewährten Verzeihung und frohen Herzens siedelte Heinrich nach Göttingen über. Heinrichs Repertoir wuchs, sein Spiel vervollkommnete sich und er durfte sich ganz dreist nach einem einträglicheren Engagement umsehen. Vor seiner Abreise von Göttingen ereignete sich noch ein interessanter Zwischenfall, der wohl einzig in seiner Art sein dürfte. Man gab kleine Sachen und unser Sänger hatte eine Gesangseinlage zu executiren. Das Orchester war nicht zulänglich, was beginnt nun unser junger Orpheus? Er greift nach seiner Leyer und begleitet sich die Gnadenarie aus „Robert“ auf der Guitarre. Von Göttingen trieb das Geschick unseren Helden nach Flensburg, von wo er im

Digitized by Google

Jahre 1835 durch Director Maurice an das damalige Steinstraßentheater in Hamburg engagirt wurde. Director Maurice wird unserem Heinrich ewig unvergeßlich bleiben und stets wird er der sorgsamen, liebevollen Behandlung eingedenk sein, die ihm dort zu Theil wurde. Director Maurice wußte die Falten von der Stirn seiner Mitglieder zu scheuchen und wenn er „seine liebe Jung" durch einen Vorschuß unterstützen sollte, der bei weitem die Forderung des zeitweiligen Windbeutelchens überstieg. Es war eine glückliche Zeit.

Doch fort treibt es den Künstler in die Welt hinaus. Von Hamburg wurde unser Held wiederum zu Müller verschlagen, von da nach Magdeburg bis ihn sein Geschick im Jahre 1838 an Stelle des Tenoristen Ferdinand Voß zu Director Cerf an die alte Königstadt nach Berlin brachte. Fünf volle Jahre war Heinrich hier thätig und sein Streben nach Vollendung fand hier die reichste Unterstützung, durch den im gleichen Alter stehenden liebenswürdigen und geistvollen Componisten Ferdinand Gumbert. Für seinen Freund Heinrich schrieb Gumbert seine schönsten Lieder. Dafür gab es aber auch gewiß Niemand, der mit größerer Liebe und Hingebung die reizenden Spenden zum Vortrage brachte. Die Lieder leben noch in Heinrichs Herzen, und die Freundschaft für den theuern Freund wird erst mit dem Tode erlöschen. Auch die Guitarre kam in Berlin zu Ehren. Als Heinrich in Berlin eintraf, stand keine Oper auf dem Repertoire, dafür aber Fridolin, welchen Heinrich gespielt hatte. Als der Sänger dem Director Cerf mittheilte, daß Fridolin die einzige Rolle des Repertoirs wäre, die er gespielt habe, daß er als Sänger aber doch gerne in einer Gesangspartie auftreten möchte, entgegnete Cerf, schnell entschlossen. „Na da spielen Se den Fridolin

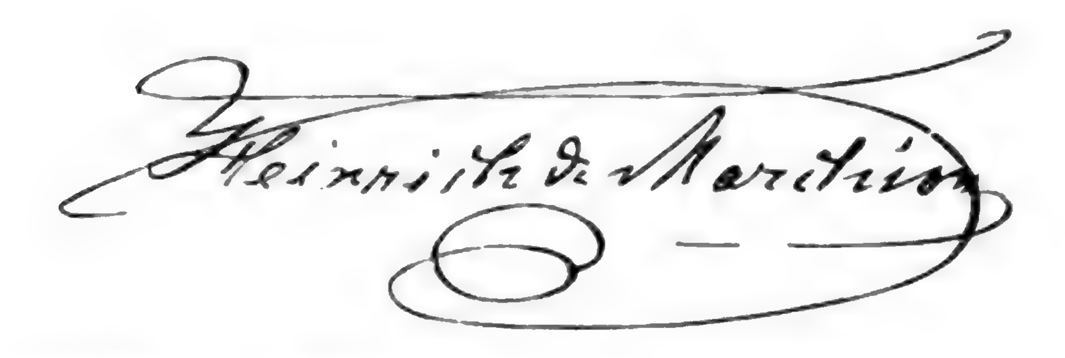
Digitized by Google

un singen Se ä Liedchen ßu de Gitarre!" Und so wurde es! Heinrich hat noch manches Liedchen ßu de Gitarre gesungen und jedesmal, wenn es recht gefallen hatte, sagte der Director: „Sehn Se, wie ich hatte Recht? Mer muß sich ßu helfen wissen". Von Berlin ging unser Heinrich mit Fritz Beckmann an das Carltheater nach Wien; wurde darauf am Hoftheater in Oldenburg engagirt, von wo er an das Königliche Hoftheater in Dresden kam, um daselbst die allerglücklichste Zeit zu durchleben. Nur einmal erfaßte Heinrich während seines Dresdner Engagements eine gewisse Schwermuth. In „Was Ihr wollt" spielte Heinrich seit Jahren den Narren und hatte das Lied desselben stets mit der geliebten Guitarre accompagnirt. Da kam Baron Edler Gans zu Putlitz auf den Gedanken, das Stück umzuarbeiten. Aus dem Narren wurde ein Fabio — aus dem Liede mit Guitarrenbegleitung ein Lied mit Orchesterbegleitung, welches stets mit großem Beifall aufgenommen wurde. Und Heinrichs Guitarre? — Sie wanderte in die Rumpelkammer, wo sie aller Saiten entblößt, ein elendes Dasein führt, bis sie dereinst aus dem Leime geht. Requiescat in pacem! — Seit 1855 ist Heinrich in Dresden, Gatte, Vater, Großvater!

Fünfundzwanzig Jahre waren es im Jahre 1858, seit sich aus dem Gnomen der Mime entwickelte, und fünfundzwanzig Jahre waren es im vorigen Jahre, daß er die Ehre hat, der Dresdner Hofbühne anzugehören. Hochgeehrt durch die Gnade Sr. Majestät des Königs Albert, durch die Güte der Königlichen Generaldirection und die Liebe seiner Collegen, beging Heinrich am 1. Juni des Jahres 1880, im Kreise der Seinen und seinem Wahlspruche treu „Freut Euch des Lebens", das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Dresdener Thätigkeit.

Digitized by Google

Sollte Jemand im Zweifel sein, wer der Held dieser harmlosen Biographie ist, oder wünscht Jemand etwas Näheres über die Bühnenthätigkeit, Theatererinnerungen und sonstigen Erlebnisse desselben zu erfahren, der wende sich vertrauensvoll an den Verfasser und es soll nicht an Auskunft fehlen.



Dresden, im Februar 1881.

Digitized by Google

Herrmann Jacobi.

Mitglied des Großh. Hof- und National-Theaters in Mannheim.

Regie-Schulen.

Ein wesentlicher, ja nach meiner Ansicht der Hauptmangel am deutschen Theater der heutigen Zeit ist der Mangel an guten Regisseuren. Täglich fast liest man Bemerkungen über die üblen Zustände an unserer deutschen Bühne, über die Styllosigkeit der meisten Darstellungen, über die stets weiter wuchernde, immer größere Dimensionen annehmende Effecthascherei des Einzelnen. Diese Schuld fällt nach der Anschauung desjenigen Theils des Publikums, der sich näher für das Theater interessirt, hauptsächlich auf die Darsteller; sie stehen mit ihren Leistungen, mit ihrer ganzen Person vor den Augen der Urtheiler, die an der Mehrzahl unserer Bühnen mit Recht mißbilligend wahrnehmen müssen, daß das Zusammenwirken der Darsteller nur ein Nebeneinander statt eines Ineinander zu nennen ist. — Warum, sagt der Beschauer, einigen sie sich nicht? Warum stimmen sie Ton und Art nicht gegeneinander ab? Warum spricht der Eine pathetisch, der Andere salopp, der

Digitized by Google

Dritte erst correct? Warum suchen sie sich gegenseitig durch Effecte überbietend zu schaden, anstatt sich unterordnend zu nützen? Sie müssen wohl ohne bedeutendes Streben, ohne Kunstbildung — ja ohne Talent sein. — So urtheilt der Laie in solchen Fällen, ohne zu wissen, daß er damit eine Ungerechtigkeit gegen die Darsteller begeht, denn es können in der Vorstellung, die seinen Tadel auf sich zog, lauter Leute von Talent, Bildung und Streben beschäftigt gewesen sein — er kennt nur den wahren Grund der ungenügenden Wirkung ihres Zusammenspiels nicht, der aber lautet: „mit den so mangelhaft wirkenden Künstlern sind keine ordentlichen Proben abgehalten worden, wenigstens keine, in denen ein tüchtiger Leiter, ein durchgebildeter Regisseur mit überlegener Einsicht die einzelnen Leistungen zu einem guten Ganzen zusammenfügt."

Wohnt man der Vorstellung an einer gut geleiteten Bühne bei (und es giebt ja in Deutschland eine kleine Anzahl von Bühnen, die sich durch ihre Gesammtleistungen rühmlichst vor anderen auszeichnen), so ergießt sich von der Bühne herab das Behagen eines wahren Genusses auf den Zuschauer, jenes undefinirbare Etwas, welches dem Wissenden wie dem Laien mittheilt: Das ist das Rechte! — Verdanken wir dieses Gefühl nun den Einzelleistungen des vorzüglichen A, des genialen B, des famosen C? — O nein — denn sähen wir A, B oder C allein in schlechter Umgebung, die einzelne, noch so herrliche Leistung würde uns wohl Bewunderung, aber kein künstlerisches Behagen einflößen; das wirkliche Genießen verdanken wir nur der Gesammtwirkung, hervorgerufen durch den Regisseur — die Regisseure, die an den betreffenden Bühnen anerkannter Maßen in wohl geordneten Regie-Verhältnissen nach mustergiltigen Systemen unter tüchtiger Oberleitung arbeiten und

Digitized by Google

so dem Publikum zu wahrhaften Kunstgenüssen verhelfen. Wo auch sonst immer dem Zuschauer sich ein gutes Ensemble darbietet — er wird, wenn er nach der Ursache forscht, stets gute Regisseure finden.

Seit einer Reihe von Jahren schreit Alles nach Verbesserung des deutschen Theaters; (berühmte Federn haben sogar ihr Verdammungsurtheil über die ganze moderne Bühne geschrieben) — gediegene Fachmänner haben sich bemüht, ihre Erfahrung, ihren Rath der deutschen Bühne angedeihen zu lassen. Die Bühnengenossenschaft arbeitet seit ihrem Bestehen unausgesetzt an der Hebung des Schauspielerstandes nach jeder Richtung und die Genossenschafts-Zeitung bringt häufig dankenswerthe Vorschläge zur Abhilfe von Uebelständen — zu Reformen auf theatralischem Gebiete. Da ist schon manches kluge Wort gesprochen, schon mancher Rath ertheilt worden, der der Befolgung werth wäre. Dieses Aussprechen der Meinungen ist an sich schon ein Gewinn, ein Schritt zur Besserung; denn jedes Scherflein, zur allgemeinen Förderung der künstlerischen Interessen beigetragen, muß willkommen sein — und wird der erste Wink nicht befolgt, so winkt man wieder, und wird die Ansicht widerlegt, so läßt man sich belehren. Bei solchem Austausch der Gedanken kommt manches Brauchbare zu Tage und Keiner soll sich scheuen, einen Rath zu geben, weil er möglicherweise nicht befolgt wird, eine Ueberzeugung auszusprechen, die möglicherweise nicht neu oder bekämpfenswerth erscheint. Wir haben noch lange zu arbeiten, ehe wir uns von den alten Schäden, die unsern Stand verunzieren, gereinigt haben. Alte Wahrheiten bleiben ewig neu und bedürfen öfterer Wiederholungen.

Mir hat sich nach langjähriger Beobachtung die Ueberzeugung eingeprägt, daß nur durch Reorganisation

Digitized by

des Bühnenleitungswesens eine ersprießliche Besserung für das Ganze zu erzielen wäre. Wir müssen mehr tüchtige Regisseure haben. Das Weitere ergiebt sich dann von selbst.

Dies zu bewerkstelligen ist allerdings eine tiefeingreifende Arbeit, doch läßt sie sich glücklicherweise leichter ausführen, als es beim Anblick des Wirrwarrs, in dem wir stecken, glaublich scheint.

Um dem Mißverstehen meiner Auslassung vorzubeugen, will ich meine Klage über den jetzigen Mangel an guten Regisseuren dahin präcisiren, daß ich sage: es giebt zu Wenige die ihre (möglicherweise ganz hervorragende) Begabung auszubeuten oder richtig zu verwerthen in der Lage sind. Das heißt also: Talente für dieses Fach giebt es heute grade so viel (ja mehr, behaupte ich) als es früher gegeben, aber es giebt zu viele Hindernisse ihrer Entwickelung und Entfaltung.

Welch verzwickte Regie-Stellungen giebt es an manchen Theatern! Da — muß Rücksicht auf Machthaber, auf Vorgesetzte genommen werden, welche nur allzuoft mit dem Künstlerischen in Widerspruch steht, dort hängt sich ein in üblen Angewohnheiten verrottetes Personal in unkündbarer Stellung als Gewicht an höheren Aufschwung; da spricht die Kasse das Losungswort, dort die Immoralität; hier giebts üppige Mittel aber niedrigen Sinn, dort gute Absicht — aber mangelhafte Finanzen. Die größten Talente, die besten, edelsten Bestrebungen rennen sich bei solchen, aus unvereinbaren Gegensätzen bestehenden Verhältnissen den Kopf ein. Mit vollen Segeln ausziehend, kehren sie schiffbrüchig heim. Der Niedrigdenkende, der die Schwächen seiner Umgebung — der Ton Angebenden auch wohl des Publikums — zu erfassen weiß, gewinnt nur zu

Digitized by Google

oft dem Edleren das Spiel ab und bringt das Theater nur immer weiter herunter, statt es zu heben.

Bei manchen vernünftiger organisirten Theatern, wo persönliche Rücksicht nicht in Betracht kommt, ist wieder dem Ober-Regisseur oder artistischen Leiter eine solche Ueberfülle von Arbeit aufgebürdet (besonders durch die Doppelführung von Oper und Schauspiel), daß es absolut unmöglich ist, derselben nach allen Richtungen hin gerecht zu werden. Er ist alsdann genöthigt, entweder mehr oder weniger handwerkmäßig vorzugehen, nach der Schablone zu arbeiten und Manches fallen zu lassen, oder in die Versuchung zu gerathen, liederlich zu wirthschaften und nur die souveräne Seite seiner Stellung zu betonen und persönlich auszunutzen, was weder dem Institute, noch dem Publikum zu Gute kommt.

Dies Alles sind, glaube ich, allbekannte Wahrheiten, aus denen aber erhellt, daß es einer Umwälzung des Ganzen bedarf, zu deren Vollzug ich mir erlauben möchte, einige Rathschläge zu ertheilen, von deren Befolgung ich mit Bestimmtheit eine Besserung bestehender Uebelstände erwarte.

Man gründe Regie-Schulen!

Man kann es mit Leichtigkeit! Die Regie-Schule bedarf zu ihrer Gründung nicht wie eine Theaterschule specieller, bedeutender Fonds und extra für sie zu verwerthender Arbeitskräfte. Die Vorbedingungen für sie sind vollauf da, das Material besitzt jede bestehende Bühne in sich, die Fonds sind ausschließlich geistiger Natur. Das Lokal der Ausübung ist jedes ständige Theater.

Digitized by

Die Regie-Schule kann naturgemäß sofort aus jedem ständigen Bühnenverbande erwachsen, wenn das Oberhaupt desselben, seine oberste Behörde, damit einverstanden ist. — Freilich müßte mein Plan allgemein eingeführt und obligatorisch gemacht werden. Friedlich würde sich das vollziehen durch die Häupter, langsamer, gewaltsamer später durch die Glieder. Auf alle mittleren und kleinen ständigen Bühnen richte ich hierbei zuerst mein Augenmerk, weil ihnen die Regie-Schule am Besten zu Statten kommen wird, denn sie wird im Stande sein, den mit materiellen Mitteln geringer ausgestatteten Instituten die geistigen Vortheile der bestgestellten zu verschaffen.

Der erste Regisseur — gleichviel, welchen Titel er habe — der artistische Leiter des betreffenden Theaters, also derjenige, der für die Einstudirung der Stücke verantwortlich ist, hat dafür zu sorgen, daß ihm die Arbeitslast erleichtert und daß es ihm überhaupt erreichbar werde, gute Vorstellungen zu erzielen und er dadurch der wahrhaft geistige Leiter des Ganzen werde. Er schaffe sich gediegene Regisseure. Und zwar in folgender Weise:

Unter dem Personal jeder ständigen Bühne giebt es doch sicher verschiedene Mitglieder, die der artistische Leiter zu dem sehr wichtigen Posten der Regieführung heranbilden kann. Er fange zuvörderst mit Einem an und lasse diesen von der Pike auf dienen. Zuerst betraue er ihn (natürlich neben seiner darstellerischen Wirksamkeit) mit einer Art höheren Inspicientendienstes; dabei lasse er ihm seine Meinung über Repertoir, Besetzung, Decorationen, Costüme ꝛc. sein Urtheil über Novitäten abgeben. Dann überlasse er ihm hier und da kleine Arrangements — übergebe ihm die Ueberwachung bereits einstudirter Stücke nach dem Regie-

Digitized by Google

Buche, später die Abhaltung einer nöthigen Probe dazu. Dann gebe er ihm zum Beginn selbstständiger Thätigkeit die Einstudirung eines Einacters ꝛc. — Zeigt sich die erhoffte Begabung, lasse man ihn fortschreiten, — zeigt sie sich nicht, so muß der Candidat von der Regie-Bestrebung zurücktreten und man macht den Versuch mit einem Zweiten. Ist der Versuch gelungen, ist der Regie-Zögling siegreich bis zur selbstständigen Einstudirung eines größeren Stückes vorgedrungen, so beginnt man von vorn mit einem neuen Zögling, (der wieder dem ersten hilfreiche Hand leistet), bis man für jedes Genre genügende *Fachregisseure* hat.

So wird es dem artistischen Leiter gelingen, nach und nach tüchtige — selbst jüngere Kräfte zu Regie-Diensten heranzuziehen. Wie wird seine Arbeitslast verringert werden, wenn er zum Beispiel dem Einen die Vorbereitung zu diesem, dem Zweiten die zu jenem Stück übergiebt. Hier muß ihm der Eine hilfreiche Hand leisten im Einstudiren der Comparserie* für ein größeres Stück — hier der Andere einen Anfänger eingehend informiren, um ihn rechtzeitig zum Eingreifen in das Ganze fähig zu machen. — Auf diese Weise erwächst dem artistischen Leiter aus der „Regie-Schule" der Hauptvortheil: nicht mehr mit Arbeit überlastet und dadurch fähig zu sein, der eigentlich *geistige* Oberleiter des Theaters zu werden. Es bleibt ihm vollauf Zeit, das Theatergeschäft künstlerisch wie pekuniär besser übersehen zu können; er wird leicht vermittelnd eingreifen und beruhigend zur Zufriedenheit aller Theile wirken können; und die Darsteller selbst werden durch diese Art collegialischer Regie-Führung viel leichter zu behandeln und zu leiten sein.

---

* Auch ein wunder Fleck an den meisten Bühnen.

Digitized by

Der Vortheil für die zu Regiediensten herangebildeten Mitglieder liegt klar auf der Hand: sie werden zu einem ernsten, mehr wissenschaftlichen Streben veranlaßt, ihr Ehrgeiz wird nach höherer Richtung erweckt, als nach dem Beifall des Tages, (den sie nebenbei durch echt künstlerischen Sinn in höherem Grade zu erringen befähigt sein werden) sie werden unausgesetzt sich weiter bilden müssen, wenn sie den Anforderungen, die man an sie stellt, genügen wollen. Ist nun bei einem oder dem Anderen besondere Begabung zu leitender Thätigkeit vorhanden, kann er durch frühe Uebung eine reiche Summe von Erfahrung sammeln, und wird — wenn sein Talent und seine Lust zur Regieführung seine darstellerische Begabung überragt, das gewünschte End-Resultat der „Regie-Schule": einen tüchtigen, durchgebildeten Ober-Regisseur, einen Theaterleiter geben. Er ist dann befähigt, — eventuell einen anderen Platz für solche Thätigkeit erwerbend — als Oberhaupt einer Bühne vorzustehen und sich wieder auf's Neue Nachwuchs heranzubilden.

Das ist in kurzen Andeutungen der Weg zu soliden Bühnenleitern, zu guten Regisseuren zu gelangen. Hat man im Laufe kommender Jahre eine Schaar tüchtiger Männer herangebildet, (die sich immer auf's Neue aus dem darstellenden Personal rekrutirt) so kann getrost das Theater seine Angelegenheiten in ihre Hände legen. Sie werden alsdann in unausgesetzter Fühlung die Schäden bessern, die Mängel beseitigen, an denen die deutsche Bühne krankt. Dann wird jedem strebsamen Künstler die Ueberzeugung wohl thun, einem wohlgeordneten Ganzen eingefügt zu sein. Die ausgedehntere Thätigkeit der Regie wird jedem einzelnen nur darstellenden Mitgliede ganz besonders zu Gute kommen, indem sie ihm sein künstlerisches Schaffen wesentlich erleichtert.

Digitized by Google

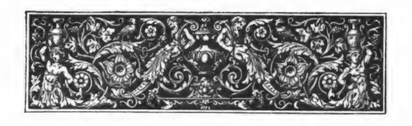
Wenn „Regie-Schulen“ überall eingeführt würden, dann erreichten wir, daß die Bühnenvorstände resp. Leiter Zeit gewönnen, diejenigen Reformen endlich vorzunehmen, zu denen sie jetzt durch Arbeitsüberhäufung nicht kommen. Da würden vielleicht die schreiendsten Gebrechen geheilt werden. Da würde z. B. endlich vielleicht eine Einigkeit entstehen in der Pflege der Muttersprache, (in gleichmäßiger Aussprache derselben) in Einrichtung der Klassiker, in gleichen Scenirungen, (damit nicht beispielsweise bei jedem Gastspiel das ganze Arrangement der betreffenden Bühne über den Haufen fällt) in der gleichmäßigen Aussprache von Namen aus fremden Sprachen (Shakespeare's Königsdramen) u. s. w., u. s. w.

Wichtiger als Theaterschulen halte ich Regie-Schulen*, die ich hiermit den Herren Bühnen-Vorständen angelegentlichst empfohlen halten möchte. Die begabten und genialen Bühnenleiter werden erfreut sein, wenn sie mit so einfachen Mitteln sich die Bahn zur Erreichung ihrer künstlerischen Bestrebungen ebnen können und nur solche, die etwa in ihrer Isolirtheit eine größere Machtvollkommenheit zu haben wähnen, während das Ganze darunter absolut leidet, könnten sich meinem Vorschlage entgegenstellen.

* Aus diesen werden sich Theaterschulen folgerichtig entwickeln.

Herrmann Jacobi

Digitized by Google



August Neumann.

Sondershausen.

—⸙—

Ein Gastspiel-Quartett unter Franz Wallner.

Wenn ich mich heute so wohlgefällig im Spiegel beschaue, will es mir kaum glaublich erscheinen, daß ich vor nunmehr vierzig Jahren anno 1841, als ich zum 1. Male die Bühne betrat, ein mit langen hinter das Ohr gestrichenen Locken geschmückter, mehr als hagerer Jüngling gewesen bin, der direct von der Kreuzschule zu Dresden kommend, wo er unter Gröbels Leitung bis über das 17. Lebensjahr hinaus an den Brüsten der Wissenschaft gesogen, dabei sehr fleißig unter Julius Otto Musik getrieben, statt des, von den Eltern heiß gewünschten Berufes zur Kanzel, die zu jener Zeit noch sehr verrufene Bühne gewählt hatte, also nach dem strengen Ausspruche einiger alten Weiber in unsrer Nachbarschaft statt Prediger ein schnöder Puppenspieler, recte Comödiant werden wollte! Die Zeit ist über all dieses dahingegangen und hat keine Spuren zurückgelassen. Doch halt! Was hab ich da gesagt: keine Spuren? Wo sind meine Locken geblieben?

Digitized by Google

Haarfülle ist spurlos verschwunden, und nur die Ehre und das kahle, alternde Haupt ist mir geblieben, der zarte Jüngling hat sich ein ansehnliches Ränzlein angemästet, welches nur durch jährliches Besuchen Carlsbads in seine normalmäßigen Formen zurückgedrängt wird. Glück, Ausdauer und — ich darf es dreist sagen, — Fleiß haben mich begünstigt, dem Theaterleben, welchem ich wie oben erwähnt, 40 Jahre mit Lust und Liebe angehört, Valet zu sagen, und nur noch in immer größeren Zwischenräumen kann ich die mitunter doch wieder erwachende Theaterleidenschaft nicht bannen, verlasse auf kurze Zeit mein schönes gemüthliches Heim und meine auf meine Rückkehr sehnsuchtsvoll harrende Gattin, und mime hie und da, am liebsten natürlich in meinem innigst geliebten Berlin, das mir auch stets die Güte und Liebe bewahrt hat, die es vom ersten Tage meiner Thätigkeit, die ja schon in die fünfziger Jahre zurück datirt, entgegen gebracht hat. Viel zu dieser Güte trägt wohl bei, daß mein Berliner Publikum in mir einen Theil des vierblättrigen Kleeblatts sieht, das in so vielen Jahren durch seine unwandelbare Gunst groß gezogen wurde! Wer nennt die Namen Carl Helmerding, Theodor Reusche, Anna Schramm, und denkt nicht jener, für uns Alle schönen Zeit in der „grünen Neune“ und später in dem neuen Wallnertheater, wo D. Kalisch, Weirauch, Pohl, Jacobsohn, Salingré u. s. w. ihre Geistes-Producte für uns schrieben, und daß ich als viertes Blatt diesem schönen, künstlerischen Bunde angehören durfte, macht mich heute noch stolz! Viel, sehr viel könnte ich aus meinem anfänglich stark bewegten Künstlerleben mittheilen, vieles von Abenteuern, merkwürdigen Zufällen, Begegnungen und Schicksalsfügungen schildern, was wahrscheinlich interessanter und spannender wäre, als

Digitized by Google

das, was ich hier skizzirt der Feder anvertraue, aber die lange Zeit, die ich vereint mit meinen oben genannten lieben Collegen gewirkt, der schreckliche Tod meines zu früh dahingeschiedenen, werthen Freundes Theodor Reusche, lassen jetzt nur Erinnerungen an diese Periode in mir aufkommen, und so gedenke ich des ersten Gesammt-Gastspiels von uns vieren, welches in Gotha auf Wunsch Sr. Hoheit des Herzogs von Coburg stattfand.

Anfangs Februar 1863 benachrichtigte uns Franz Wallner, unser Direktor, daß er eine Einladung erhalten, mit uns einmal in Gotha zu gastiren, daß er natürlich zugesagt und wir uns hoffentlich ebenso darüber freuen würden wie er. Das war auch der Fall, es war ja eine Abwechselung, gewissermaßen Erholung, denn wir spielten fast tagtäglich in manchmal drei, ja sogar vier Stücken, und wenn auch Helmerding meistens den Löwenantheil der Arbeit hatte, so waren wir Uebrigen doch auch sehr angestrengt. Ein paar Tage vor der projectirten Reise wurde aber Helmerding durch Ueberanstrengung heiser und nur durch unser dringendes Zureden, Bitten und Trösten ließ er sich bewegen, das Opfer zu bringen und mitzureisen, was uns, die wir uns Alle wahrhaft Freunde nennen konnten, ganz glücklich machte, da bei seiner Weigerung aus der ganzen Reise nichts geworden wäre. Ganz stolz fuhren wir vier Gastspieler, mit Direktor Wallner als Chef der Expedition zum Bahnhof, machten es uns in dem für uns bestimmten Coupé bequem und versuchten alles Mögliche unsern Carl, der durch die hartnäckige Heiserkeit immer trüber gestimmt und stiller wurde, zu erheitern, aber selten, selbst bei den unglaublichsten Anecdoten erheiterte sich sein Blick. In Naumburg erwartete uns ein Sohn Wallners, der damals auf der Schule zu Pforta war und vom

Vater zur Gast-Spritzfahrt nach Gotha mitgenommen wurde. Daselbst angekommen, wurden wir von den Hofschauspielern Petsch und Bellosa am Bahnhof empfangen und per Wagen nach dem Hotel geleitet. Wir fanden daselbst den Regisseur des Hoftheaters Kawaczynsky unserer harrend, der uns im Auftrage seiner Hoheit Billets zur Vorstellung überreichte, von denen wir aber keinen Gebrauch machten, da wir den kranken Collegen nicht verlassen wollten. Nachdem wir uns gestärkt, eilten wir zu Friedrich Gerstäckers Wohnung, fanden ihn in seinem von Waffen und andern Andenken an seine vielen Reisen geschmackvoll ausgestatteten Arbeitszimmer, und wurden von dem hochverehrten Reisenden, der Wallner's Freund war, mit einer Herzlichkeit empfangen, die uns Allen sehr wohl that! Wir drei Wallnerianer hatten uns Tyroler Jagdhüte gekauft, und ich war sehr unglücklich, daß der meinige nicht auch, wie die Hüte meiner Collegen, mit einem Gemsbarte geschmückt war. Gerstäcker half aus der Verlegenheit, indem er mir einen echten Gemsbart aus seiner Sammlung durch seine Schwiegermutter an den Hut heften ließ; wodurch ich wiederum den unschuldigen Neid meiner Collegen erweckte! Der Bart befindet sich heute noch in meiner Sammlung. Gegen Abend verließen wir die gastliche Behausung Gerstäckers, und kehrten, von ihm begleitet, in das Hotel zurück. Director Wallner hatte nach allgemeiner Speisung Whisttische aufstellen lassen, und wir vertieften uns bis auf Freund Helmerding, dessen Heiserkeit nicht wanken und weichen wollte, in das edle Spiel, als der Herr Geheime Kabinetsrath von Meyern unserm Director Wallner den Rath gab, nach dem Herzoglichen Leibarzt Hassenstein zu senden. Das geschah sogleich, er kam, sah und verschrieb, mit dem mündlichen Auftrage an den Hausknecht des

Digitized by Google

Hotels, nebst der Medizin ein kleines Pinselchen mitzubringen. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien der Knecht des Hauses auf der Bildfläche mit winzigen Fläschchen und einem Maurer-Pinsel. — Tableau!

Der Fehler wurde wieder gut gemacht, Carl pinselte tüchtig und schließlich begab sich die ganze Gesellschaft zur Ruhe! Den darauf folgenden Vormittag hatten wir Probe und da sich dieselbe etwas in die Länge zog, konnten wir natürlich der Einladung Sr. Hoheit des Herzogs zur Tafel nicht Folge leisten, wurden durch Director Wallner entschuldigt, speisten im Hôtel und begaben uns in die Garderobe. Das Theater war natürlich überfüllt, Extrazüge von Weimar, Erfurt, Meiningen und Eisenach hatten Schaaren von neugierigen Zuschauern herbeigeführt und so kam es, daß sehr Viele unbefriedigt das Lokal wieder verlassen mußten. Nach dem ersten Stücke wurden wir in corpore in's Conversationszimmer befohlen, wo uns Se. Hoheit der Herzog sprechen wollte. Jedem sagte er etwas Angenehmes, erklärte, daß wir am folgenden Morgen auf dem Schlosse die großen Sammlungen in Augenschein nehmen könnten, wobei mein Freund Helmerding die Bemerkung machte, daß ich wahrscheinlich ob dieser Nachricht gar nicht schlafen würde, da ich auch ein großer Sammler wäre. Unserm Reusche gegenüber sprach der Herzog sich dahin aus, daß er bei Tafel durch Wallner in Erfahrung gebracht, Reusche sei während des Schleswig'schen Krieges schon mit ihm bekannt geworden. Theodor erklärte den Fall und wir waren sämmtlich sehr erstaunt darüber, da er uns gegenüber geschwiegen hatte, dazu kam noch, daß er als zweite Piece den Soloscherz von Kalisch: „Tannhäuser“ spielte und so hatte er, der diese Scene vortrefflich darstellte und zugleich ein vom Herzog schon früher Gekannter war, wenigstens

Digitized by Google

drei Pferdelängen vor uns voraus. Unter großem Beifall endete die Vorstellung und wer hätte jemals wohl nicht jubeln wollen, wenn er Helmerding als gebildeten Hausknecht sah?!

Eine große Gesellschaft mit Herrn v. Meyern an der Spitze, darunter unser Gerstäcker, hatte sich im Hôtel versammelt, Freund Helmerding fühlte sich wohler und wir waren seelenvergnügt bis spät Nachts beisammen! Der letzte Morgen des Gothaer Aufenthaltes war erschienen; Franz Wallner donnerte an unsere Zimmerthür und verkündete, daß der Kammerdiener Se. Hoheit Geschenke gebracht habe. Etwas eiliger, wie gewöhnlich, entschlüpften wir den Lagerstätten, machten oberflächlich Toilette und vereinigten uns in dem Directionszimmer, wo auf dem großen Tische die Geschenke ausgebreitet lagen. Unser Director freute sich wahrhaft rührend über den Orden, der ihm gnädigst verliehen, er hatte ihn durch seinen Eifer für sein Institut redlich verdient und es sind diesem ersten Orden im Laufe der Zeit noch andre gefolgt. Anna Schramm, die während der ganzen Zeit sehr vergnügt war, sich aber doch mehr als uns lieb, zurückgezogen hatte, war mit einem schönen Schmucke aus böhmischen Granaten bedacht worden. Unser Helmerding wurde Besitzer einer goldnen Tabatière, worüber er sich etwas wunderte, da er noch nie ein Körnchen Tabak seinen Riechwerkzeugen zugeführt hatte. Theodor Reusche, der Schlaue, hatte sich durch den Schleswiger Bekanntschaftscoup einen Brillantring mit der Namenschiffre Sr. Hoheit des Herzogs erobert und meine Wenigkeit wurde mit einer Brillantnadel beglückt. Wir waren also sämmtlich sehr erfreut über die schönen Geschenke, dieselben wurden bei der Mittags- und Abschiedstafel immer und immer wieder den vielen gewonnenen Freunden gezeigt, unter denen

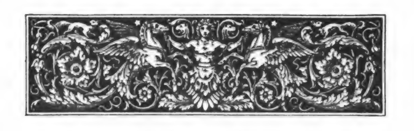
Digitized by Google

ich den Hofschauspieler Franke aus Weimar nicht vergessen möchte, einen der letzten Schüler Goethe's, der mich mit seinen Erzählungen aus jener großen Zeit wahrhaft entzückte!

Im heftigsten Schneegestöber bestiegen wir die Wagen, die uns zum Bahnhof bringen sollten. Von so manchen lieben Freunden und Bekannten begleitet und umgeben nahmen wir endlich Abschied und dampften wieder der Heimath zu, nur in Naumburg unterbrochen, wo wir auf Wunsch Wallner's, freilich mit aus Müdigkeit hervorgegangenem Widerstreben, unsere empfangenen Geschenke hervorsuchen mußten, um sie den Herren Professoren aus Schul-Pforta, die den Sohn Wallner's in Empfang nahmen, zu zeigen. Spät Abends langten wir gesund und vergnügt in Berlin und bei unsern uns sehnlichst erwartenden Angehörigen resp. Ehehälften an, und mußten bis spät in die Nacht von den Triumphen, Reiseerlebnissen und gemachten Bekanntschaften erzählen. Der folgende Tag brachte die Maschine wieder in's rechte Geleis und von der Gastspielreise blieb nur die Erinnerung. Mein lieber Th. Reusche erzählte mir und den Collegen später, er habe aus ganz sicherer Quelle erfahren, daß die Auszeichnungen in genauer Reihe zu folgen pflegten, zuerst Orden, dann Ring mit Namens-Chiffre, hierauf Dose, Schmuck oder Nadel, wenn er also nochmals in Gotha oder Koburg gastiren sollte, würde er wahrscheinlich den Orden erhalten. Ich habe es ihm geglaubt und — gegönnt, ja ich würde ihm herzlich gern nicht nur diesen, sondern noch zehn andere Orden wünschen und gönnen, wenn ich ihn damit wieder zum Leben zurückrufen könnte! Er hat zwar jetzt den einzigen, unvergänglichen schönsten Orden erlangt, den der Seligkeit. O! dazu würde er aber noch viele Jahre Zeit gehabt haben! . . .

Was mich anbetrifft, so hätte ich nach Reusche's Definition noch mehrere Male in Gotha gastiren, aber auch ausgezeichnet werden müssen, ehe ich daran denken durfte, an die Pforte des Ordens zu treten. Ich habe aber nie wieder das Glück gehabt, meine Künste daselbst zu zeigen, und wer weiß, ob ich jemals decorirt worden wäre, — ich selbst glaube es nicht! — Dieser ersten Kleeblatt-Gastspielreise sind im Laufe der Jahre noch viele gefolgt, wie ihr, von mir Solo unternommen, schon Viele vorangegangen waren, Auszeichnungen hat es auch mancherlei gegeben, aber die Gothaer nimmt in meinen Erinnerungen einen hervorragenden Platz deshalb ein, weil ich sie mit meinen mir so lieben und werthen Collegen unternehmen konnte!

Digitized by Google



Philomène Hartl Mitius.

Königliche Hofschauspielerin in München.

—⁂—

Aus meinen Lehrjahren.

Ein junges Mädchen, das zum Theater geht, nicht der Tradition zu Liebe, ich meine nicht, weil Mutter und Großmutter auf den Welt bedeutenden Brettern gestanden, sondern aus reiner ursprünglicher Begeisterung, das die Vorurtheile der Familie und Gott weiß was noch für Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ehe es dem Götterfunken folgen durfte, der über Nacht in's kleine Herz gefallen war, — solch' einer jungen Dame hängt der Himmel voller Ideale. Wenn sie auf der Straße geht, getragen von dem festen Glauben auf eine glänzende Zukunft, einen Band Schiller in der Tasche, einen Band Goethe unterm Arm, dann existirt die übrige Welt für sie nicht mehr und kopfschüttelnd bleibt da und dort ein Bekannter stehen und denkt sich: „Sieh! sieh! die kleine Comödiantin wird stolz!“

Das ist aber gar nicht der Fall, im Gegentheil, sie möchte die ganze Welt umarmen im Gefühl ihrer inneren Glückseligkeit, aber nur mit den Gedanken an das große

Ziel beschäftigt, sieht sie die Menschen nicht, die ihr begegnen hält sie wohl gar für Laternenpfähle oder Schilderhäuser — was weiß ich! Wenn sie schläft, rauscht ein mächtiger Lorbeerbaum über ihrem Lager, goldene Glöckchen klingen in ihre Träume und die blaue Wunderblume winkt ihr so nah — so nah — sie braucht nur die Hand auszustrecken, um sie zu erreichen, — im Traume natürlich! In Wirklichkeit kenne ich Keinen, der sie erlangt, wohl aber Viele, die im Suchen nach ihr zu Grunde gegangen.

Die Zeit der Ideale — es ist die schönste Zeit im Menschenleben, wehe, daß sie wie ein bunter Schmetterling verenden muß, wenn man ihr den Blüthenstaub von den Flügeln wischt!

In den ersten Jahren bei dem Theater flattert der Schmetterling noch hoch auf, bis zur Sonnennähe! Einer jungen Kunstnovize dünkt nichts unerreichbar und solch ein glückseliges Ding war auch ich im Jahre 1868. Nachdem ich mir die Einwilligung des Vaters, der mich im Stift der „Englischen Fräulein“ zur Gouvernante bilden ließ, erkämpft hatte, nachdem ich zahllose Schwierigkeiten überwunden, unter Anderem nach dem Beispiel eines großen Weltweisen mit Kieselsteinen im Munde der rauschenden Isar einige Rollen vordeklamirt hatte, um mir ein leises Lispeln abzugewöhnen, das man an Kindern so allerliebst, an Schauspielern aber nicht ganz so reizend findet, nachdem ich also eine Reihe von Herkulesarbeiten hinter mir hatte, stand ich endlich auf den ersehnten Brettern und zwar auf der Bühne, an der ich mit kurzen Unterbrechungen bis heute engagirt bin, dem Gärtnerplatz-Theater in München. Ich hatte in einem französischen Lustspiel als Kammermädchen debütirt und nach dem Erfolge jenes Abends glaubte man mir eine größere Rolle anvertrauen zu dürfen, — meine Hände

Digitized by

zitterten, als ich sie entgegennahm, es war der junge Goethe im Gutzkow'schen „Königslieutenant".

Jedermann weiß, daß dies eine der schwierigsten Rollen ist, die je für eine Dame geschrieben wurden und ich zählte kaum 16 Jahre und hatte meinen ersten theatralischen Versuch hinter mir. Noch mehr! Man erwartete Haase zum Gastspiel, den berühmten Friedrich Haase, von dem ich schon so viel gehört und unter dessen Künstleraugen ich nun meine erste große Rolle spielen sollte. Der Director mußte offenbar in Verlegenheit sein, eine Liebhaberin war krank, eine andere kurz vorher entlassen worden, wenn nicht die Nothwendigkeit ihn bestimmte, hätte er sicher nicht an mich gedacht, und trotzdem frug er mich noch zagend: „Getrauen Sie sich auch die Rolle zu spielen?" Ob ich mich getraute! Mein Herz klopfte beinahe hörbar, aber ich hatte Muth, den Muth der 16 Jahre, — ein Kind, das die Gefahr nicht kennt, fürchtet sie auch nicht, — späterhin war ich nicht immer so muthig.

Ich aß nicht mehr, ich schlief kaum, ich dachte nur an meine Rolle und Nachts, wenn mich die Mutter aus unruhigen Träumen weckte, deklamirte ich mit halboffenen Augen:

„Kleine Blumen, kleine Blätter
„Streuen mir mit leichter Hand —
„Gute, junge Frühlingsgötter
„Tändelnd auf ein luftig Band.

Ohrenzeugen versichern, es sei schrecklich anzuhören gewesen. Meine gute Mutter verging vor Kummer und kochte all meine Lieblingsspeisen, um meinen Geist auf irdische Freuden zu lenken, — vergebens! Der früher so heiß ersehnte Rahm-Strudel, die schönsten bairischen Dampfnudel hatten ihren Zauber verloren, ich war Wolfgang

Digitized by Google

Goethe und die Begeisterung führte meine Phantasie weit weg von den Fleischtöpfen Egyptens in höhere übersinnliche Gefilde.

Was Wunder, wenn ich, von Natur aus klein und zart, in jenen Tagen noch schmächtiger wurde! — Endlich hieß es: Haase ist angekommen, endlich sollte die erste Probe des Königslieutenant sein!

Ich kleidete mich an jenem Morgen mit besonderer Sorgfalt, das heißt ich verweilte eine halbe Stunde länger am Spiegel als sonst, im Uebrigen schlüpfte ich in dasselbe blau verschossene Barègekleidchen, das mir von meiner ältern Schwester überliefert worden war und das, obwohl es nun bereits bedenkliche Mängel zeigte, die Mutter doch jeden Morgen noch zu der Aeußerung veranlaßte: „Gieb doch acht auf das theure Kleid!“

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es in unserem Hause, Vater war ein subalterner Regierungsbeamter, ein bischen knapp herging, so daß ein Kleidungsstück von den verschiedenaltrigen Kindern der Reihe nach getragen werden mußte, ehe es in den wohlverdienten Ruhestand versetzt wurde.

An jenem Morgen fand ich mich wunderschön, das verblichene Kleidchen war durch einen weißen Kragen glücklich heraus geputzt, vom Hute wehte mir ein blauer Schleier, allerdings stimmte die Farbe nicht recht zu der des Kleides — aber was schadete das?

Ich hatte ihn von einer Tante zum Geschenk bekommen, und — außerdem war es so Mode, ich fühlte mich in seinem Besitz wie eine Dame. Als ich, im Begriff in die Probe zu gehen, meinem Vater mit klopfendem Herzen adieu sagte, rief mir dieser Gute, der sich damals mit meiner theatralischen Neigung noch immer nicht befreunden

konnte, mißlaunig nach: „Das will eine Künstlerin sein, sieht aus wie ein Fratz, der in die Elementarschule geht!"

Allerdings trübte diese väterliche Aufrichtigkeit meine Begeisterung ein klein wenig, aber ich tröstete mich bald mit dem Gedanken: Papa versteht das nicht — und frohen Muthes betrat ich jene Hallen, die für mich damals nicht nur die Welt, sondern auch den Himmel bedeuteten. —

Auf der Bühne war schon Alles versammelt, Haase kam und wir wurden ihm vorgestellt, zuerst alle Andern, ganz zum Schluß ich — die Anfängerin. Ein erstaunter Blick glitt über meine unscheinbare Gestalt, zugleich sagte mir eine sonore Stimme:

„Sie spielen vermuthlich das Dienstmädchen?

Ueber mir stand eine Collegin in langer Seidenschleppe, große Brillanten in den Ohren, der man die Rolle der Belinde zugetheilt hatte, eine Schauspielerin, die bekanntlich nur über die Bühne zu gehen und kaum ein paar Worte zu sprechen hat, — ich hörte ihr schadenfrohes Kichern und das allein gab mir den Muth mit einer gewissen Festigkeit zu antworten: „Nein, ich spiele den Wolfgang." —

„Den Wolfgang!"

Haase war offenbar unangenehm überrascht.

„Das ist ja aber unmöglich, mein Kind" sagte er — „bei Ihrer Jugend! Sie sind ja noch im Wachsen begriffen. Wie alt sind Sie denn eigentlich?"

Ich fühlte, wie mir das Blut neuerdings in's Gesicht stieg, sah das Lächeln meiner Colleginnen und antwortete keck: „17 Jahre." Gott möge es mir verzeihen, ich war noch nicht einmal ganz 16, aber ich nahm mir vor, diese Lüge späterhin gut zu machen und ich habe es auch gethan, als ich 27 zählte und auf manch neugierige Frage erwiderte: „Eben 26 meine Beste!" —

Digitized by Google

„Wirklich 17 Jahre?“ wiederholte Haase, „ich hätte Sie für 14 gehalten. Aber gleichviel, haben Sie denn in Ihrem schwachen Körperchen so viel Organ, als die Rolle verlangt, daß Sie Verständniß dafür haben, will ich schon eher glauben, das sehe ich an Ihren Augen.“ —

Ich kann nicht schildern, was ich in jenem Augenblicke empfand, ich kam mir plötzlich so klein, so niedrig vor, Scham und Empörung stritten in meinem Innern. Es erging mir wie unserer Urahne Eva nach dem Sündenfalle, mit einem Male kam mir die Erkenntniß, ich sah mich in den Brillanten meiner Nachbarin wie in einem Spiegel, sah mein dürftiges Kleidchen, das mir schon längst zu kurz und zu eng geworden war, das Wasser schoß mir in die Augen und in meinem Innern schrie es auf: Also deshalb traut man dir nichts zu? Ich hatte alle Mühe, meine Empörung zu bekämpfen, meine Thränen hinunter zu schlucken und mit zitternder Stimme zu antworten:

„Versuchen Sie es nur einmal! Hören Sie mich und dann schicken Sie mich fort, wenn Sie mich nicht brauchen können!“

Haase, durch meinen Widerstand offenbar belustigt, rief lachend:

„Da hat sie recht, man soll Niemand ungehört verdammen! Also — fangen wir an!“

Man kann sich wohl vorstellen, mit welcher Angst ich nach jener aufregenden Einleitung an die Sache ging. Haase hatte sich neben den Souffleurkasten postirt und verfolgte jeden Blick, jede Bewegung. Zum Glück beginnt Wolfgang's Scene mit einem französischen Gedichte, ich sage zum Glück, denn ich wußte aus der Pension, daß ich das Französische mit gutem Accent spreche und das machte mir Muth. Dennoch zitterte meine Stimme, als ich begann:

Digitized by

„Sur un ruban de soie léger comme le vent“ — aber der Gegenstand riß mich fort, die Stimme wurde fest und klar, ich sah, wie mich Haase erst überrascht ansah, mir dann immer freundlicher zulächelte und ich jubelte auf, denn nun wußte ich, daß ich gesiegt hatte.

Die Probe nahm ihren Fortgang, bis zum vierten Acte hatte ich mein Selbstbewußtsein wieder gefunden und nie sprach ich den großen Monolog: „Freut Euch, die Retter des Vaterlandes haben gesiegt“ mit schönerer Begeisterung, als auf jener Probe, die so entsetzlich begann und so herrlich enden sollte. Nach den Worten:

„Mit französischer Gewandtheit die schweren deutschen Stoffe bewegen, den schäumenden Wein der Champagne in grüne deutsche Römer gießen und von den altfränkischen Burgen die Rohheit und Geschmacklosigkeit wie altes Gegínster und Dorngeflecht reißen, daß nichts von ihnen übrig bleibt, als der schöne, mondscheinhelle Duft der Sage, — o ich fühle es, das könnte eine Bestimmung für mich sein, für die ich Worte finden möchte, Worte von hinreißender Zauberkraft!“ — nach jenem Satze trat Haase auf mich zu, küßte mich auf die Stirne und sagte mir vor all Denen, die erst über mich gelächelt hatten: „Kleines Mädchen, Du hast ein großes Talent!“

Es war dies ein Sonnenblick in meinem Leben, ein Weihepunkt, ein Moment reinster Glückseligkeit und stolzester Befriedigung. Ich bin überzeugt, daß der große Künstler Haase jenen Kuß auf die Stirne über andere Küsse längst vergessen hat, — nicht so das junge Mädchen! Sie ist Frau und Mutter geworden und denkt noch mit derselben Glückseligkeit an jene Weihestunde, und bewahrt mit der größten Sorgfalt ein Bild, das ihr der Künstler zur Erinnerung an jenen Augenblick gegeben und worauf er mit

Digitized by Google

eigner Hand geschrieben: „Seinem kleinen begeisterten Wolfgang — der Graf von Thorane.“

Noch heute, wenn sie das Bild in Händen hält, befeuchten sich ihre Augen und sie spricht zu ihm in fröhlichem Gedenken:

„Ich habe das Panier der Kunst hochgehalten und die Ideale meiner Jugend leuchten mir noch immer.“

Philomène Hartl Mitius

Digitized by Google

Carl Sontag.

Hannover.

Eine Frage, betreffend eine dunkle Stelle in Schiller's „Braut von Messina",

aufgeworfen von C. S.

Der Herausgeber dieses Buches ersuchte mich schon für den ersten Band um einen Beitrag, den ich aber verweigerte, weil ich meine Feder für zu unbedeutend halte, um sich in einem Werke breit zu machen, das nicht nur der Unterhaltung, sondern auch der Belehrung gewidmet sein soll.

Später wiederum in freundlichster Weise für den zweiten Band aufgefordert, benutze ich die Gelegenheit, den zahlreichen Lesern und hoffentlich noch zahlreicheren Käufern eine Frage vorzulegen, die mir von den Hunderten, an die ich sie wagte, noch nicht ein Einziger beantworten konnte, so wie ich auch noch Niemand gefunden habe, der mir Nathan's Erzählung von den drei Ringen erklären konnte, und die ich vielleicht ein ander Mal zum Gegenstand nehmen werde.

Fürstin Isabella von Messina theilt ihren beiden, nunmehr vereinten Söhnen (nach der üblichen Bühneneinrichtung im zweiten Act) mit, daß sie außer ihnen auch einer Tochter das

Digitized by Google

Leben gegeben, dieselbe aber seit Jahren verborgen habe. Mit Uebergehung einzelner wundervoller dichterischer Schönheiten, die an und für sich jedem Deutschen geläufig sein werden, führe ich hier nur das an, was nöthig, um meine Frage so klar als möglich auszudrücken.

Isabella erzählt:

Doch nicht genug, daß dieser heut'ge Tag
Jedem von beiden einen Bruder schenkt,
Auch eine Schwester hat er euch geboren.
Ihr war't noch zarte Knaben, aber schon
Entzweite euch der jammervolle Zwist,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und häufte Gram auf eurer Eltern Herz.
Da wurde eurem Vater eines Tages
Ein seltsam wunderbarer Traum. Ihm däuchte,
Er säh' aus seinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachsen, ihr Gezweig
Dicht in einander flechtend — zwischen beiden
Wuchs eine Lilie empor. — Sie ward
Zur Flamme, die, der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend, prasselnd aufschlug
Und, um sich wüthend, schnell, das ganze Haus
In ungeheurer Feuerfluth verschlang.
Erschreckt von diesem seltsamen Gesichte,
Befragt' der Vater einen sternekundigen
Arabier. Der Arabier erklärte:
Wenn mein Schooß von einer Tochter
Entbunden würde, tödten würde sie ihm
Die beiden Söhne, und sein ganzer Stamm
Durch sie vergehn. — Und ich ward Mutter einer Tochter;
Der Vater aber gab den grausamen
Befehl, die Neugeborene alsbald
In's Meer zu werfen. Ich vereitelte
Den blut'gen Vorsatz und erhielt die Tochter
Durch eines treuen Knechts verschwiegnen Dienst.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
So ließ ich an verborgner Stätte sie erziehn!

Digitized by Google

Den alten Diener hab' ich ausgesendet,
Der, ihrer stillen Zuflucht sie entreißend
Zurück an meine mütterliche Brust
Sie führt und in die brüderlichen Arme.

Manuel hat bekanntlich schon früher, gleich nach der Versöhnung mit Cesar, seinen Rittern erzählt, daß er in nächster Zeit eine Gemahlin in die Hofburg seiner Väter einführen werde, die er bei Gelegenheit einer Jagd zum ersten Male gesehen habe.

Manuel: — Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirges — da geschah's,
Daß die Verfolgung einer weißen Hindin
Mich weit hinweg aus eurem Haufen riß.
Das scheue Thier floh durch des Thales Krümmen,
Doch konnt' ich's nicht erreichen, noch erzielen,
Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir
Verschwand. Schnell von dem Roß herab mich werfend
Dring' ich ihm nach, schon mit dem Speere zielend,
Da seh' ich wundernd das erschrockne Thier
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,
Die es mit zarten Händen schmeichelnd kost.
Bewegungslos starr' ich das Wunder an,
Den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf ausholend —
Sie aber blickt mit großen Augen flehend
Mich an. So stehn wir schweigend gegen einander —
Wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen,
Denn alles Maß der Zeiten war vergessen.
Tief in die Seele drückt sie mir den Blick,
Und umgewandelt schnell ist mir das Herz.
Da hört' ich einer Glocke helles Läuten,
Den Ruf zur Hora schien es zu bedeuten,
Und schnell, wie Geister in die Luft verwehen,
Entschwand sie mir und ward nicht mehr gesehen.

Er erzählt ferner, daß er seine Geliebte hierauf Tag für Tag im Klostergarten heimlich gesprochen, daß er, wie sie selbst, keine Ahnung habe, woher sie stamme, daß ein

Digitized by Google

alter Diener ihrer Familie ihr jedoch gestanden, sie sei von edlem Blute und der Augenblick nahe, in welchem ihr Geheimniß enthüllt, und sie zu den Ihrigen gebracht werde. Er, Manuel, habe gefürchtet, daß sie ihm entrissen werden könne, und so habe er sie aus dem Kloster entführt und bewahre sie bis zur Vermählung an verborgener Stätte. Die Vorwürfe seiner Ritter beschwichtigt er durch die Erklärung:

— Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch
Durch kein Gelübde war das Herz gefesselt,
Das sich auf ewig mir zu eigen gab.

Jetzt (im zweiten Act) nach der oben angeführten Erzählung Isabellens, gesteht er sein Liebesverhältniß auch seiner Mutter.

Don Manuel. Und sie ist nicht die Einz'ge, die Du heut
In Deine Mutterarme schließen wirst.
Es zieht die Freude ein durch alle Pforten,
Es füllt sich der verödete Palast
Und wird der Sitz der blüh'nden Anmuth werden.
— Vernimm, o Mutter, jetzt auch mein Geheimniß.
Eine Schwester giebst Du mir — ich will dafür
Dir eine zweite liebe Tochter schenken.
Ja, Mutter, segne Deinen Sohn! Dies Herz,
Es hat gewählt; gefunden hab' ich sie,
Die mir durch's Leben soll Gefährtin sein.
Eh' dieses Tages Sonne sinkt, führ' ich
Die Gattin Dir Don Manuels zu Füßen.

Dem Geständniß Don Manuel's folgt das des Don Cesar. Auch er erzählt die Geschichte seiner Liebe und bekennt, daß auch er die Herkunft seiner Braut nicht kenne, daß er sie bei seines Vaters Leichenfeier zum ersten Male gesehen, und daß diesen festlich ernsten Augenblick der Lenker seines Lebens sich erwählt habe, ihn zu berühren mit der Liebe Strahl.

Digitized by Google

Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden,
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!

In diese glückliche Stimmung tritt nun der nach der Tochter ausgesandte Diener Diego. Die Fürstin, in der Meinung, er bringe diese Tochter, will ihr in überwallendem Muttergefühl entgegenstürzen.

Wo ist sie? Sprich!
Wir sind gefaßt,
Die höchste Freude zu ertragen. Komm!

Da Diego ihr nicht folgt, sondern mit bestürzter Miene stehen bleibt, ruft sie:

Du zögerst? Du verstummst?
Was ist Dir? Sprich! Ein Schauder faßt mich an.
Wo ist sie? Wo ist Beatrice?

Bei dem Namen: „Beatrice" zuckt Manuel zusammen und sagt für sich, und zwar wie Schiller ausdrücklich vorschreibt, „betroffen": Beatrice!

Der Name ist sogar, um die Wichtigkeit der Hervorhebung anzudeuten, in allen Ausgaben mit gesperrten Lettern gedruckt.

Hier also blitzt Manuel schon der Gedanke auf, daß seine Beatrice, seine Geliebte, auch seine Schwester sein könne.

Nun schildert Diego, daß Beatrice, die noch durch kein Gelübde gebunden gewesen sei, sich habe im Klostergarten ergehen dürfen und daß wahrscheinlich dort der Raub der Unbewachten begangen sei. Isabella bestürmt nun ihre Söhne, Alles zur Entdeckung der geraubten Schwester aufzubieten. Der heißblütige Cesar stürzt mit den Worten fort:

Leb' wohl! Zur Rache flieg' ich, zur Entdeckung!

Wörtliche Anmerkung des Dichters:

Don Manuel (aus einer tiefen Zerstreuung erwachend, wendet sich beunruhigt zu Diego): Wann, sagst Du, sei sie unsichtbar geworden.

Digitized by Google

Diego. Seit diesem Morgen erst ward sie vermißt.

Um nicht mißverstanden zu werden, füge ich hier bei, daß Schiller gewiß viel, unzählig viel Verehrer, ja Vergötterer haben mag, einen größeren als den Schreiber dieser Zeilen — nicht. Ich möchte fast so weit gehen, zu sagen: Schiller ist mir — meine berühmten Collegen mögen mir verzeihen, daß sie bei mir erst nach Schiller kommen — die liebste Figur der Weltgeschichte, aber bei aller Verehrung finde ich die nächstfolgende Scene — unglaublich.

Cesar läuft fort, um Alles zur Entdeckung zu thun, ohne sich Anhaltspunkte verschafft zu haben. Der ältere, weniger exaltirte Manuel verlangt sie vernünftiger Weise und wird von der Mutter geradezu grob behandelt.

Manuel. Und Beatrice nennt sich Deine Tochter?
Isabella. Dies ist ihr Name! Eile! Frage nicht!
Manuel. Nur Eines noch, o Mutter, laß mich wissen —
Isabella. Fliege zur That! Des Bruders Beispiel folge!
Manuel. In welcher Gegend, ich beschwöre Dich —
Isabella (ihn forttreibend). Sieh meine Thränen, meine Todesangst!

Sie ist nicht einmal so höflich, abzuwarten, was er fragen will. Und als er wiederholt nach dem Wichtigsten, nach dem Ort, fragt:

In welcher Gegend hieltst Du sie verborgen?

bekommt er keine Antwort. Einen Menschen, der einem anderen einen Brief zur Besorgung geben, und dessen Frage nach der Adresse grob zurückweisen wollte, würde man einfach für verrückt halten. Manuel scheint dieselbe Meinung von Mama zu haben, denn er geht nun gar nicht. Jetzt bekennt Diego, daß er möglicher Weise

„des Raub's unschuld'ge Ursach sei",

indem er Beatrice erlaubt habe, der Leichenfeier des verstorbenen Fürsten verborgen beizuwohnen; dort, meint er,

Digitized by

habe sie wohl „das Aug' des Räubers ausgespäht". — Manuel, dem Beatrice diesen Umstand verschwiegen hatte, athmet „erleichtert" auf:

Glücksel'ges Wort, das mir das Herz befreit,
Das gleicht ihr nicht! Dies Zeichen trifft nicht zu.

Aber nach wenigen Minuten kehrt der alte Verdacht zurück und mit den Worten:

„Was steh' ich hier in Furcht und Zweifelsqualen?
Schnell will ich Licht mir schaffen und Gewißheit!"

eilt er fort, ja er ist sogar der Art aufgeregt, daß er dem eben versöhnten Bruder, der ihm freundlich begegnet, anherrscht:

Folge mir nicht! Hinweg! Mir folge Niemand!

Nun kommt Manuel zu Beatrice. In ihrer Freude, ihn endlich wieder zu haben, bemerkt sie seine Stimmung nicht und als „sie ihn genauer betrachtet" fragt sie:

Was ist Dir? So verschlossen feierlich
Empfängst Du mich — entziehst Dich meinen Armen,
Als wolltest Du mich lieber ganz verstoßen?
Ich kenne Dich nicht mehr! — Ist dies Don Manuel,
Mein Gatte, mein Geliebter?

Manuel ist in seiner Aufregung unfähig zu sprechen und ringt der beklemmten Brust nur den einen Ausruf ab: „Beatrice!"

Nun folgt nach einigen Gegenreden:

Don Manuel. Lerne mich endlich kennen, Beatrice!
Ich bin nicht der, der ich Dir schien zu sein,
Woher ich stamme, hab' ich Dir verborgen.

Beatrice. Du bist Don Manuel nicht! Weh mir, wer bist du?

Don Manuel. Don Manuel heiß' ich — doch ich bin der Höchste,
Der diesen Namen führt in dieser Stadt,
Ich bin Don Manuel, Fürst von Messina.

Beatrice. Du wärst Don Manuel, Don Cesars Bruder?

Don Manuel. Don Cesar ist mein Bruder.

Beatrice. Ist Dein Bruder?

Digitized by Google

Auf ihre mit Entsetzen gesprochene Frage:

„Ist dein Bruder?“

kehrt ihm die fürchterliche Ahnung wieder und er fragt:

Don Manuel. Wie? Dies erschreckt Dich? Kennst Du den Don Cesar?
Kennst du noch sonsten jemand meines Bluts?

Beatrice. Du bist Don Manuel, der mit dem Bruder
In Hasse lebt und unversöhnter Fehde?

Don Manuel. Wir sind versöhnt, seit heute sind wir Brüder,
Nicht von Geburt nur, nein, von Herzen auch.

Beatrice. Versöhnt, seit heute!

Don Manuel. Sage mir, was ist das?
Was bringt Dich so in Aufruhr? Kennst Du mehr
Als nur den Namen bloß von meinem Hause?
Weiß ich Dein ganz Geheimniß? Hast Du nichts,
Nichts mir verschwiegen oder vorenthalten?

Beatrice. Was denkst Du? Wie? Was hätt' ich zu gestehen?

Don Manuel. Von Deiner Mutter hast Du mir noch nichts
Gesagt. Wer ist sie? Würdest du sie kennen,
Wenn ich sie Dir beschriebe — Dir sie zeigte?

Auf ihre Gegenrede:

„Du kennst sie, kennst sie und verbargest mir?“

ruft er:

„Weh Dir und wehe mir, wenn ich sie kenne.“

Beatrice. O, sie ist gütig, wie das Licht der Sonne!
Ich seh' sie vor mir, die Erinnerung
Belebt sich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt sich mir die göttliche Gestalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe seh' ich
Des weißen Halses edle Form beschatten!
Ich seh' der Stirne reingewölbten Bogen,
Des großen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme seelenvolle Töne
Erwachen mir —

Er läßt sie nicht aussprechen; die fürchterliche Gewißheit ist da und entsetzt ruft er:

„Weh' mir, Du schilderst sie!“

Das heißt also: „Die Schilderung Deiner Mutter ist zugleich

Digitized by Google

die der meinigen — wir sind Geschwister". Anders kann ich die Stelle nicht verstehen!

Nach den nächsten Worten der Beatrice:

O selbst die Mutter gab ich für Dich hin!

sagt er, als hätte er nie einen Verdacht, nie einen Zweifel gehegt, in beruhigendem Tone:

Messina's Fürstin wird Dir Mutter sein.
Zu ihr bring' ich Dich jetzt; sie wartet Deiner.

Also: Da Du von Deiner Mutter augenblicklich getrennt bist, so bringe ich Dich zu der meinigen, welche Mutterstelle an Dir vertreten wird. Die Worte: „Zu ihr" sind, um den Gegensatz herauszuheben, sogar mit gesperrten Lettern gedruckt. Einige Zeilen später fragt er wieder:

„Ist meine Mutter keine Fremde Dir?"

Was nun folgt: die Gewißheit, daß sie ebenfalls von Cesar geliebt wird, hat mit meiner Frage in Bezug auf die Stelle, die ich meine, und die sich meiner Ansicht nach nicht erklären läßt, nichts zu thun.

Ich half mir bei der Darstellung darüber hinweg, indem ich vor den Worten: „Messina's Fürstin wird Dir Mutter sein" eine Pause machte und mich dann von dem Zweifel, der die Seele belastete, pantomimisch losrang, oder um einen banalen Ausdruck zu brauchen, den Gedanken abschüttelte nnd als hätte ich ihn nie gehabt, in anderem Tone fortfuhr. Das liegt aber nicht in der Dichtung, denn Schiller, der nicht sparsam in sogenannten Anmerkungen ist und die kleinsten Kleinigkeiten, oft sogar das Costüm vorschreibt, würde Anhaltspunkte gegeben haben.

Vor einigen Jahren spielte ich den Don Manuel als Gast in Meiningen und war sehr gespannt, ob mir dort eine Aufklärung werden könnte, dort, wo man nicht nur die Dichtung, sondern selbst das Beiwerk mit Wichtigkeit behandelt.

Digitized by Google

Ich kam erst spät, sehr spät zur Probe meiner Scene in Meiningen an, und erkrankte der Art während des Abends, daß ich gezwungen war, sofort nach der Vorstellung meine Wohnung aufzusuchen. Am anderen Morgen mußte ich abreisen, ohne die Sache zur Sprache gebracht zu haben. Daß die Meiniger Regie mir ebenfalls keine Auskunft hätte geben können, bewies, daß Alles, was auf die mir unklare Stelle Bezug hatte, gestrichen war. Mitten aus der Scene waren von:

Wie, dies erschreckt Dich? Kennst Du den Don Cesar?

die folgenden vierzig Verse bis mit:

„Ist meine Mutter keine Fremde Dir?"

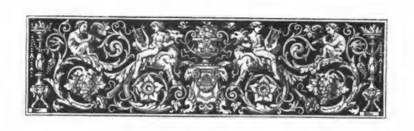
gestrichen. An allen anderen Bühnen hatte man sie stehen und munter Etwas sprechen lassen, über das weder der Regisseur, noch die betreffenden Darsteller sich Rechenschaft geben konnten. Meine Frage ist die: „Wie ist es zu erklären, daß Manuel, der in Verzweiflung ausbricht, daß seine Mutter zugleich die seiner Geliebten ist, im Augenblick darauf von seiner Mutter als von einer ganz Anderen sprechen kann."

Ich bitte den Leser dieser Zeilen, der eine Erklärung zu geben weiß, mir seine freundliche Belehrung in einem frankirten Briefe zukommen zu lassen unter der Adresse:

Carl Sontag

in Hannover.

Digitized by Google



Adolf Neuendorff.

Director des Germania-Theaters in New-York.

—⸙—

Das deutsche Theater in New-York.
Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer werthen Zuschrift fordern Sie mich auf, Ihnen für Ihr Buch einen Artikel über die New-Yorker deutschen Bühnenverhältnisse zuzuschicken. Gern würde ich Ihnen eine ausführliche Geschichte des hiesigen deutschen Schauspiels, sowie der deutschen Oper übersenden, wie sich dieselben, trotz aller Fährlichkeiten, aus dem Zustande des winzigsten Meerschweinchens zur heutigen Höhe eines anerkannten, und was das Schauspiel anbelangt, stabilen Kunstinstitutes, herauf gearbeitet haben. Der gar zu enge Raum den eine Skizze erheischt, verbietet indeß einen Aufsatz von so bedenklichem Umfange. Ich muß mich also darauf beschränken, Ihnen in gedrängtester Form die Daten des Entstehens, sowie der Entwickelung der deutsch-dramatischen Kunst in New-York zu berichten und Sie, sowie die

Digitized by Google

geehrten Leser Ihres Buches, welche sich für die näheren Einzelheiten dieses Theiles der amerikanischen Kunstgeschichte interessiren, auf eine in Bälde erscheinende Broschüre: „Die Entstehung und Entwickelung der deutschen Schaubühne in New-York, von deren Uranfängen an bis auf die neueste Zeit. Eine kultur-historische Skizze von Gustav Grieben" verweisen.

Diesem meinem Freunde, welcher selbst einer der ersten Pioniere der hiesigen deutschen Schaubühne war, verdanke ich auch die Daten vor dem Jahr 1855, in welchem ich nach Amerika kam.

Grieben sagt mir, daß sich auf das Jahr 43 mit Bestimmtheit dramatische Darstellungen zurückführen lassen, die auf einer Art Bühne im Hintergrunde einer Bierstube stattfanden und zwar unter Leitung des kürzlich verstorbenen Bühnenveteranen Friedrich Schwan; der eigentliche Direktor desselben jedoch war ein aus Osnabrück hier eingewanderter Musiker Namens Wiese. Bei der Eröffnungsvorstellung kam das Schauspiel „Guttenberg" zur Aufführung. Gegen Neujahr scheint der Leiter jedoch schon die Lust an dem Unternehmen verloren zu haben, denn er gedachte nach Deutschland zurückzukehren, als sich ihm die Aussicht bot, ein besseres Local, den früher Mager'schen Ballsaal, zu miethen. Dort begann Schwan, nachdem er sein Personal verstärkt hatte, von frischem zu mimen. Man gab die Ahnfrau, den Pachter Feldkümmel, Kotzebue's Rehbock; Halm's Griseldis war aber das beliebteste aller Stücke.

Ende des Jahres 46 übernahmen der aus Neu-Orleans angekommene Schauspieler Deetz, ein Bruder des Berliner Hof-Theater-Directors und ein gewisser Herrmann die Direction, und führten den Musentempel mit wechselndem Erfolge weiter. Während der Zeit trieb ein anderer deutscher

Digitized by Google

Mime, ein gewisser Herr von Adlerberg, sein Wesen im fernen Westen. In persönlicher Beziehung von der Natur in reichstem Maße ausgestattet für Rollen wie Ingomar und Percival, zog er keck hinaus in urwaldliche Gebiete, um den Landbewohnern, die noch ganz unbeleckt von der Kultur, sein dramatisches Evangelium vor zu — brüllen. — Mehrere Jahre bereiste dieser Adlerberg, ein wahrer Pionier der deutschen dramatischen Muse, in Begleitung seiner Frau, die mit ihm die Parthenia und Griseldis spielte, sein sonstiges Personal aus der dramatischen Section des Turnvereins der betreffenden Stadt rekrutirend, die westlichen und südlichen Städte bis hinunter nach New-Orleans, viel Ruhm und wenig Mammon erntend.

In New-York kam mit dem Jahre 1850 ein merklicher Umschwung in die Theatermisere. Die Jahre 48 und 49 brachten eine Masse deutscher Schauspieler an die hiesigen Gestade. Kräfte waren nun hinreichend beisammen, allein es fehlte noch immer an einem gut gelegenen Locale. Einige Versuche in einem englischen Theater schlugen fehl, es blieb also dem deutschen Schauspiel nichts weiter übrig, als wieder zum Mager'schen Tanzsaal seine Zuflucht zn nehmen. Hier taucht zum ersten Mal das Theatergenie Eduard Hamann, der spätere Director des New-Yorker Stadttheaters, als Requisiteur und Theatermeister dieser Bühne auf, deren bedenklich schwankende Form vor der Vorstellung stets zusammen gezimmert, nach derselben, um für das folgende Tanzvergnügen Platz zu machen, auseinander genommen werden mußte. Auch wurden von Hamann die Coulissen gemalt, was den Besitzer des Tanzlocals veranlaßte, in gerechter Würdigung der Hamann'schen theatralischen Kenntnisse, ihn auch noch zum Inspicienten zu ernennen, als welcher er, Gefahren nicht kennend, die Darstellung von Rollen in

Hinko, Glöckner von Notre-Dame und in Schiller's Räubern sich gestattete. Hamann, der ehrsame Berliner Tischler, gefiel als Schauspieler ungemein. Komisch, nicht wahr? Aber doch nicht wunderbar, wenn man bedenkt, daß die deutsche Kunst in New-York noch so sehr im Argen lag, und daß die deutschen Bewohner jener Zeit eben noch nicht auf die Höhe gehoben waren, auf der das Urtheil der heutigen deutschen Einwohnerschaft New-Yorks steht, ein Standpunkt, der es heutzutage dem Director des deutschen Theaters hier wahrlich nicht leicht macht, das Publikum zufrieden zu stellen. Gespielt wurde auf Theilung, natürlich bildete sich dadurch ein Jeder ein, Director zu sein und man kann sich denken, welch eine Anarchie in diesem Getriebe herrschte. Es wäre wohl auch bald wieder zu Ende gewesen mit dieser Herrlichkeit, wenn nicht der Trieb der Selbsterhaltung die Mitwirkenden zahm gemacht hätte, denn ein „ich spiele nicht mehr mit“ zog die positive Sorge um's Dasein nach sich. Die Geschichte dauerte jedoch nicht länger als bis zum Ende des Jahres und die Truppe stob in Folge des Zusammenbruchs nach allen Himmelsgegenden auseinander. New-York blieb während des Restes des Winters ohne deutsche Comödie. Wieder war es ein Bierwirth Namens Fassert, welcher im Frühjahr 1851 den Entschluß faßte, die auseinander gestobene Künstlerschaar von Neuem unter seine Fahne zu versammeln. Die Geschäfte gingen unter diesem Regime einigermaßen, das heißt so lange die eintretende warme Jahreszeit den Aufenthalt im Theater nicht zu einer Unmöglichkeit machte. Im Laufe des Sommers wurde in Hoboken auf einer kleinen, im Becker'schen Garten aufgestellten Bühne auf Theilung gemimt. Im Herbst 1851 kam der Characterdarsteller Alexander Pfeiffer von Mannheim nach New-York und schien es, als ob mit ihm ein frischer Zug in die zerfahrenen Theater-Verhältnisse

Digitized by Google

kommen sollte. Aber auch dieses Unternehmen war nicht von Bestand. Der durch schlechte Verwaltung rc. herbeigeführte Zusammensturz erfolgte um Neujahr 1852. Das war das frühzeitige Ende der vielverheißenden Wintersaison, es kam zu nichts Stabilem mehr, die meisten der besseren Schauspieler wanderten gen Westen, und New-Yorks deutsche Bühne war abermals verwaist. Gegen die Weihnachtszeit des Jahres 1852 erschallte von Neuem ein Reveilleruf für die zerstreuten Schauspieler, ausgehend von einem gewissen Pleyl; derselbe hatte in Nr. 53 Bowery ein früher als Tingel-Tangel benutztes englisches Theater gemiethet und es gelang bei mäßigen Preisen und unter bescheidenen Ansprüchen des Publikums das Geschäft bis Anfang April fortzusetzen. Da verduftete auf einmal der Herr Prinzipal und Viele hatten das leere Nachsehen. Im Sommer 1853 erschien endlich der schon früher erwähnte Eduard Hamann auf der Bildfläche, indem er den Entschluß faßte, die Leitung des Theaters in seine Hand zu nehmen. Streben besaß Hamann, und so sah er sich denn, da die Wiege der deutschen Muse, das Tanzlocal in der Elisabethstraße, doch gar zu klein gezimmert war, nach einem geräumigeren Bette für das ihm durch die Verhältnisse aufgedrungene Kind um. Er fand einen geeigneten Platz im Hause Nr. 17 Bowery, dem Mittelpunkt des damaligen Deutschthums New-Yorks, verband sich mit einem Kosthauswirth Namens Ferdinand Krüger, der mit einem kleinen Betriebscapital auch noch sich selbst mit seiner schauspielerischen Begabung in die Schanze warf und gründete unter dem Namen Charles-Theater das erste ständige deutsche Theater New-Yorks, zog an sich, was von Comödianten sich in der neuen Welt umhertrieb, und wußte durch seine Thätigkeit es dahin zu bringen, daß auch die Zeitungen bald vom deutschen Theater in der amerikanischen

Digitized by Google

Metropole Notiz nahmen. Durch solche Zeitungsnotizen sah sich bald ein und der andere Mime des alten Vaterlandes veranlaßt, sein Licht der neuen Welt strahlen zu lassen; und wenn auch zu jener Zeit weniger lockende Gagen als widrige Umstände in der Heimath deutsche Schauspieler veranlaßten, das große Wasser zu durchschiffen, so sammelte sich doch bald ein gewisser Stamm deutscher Künstler an, die es mit Hinzuziehung von Dilettanten ermöglichten, regelmäßige theatralische Vorstellungen zu Stande zu bringen.

Man gab meist Ritterstücke und große Possen, da aber in Amerika schnell gelebt und schnell durchgekostet wird, waren dieselben als Zugstücke bald nicht mehr lohnend genug; man verlangt hier fortwährend Abwechselung und dieses Verlangen wurde durch den Bestand der Theaterkasse dem alten Hamann so nachdrücklich klar gemacht, daß ihm nichts übrig blieb, als entweder aus dem Tempel der Musen wieder zur Hobelbank zurückzukehren oder aber Abwechselung zu schaffen. Welche Wunderdinge entspringen nicht manchmal dem gequälten Gehirn eines Theaterdirectors in Noth! Schon hatten sich drei oder vier sangesgeübte Mimen dem damaligen Capellmeister des St. Charles-Theaters vorgestellt, Gesangvereine gab es auch, aus denen completirt werden konnte, neue Anziehung mußte dem Publikum geboten werden; da entsprang dem Hirn des armen Theaterdirectors die rettende Idee einer Opernaufführung!

Eine gewaltige, weittragende Idee, allerdings angeregt durch jene unbeschäftigten Kehlfertigen und zur Reife gebracht durch den Capellmeister Herwig, einem von Berlin eingewanderten Musiker; aber die Idee kam zur Ausführung, und es erstand in New-York die erste deutsche Oper unter Hamann. Selbstverständlich war die erste Opernaufführung in deutscher Sprache die des „Freischütz“,

denn konnte man dem damaligen Geschmacke wohl bessere Concessionen machen, als daß man die Wolfsschlucht mit allen ihren grausigen Schrecken dem naiven Publikum vorführte. Und was war für diese Wolfsschlucht nicht Alles gethan worden! Aus Kegelkugeln hatte der alte Hamann selbst die Todtenköpfe für den Zauberkreis gedreht; er selbst hatte das wilde Schwein gezimmert, er selbst zog Abends dasselbe mit Anstrengung über die ganze Bühne, obgleich das arme Thier sich zum öfteren ausruhen zu wollen schien; er selbst hatte der Eule Federn angeklebt und entsetzlich funkelnde Augen eingebohrt, er selbst auch hatte etzliche Stricke mit gar bunten Farben bemalt, von welchen Stricken alsdann versichert ward, daß dieselben Schlangen und anderes gräuliches Gewürm darstellen sollten, und wiederum er selbst warf den Herren Max und Caspar platzende Feuerschwärmer zwischen die Beine und zuletzt gar zündete er selbst den Feuerregen in der ersten Soffitte an, dessen Anschaffung ganze 25 Cent (eine Mark) gekostet hatte und den loszulassen der Director wegen des Kostenpunktes sich so lange entschieden weigerte, bis der Herr Capellmeister, dem der Erfolg des Abends nicht glänzend genug sein konnte, erklärt hatte, ohne Feuerregen nicht dirigiren zu wollen! — Die Fama sagt sogar, daß besagte fünf und zwanzig Cents dem Capellmeister wiederum am Gagentage abgezogen wurden, weil ein solch überraschender Glanz, wie der durch den Feuerregen hervorgebrachte, überetatsmäßig und unnütz sei. — Ja, sparsam war der alte Hamann und wer ihn gekannt hat, weiß, daß diese Sparsamkeit hart an Schmutzerei grenzte. Der Aufführung des Freischütz folgten dann Aufführungen von Masaniello, Czar und Zimmermann, Oberon, Wildschütz ꝛc., selbstverständlich stets in sehr bescheidenem Rahmen. Auch das Schauspiel stand in dieser Saison nicht

Digitized by Google

zurück und als eine besondere Anziehungskraft bewährte sich der mit seiner Familie eingetroffene Schauspieler Böttner, der sich in kurzer Zeit zu einem beliebten Komiker emporschwang und die Seele des Geschäftes wurde. Unter seiner Regieführung erhielt dasselbe eine bestimmte Form, so daß, Dank der knauserigen Finanzwirthschaft Hamanns, die Saison 53—54 die erste war, welche ohne Eclat zu Ende ging. Ohne daß Jemand daran dachte, war diese Saison dazu bestimmt, der Vorläufer einer bedeutenden Umwälzung in den Theaterverhältnissen New-Yorks zu werden, herbeigeführt durch die Ankunft einer Frau, deren Bestrebungen es zu danken ist, daß unter ihrer Leitung das Theaterwesen in eine bisher unbekannte Bahn gedrängt wurde und welche auf die fernere Entwickelung der deutschen Bühne New-Yorks einen mächtigen Einfluß ausübte. Diese Reformatorin war die nachmalige Frau Elise Hoym, ein Fräulein Hehl aus Darmstadt, zuletzt als erste tragische Heldin in Ulm engagirt. Ihre erste Rolle war die Margarethe in Faust, mit welcher sie riesig durchschlug. Durch dieses Engagement kam ein klassisches Stück nach dem anderen an die Reihe und wenn die Vorstellungen auch gerade nicht mustergiltig zu nennen waren, so befriedigten sie doch das damalige Publikum im höchsten Maße und weckten den Sinn für ein besseres Repertoir. Fast gleichzeitig mit Fräulein Hehl traf auch der jugendliche Held Otto Hoym wieder in New-York ein und wurde engagirt. Bereits im nächstfolgenden Frühjahr reichte Fräulein Hehl dem Herrn Otto Hoym die Hand zum ehelichen Bunde und es erstand jenes Directoren-Ehepaar, welches im Verein mit Eduard Hamann während einer langen Reihe von Jahren die Geschicke der deutschen Bühne New-Yorks in seiner Hand hielt. Die neue Firma Hoym und Hamann miethete ein in der Bowery 37 und 39

Digitized by Google

gelegenes Grundstück, welches früher als Circus benutzt war und nun, in ein ganz respectables Theater umgebaut, New-Yorker Stadttheater genannt wurde. Die in den nächsten zehn Jahren sich entwickelnde Kunstperiode war in pecuniärer Beziehung eine so erfolgreiche, daß während der Zeit der Grund zur Wohlhabenheit der Directoren gelegt wurde.

Man schloß im Laufe der nächsten Jahre mit vielen der besseren Künstler Deutschlands Contracte ab, durch welche ein ganz anständiges Ensemble zu Stande kam. Es war ein wirkliches Kunststreben, welches in den Jahren 1856—60 die deutsche Bühne New-Yorks belebte.

Auch die deutsche Oper hatte einen großen Schritt vorwärts gethan durch das Unternehmen, welches ein gewisser Herr von Berkel im Jahre 1856 in's Leben rief. — Derselbe brachte eine Opern-Gesellschaft von Deutschland herüber und stellte so durch Hinzuziehung der hier anwesenden Sänger und des genialen Dirigenten Carl Bergmann ein recht annehmbares Ensemble zusammen. Es überstiegen jedoch die Kosten die Einnahmen, und das Ende vom Liede war ein colossaler Krach. In den folgenden Jahren fanden, unter Mitwirkung der oben genannten Sänger, wozu noch die Soubrette und Coloratursängerin Johanna Rotter kam, nur einzelne Opernaufführungen im Stadttheater statt, und fällt auch in diese Zeit auf Anregung des Männerchors „Arion", welcher die Chöre sang, unter Leitung Bergmann's die erste Aufführung des Tannhäuser am 4. April 1859. Der Erfolg war sensationell! Ganz New-York war enthusiasmirt. Man sprach überall von Erbauung eines Opernhauses, Gründung einer deutschen Oper, aber — mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Es kam der große Bürgerkrieg! Düster

Digitized by Google

wie im Sommer 1861 der politische Horizont sich gestaltete, ebenso dunkel wurde es auch am Theaterhimmel. Jeder zog einen anderen Weg. Meauberts gingen nach Californien, wo sie später das erste deutsche Theater gründeten, Fallenbach ging nach Deutschland zurück, Hoym zog als Commandeur einer Compagnie des Turner-Regimentes in den Krieg, mit einem Wort, es blieb nur ein kleines Häuflein zurück, welches darauf wartete, daß die Direction sich für Wiedereröffnung des Theaters erklären würde. Das geschah denn auch, und zwar unter Direction von Frau Hoym und Eduard Hamann. Aber eine trostlose Saison war es, welche folgte und schon sehr früh, im April 1862, endigte. Nur eine Künstlerin hatte es in derselben gewagt, nach Amerika zu kommen, und das war ein Fräulein Anna Klein, nachmalige Gattin des Directors Eduard Hamann. Die Saison 62—63 war auch nicht viel erfreulicher als die vorhergehende, jedoch fingen die Geschäfte schon an sich bedeutend zu heben und die Direction konnte es ermöglichen, zur Completirung ihres durch den Ausbruch des Krieges decimirten Ensembles einige tüchtige Kräfte von Deutschland kommen zu lassen. Einige Jahre früher war auch Carl Anschütz, bis jetzt wohl der bedeutendste Musiker und Dirigent Amerikas, herüber gekommen, welcher, durch seine zahlreichen Freunde aufgefordert, den Entschluß faßte, es nochmals mit der Gründung einer stabilen deutschen Oper in New-York zu versuchen, nachdem es durch einzelne von ihm arrangirte Vorstellungen eclatant bewiesen war, daß eine deutsche Oper in New-York Lebensfähigkeit besaß. (Unter diesen Vorstellungen sind auch die Aufführungen der Jüdin im Winter-Garden-Theater unter Mitwirkung der Sängerin Fabbri, des Tenoristen Stigelli und des großen Carl Formes zu rechnen.) Carl Anschütz miethete im Herbst 1862 ein elegantes, wenn auch kleines Haus für die von

Digitized by Google

ihm beabsichtigten Opernaufführungen, in der fashionabelsten Gegend der Stadt, am Broadway, um auch die amerikanische Einwohnerschaft New-Yorks für sein Unternehmen zu interessiren. Unter seiner verständnißvollen Leitung kamen mit Kräften, wie die Damen Johannsen, Friederici, Rotter und der Herren Himmer, Habelmann, Weinlich, Hermanns, sowie den Gebrüdern Theodor, Wilhelm und Carl Formes, fast sämmtliche Repertoir-Opern der deutschen Bühne zur Aufführung und nahm die deutsche Oper, so lange Carl Anschütz das Scepter führte, einen durchaus würdigen Standpunkt ein. Am Schluß der Saison übergab Anschütz sein Unternehmen dem amerikanischen Impressario Leonard Grover, der zum ersten Male mit der deutschen Oper während mehrerer Jahre die amerikanischen Staaten bereiste, und einen großen pecuniären Erfolg erzielte. Ich selbst wurde, da Anschütz in der zweiten Saison zurücktrat, als Dirigent sein Nachfolger und verblieb in dieser Stellung bis zum Schluß der Saison 1866—67, als Grover die Oper aufgab und die Direction eines englischen Theaters übernahm. In jener Zeit fanden auch unter meiner Leitung in der New-Yorker Academy of Musik die Tell-Aufführungen mit einem Chor von 300 Personen und einem Orchester von 120 Mann, sowie die dreitägige Beethoven-Feier statt.

Für New-York hatte mit dem Abtreten von Carl Anschütz eine regelmäßige Saison der deutschen Oper auf lange Zeit ihr Ende erreicht.

Die Saison 1863—64 wurde für die Direction des Stadttheaters in pecuniärer Beziehung wohl die ergiebigste, welche jenes Theater erlebt hat.

Die von der Bundesregierung ausgegebenen „Greenbacks“ überflutheten das Land; die vom Kriege zurückkehrenden deutschen Freiwilligen, die ihre Zeit, für welche sie gedungen

waren, abgedient hatten und auf neue Anwerbung warteten, gaben das Geld mit vollen Händen aus, es circulirten Unsummen des neu fabricirten Geldes, alle Geschäfte florirten, und während draußen der blutigste Bürgerkrieg wüthete, erzielte die Direction die glänzendsten Einnahmen.

Hamann, dem die Speculationswuth nie Ruhe ließ, hatte mittlerweile wieder neue Pläne ausgeheckt. Die von ihm gefaßte und durch das brillante Geschäft zur Reife gebrachte Idee war, ein neues und größeres Schauspielhaus zu bauen. Er erstand das Grundstück Nr. 45—47 Bowery, auf welchem sich zu der Zeit das bekannte Bierlokal „der Volksgarten" befand und ging frisch ans Werk. Im September 1864 schon wurde die Saison im neuen Stadttheater mit dem Schauspiel „Heinrich von Schwerin" eröffnet.

Jetzt folgt bis zum Jahre 1871 eine Zeit in welcher die Schaubühne New-York's so viel Wandlungen erlebte, daß ganze Bände erforderlich wären, um Alles ausführlich zu berichten.

Es trat eine Ueberschwemmung durch Kunstgrößen aller Art und mit ihr das Gastspielsystem ein. Den Reigen eröffnete 1865 Ottilie Genée und mit ihr zu gleicher Zeit kamen als engagirte Mitglieder Cäsar Frank, das Zerboni'sche Ehepaar, Wilhelmine Rhode.

Für Beginn der Saison 1866—67 kam Oscar Guttmann nach Amerika, dann aber geschah das fast Unglaubliche — Bogumil Dawison traf im Herbst hier ein! —

Während derselben Zeit hatte der Schauspieler Härting eine kleine Lustspielbühne im Broadway, das Thalia-Theater, etablirt und jetzt begann der durch die unerwartete Ankunft Dawisons herbeigeführte Kampf ums Dasein zwischen beiden Bühnen.

Digitized by Google

Das Theater, in welchem Dawison spielte, war das zur Existenz berechtigte. Sein erstes Auftreten fand im Stadttheater am 20. September 1866 als „Othello" statt. Und mit welchem Erfolge!

Derartige Scenen begeisterter Aufregung sind wohl selten erlebt worden. Mit einem Wort, ganz Deutsch-New-York war Dawison-toll! Die Gesellschaft des Stadttheaters, durch das Eintreffen der Damen Magda Irschik und Eugenie Schmitz, sowie des Herren Georg Stemmler wesentlich verstärkt, unterstützten den großen Mimen durch ein recht annehmbares Zusammenspiel nach Kräften.

Den Bitten und Drängen Härtings nachgebend, entschloß sich Dawison, nachdem er eine Anzahl Vorstellungen im Stadttheater auf Antheil gespielt hatte, ein Gastspiel im Thalia-Theater zu eröffnen, welches Gastspiel jedoch in pecuniärer Beziehung so schlecht ausfiel, daß Dawison, dem nun von der Direction des Stadttheaters ein fixes Honorar von Eintausend Dollars per Vorstellung geboten wurde, sehr bald dorthin zurückkehrte und mit unvermindertem Erfolge eine lange Zeit dort spielte. Seine Abschiedsvorstellung (König Lear) fand am 20. Mai 1867 statt. —

Im Frühjahr 1867 kam L'Arronge, wahrscheinlich durch den colossalen Erfolg Dawison's angelockt, nach Amerika, um für seine Pläne das Terrain zu recognosciren. Er kehrte, nachdem er ein kurzes Gastspiel absolvirt hatte, nach Deutschland zurück, langte aber bereits im Herbst und zwar in Begleitung seiner Frau, der Sängerin L'Arronge-Sury und mehrerer neuen Mitglieder wieder hier an.

Meine Wenigkeit wurde, da sich die Oper unter Grovers Direction aufgelöst hatte, auf Betreiben von

Digitized by Google

L'Arronge als Kapellmeister fürs Stadttheater engagirt und nun trat für dasselbe die Aera der Operetten und der Spieloper ein.

Gleichzeitig fand auch ein Directions-Wechsel statt; Hoym's traten zurück und ein gewisser Hermann Rosenberg kam an ihre Stelle. Die Firma hieß jetzt Hamann und Rosenberg. Zum Schluß 1867—68 kamen die drei Zwerge, Kis Joscsi, Jean Petit und Jean Piccolo zu einem erfolgreichen Gastspiel.

In dieser Saison kam auch die berühmte Tragödien Janauschek mit ihrer eigenen Gesellschaft nach Amerika und gab Vorstellungen in den größeren Städten.

Die Saison 1868 brachte das Gastspiel von Hermann Hendrichs und Frau von Bärendorff, beide von keinem sonderlichen Erfolg gekrönt. Als Regisseur wurde für diese Saison Carl von Jendersky engagirt. Gegen Ende der Saison sollte indeß noch ein ganz besonders wichtiges Kunstereigniß seine Zugkraft auf das erlahmende Interesse des Publikums ausüben. Es war die plötzliche Erscheinung Friedrich Haase's, der durch die Vermittelung des damals am Stadttheater engagirten Schauspielers Julius Hermann zu einem amerikanischen Gastspiel veranlaßt worden war. Am 4. März 1869 trat Haase zum ersten Male als „Lord Harleigh“ in „Sie ist wahnsinnig“ vor einem gänzlich ausverkauften Hause auf und dehnte sich das Gastspiel, welches hinsichtlich des künstlerischen wie pecuniären Erfolges eine Wiederholung des Dawison'schen war, bis Mitte Mai aus. Mit Gold und Ehren beladen kehrte Haase nach Europa zurück. Die Saison 1869—70 brachte Elsa Chorherr als Gast. Gegeben wurden Schau- und Lustspiele, Possen, Operetten und durch Hinzuziehung mehrerer Opernsänger wurde sogar die Aufführung von Spielopern ermöglicht.

Digitized by

Da nun gerade diese Opern-Vorstellungen den größten Anklang fanden, entschloß sich die Direction, für die folgende Saison eine vollständige Operngesellschaft zu engagiren und beauftragte mich mit der Mission, während des Sommers eine Umschau auf dem Markt deutscher Opernkräfte zu halten. Das Personal wurde durch die hier anwesenden Damen Friederici, Hafner und die Herren Himmer, Habelmann, Wilhelm und Carl Formes, Steinecke, Weinlich completirt und es begann eine Opern-Saison, wie sie wohl fruchtbarer in Amerika niemals stattfand und welche in der ersten Aufführung und vierzehnmaligen Wiederholung des „Lohengrin" gipfelte. Ich dirigirte in dieser Saison 37 verschiedene Opern in dem Zeitraum von 7½ Monaten; daß das Schauspiel dadurch ziemlich vernachlässigt wurde, läßt sich nicht leugnen, jedoch blieb die Saison nicht gänzlich ohne Glanz. Marie Seebach kam mit einer eigenen Gesellschaft unter Jacob Grau's Leitung nach Amerika und ein Gastspiel derselben wurde im Stadttheater arrangirt, während die Oper auf Reisen geschickt wurde. Dasselbe war von außerordentlichem Erfolge gekrönt. Die permanente Existenz des Theaters in der Bowery ging jedoch mit dieser Saison zu Ende. Eine Krisis, größtentheils durch die Speculationswuth Hamann's herbeigeführt, war nicht mehr zu vermeiden und die Direction kam in Folge dessen zu keinem Entschluß in Betreff der nächsten Saison. Ich ging, der Ungewißheit und des langen Wartens überdrüssig, auf eigene Faust nach Deutschland und trat dort in Verbindung mit Wachtel, welcher, wie ich gehört, Lust hatte, nach Amerika zu gehen, traf mit demselben eine Verabredung für die kommende Saison und arrangirte mit meinem früheren Schulkollegen Carl Rosa zusammen jene gloriose Wachtel-Opern-Saison, welche in der unvergeßlichen Combination

Parepa, Wachtel, Philipps und Santley gipfelte. Die ersten zwei Monate der Saison fanden noch im alten Stadttheater statt und selbst bei den Dawison'schen und Haase'schen Gastspielen hatte dasselbe eine gleiche Menschenmasse nicht gesehen.

Dann ging es auf die Reise, und zum Schluß der Saison im Monat April 1872 wurde die obengenannte Combination in italienischer Sprache arrangirt und damit achtzehn Vorstellungen in der Academy of Musik unter Mitwirkung der besten hier anwesenden Sänger sowie eines Chores und Orchesters von je 90 Personen gegeben. Die Einnahmen waren fabelhaft; die Abschieds-Vorstellung Wachtel's erzielte über 9000 Dollar, nahezu 40 000 Mark.

Im Stadttheater versuchten nach Schluß der Wachtel-Saison alle nur denkbaren Eintags-Directionen ihr Glück; doch ohne Erfolg. Die Gebäulichkeit, durch Vernachlässigung allmälig in einen keineswegs der Kunst würdigen Zustand gerathen, konnte von der tiefverschuldeten Direction nicht länger behauptet werden, bis endlich im August des Jahres 1872 das Gebäude mit allem Zubehör unter den Hammer des Auctionators kam und an einen reichen Amerikaner verkauft wurde. Die Direction löste sich in Folge dessen auf und lebt Rosenberg jetzt in Wien, während Hamann ein Paar Jahre später starb.

Dieser Verkauf des Stadttheaters brachte mich — der ich, durch den Erfolg der Wachtel-Saison Directionsblut geleckt hatte, — auf die Idee, ein neues Theater zu gründen. Ich fand, wenn auch nur ein kleines, so doch ein freundliches Theaterchen im Tammany-Gebäude, es, treu meinen stets deutschen Gesinnungen Germania-Theater nennend. Eröffnet wurde dasselbe am 10. October mit dem Hugo Müller'schen Lustspiel „Der Diplomat der alten Schule."

Digitized by Google

Es steht mir nicht zu, an dieser Stelle mich darüber auszulassen, was in jenem Theater in dem Zeitraum der letzten 9 Jahre geleistet wurde.

Constatiren darf ich wohl, daß ich bei meinem alljährlichen Besuch in Deutschland die namhaftesten Künstler für das Germania-Theater engagirte. Außerdem traten in demselben als Gäste auf: Persönlichkeiten, wie Fanny Janauschek, Lina Mayr, Magda Irschik und Carl Sontag.

Mit Fräulein Lina Mayr und einer vorzüglichen Operetten-Gesellschaft machte ich sogar den Versuch, das Stadttheater, und zwar nach gründlicher Renovirung desselben, wieder zu eröffnen, jedoch ohne Erfolg; seitdem ist es in ein englisches Theater umgewandelt worden.

Soviel steht fest, daß das kleine Germania-Theater den Impuls zur Eröffnung einer zweiten deutschen Bühne New-Yorks gegeben, und daß sich in demselben ein Publikum an Zahl sowohl wie an Intelligenz zusammen gefunden hat, daß ich genöthigt wurde, mich nach einer größeren Heimstätte umzusehen. Ich fand eine solche in dem schönen Wallachs-Theater, dessen Einrichtung und achtjährigen Miethscontract ich käuflich erwarb. Dasselbe wird augenblicklich gänzlich renovirt, und ich sehe seiner Eröffnung am 15. September mit den freudigsten Erwartungen entgegen, zumal es mir, unter Beibehaltung fast sämmtlicher Mitglieder der letzten Saison und durch Hinzuziehung einer Anzahl neuer bedeutender Kräfte gelungen ist, ein Personal zusammen zu stellen, welches allen gerechten Anforderungen entspricht. Daß die Saison durch die Gastspiele von Friedrich Haase und Franziska Ellmenreich, zu einer glänzenden sich gestalten wird, unterliegt wohl keinem Zweifel. In Betreff der deutschen Oper während des neunjährigen Bestehens des Germania-Theaters ist noch zu berichten,

Digitized by Google

daß dieselbe fünf Auferstehungen erlebte, und zwar: 1. durch die Lichtmay'sche Oper, 2. durch die Fabbri-Mulder'sche Oper, 3. durch die deutschen Opern-Vorstellungen im alten Stadttheater mit der Lucca als Gast, 4. durch die zweite Wachtel-Saison unter meiner Direction und 5. durch das Wagner-Fest, welches ich im Jahre 1877 nach Bayreuth'schem Muster in der hiesigen Academy of Music arrangirte.

So, verehrter Herr, hiermit glaube ich meiner Pflicht als Chronist Genüge geleistet zu haben, und wünsche zum Schlusse nur noch hinzuzufügen, daß es jetzt, da ich im Besitze eines schönen und genügend großen Hauses, im wahren Sinne einer würdigen Heimstätte der deutschen Schauspielkunst, bin, meine Absicht ist, auch die deutsche Oper hier stabil zu machen, und es mit der Zeit zu ermöglichen, in New-York in einem Theater ein ähnliches Opern- und Schauspiel-Ensemble zu schaffen, wie es der Stolz der besseren Theater Deutschlands ist.

Möchte es mir doch gelingen, zur Ehre der deutschen Kunst!

New-York, im August 1881.

Digitized by Google

Franz von Schönthan.

Berlin.

Ein Comödiant der alten Schule.

In einer kleinen Stadt der Provinz habe ich vor mehreren Jahren ein Original kennen gelernt, einen echten und wirklichen Comödianten von der alten Schule. Diese Veteranen aus der Zeit Ludwig Devrient's sind in dem Heer der Schauspieler nachgrade ebenso selten geworden, wie die Freiheitskämpfer von 1813/14 in der deutschen Armee.

Fellbersberger, so heißt nämlich der biedere Alte, hat freilich schon seit zwanzig Jahren der Bühne, die ihn immer nur kärglich nährte, entsagt und verdient sein tägliches Brod als Schreiber bei einem Notar; aber wenn man heute noch in seiner Gegenwart vom Theater spricht, leuchten seine Augen, die kümmerliche Gestalt reckt sich empor und sein ganzes Wesen scheint wie durch die Einwirkung eines geheimen Zaubers verwandelt.

Dieser geheime Zauber heißt Theaterteufel und läßt denjenigen, den er einmal erfaßt, nie wieder aus seinen Krallen.

Digitized by Google

Vor einiger Zeit sah ich an einem der größten Theater Deutschlands „Die Räuber“.

Zu meinem großen und freudigen Erstaunen erblickte ich, während ich vor Beginn der Vorstellung das Publicum musterte, weit hinten im Parterre die wohlbekannten Züge meines alten Freundes Fellbersberger. Ich gab meinen Sitz auf und eilte zu ihm. Er freute sich herzlich, mich wieder zu sehen, erzählte mir, wie er unvermuthet eine kleine Erbschaft gemacht habe und hierher gereist sei, um das Geld zu beheben.

„Und nun“, fuhr er fort, „denken Sie sich meine Aufregung! Seit zwanzig Jahren bin ich in keinem Theater gewesen. Die Herren Künstler, die zu uns nach N... burg kamen, waren mir doch ein für allemal zu miserabel; es wäre mir leid gewesen um die Zeit und um das Geld. Aber heute wollt' ich's mir vergönnen. — „Die Räuber“ — und auf dieser berühmten Bühne — ich freue mich wie ein Kind — ich habe ordentlich das Fieber“.

Während der Aufführung saß der Alte regungslos neben mir, die Augen unverwandt nach der Bühne gerichtet. Manchmal glitt ein leises Lächeln über sein hochgeröthetes Gesicht, dann nickte er, wie in Erinnerungen längstvergangener Zeiten, mit dem Kopfe und murmelte einige Worte vor sich hin.

Auch auf dem Weg nach einer gemüthlichen Kneipe, in der wir unser Wiedersehen mit einer Flasche Wein zu feiern beschlossen hatten, ging er stumm und in sich verloren neben mir her.

Wir ließen uns in einer isolirten Ecke des Locals nieder, und ich wartete geduldig, bis er, mit sich selbst und den Eindrücken des Abends fertig geworden, das Schweigen brechen werde. Und das geschah auch endlich, aber auf eine

Digitized by Google

ganz unerwartete Art: Fellbersberger fing plötzlich an laut und herzlich zu lachen: „Nein, lieber Freund, das war zu komisch!"

„„Was denn?"" frug ich ganz erstaunt.

„Diese Räuber! Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich darüber lache, aber auf mich hat's unwiderstehlich komisch gewirkt."

„„Aber wieso denn, lieber Fellbersberger?""

„Ja, sehen Sie, das ist eigentlich schwer zu sagen. Die Welt hat sich eben in den letzten zwanzig Jahren von Grund aus verändert und natürlich das Theater auch. Und nun denken Sie, daß Einer zwanzig Jahre auf einer einsamen Insel zugebracht hätte und plötzlich wieder mitten in eine moderne Weltstadt hineinversetzt würde. Und so ist's mir mit dem Theater ergangen, von dem ich zwanzig Jahre lang nichts gesehen und gehört habe."

„„Das begreife ich; aber daß die Eindrücke komisch seien —""

„Ja, ich kann mir nicht helfen. Bei all' dem Neuen und Ueberraschenden, das auf mich einstürmte, hat schließlich das Gesammtbild eine so entschieden komische Physiognomie angenommen, daß ich nur herzlich darüber lachen kann. Die Räuber! Das sollen die Räuber sein! Na, ebenso gern möchte ich mir einreden lassen, daß das altersschwache kreuzlahme, zahnlose und triefäugige Thier, welches der ambulante Menageriebesitzer, der sich neulich auf unserer Schützenwiese producirte, für einen Löwen ausgab, ebenso gern, sage ich, wollte ich diese jämmerliche Creatur für den König der Wüste halten, als ich diese Räuber für Schiller's Räuber gelten ließe! Das sollen Räuber sein? Ja, welchem neugeborenen Kinde will man denn das weißmachen? Die anständigsten Menschen von der Welt sind es, und obgleich einige von

Digitized by Google

ihnen hier und da versuchten, ein bischen mordgierig und gewaltthätig auszusehen, so sah man doch aus allen Knopflöchern die soliden, friedliebenden Philister heraus, die sich Gewalt anthun, um sich zu verstellen.

Sehen Sie nur diesen „Carl Moor“ an! Die militärisch kurzgeschnittenen Haare, denen man es anmerkt, daß sie gewohnt sind, bis in den Nacken durchgescheitelt zu sein, — die kleinen Hände mit den wohlgepflegten halbzolllangen Nägeln und dem echten Brillantringe allermodernster Fassung.

Und das Kostüm! So tadellos elegant, so geschmackvoll und dabei doch so bescheiden! Keine schreienden Farben, keine Ueberladung, nichts Auffallendes. Man sieht, dieser Carl Moor ist ein sehr ordentlicher Mensch, ein wohlerzogener gutsituirter Gentleman, der sich in den besten Kreisen der Residenz bewegt, und die distinguirtesten Beziehungen in der Gesellschaft hat. Er vermeidet daher auch auf der Bühne alles unanständige Brüllen und Toben, alle kraftgenialischen Ausschreitungen, kurz alles, was shoking ist, und weiß die wenigen starken Ausdrücke, die aus seiner Rolle nicht herausgestrichen sind, in so diskreter Manier vorzubringen, daß man deutlich durchfühlt, wie nur die Zwangslage, in welche sich der sonst so vernünftige und taktvolle junge Mann durch den überspannten Dichter versetzt fühlt, ihn veranlassen kann, derlei Zeug zu sprechen. Sein Ton und seine Mienen bitten dabei deutlich um Entschuldigung, und geben die beruhigende Versicherung, daß er unmittelbar nach der Vorstellung wieder derselbe formgewandte abgeklärte Salonmann sein werde, als den ihn die Gesellschaft kennt und schätzt. Haben Sie nicht jenes feine ironische Lächeln bemerkt, und jene mitleidig überlegenen Blicke des Einverständnisses, welche der Künstler mit

Digitized by Google

einigen Parterre-Logen wechselte, während er jene großen Tiraden voll bombastischer Superlative sprach, die heutzutage keinem Menschen mehr imponiren? Heutzutage würde überhaupt eine einzige Compagnie preußischer Soldaten aus dem nächsten Garnisonsorte dem ganzen unordentlichen Räuberwesen schon im ersten Act ein Ende machen.

Und so wie dieser „Carl von Moor", so haben auch seine Spießgesellen die Sache aufgefaßt. Dieser „Schweizer", von dem Sie mir erzählen, daß er in weiteren Residenzkreisen als ein verdienstvoller Schriftsteller und Archäologe bekannt sei, mußte seinem revolutionären Pathos schon mit Rücksicht auf seine hohen Verbindungen einen leicht erklärlichen Zwang anlegen, — während der „Kosinsky", der eben sein Jahr abdient, durch die Gegenwart so vieler militärischer Vorgesetzter im Publikum sich veranlaßt sah, seine Rolle in vorschriftsmäßiger Haltung und mit soldatischer Kürze und Bestimmtheit vorzutragen. Die Dame, welche die „Amalia" spielt, ist, wie Sie mir gesagt haben, eine Gräfin und eine der distinguirtesten Erscheinungen der hauptstädtischen Salons.

Das merkt man dieser „Amalia" aber auch an! Sie spielt mit jener herzgewinnenden leutseligen Herablassung, welche den vornehmen Damen eigen ist, die sich selbst dann nichts vergeben, wenn sie einmal die Laune haben, dem Volk ein wenig Comödie vorzumachen.

Ich glaube, ganz deutlich gesehen zu haben, wie dieser „Carl", als er diese „Amalia" im letzten Akt erdolchte und dann in seinen Armen auffing, mit einer diskreten Neigung des Kopfes den Gemahl der Dame, der in der Orchesterloge saß, um Erlaubniß bat, genau so, als ob er der Frau Gräfin im Ballsaal den Arm zur Polonaise bieten wolle. — Man befindet sich eben in guter Gesellschaft.

Digitized by Google

Das ganze Stück, diese gewaltthätige, himmelstürmende Freiheitscomödie des genialsten jugendlichen Feuerkopfes, wurde im eleganteſten modernen Conversationston und ohne sich unschicklich zu erhitzen, abgespielt!

Und Sie wundern sich, daß ich lache? Vergessen Sie nicht, daß ich diese Eindrücke ganz unvorbereitet empfange, daß ich heute Abend mit ganz anderen Traditionen in's Theater ging als Sie! Zu meiner Zeit waren Comödianten — eben Comödianten! Sie wissen wohl, was ich damit sagen will. Gott, wenn einer von uns damals daran gedacht hätte, sich einen gallonirten Bedienten zu halten wie dieser „Franz Moor" und dieser „Roller" und dieser „Daniel", die wir heute Abend gesehen haben, oder eine Equipage, wie die der Frau Gräfin, welche heute die „Amalia" spielte. Und wie Sie mir erzählen, ist sie nicht die einzige Gräfin in diesem Theater und Equipagen haben fast alle ihre Colleginnen.

Die Frau Gräfin „Amalia" macht jetzt wahrscheinlich die Honneurs in ihren eleganten Salons, in denen sich eine exclusive Gesellschaft zum Thee eingefunden hat; die „Canaille Franz" fährt mit seinem Freund dem Prinzen X. ins adelige Casino, der „Räuberhauptmann Carl" läßt sein vornehm gelangweiltes Gesicht einige Augenblicke auf der Soirée eines Börsenmatadors sehen und der Einjährig-Freiwillige „Kosinsky" ist mit einigen Kameraden beim Regimentschef zu einem Thé dansant geladen, während der Archäologe „Schweizer" und „der alte Moor" in ihrem eigenen behaglichen Heim noch eine kleine Gesellschaft vorfinden, welche einstweilen von ihren Gattinnen empfangen und unterhalten wurde. Das sind die modernen Comödianten. Und nun schauen Sie mit mir dreißig, vierzig Jahre zurück, aus dieser gaserleuchteten, wohlstandathmenden Periode auf die talg-

Digitized by

lichtbeleuchtete ärmliche Bühne, wie sie in meiner Erinnerung lebt. Was waren das für Zeiten! Wir haben auch „Die Räuber“ gegeben, — aber wie! Der Director, es war der Großvater eines Künstlers, der heute ebenfalls einen gallonirten Bedienten hat, spielte den „alten Moor“ und den „Pater“ zusammen. Karl und Franz wurden von einem genial angelegten, echten Künstler zusammengespielt, der später im Spital am Säuferwahnsinn gestorben ist. „Roller“, der „Bastard Hermann“ und der „alte Daniel“ wurden wieder alle drei von einem Darsteller zusammen gespielt, dessen Frau die „Amalia“ gab; die Reden von „Ratzmann“ und „Schufterle“ hatten „Schweizer“ und „Grimm“ mit übernommen, und den „Kosinsky“ spielte die Frau Directorin, nachdem sie vorher als Kassirer den Billetverkauf besorgt hatte, und obgleich die Stunde nahe war, in der sie eine erfreuliche Vermehrung ihrer Familie mit guten Gründen hoffen durfte. Der Souffleur, den wir für diesen Abend selbstverständlich nicht brauchten, war unser Inspicient, Beleuchtungsinspector, Maschinist und Vorhangsaufzieher, was ihn aber nicht verhinderte, noch nebenbei den Schlachtlärm hinter der Scene, das Mordjo der Räuber, den Brand des Schlosses und den Volksauflauf, sowie den Untergang der Sonne zu markiren.

Das waren die Darsteller. — Decorationen, Costüme und Requisiten will ich Ihnen nicht beschreiben — man muß dergleichen gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen. — — Und doch, lieber Freund, Sie wissen, ich bin kein Phantast, und wenn man weiße Haare hat, denkt man ruhiger und sachlicher — und doch sage ich Ihnen, wenn Schiller aus seinem Grabe aufgestanden wäre und hätte unsere „Räuber“-Vorstellung gesehen, er wäre zu uns auf die Bühne gekommen und hätte uns die Hände geschüttelt

Digitized by Google

und hätte gesagt: „Brav Kinder, ich danke Euch! Ihr seid zwar nur eine arme wandernde Bande, aber Ihr seid Schauspieler und habt echtes, warmes Comödiantenblut in den Adern; Ihr glaubt an mich, und das ist die Hauptsache; Ihr spielt mit Hingebung und Feuer und gebt Alles, was Ihr habt! Und weil es außerhalb dieser Bretterwelt des Scheins, die wirklich Eure ganze Welt ist, für Euch kein Glück, keine Freuden und keine Ehre giebt, so hängt Ihr an dieser Welt mit Leib und Seele, mit all' Euren Kräften und mit allem Enthusiasmus, dessen Ihr fähig seid. Ihr habt's brav gemacht, ich danke Euch!"

Und wenn dieser selbe Schiller heute diese Salon-„Räuber" im abgeschliffenen Conversationsstyl gehört hätte, dann würde er wahrscheinlich gethan haben wie ich; er hätte herzlich gelacht! —

Mißverstehen Sie mich nicht; ich bin kein alter Mann, der nur die gute alte Zeit gelten läßt und kein Verständniß für den gewaltigen Fortschritt haben will, der in den letzten Decennien auf allen Gebieten, also wahrscheinlich auch auf dem theatralischen Gebiet sich gezeigt hat; ich schwärme auch nicht für die Paria-Stellung der wandernden Comödianten vergangener Zeiten. Ich constatire nur, was ich mit offenen Augen und gesunden Sinnen gesehen und gehört und empfunden habe. Eine „Räuber"-Vorstellung, wie die von heut Abend, ist ein absoluter Anachronismus, eine vollständige Lächerlichkeit, die nur deshalb nicht verlacht wird, weil unter dem alles ausgleichenden Einfluß der modernen Cultur, der Kunstinstinkt zahm, und die urkräftigen Empfindungen abgestumpft worden sind. Wir haben jene glückliche Naivetät verloren, welche sich vom Künstler willig täuschen ließ, um das Kunstwerk desto reiner zu genießen!

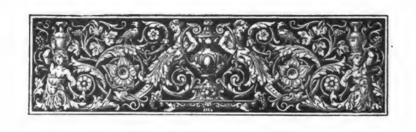
Wer heute bei einer rührenden Stelle im Theater

Digitized

Thränen vergießt, darf sicher sein, ausgelacht zu werden, und wer etwa aus vollem Herzen lacht, wird von seinem Nachbar mit geringschätzigem Achselzucken angesehen. Vor einem solchen Publikum sind die „Räuber" entweder gar nicht aufzuführen, oder nur in einer solchen Darstellung möglich, wie wir sie heute gesehen haben, und die auf mich — ich kann mir nicht helfen, den vollen erheiternden Eindruck einer wohl gelungenen Parodie gemacht hat!" —

Commentare sind gewöhnlich langweilig. Ich füge daher dieser Kritik des Comödianten aus der alten Schule nichts hinzu, als den frommen Wunsch, daß dieselbe hie und da zu Gedanken über das Wesen des modernen Theaters und die Ziele, dem es zusteuert, freundlich anregen möge.

Digitized by Google



Amelie Schönchen.

Königliche Hofschauspielerin in München.

—⸙—

Rückblicke.

Wie gerne möchte auch ich etwas Interessantes aus meinem Leben erzählen. Aber ich muß bekennen, daß dasselbe — obgleich ich fünfundzwanzig Jahre Schauspielerin bin — für mich ungewöhnlich ruhig dahingeflossen. Ich kann nicht von den Dornen sprechen, die dem Künstlerleben so oft beigegeben, dem wahrhaften Streben und eifrigen Schaffen so oft die Schwingen lähmen; ebensowenig aber kann ich auch sprechen von dem Hochgefühl, das die Errungenschaft des Lorbeer giebt, trotz des besten Willens meine volle Kraft allezeit ungeschwächt für die Kunst eingesetzt zu haben. Mein Sinn war zu bescheiden, deshalb auch vermißte ich wohl nicht, wie stolz diese sprechende Weise der Anerkennung macht; auch wurzelte mein Wirken allein in der ungetheilten Liebe für meinen Beruf; — in ihm liegt die Sonne meines Lebens, und so wird es bleiben!

Wenn ich sage, ich habe die Wonnen, die berauschende Seligkeit, die der Lorbeer giebt, nicht vermißt, so muß ich

Digitized by Google

es jetzt doch hier offen gestehen, wie dies Nichtvermissen wohl in dem einfachen Grunde zu suchen war, daß ich den Zauber, den derselbe auszuüben vermag, nicht ganz gekannt; erst die letzten Jahre und die jüngste Zeit sollten mich überzeugen, daß ich meinem Berufe nicht umsonst gelebt, ihn nicht umsonst so geliebt, denn mir wurden Ehren und Anerkennung zu Theil, wie wohl selten einer Künstlerin, Ehren und Anerkennungen, die mir doppelt werth sind, da ich sie in meiner so geliebten Vaterstadt entgegennehmen durfte.

Doch ich wollte hier Etwas bringen, das mir nie aus meinem Gedächtniß schwinden wird, und das vielleicht meinen Gönnern auch ein kleines Interesse abgewinnen dürfte — einige Momente aus meinem Leben, die entscheidend eingriffen in mein Geschick.

Wenngleich im heißgeliebten Elternhause in größter Einfachheit und strenger Sitte erzogen, so strahlten meiner Jugend doch helle, freundliche Tage. Ich war die Jüngste im Kreise der Geschwister, und Allen war uns von der Natur warme Empfänglichkeit für die Musik gegeben, die durch des Vaters kunstgeübtes Ohr und schaffenden Geist stets in uns angeregt blieb. Sein Lieblingsgedanke, mich einst für die Bühne zu bestimmen, keimte wohl in dem Talent, das man frühzeitig in mir erkannte, denn schon seit meinem vierten Jahre durfte ich mitwirken, und gefiel in den von dem Vater ins Leben gerufenen, so beliebten Kinderproductionen, deren Vorbereitungen wie die Vorstellungen selbst mich ungemein belustigten; doch durften diese Zerstreuungen in keiner Weise später dem Fortschreiten meiner Erziehung hinderlich sein, darauf hielt die Mutter mit eiserner Strenge. Als ich das Institut verlassen, was ja immer ein Epoche machendes Moment in dem Leben eines jeden

Digitized by Google

jungen Mädchens bildet, erhielt ich neben vielem Privatunterricht verschiedener Fächer, auch Unterricht in der Musik, da meine mir verliehenen Stimmmittel einen solchen wünschenswerth machten.

Zu jener Zeit hatte mein Bruder einen innigen Verkehr geschlossen mit einem jungen Manne, welcher von Norddeutschland nach München gekommen war, um seine Studien bei dem Herrn Generalmusikdirector Lachner noch zu vervollkommnen. Er war fast täglich in unserem Hause und Alle hatten wir ihn lieb gewonnen, denn sein ganzes Wesen trug den Stempel gesunden Sinnes und Herzens. Wie oft hörten wir seinen Erzählungen zu, die uns genau Kunde gaben von seiner Heimath, von seiner Familie, deren herzliche Uebereinstimmung er mit Seeleninnigkeit schilderte. — Nach zweijährigem Studium schieden die beiden Freunde, nicht ahnend, daß ihnen ein baldiges Wiedersehen beschieden war; denn kurze Zeit darauf erhielt mein Bruder Empfehlungen nach Berlin, der Vaterstadt des jüngst geschiedenen Freundes, sowie nach Sachsen und Coburg. Er folgte dem Rufe in Begleitung meiner Schwester, die gleich ihm musikalisch gebildet war, zu Concert-Aufführungen in den genannten Städten.

Die Aufnahme, welche meine Geschwister in der Familie des Freundes fanden, entsprach vollkommen der freudigen Erwartung, mit der sie dieselbe aufsuchten. Gesellschaftlich wie auf dem Wege des Ruhmes und der Freundschaft, ernteten die Geschwister reiche Freuden. Man kann sich denken, wie sie bei ihrer Wiederkehr mit Jubel begrüßt, und mit Fragen bestürmt wurden, und wie sie treulich Bericht erstatten mußten, was sich auf die ganze Zeit ihrer Abwesenheit bezog.

Ihren Schilderungen lebhaft folgend, trug ich nur noch

den einen Wunsch im Herzen, jene Familie, die sich Beider so herzlich angenommen, auch kennen zu lernen, und ich werde nie des Augenblicks vergessen, als eines Tages mein Bruder freudestrahlenden Gesichtes uns mittheilte, daß die Ankunft der Berliner Freunde bevorstehe, und daß an ihn die Bitte ergangen sei, Wohnung für sie zu ermitteln. Die Ausstellung im Jahre 1854, die damals aus allen Landen Fremde herbeizog, hatte auch sie bestimmt, München aufzusuchen.

Der Zufall war uns günstig, die Wohnung bald gefunden und zwar zu Aller Befriedigung in unserem Hause. Endlich war Tag und Stunde herangenaht; schon war mein Bruder den Erwarteten entgegen, während in unserer Häuslichkeit ein regeres Leben herrschte als gewöhnlich, denn meine Eltern ließen es sich nicht nehmen, die Gäste selbst zu bewirthen. Schon hatte ich mit fieberhafter Ungeduld Droschke um Droschke an unserem Hause vorüberfahren sehen — da endlich, aus der Entfernung das mit dem Bruder verabredete Zeichen — das Wehen eines weißen Tuches! „Sie kommen, sie kommen!“ rief ich jubelnd den Eltern entgegen, und lief eiligst mit der Schwester die Stufen hinab.

Nachdem der erste Sturm freudiger Erregung sich gelegt, unsere Gäste dem Programm eines ächt bayerischen Mittagmahles, das mit Leberknödeln seinen Anfang nahm, herzhaft zugesprochen, und dann der Ruhe pflegten, mußten wir einstimmig uns gestehen, daß es nicht Fremde waren, die bei uns eingekehrt, denn der Geist echter Gemüthlichkeit und biederer Herzenswärme, der aus ihrem ganzen Wesen uns entgegenwehte, hatte augenblicklich jede, in solchen Fällen oft störende, steife Förmlichkeit verscheucht. Es reihten sich jetzt Tage und Stunden an einander, in denen wir mit stolzer,

Digitized by Google

freudiger Genugthuung von unseren Gästen die volle Anerkennung all' der reichen Kunstschätze, wie ihr lautes Entzücken über die herrliche Umgebung unseres lieben Münchens entgegen nehmen durften, und so im gegenseitigen Austausch der Meinungen und Gefühle kamen unsere Herzen sich immer näher, und mit Traurigkeit gedachten wir der bald bevorstehenden Trennung, welche durch die so plötzlich und gleich so heftig auftretende Cholera noch beschleunigt werden sollte.

Abends beim gemüthvollen Beieinander waren wir gern den Bitten unserer Gäste nachgekommen, ihnen Proben unseres musikalischen Talents zu geben, und glücklich machte uns deren Anerkennung. Ich hatte ja noch nicht lange Gesangsunterricht genossen, denn ich zählte ja noch nicht volle siebzehn Jahre. Oft schon hatten wir gemeinsam mit den Freunden in Erwägung gezogen, wie wohl am besten die Ausbildung meiner Stimme zu erzielen sei, da — wir waren wieder in der lebhaftesten Debatte um diesen Gegenstand — machte unser Freund den Eltern einen Vorschlag, der augenblicklich unser Aller Bedenken lösen sollte.

„Wissen Sie, Papa Schönchen", sagte er, dem Vater freundlich die Hand entgegenstreckend, „geben Sie uns Ihre beiden Töchter mit nach Berlin. Ich weiß, es ist ein Verlangen, dessen Ausführung schwer an Sie herantreten wird, aber ich kenne Ihren Wunsch, Amelie für die Bühne ausbilden lassen zu wollen, und ich kann Ihnen vielleicht dazu behülflich sein. Der berühmte königliche Hofopernsänger Mantius in Berlin ist ein lieber Freund von mir, und ich bin überzeugt, daß es demselben angelegen sein wird, der Amelie reiche Stimmmittel so zu meistern, daß sie einst nach gründlich genossenem Unterricht selbstständig den Weg finden wird, der Ihre Pläne und Wünsche verwirklicht. Zaudern Sie nicht und schlagen Sie ein!" Mit diesen schlichten, herzlichen

Worten, die durch kräftigen Handschlag noch gefestigt wurden, sollte meine Zukunft entschieden sein; denn so innig wir mit den geliebten Eltern auch lebten, dieser Vorschlag war zu verlockend für beide Theile, als daß wir hätten zögern dürfen ihn anzunehmen. Nur noch einige Tage und wir sollten — meine Schwester und ich — scheiden aus dem theuren Vaterhause. Thränen der Freude und des Schmerzes kämpften in uns, als die Stunde der Trennung schlug, — aber glaubten wir nicht unserem Glücke entgegenzugehen? Und der Gedanke gab auch den guten Eltern Halt. Noch ein letzter Kuß, ein letztes Lebewohl mit thränenfeuchtem Aug', und fort ging's gen Norden mit den theuren Freunden. — Nach langer, nicht enden wollender Fahrt, rückte endlich der Zug in Berlin ein, und bald waren wir in den Räumen unserer liebenswürdigen Entführer, die uns nun mit aller Bequemlichkeit in ihrer Wohnung umgaben.

Anfänglich hatten wir freilich den norddeutschen Sitten und Gebräuchen wohl einzelne liebe Gewohnheiten zum Opfer zu bringen, obwohl ich jetzt zugestehen muß, daß es sich nicht nur um geringfügige Dinge handelte, aber die herzliche Zuneigung unserer Freunde fand stets die rechte Weise, unseren aufkeimenden Unmuth wieder zu beschwören.

Ich will hier nur eines Momentes Erwähnung thun, der uns Schwestern den ersten Unwillen eingab. O, wie thöricht der Mensch doch in der Jugend ist! Es handelte sich um einen winzigen Gegenstand, um eine rothe Schleife, mit der wir unseren Hut geschmückt. Wir fanden — und auch unser Berather, der Spiegel, war gleicher Ansicht — uns ganz reizend mit der kleinen coquetten Schleife zu Gesicht; leider aber theilten unsere Freunde, die mehr der Einfachheit huldigten, nicht unsere Ansicht und drangen darauf, den freilich etwas leuchtenden Schmuck zu entfernen. Wir thaten

Digitized by Google

es, doch ich erinnere mich, daß wir dann öfter heimlich uns dennoch — es war ja eine so unschuldige Freude — dieser in den Bann gesprochenen Schleife bedienten, aber ach! auch nur zu bald bei Uebertretung des freundlich gemeinten Verbotes ertappt wurden; so erging es uns zu öfteren Malen, und nur die feste Ueberzeugung von der guten Absicht unserer Hüter machte uns dann gefügiger.

Einige Wochen waren unter Zerstreuungen verschiedenster Art verflossen, als sich nun doch wieder, nach den Tagen des Nichtsthuns, in uns das Bedürfniß regte, in ein geregeltes Schaffen zu kommen. Der Hof-Opernsänger Mantius hatte mich bereits geprüft und bereitwilligst seine Zusage gegeben, meine gesanglichen Studien leiten zu wollen, und da auch meine Schwester sich bei Kullak im Clavierspiel zu vervollkommnen wünschte, so wurde unsere weitere Ausbildung einer Dame anvertraut, deren sittlicher wie wissenschaftlicher Ruf in Berlin gefestigt stand. Wohlgemuth stellten wir uns nun unter den Schutz der Frau Professorin N. N.

Es war eine eigenartige Dame, ein Gemisch von Exaltation, Ehrgeiz und leider — Geiz, ein Umstand, der uns doppelt bedrückend war, da wir weder im elterlichen Hause, noch bei den Freunden derartiges kennen gelernt. Unsere Zimmer, freundlich gelegen, boten uns, was zu unserer Beschäftigung gehörig war. Mit freudigem Eifer gaben wir uns nun dem Studium hin, aus dem sich einst ein uns befriedigender Beruf für's Leben gestalten sollte. Den strenge eingehaltenen Unterricht in der französischen wie englischen Sprache und der Aesthetik leitete die Frau Professorin, mit der wir meist in gutem Einvernehmen standen, zumal, wenn sich ihr durch uns ein Einnehmen, und zwar ein Einnehmen ganz eigener Art darbot. Sie hatte es nämlich ganz vorzüglich verstanden, ihre kleine runde Persönlichkeit überall

Digitized by Google

da mit einzuführen, wo Freundschaft und Herzlichkeit uns ein gastlich Dach geboten. Uns zu Lieb' war man zu öfteren Malen gezwungen, dem Steckenpferd der Dame zu huldigen, und Vorlesungen mit anzuhören, deren Inhalt aus ihrer geistreichen Feder geflossen, leider aber von Ueberspanntheit nicht frei war. Athemlose Stille mußte dann herrschen, und Begeisterung wollte sie in unseren Zügen lesen. Allein unser muthwilliger Sinn ließ sich nicht immer in Fesseln legen; wir waren jung und wollten die Stunden der Freizeit nicht den Producten kalten Verstandes opfern, und da geschah es dann oft, daß uns der Langeweile spinnende Faden vor der Zeit riß, und wir hinter dem Rücken der ehrwürdigen, ganz in ihrem Musenkinde verliebten und vertieften Dame ein Schnippchen schlugen und herzlich froh waren, wenn der Ruf zum Essen in unser Ohr drang, dessen Wohltönen auch die Frau Professorin electrisch berührte. Was die Tafelfreuden bei den Freunden ganz besonders würzte, war der frisch sprudelnde, nie versiegende Humor, ein Zug, der der ganzen Familie gleich beigegeben war.

Bei ihnen vergaßen und ersetzten wir, was wir bei unserer ästhetisch gebildeten Dame leider nur zu oft vermißten. Ihr Geiz ließ sie aus solchen Einladungen doppelten Gewinn ziehen, denn sie verstand es mit meisterhafter Geschicklichkeit, Massen eßbarer Gegenstände in ihren, damals von der Mode sehr begünstigten und eigens dazu hergerichteten Taschen verschwinden zu lassen, daß es anfänglich selbst uns nicht aufgefallen war, denn wer ahnt solche Schwächen? Erst der nächste Tag sollte uns aufklären, was geschehen, und was zu unserer großen Entrüstung jedesmal seine Wiederholung fand; es war unglaublich, selbst für flüssige Delikatessen fanden sich die Taschen zugänglich.

Wenn ich vorher der freundlichen Zimmer gedachte, so

Digitized by Google

war es der liebe, warme Sonnenstrahl, der die weiten Räume heimisch machte, aber es kam eine Zeit, wo der Ofen in denselben nur dastand, uns zu höhnen, und wenn wir klagten über Frost, so hörten wir stets: „meine Damen, wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß eine Wärme im Zimmer über 8 Grad höchst unästhetisch ist.“ Wer aber könnte bei 8 Grad aus eigenem Antriebe Clavier spielen oder überhaupt etwas mit Freudigkeit thun? Da friert wohl der beste Wille ein. Jede Klage unsererseits wurde mit dem Mantel der Aesthetik umhüllt. So auch erging es uns mit dem Essen, — was aber fragt der Magen, wenn er vernachlässigt wird, nach der Aesthetik?

Doch wieviel der Klagen auch waren, wir vergaßen ihrer im fröhlichen Zusammensein, im gemüthvollen Kreise der vielen Familien, bei denen wir eingeführt waren. Meine Gesangsstudien trieb ich mit voller Freudigkeit, angespornt durch die Zufriedenheit meines Lehrers, in dessen Familienkreis eingeführt, uns Schwestern Herz und Geist bildende Stunden erwuchsen, und uns Gelegenheit geboten ward, mit den bedeutendsten Künstlern bekannt zu werden, an ihrer Kunst uns zu erfreuen, und mit ihnen wirken zu können. Aus diesen Tagen, mir allezeit unvergeßlich, datirt sich auch meine Begegnung mit der beliebten, vom Publikum so hoch gehaltenen Frieb-Blumauer, deren Gottbegabtes Spiel mich unsagbar bezauberte, und aus deren liebenswürdigem Entgegenkommen sich mir eine unversiegbare Quelle künstlerischen Schaffens erschloß. Ihr danke ich das Erwecken meines schlummernden dramatischen Talentes, ihr die Förderung desselben, und mit Stolz rühme ich mich noch heute deren freundschaftlicher Gesinnung, die sich mir durch Rath und That so oft bewährte. In Concerten, Matineen, wie in befreundeten Kreisen fanden meine Leistungen viel An-

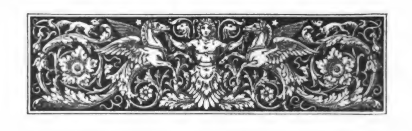
Digitized by Google

erkennung; ganz besondere Ehre genoß ich in den Soiréen bei Hofe, wo ich vor Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV., wie vor den höchsten und hohen Herrschaften meine bescheidene Kunst üben, und deren huldreiche Anerkennung empfangen durfte. Der Gnade Ihrer Majestät von Preußen danke ich auch ein Empfehlungsschreiben an die Königin von Hannover, aus dem mein erstes Engagement an dortiger Bühne nach zweijährigem Aufenthalt in Berlin hervorging.

Nachdem ich etwa zwölf Jahre das Fach der Opern-, Vaudeville- und Lustspiel-Soubretten ausgefüllt, wollte es der Zufall, daß ich der Verlegenheit meines derzeitigen Directors dahin aushalf, die Rolle einer komischen Alten schnell zu übernehmen. Der durchschlagende Erfolg bestimmte mich, diesem Fache, zu dem ich bisher durch mein Alter noch nicht berufen war, fortan mich ganz und gar hinzugeben, zumal ich überhaupt keine besondere Vorliebe für die damals sehr en vogue kommenden Offenbach'schen Operetten empfand. Jetzt erst gab sich mir kund, was schon bewährte Kunstgenossen wahrgenommen, daß ich im rechten Fahrwasser eingelaufen sei.

So verflossen in ruhiger Zurückgezogenheit, aber in treuer Ausübung meiner Pflicht wieder Jahre innerster Berufsbefriedigung bis zur Zeit unserer Gesammtgastspiele in Berlin und Dresden. Erst der Norden sollte uns lehren, den eigenen Werth höher anschlagen zu dürfen; in ihm fanden wir, was den Künstler der Welt der Wirklichkeit entrückt — Begeisterung! Und wie in ihm wärmstes Interesse und Jubel uns so voll und unbegrenzt entgegengebracht wurde, so warm und unbegrenzt dankbar jubeln unsere Herzen ihm entgegen!

[illegible].



A. van Lier.

Director des Grand Théâtre in Amsterdam.

Aus dem Leben eines alten Theaterdirectors.

I.

Marie Seebach.

Das erste Jahr meiner Laufbahn als holländischer Theaterdirector (1852) war verflossen; die holländische Concurrenz war groß und ich unternahm den Versuch, die bei uns gänzlich brachliegende deutsche Kunst zu pflegen. Dies sollte mir insofern nicht schwer werden, als das Theater, in welchem ich spielte, das alte deutsche Opernhaus war, und ich gleich mit Talenten von Ruf in Unterhandlung trat. Mein erster bedeutender Gast im Jahre 1855 war Fräulein Marie Seebach. Wir fuhren einst nach Leiden, um daselbst ein Gastspiel (Maria Stuart) zu geben. Ein Wagen brachte uns vom Bahnhof nach dem Hotel. Dort angekommen, vermißte Fräulein Seebach zu unserer nicht geringen Bestürzung ihre Schatulle, worin viele Brillanten, Ohrgehänge, Geschenke und Orden von fürstlichen Personen sich befanden. Alles Suchen war vergebens, und Seebach

Digitized by Google

in heller Verzweiflung wollte nicht spielen. Ohne den geringsten Anhaltspunkt zu haben, versprach ich ihr, um sie nur auf andere Gedanken zu bringen, vor dem fünften Acte all' ihren Schmuck wieder herbeizuschaffen.

Da die Stuart eine Rolle voll Gram und Wuth ist, spielte die Seebach den Abend sehr natürlich, bis — der letzte Act kam. Schon war sie als die zum Tode gehende Königin gekleidet und geschmückt, aber — der echte Schmuck kam nicht. Ich hatte nicht versäumt, das Publicum von dem Verlust der Künstlerin in Kenntniß zu setzen, so daß in Folge meines Versprechens kein Mensch sich wunderte, daß die Stuart nicht zum Tode gehen wollte.

Während dieser Zeit war ich nicht müßig gewesen. Gleich nach dem Mittagessen hatte ich mit acht Polizisten die Stadt nach allen Richtungen durchstreift, bis ich endlich erfuhr, daß ein Bauermädchen auf der Straße vor der Studentensocietät eine Reisetasche gefunden und nach der Polizei getragen; da jedoch im Augenblicke kein Mensch daselbst anwesend war, habe sie „das Dings" nach ihrem Dorfe mitgenommen. Aber nach welchem Dorfe? Das wußte Niemand.

Rasch entschlossen, miethe ich, um des Mädchens habhaft zu werden, vier Wagen, placire in jeden zwei Polizisten, setze mich selbst auf einen offenen Leiterwagen und fort ging's zu allen Thoren der Stadt hinaus in die Umgegend, und siehe da! — während die andern Wagen ohne Erfolg zurückkehrten, war der meine so glücklich, das richtige Dorf und um 9 Uhr Abends auch das Mädchen zu finden.

Sie erzählte, daß sie genöthigt gewesen sei, die Tasche mit nach Hause zu nehmen, nachdem sie auf der Polizei Niemand gefunden; sie habe sich blos gewundert, als sie zu Hause angekommen und das Schloß der Reisetasche er-

brochen, daß außer einem Paar Taschentüchern nichts Werthvolles darin enthalten sei. — Daß die vorhandenen Edelsteine etwas „Werthvolles“, kam dem beschränkten Geschöpfe nicht in den Sinn. Meine beiden polizeilichen Begleiter wollten das arme Mädchen sofort verhaften und auf unserem Wagen nach Leiden transportiren. Doch gelang es mir, dies zu verhindern, ja, ich hielt es für angemessen, die Ehrlichkeit des Mädchens durch ein Geschenk von zehn Gulden zu belohnen.

Obgleich der keineswegs auf Federn ruhende Leiterwagen mir die Gedärme im Leibe schüttelte, fuhren wir doch im strengsten Galopp in drei Viertel Stunden den Weg nach Leiden zurück, und es war gerade zehn Minuten nach zehn Uhr, als ich mit Jubelgeschrei in's Theater stürzte und laut verkündete: „Hier sind die Brillanten!!“

Wie viele Küsse ich von der Seebach bekommen, weiß ich nicht zu melden; dieselben waren zahllos!

Um nichts zu verlieren, hatte ich die kostbaren Gegenstände in ein Tuch gebunden, die von der Künstlerin, bevor sie auftrat, wohl ein Dutzend Mal nachgezählt wurden. Wie dieselbe von dem theilnehmenden Publikum empfangen wurde, kann man sich denken, da es bekannt geworden, daß die Brillanten einen Werth von 20,000 Thalern repräsentirten.

Der letzte Act der Stuart hatte allerdings seine traurige Wirkung verfehlt, da Maria, als sie von ihren Kammerfrauen sich verabschiedete, ihre — Freude kaum verbergen konnte.

Ich hatte für Wagen, Polizei und Geschenk an das Mädchen 38 Holländische Gulden verausgabt, die ich in unserem Cassen-Rapport der Künstlerin in Abzug bringen wollte. Aber da kam ich schlecht an. „Hören Sie mal,

Digitized by Google

Director", sagte die Seebach, „wir sind übereingekommen, Gewinn und Verlust zu theilen, daher bezahle ich 19 Gulden und Sie die andere Hälfte."

Ich fand ihre Bemerkung ganz in der Ordnung und — trug die „andere Hälfte".

II.

Bogumil Dawison.

Dawison war für eine Reihe von Gastvorstellungen bei mir engagirt und wollte den Hamlet spielen. Aber es fehlte für die Rolle der Königin an einer geeigneten Persönlichkeit. Um die Vorstellung überhaupt zu ermöglichen, erklärte sich schließlich meine „Komische Alte" Frau G. bereit, die Rolle zn übernehmen.

Der Act, in welchem die Schauspieler den Königsmord zur Darstellung bringen, kam und Frau G., in einem Costüm von grünen und weißen Bändern, wollte Dawison zeigen, wie schön sie sich gemacht. Als dieser aber sie erblickte, rief er aus: „Gott verdamme mich, wie sehen Sie aus, wie ein Hanswurst!"

„Was", erwiderte die gekränkte Künstlerin, „wie ein Hanswurst? Herr Dawison, ich verbitte mir dergleichen Ausdrücke!" — „Was, Sie verbieten mir? Sie sind ein ganz gemeines — — —"

Frau G. war aber auch nicht auf den Mund gefallen; ein Wort gab das andere und Dawison zog mit Worten den Kürzern. . . .

Der Act begann; Frau G. weinte auf der Scene, und als sie mit dem Könige abgehen wollte, ergriff Hamlet auch seine Mutter und warf sie in den Lehnstuhl, daß er in allen

Digitized by Google

Fugen krachte. Noch schlimmer behandelte er sie in seiner großen Scene, in welcher er seine Mutter, wie sie nachher zeigte, braun und blau zwickte.

Am folgenden Morgen erschien Dawison auf meinem Büreau und befahl mir allen Ernstes, Frau G. sofort zu entlassen, im Weigerungsfalle werde er sein Gastspiel nicht fortsetzen. Ich erwiderte, daß ein solches Verfahren contractwidrig wäre, wenn ich nicht eine Conventionalstrafe von 1000 Gulden zahlen wolle. Im Uebrigen, fügte ich hinzu, würde ich, wenn ich Richter wäre, ihn als den Urheber des Streites verurtheilen u. s. w. Nun spiele er erst recht nicht, rief er aus, und nachdem wir beide etwas heftig geworden, verließ er mein Büreau.

Der Kassenrapport für den folgenden Tag (Richard III.) gestaltete sich sehr günstig, und ich war eben im Begriff, die Zeitungen von dem unangenehmen Vorfall in Kenntniß zu setzen, als mein damaliger Regisseur, Herr W., im Frack mit weißer Halsbinde und weißen Glaçés eintrat. Auf meine noch etwas aufgeregte Frage, was denn dies Leichenbitter-Costüm zu bedeuten habe, erwiderte er mir ganz gemüthlich: „Aber lieber Director, haben Sie denn daran vergessen, daß Dawison Sie, Ihre Frau Gemahlin und meine Wenigkeit für heute 4 Uhr zum Mittagstisch eingeladen hat?“ — „Herr Gott, das ist wahr, ich hatte in der That daran vergessen. Aber wissen Sie denn nicht, was inzwischen vorgefallen ist?“

„Kein Sterbenswort“. Und nun fing ich an, ihm die Geschichte zu erzählen und gerieth dabei immer mehr in Hitze. Doch ganz kaltblütig unterbrach mich mein Regisseur: „Aber lieber Director, was hat denn der Zank mit der Einladung zu thun. Hat denn Dawison absagen lassen?“ — „Nein!“ — „Himmel, dann ist das Essen viel-

leicht schon aufgetragen, denn es ist bereits 4 Uhr. Ich habe ja auf das Diner hin heute nichts gefrühstückt" . . .

Ich konnte ein Lachen nicht unterdrücken; meine Frau war auch W.'s Meinung und ich dachte im Augenblick, dieser stecke mit Dawison unter einer Decke. Ich warf mich rasch in den Frack und wir fuhren zu Dawison nach dem Hotel Pays-Bas in der Doelenstraat. Als wir in seine Wohnung traten, fanden wir daselbst Alles eingepackt, die Hotelrechnung war bezahlt, die Kofferträger waren bestellt; ein Wirrwarr herrschte in allen Zimmern und dazwischen vernahmen wir Dawisons laute Stimme. Da standen wir denn, ich, meine Frau und mein Regisseur zur Seite, wie das liederliche Kleeblatt.

„Was bedeutet das?" rief Dawison mit vibrirender Stimme. Ich schwieg, ich war verblüfft. W. ergriff das Wort und fragte, ob denn das Mittagessen etwas mit der Streitigkeit zu thun habe? Bei diesen wenigen leeren Worten war Dawison wie umgewandelt. Halb weinend ergriff er meine Hand, bat mich um Verzeihung und sagte, er wäre in seinem Leben noch nicht so bestraft worden, als durch dies Entgegenkommen. Er umarmte mich mehrere Male, und seine liebe, gute Frau wußte vor Scham nicht, was sie thun sollte. Daß kein Mittagessen bestellt war, das sahen wir gleich, obschon Bogumil behaupten wollte, im Nebenzimmer sei gedeckt. Wir warteten bis sechs Uhr, während welcher Zeit uns unausgesetzt die feinsten Weine, Port, Madeira, Wermut ꝛc. vorgesetzt wurden, so daß mein armer, noch nüchterner Regisseur halb bedușelt zu Tische ging und uns fortwährend die Versicherung gab, er habe Magenkrämpfe. Um Mitternacht saßen wir noch beim M i t t a g essen.

Am folgenden Tag versöhnte sich Dawison wieder mit Frau G. und einen Monat lang spielte er mit dem

günstigsten Erfolge seine Gastrollen zu Ende und war fortan die Liebenswürdigkeit selbst. —

Das Sprichwort hat also nicht unrecht, wenn es sagt: „Man fängt an einem Stöckchen mit Honig mehr Fliegen, als in einem Eimer Essig.“

Digitized by

Henry Irving.

Director des Lyceum-Theaters in London.

Die Bühne, wie sie ist.*

(Aus dem Englischen.)

Sie werden nicht erstaunt darüber sein, daß ich bei der interessanten Veranlassung zum Gegenstand der wenigen Bemerkungen, die ich Ihnen entgegenzubringen gedenke, „die Bühne, wie sie ist", gewählt habe.

Die Bühne, weil ich meinem Berufe verdanke, daß ich hier bin, und jede Vorschrift des guten Geschmackes und der Treue mich dazu treibt, sie zu ehren; die Bühne, wie sie ist, weil man es als eine sehr wohlfeile und nichtige Ehre betrachtet, die dem Drama als Begriff gezollt, und dem Theater als thätiger Institution bei uns

---

* Anmerkung des Herausgebers: Diese „Eröffnungsrede, gehalten am 8. November 1881 in der Edinburger philosophischen Gesellschaft", hat der berühmte englische Tragöde unserem Werke als Beitrag zugewendet.

Digitized by Google

entzogen wird. Glücklicherweise ist es jetzt weniger der Fall, als es zu sein pflegte. Es entstand theilweise aus dem geistigen Dünkel, theilweise aus Furcht vor moralischer Befleckung. Es pflegte eine gewöhnliche Methode zu sein, eine besondere Intelligenz dadurch zur Schau zu tragen, indem man sich rühmte den gelesenen Shakespeare höher zu stellen, als den dargestellten. Ich hoffe, diese Verblendung ist fast gänzlich erloschen. Sicherlich verlieh sie denen, welche daran litten, einen sehr billigen Ruf der Ueberlegenheit. Aber worauf lief es hinaus? Es war wenig mehr als eine prahlerische Anmaßung, daß ein unvorbereiteter Leser, dessen Geist gewöhnlich mit anderen Dingen erfüllt ist, in einem Augenblick alles das übersehen kann, was Jahrhunderte hindurch von den Mitgliedern einer fleißigen und begeisterten Genossenschaft dargestellt und entwickelt worden ist. —

Meine eigene Ueberzeugung ist es, daß es in den Werken unsrer größten Dramatiker Charaktere und Stellen giebt, welche das Studium nicht lohnen. Wir müssen aber wenigstens die großen Vortheile anerkennen, mit denen ein erfahrener Schauspieler, erfüllt von den Beziehnngen seines Lebens und seinem Studium, mit der ganzen praktischen und kritischen Gewandtheit seines Berufes bis zu dem Augenblick wo er erscheint, er möge die Tradition annehmen oder verwerfen, sich an die Darstellung eines großen Charakters, selbst ohne eigene Originalität begiebt. Es liegt jedoch noch eine größere Bedeutung in der Darstellung.

Wer im geringsten schauspielerisch begabt ist, besitzt eine natürliche dramatische Fruchtbarkeit. Hat er sich erst mit dem Text des Verfassers befreundet, fühlt er sich in einer Rolle zu Hause, ohne selbst darin aufzugehen, so wird schon die automatische Thätigkeit der Proben und des Spielens den Verfasser in ein neues Licht setzen, und der

Digitized by Google

darzustellenden Person eine Individualität verleihen, welche von der Auffassung des Dramatikers theilweise abweichend, theilweise dennoch mit ihr vereinbar erscheint.

Die mächtige Kraft, welche ein guter Schauspieler in dieser Weise entwickelt, veranlaßte die Franzosen, von dem „Schaffen" einer Rolle bei der ersten Darstellung zu sprechen, und die französischen Autoren wissen den Umfang und Werth dieser Mitwirkung der Schauspieler so zu würdigen, daß sie sich dieser Redensart nie widersetzen, sondern im Gegentheil durchweg reichliche Huldigungen jenen Künstlern darbringen, welche die von ihnen auf dem Papier geschaffenen Rollen auf den Brettern wieder erschaffen.

Als neuen Grund für die Würdigung der Bühne muß ich hinzufügen, daß, während es nur einen Shakespeare giebt, und während wir nur vergleichsweise wenige Dramatiker besitzen, die genügend klassisch sind, um mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen zu werden, doch ein großer Theil von Durchschnittsdramen sich für die Darstellung vorzüglich eignen. Aus diesen schöpft das Publikum Vergnügen. Aus diesen empfängt es einen großen Theil an Belehrung und geistiger Anregung; theils weltlich, theils social; zuweilen cynisch, zuweilen rein humoristisch; aber ein großer Theil davon, obgleich nur von mittelmäßigem literarischen Verdienst, wohl geeignet hervorzurufen, was in unseren gewöhnlichen Empfindungen Nützliches und Gutes schlummert. — Nun ist es klar, daß, wenn das Publikum sich etwa dem Theater entfremden sollte, weil sich Shakespeare auch gut lesen läßt, die Welt den großen Gewinn entbehren würde, welcher ihr durch die Schauspielkunst in Formen dargeboten wird, die sich nicht zur literarischen Höhe emporschwingen. Was das andere Gefühl betrifft, welches mehr als es jetzt der Fall ist, dem Theater im Wege zu stehen

Digitized by Google

pflegte, die Furcht vor moralischer Befleckung, so gebührt es dem Theater von heute einerseits und den Vorurtheilen unserer Vorfahren andrerseits, zu bekennen, daß die Bühne vor 50 Jahren eine Reform im Zuhörertheil nöthig hatte. Alle, die die alte Streitfrage „über den sittlichen Einfluß des Theaterbesuches“ gelesen haben, wissen, worauf sich meine Einwendung bezieht.

Aber das Theater von vor 50 Jahren wurde verbessert. Sollten daher Einige in dem hergebrachten Tone über diesen Punkt sprechen, so mögen sie ein Wenig ihre Augen reiben, und aus Gerechtigkeit für uns nicht das betrachten, was zu sein pflegte, sondern was da ist. Kann aber überhaupt aus den Darstellungen auf der Bühne ein sittlicher Nachtheil entstehen? Ja wohl, er kann; aber er kann ebenso aus Büchern, auch aus dem Ballspiel auf der Wiese, aus dem Tanzvergnügen, er kann es aus Allem und Jedem, das mit dem bürgerlichen Leben in Verbindung steht.

Aber sollen wir uns deswegen lebendig begraben? Die Anachoreten schlossen sich in ihre Einsiedeleien ein. Die Puritaner trennten sich in schroffer Enthaltsamkeit von all dem, was Andere thaten. Und es giebt noch heute Leute, welche wähnen, von ihren in Baumwolle gewickelten Kindern auch in Zukunft alle Versuchungen des Körpers und Geistes fern halten zu können. Das ist nur reines Hirngespinnst. Ihr müßt in der Welt leben, obwohl Ihr nicht mit der Welt zu leben braucht. Und das beste Mittel aus der Welt eine bessere Gemeinschaft zu machen, besteht darin, sie nicht etwa zu meiden, sondern die öffentliche Meinung dahin zu bringen, ihren Bestrebungen und Zerstreuungen sich anzuschmiegen.

Halten Sie zwei Dinge fest: Daß die Bühne sich

Digitized by Google

niemals unter dem Niveau der Durchschnittssitte der Zeit befindet, und daß das unvermeidliche Verlangen nach einer Beimischung wenigstens von heilsamer Gesinnung zu jeder Gattung dramatischer Schöpfungen den herrschenden Ton des Theaters, trotz mancher Rückstöße bis hinan zum höchsten Grade der allgemeinen Moral des betreffenden Zeitalters bildet. Wir können auch Muth aus der Betrachtung schöpfen, daß Dies heute zutreffender ist als früher, dank der größeren Verbreitung der Erziehung, der engeren Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Klassen, und der fast vollzogenen Trennung zwischen der bloßen Bühne und dem Vermögens- und Adelsstolz. Wohl umranken noch wie zu Elisabeths Zeit der Reichthum und der Adel die Bühne, aber diese ist nicht mehr ein bloßer Anhängsel des Hoflebens, nicht mehr wie damals ein bloßer Spiegel des patricischen Lasters an dem Gürtel vornehmer Verworfenheit, wie zu den Zeiten eines Congreve und Wycherley. Heut ist sie das Eigenthum des gesammten unterrichteten Volkes. Diesem muß sie genügen oder der Vernachlässigung anheimfallen.

Da dem so ist, ist auch die Bühne nicht länger dem Bann verfallen. Ihre Mitglieder sind nicht mehr die Parias in der Gesellschaft. Sie bilden einen gleichberechtigten Theil derselben, ebenso streng bewachend die heiligen Sitten des Lebens, ebenso anerkannt und willkommen, wie die Mitglieder einer jeden anderen Berufsklasse. Befinde ich selbst mich nicht hier als dankbarer Theilnehmer an der Eröffnung der Sitzung dieses philosophischen und historischen Institutes? Ich, ein einfacher Schauspieler, und nach Maßgabe meiner Begabung und Denkkraft ein bloßer Dolmetscher von Bühnenstücken? Und haben Sie mich nicht aufgenommen mit aufrichtiger Herzlichkeit und Gleichberechtigung? . . . Ich will den Gegenstand nicht auf meine persönliche Stellung zuspitzen,

Digitized by Google

wohl fühlend, daß ich nur als Vertreter erscheine, und meine Anwesenheit nur eine Epoche der Achtung bezeichnet, deren meine mir so werthe Kunst bei der britischen Nation sich erfreut. Sie sahen viele ausgezeichnete Männer in Ihrer Mitte, und ihre Aufgaben waren oft edel, aber zu welcher dieser Aufgaben hat nicht meine Kunst unvordenkliche und fortwährende Beziehungen? Hat sie sich nicht immer verschmolzen mit den edelsten Trieben und Beschäftigungen des menschlichen Geistes. Wenn ich an die Poesie denke, muß ich mich erinnern, wie zu allen Zeitaltern das Theater die größten dramatischen Begriffe in das Metrum ihrer erhabenen Musik übertragen hat. Denke ich an die Literatur, muß ich mir nicht zurückrufen, daß unter all' den Unterhaltungen, durch welche die Menschen auf den verschiedensten Stufen der Gesellschaft ihre Mußestunden erheiterten, die Bühnenkunst die einzige ist, welche auch nicht einen Tag des literarischen Geschmackes und Geschickes entbehren konnte. Kann ich, wenn ich an den Patriotismus denke, wohl übersehen, wie großartig die Darsteller der Vaterlandsliebe sich auf den Brettern bewegten. Ein jeder Vorwurf des menschlichen Denkens, welchen die allgemeine Uebereinkunft als veredelnd betrachtete, wurde zu allen Zeiten dargestellt in den glänzenden Gewändern der Bühne, belebt von ihrer zündenden Sprache. Und wenn ich betrachte, was die Bühne war, und was sie sein soll, muß ich freudig anerkennen, daß mit wenig Ausnahmen das Publikum sich nicht mehr die nützlichen Theaterbesuche versagt, und die Jünger der Schauspielkunst nicht mehr mit einem gesellschaftlichen Brandmal befleckt. —

Als ich eines Tages mit einem hervorragenden Bischof sprach, sagte ich ihm: Woher kommt es, Mylord, daß Sie bei Ihrer Liebe, Ihrem Verständniß für das Drama, bei Ihrer hohen Theilnahme für die Bühne und was damit

Digitized by Google

zusammenhängt, daß Sie nie das Theater besuchen? „Mein lieber Irving“, erwiderte er, „das will ich Ihnen sagen, ich fürchte den Rock und den Record“. Ich hoffe recht bald den sonst nicht ängstlichen Bischof von jeder Angst und Befürchtung zu erlösen, und die Beschützer der Religion von der Weisheit zu überzeugen, welche der Umkehr selbst der schwarzsehenden öffentlichen Meinung zu Grunde liegt.

Die Frommen und Gelehrten der Vergangenheit förderten und unterstützten die Bühne ebenso, wie die Frommen und Gelehrten unserer Zeit gewisse Aufführungen begünstigen.

Ich heiße die Rückkehr des gesunden Urtheils, des guten Geschmackes, der Gerechtigkeit willkommen. Keine Schutzrede der Bühne!

Sie bedarf deren nicht! Ihr Name genügt für ihre Ehre. Die Welt sprach zu lange mit gedämpfter Stimme und bedauerndem Tone von dem „armen Schauspieler“. Es giebt heutzutage nur wenige arme Schauspieler. So mancherlei Abstufungen des Glückes und der Fähigkeiten es unter ihnen auch geben möge, sie theilen dieses Geschick mit allen anderen Berufsklassen. Nie gab es eine gleiche Anzahl von Theatern und Schauspielern. Ihr Typus ist durch die öffentliche Anerkennung ein anderer geworden. Die alten Zeiten, da Thunichtgute in das Handwerk traten, sind vorbei und die früher zigeunerhaften Gewohnheiten, insofern sie schlecht und verächtlich waren, sind verschwunden. Die Reihen der Kunstgenossen ergänzen sich aus strebsamen, jungen Männern von guter Erziehung und achtbarer Familie. Wir dürfen jedoch, indem wir die Vorurtheile der außerhalb Stehenden bekämpfen, die in den Schauspielerkreisen herrschenden nicht übersehen. Viele erkennen die verbesserte Lage der Kunst und der Künstler an, beklagen aber den Mangel an Theaterschulen. Diese Klage ist eine

Digitized by Google

müßige. Jeder vollauf beschäftigte Schauspieler ist sich selbst eine Schule, denn Uebung ist der beste Unterricht und keine Theaterschule ist so gut, wie ein gefülltes Haus. In Wirklichkeit ruht das Hauptgeheimniß der Erfolge eines Darstellers in ihm selbst, und Uebung ist der sicherste Weg, diese Keime zu befruchten. Das Wirksame in der Schauspielkunst setzt sich aus vielen guten Eigenschaften zusammen. Dahin gehört eine vielfache systematische Bildung. Dahin gehört ein fein empfindender, bewußt oder unbewußt, für die Aufnahme der zartesten Fühlung geschulter Geschmack. Dahin gehört eine Kraft, gleichzeitig maßvoll und gewaltig, welche die Bedeutung des Gesprochenen erfaßt, und so zum Ausdruck bringt, daß weder die Schattirung noch die Massenwirkung verloren gehe, oder als übertrieben erscheine.

Vor Allem aber wird eine aufrichtige und volle Sympathie für alles Gute, Große und Begeisternde verlangt. Selbstverständlich muß diese Sympathie von der Kunst überwacht und gezügelt werden, und der Künstler, welcher nur Kunststücke vormacht, wird die sittliche Wirkung seiner Rolle verfehlen. Von alledem wird eine bloße Unterrichtsanstalt Nichts leisten, während Alles in mehr oder weniger voller Rüstung dem Gehirn eines durch Uebung geschulten Schauspielers entspringen wird. Denn das Mittel, ein Ding thun zu lernen, besteht darin, es zu thun, und spielen lernen, indem man spielt, ist allerdings ein mühsames Stück Arbeit, aber weder herabwürdigend noch unfruchtbar. Was der Kunst gilt, gilt auch dem gesellschaftlichen Leben des Künstlers. Es bedurfte keines augenfälligen Wechsels, um seine bedeutend veränderte Stellung herbeizuführen. Die Bühne hat den Unglimpf und die Verfehmung, unter welcher sie früher geschmachtet hat, buchstäblich vernichtet. Heut erscheint die Bühne von erhebendem, nicht erniedrigendem Einfluß auf die

öffentliche Moral, und Schauspieler wie Schauspielerinnen genießen in der Gesellschaft gleich anderen Personen, genau die Behandlung, welche ihrem Benehmen gebührt. Und nun möchte ich noch über das sprechen, was man gewöhnlich „dramatische Reform“ nennt. Eine solche ist nicht vonnöthen; oder wenn dennoch, so wird eine nothwendige Reform sich am besten durch die Einwirkung der öffentlichen Meinung auf die Leitung des Theaters vollziehen. Das ist die richtige reformatorische Thätigkeit, mit dem großen Vortheil, daß Reformen durch die öffentliche Meinung zuverlässig, diejenigen ohne öffentliche Meinung unsicher sind. Die dramatischen Reformer sind wohlmeinende Leute. Sie zeigen einen großen Enthusiasmus. Der größte Theil von ihnen sind Neubekehrte des Theaters und besitzen den Eifer Neubekehrter. Aber diesen gebricht es an Sachkenntniß. Diese Damen und Herren haben sich schwerlich mit den Bedingungen einer Theater-Unternehmung bekannt gemacht, welche eben als Geschäft betrieben werden muß, oder als Kunst zu Grunde geht. Es ist eine unverantwortliche Zudringlichkeit unter unsere Leute mit einem fertigen Rathe zu treten, mit dem Bestreben ihr Leben in eine bisher ungewohnte Form umzumodeln, und es wird eine hoffnungslose Unternehmung bleiben, die Gesammtheit einer rein künstlerischen Gesellschaft dahin zu bringen, von Tugend und Sittlichkeit mehr Lärmens zu machen, als andere Menschenkinder.

Gleich verwerflich und unausführbar sind die Versuche Donquixotischer „dramatischer Reformatoren“, eine Art gemüthlicher Censur über Auswahl und Text der aufzuführenden Stücke zu üben. Die Bühne diente den Völkern seit Jahrhunderten, während welcher sie die Weltliteratur in fast allen Sprachen dramaturgisch bereicherte, abgesehen von den mehr oder weniger unschuldigen Genüssen, womit sie

Digitized by Google

Millionen erfreut hat. Waren die Genüsse weniger unschuldiger Art, so traf nicht die Bühne, sondern die Gesellschaft, deren Spiegelbild sie war, der Vorwurf. Denn obgleich die Bühne sich nicht immer mit ihrer Zeit beschäftigt, tragen dennoch die neuen Stücke stets den Stempel des Geistes ihres Zeitalters. Wenn von der Bühne Alles verbannt würde, was nicht einem bestimmten Geschmack dient, welch' traurigen Aufenthalt würden unsere Theater bieten. Wohlan denn! Wenn die Bühne durch Jahrhunderte nützlich und wirkungsvoll gewesen, und immer Neues schafft, wenn der edele Zauber des Theaters, einen unsterblichen Dichter wie Tennyson heranlockt, den nichts mehr erfreut, als der Erfolg eines Stückes, womit die „milden Herbsttage" seines Genies die Bretter bereicherten. Wenn ein hervorragender Künstler wie Tadema stolz darauf ist, Scenerien für's Theater zu entwerfen, wenn wir auf allen Gebieten der Darstellungskunst ausgezeichnete Talente antreffen, und in fast allen Fächern einen guten Geschmack und eine ehrliche Uebereinstimmung mit den besten volksthümlichen Idealen des Guten, dann sage ich, ist die Bühne wohl berechtigt, sich allein mit dem Publikum zu verständigen, ohne bevormundende Einmischung wohlmeinender Nichtsthuer. Diese Leute verstehen weder zu fluchen noch zu segnen. Dürften sie, wie sie wollen, aber nicht können, sie würden mit Gepränge und Selbstbelobung Stücke bewilligen, welche bei der ersten Probe hoffnungslos verbannt werden, und wieder, ohne genügende Gründe auf viele Stücke Beschlag legen, die den besten Erfolg verheißen. Nein! Auf diesem Wege dürfen wir nicht die bessere Versorgung mit guten Bühnenstoffen suchen. Glauben Sie mir! Die einzigen Mittel sind: des Publikums Beurtheilung und Urtheil! So ist es, denn dann wird ohne Zweifel das Publikum erhalten, was es bedarf. Es ist eine gründ-

Digitized by

liche Täuschung anzunehmen, daß die Theaterunternehmer nach eigenem Ermessen oder Belieben dem Publikum ein gutes oder schlechtes Stück aufzwingen können. Diese Macht besitzen sie nicht.

Hätten sie auch dazu die Lust, so würden sie eine besondere Art der Unterhaltung nur so lange aufdrängen können, als ihr Kapital Ausgaben ohne Einnahmen gestattet. Sie haben jedoch in der That diesen Willen nicht. Sie belauschen mit größter Aufmerksamkeit den Geschmack des Publikums.

Verlangt das Publikum nach Shakespeare, — und glücklicherweise lehrt mich die Erfahrung, daß dieses wenigstens in einem Londoner Theater, und in allen größeren, auswärtigen Theatern, nach Ausweis der bisher unerreichten Einnahmen der Fall ist — dann erhalten sie Shakespeare. Wünschen sie unsere neuen Dramatiker: Albery, Boucicault, Byron, Burnaud, Gilbert, or Wills, sie bekommen sie. Begehren sie Robertson, so gehört ihnen Robertson. Gelüstet ihnen nach einer Opera buffa, so verlassen sie sich darauf, sie wird ihnen werden. Was schließe ich nun daraus? Einfach dieses: daß diejenigen, welche das höhere Drama wünschen — dessen Aufführung meine innigsten Herzenswünsche — wie Lord Beaconsfield sagte, „eine Majorität bilden sollten“, anstatt sich mit den Directoren herum zu zanken, welche ihnen Anderes bieten.

Lassen Sie uns freisinnig bei unserem Genusse sein. Jedes ist gut, wenn heilsam, und jedes wird heilsam sein, wenn das Publikum fortfährt, dem Theater eine gesunde Theilnahme zu schenken. Die schlechtesten Zeiten für die Bühne waren jene, als der Theaterbesuch einer losen Gesellschaft überlassen wurde, wie sie von den Dramatikern der Restauration gezeichnet ist. Wenn das anständige Volk

Digitized by Google

fortfährt zu Haufen ins Theater zu strömen, wird die Bühne, ohne an ihrem Glanze Einfluß zu leiden, bald gut genug sein, um auch die Besten unter ihnen zu befriedigen. Und wenn Sie einerseits bereit sind, die so glücklich beseitigten Vorurtheile zu belächeln, wie ernstlich müssen Sie dann andererseits die bedeutende Hilfe willkommen heißen, welche im Gewande der Unterhaltung, dem Geschmacke, dem Denken und der Bildung entgegen kommt. Gestatten Sie mir, zu verweilen bei dem geistigen und sittlichen Werthe dieser „schönsten, schwersten, seltensten" Kunst, für den meist und mindest Gebildeten unter uns, dieser Kunst, welche ich heute nicht in Schutz nehmen, sondern auf den Sitz erheben möchte, zu welchem sie unter den Schwesterkünsten und den veredelnden Elementen des Lebens berechtigt ist. Geben Sie mir zu, daß ein Jeder unter uns ein Drama besser versteht, wenn er es spielen sieht: daraus folgt erstens: daß unsere Verpflichtung gegen die Bühne da eintritt, wo unsere höheren und mehr ästhetischen Fähigkeiten beim bloßen Lesen der Abspannung und Erschöpfung unterliegen, das heißt, das Bühnenspiel wird da von größtem Nutzen für uns sein, wo der Geist der Nachhilfe bedarf, um sich in den hohen Regionen der dichterischen Phantasiegebilde schwebend zu erhalten, oder wo sein Verständniß geschärft werden muß, um in die Zartheiten des Dialogs oder die Komik der Phantasiegebilde einzudringen. Zweitens folgt daraus, daß wenn dieses bei den wenigen geistig Begabten der Fall ist, er es um so mehr bei den Phantasiearmen der großen Menge sein muß. Diese sind dem Leidenschaftlichen, der Poesie, dem Geistreichen nicht unzugänglich; aber ihr Verstand bemüht sich nicht mit dem Suchen dieser Genüsse; und selbst, wenn sie die Schöpfungen der Dichter und Dramatiker läsen, würden sie dieselben auf den gedruckten Blättern nicht finden. Für

Digitized by

diese ist daher, abgesehen von wenigen aufregenden Vorfällen des täglichen Lebens, das Theater der einzige Canal, welcher ihnen die Beziehungen mit einer ihrem Bereiche fremden Gedankenwelt vermittelt. Endlich folgt drittens aus dem Gesagten, daß ebenso geistig als sittlich die Bühne für alle ihre Freunde eine Quelle der schönsten und besten Einflüsse bildet, denen sie zugänglich sind. Dem denkenden und lesenden Menschen bringt sie Leben, Feuer, lebhafte Eindrücke, die dem Bereiche seiner Studien fern liegen. Dem gleichgültigen Alltagsmenschen, welcher in der Regel den Geschäften und Beziehungen des täglichen Lebens verfallen ist, bietet sie Erscheinungen des Ruhmes und des Abenteuers, der Aufregung und der höheren menschlichen Interessen. Sie gewährt ihm Blicke auf die Höhen und in die Tiefen des Characters, regt sein Denken und seine Verwunderung inmitten der Unterhaltung an. Dem Trägsten und Phlegmatischsten endlich zeigt sie den Humor des Lebens, das Glänzende und Feine der Sprache, welche im täglichen Leben seinem Stumpfsinn verborgen bleiben. Allen aber enthüllt sie eine Welt; nicht diejenige, in welcher sie leben, und dennoch keine andere; eine Welt, für welche unsere Theilnahme erhöht und dennoch die Wahrheit nach ihren Grundbedingungen gewahrt ist; in welcher die Fähigkeiten des Mannes und Weibes entwickelt, mit einer treuen Wiedergabe der allgemeinen Instincte des Rechts und des Unrechts entwickelt erscheinen, ohne ihren Zusammenhang mit der Natur zu lösen. Ich behaupte, daß mir weder ein nebelhaftes Ideal, noch ein Bild dessen, was sein könnte, vorschwebt, sondern daß ich spreche von Dem was ist, wo immer Theaterlampen zu finden. Mehr oder weniger, einen Abend zum andren gerechnet, werden Sie eine Stütze für die Theorie der Theatermoral und die gehobene Stimmung der Zuschauer in den

Digitized by Google

meisten Theatern des Landes finden; und wenn Sie glauben, daß dies weniger in den von Armen besuchten Theatern der Fall sei, sind Sie im Irrthum, denn in keinen mehr als in diesen, wird eine gesunde moralische Kost gewürdigt. In Beziehung auf die ärmeren Klassen beklagen wir Alle die vorherrschende Trunksucht. Wohlan, liegt die Erwägung nicht nahe, daß die schlechteste Aufführung auf irgend einer unserer Bühnen nicht so schädlich sein kann, als ein gleichzeitiges Verweilen in dem Schnapsladen? Das Schlimmste, das von Schlüpfrigkeiten auf der Bühne für den schlechten Geschmack ihrer gemeinsten Besucher entspringen kann, gleicht nicht jenem, und in der Regel wahrt sich die Bühne lange gegen die Verlockung und solche Verlockungen sind, Dank der Oeffentlichkeit und dem Anstand, weder häufig noch gefährlich. Eine Art Schicklichkeitsgefühl beseelt auch die roheste Person beim Eintritt in das niedrigste Theater.

Oft dachte ich in Anbetracht der Geneigtheit und der Leichtigkeit zu sinken, daß eine besondere Vorsehung die Sitte und den Ton des englischen Theaters beschütze. Doch wünschte ich nicht mein Lob zu übertreiben. Zu keiner Zeit gab es eine Bühne ohne augenscheinliche Mängel; doch zu jeder Zeit wurden sie offen von denen eingestanden, welchen die Erhaltung des besten Zustandes der Bühne am Herzen lag. So oft Shakespeare Theaterzustände berührt, bemerken wir Anzeichen, daß jener große Geist, obgleich nicht ohne Sinn für's Praktische und Geschäftliche, und ein Feind unmöglicher Versuche unter dem Andrängen oder Verlangen eines Publikums seufzte, welches Leichtfertigkeiten und Ungeheuerlichkeiten begehrte, die den Gefühlen des Dichter-Directors widerstrebten. Verfolgen wir den Lauf der Zeiten weiter, so finden wir, daß eine jede Generation auf eine frühere Periode hinwies, da angeblich der Geschmack höher

Digitized by

stand, und die verletzenden Eigenthümlichkeiten der bestehenden Theater unbekannt waren. Aber trotzdem erbten wir von den meisten dieser Generationen sowohl Werke wie Ueberlieferungen und Lebensbeschreibungen, welche in der Welt fortleben werden. In Wahrheit ist der unsterbliche Theil der Bühne ihr edelster Theil. Unedle Zufälle und Zwischenspiele kommen und vergehen, aber jener dauert ewig. Gleich der Menschenseele lebt er in dem Körper der Menschheit fort, mit vielem Gemeinen verbunden, durch manche Hindernisse beirrt, aber nie versinkt er in das Nichts, und nimmer fehlt es ihm an neuer edler Arbeit für Schöpfungen von dauernder Pracht. Fern sei es von mir, auch nur mit dem Schleier der Höflichkeit Schaustellungen ausgesprochener Unsittlichkeit bedecken zu wollen. Zum Glücke kommen solche Dinge nur selten vor und obwohl sie selten von Jemandem verübt wurden, welcher ohne Verdrehung des Sinnes den Namen Schauspieler verdient, ist dennoch die öffentliche Kritik zu schwach, um das Uebel zu unterdrücken, doch immer bereit, eine vernichtende Verdammung über die Bühne gehen zu lassen, welche es beherbergt. Unsere Sache ist eine gute Sache. Wir schreiten vorwärts unter der glänzenden Rüstung, welche der Genius für uns geschmiedet, zum Kampfe gegen Dummheit, Rohheit, Stumpfsinn, gegen jede Form des Lasters und des Bösen. In jedes Menschenherz wirft diese Rüstung einen Strahl ihres Glanzes. Die Bühne hat weder Lichter noch Schatten, welche nicht Lichter des Lebens, oder Schatten des Herzens wären. Sie beruft sich in der Lust wie in der Trauer auf das menschliche Mitfühlen und wird nicht verleugnet. Sie muß auch irren, denn sie ist menschlich; doch weil menschlich, muß sie auch ertragen. Die Neigung zum Darstellen ist unserer Natur angeboren. Betrachten Sie die Spiele unserer

Kinder, und Sie werden bemerken, daß fast ihre erste bewußte Thätigkeit im Darstellen und Nachahmen besteht. Es ist eben ein Instinct, den Sie ebenso wenig unterdrücken können, wie das Denken. Wenn dieser allgemeine Instinct sich durch Pflege bei einigen Wenigen weiter entwickelt, gestaltet es sich zu einer wundervollen, für die Civilisation so unschätzbaren Kunst, durch die Erheiterung, welche sie gewährt, durch die Gedanken, die sie anregt, durch den Zartsinn, den sie einflößt.

Das allgemeine Studium Shakespeare's in unseren öffentlichen Schulen ist ein glänzendes Zeugniß für das Schwinden der Vorurtheile und jede Kritik ist willkommen; aber besonders ist es die Darstellung, welche Denen, die nur einen Funken von Shakespeare's Geist besitzen, die Mittel bietet, um die Welt zu erleuchten. Nur die Bühne kann uns mit lebenstreuer Wahrheit vorstellen, was Shakespeare seiner Zeit gewesen.

Und es ist in der That eine würdige Aufgabe unseres heutigen Theaters, jene Größe, welche zu Zeiten herabgezogen wurde, wieder in ihre Rechte einzusetzen.

Es war so landläufig von Shakespeare, als einem Naturkinde zu sprechen, als Jungen, der den Theaterbesuchern die Pferde hielt, als zufälligem Phänomen, das zufällig und unerkannt Theaterstücke schrieb! Welch' eine ungeheuere Lächerlichkeit! Wie unvereinbar mit den großartigen Dimensionen dieses Mannes! Wie lächerlich, entehrend für das große Zeitalter, dessen Ruhm er war und ihn auch anerkannte! Der edelste Schriftsteller aller Zeiten, der beste und dennoch fruchtbarste Autor, der größte Menschenforscher und größte Meister der Sprache, dieser höchsten Begabung des Menschen!

Wahrlich, es ist ein Verrath an der Menschheit, von einem solchen Manne als von einem Alltagsmenschen zu

Digitized by Google

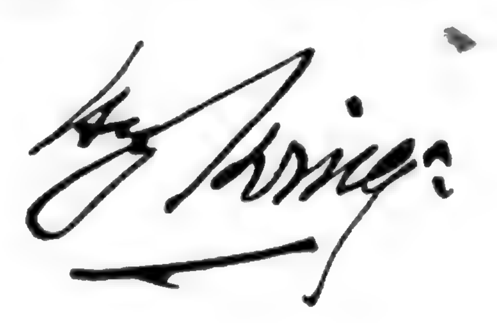
sprechen! Stellen Sie ihn sich lieber vor als den, welcher er sein mußte, als den hervorragenden Hofmann, den vollkommenen Kavalier in Elisabeths Gefolge, den Mann, in dessen Gegenwart Geistliche kleinlaut zweifelten, ob nicht ihre Bibelkenntniß der seinen nachstände, auf den selbst königliche Blicke ängstlich sich mit dem drückenden Gefühle richteten, daß Jemand da ist, vor dessen allmächtiger und treuer Einbildung die Herzen der Fürsten und der Völker immer wie ein offenes Buch dalagen.

Der Gedanke eines solchen Mannes bleibt ein unvergleichliches Erbgut für alle Völker und ein solcher Mann war der Schauspieler Shakespeare! Dieses ist unser Geburtsrecht, wie das Ihrige. Uns gebührt als Nachfolger die Arbeit, Ihnen der Genuß. Denn Shakespeare gehört für alle Zeiten der Bühne, unveräußerlich wie sei Ruhm! Wenn Sie das Theater redlich, freisinnig, und mit weiser Beurtheilung unterstützen, wird auch die Bühne künftig, wie bisher die Literatur, die Sitten und die Sittlichkeit, den Ruf und den Genius unseres Vaterlandes aufrecht erhalten. Es lag etwas Aetzendes und Zersetzendes in den Vorurtheilen, welche so lange das Herz der Briten ihrem größten Ruhme entfremdeten, und den Makel des Unglimpfs auf einige der glänzendsten Erscheinungen ihrer Geschichte hefteten. Was meine Person angeht, so erfüllt es mein Herz mit stolzer Freude, daß ich heute so stolzen Zuhörern gegenüber stand, als willkommener und geachteter Gast; ich befinde mich hier in Folge Ihrer Gerechtigkeit gegen die Kunst, der ich mich widme, und aus Dankbarkeit für diese Gerechtigkeit, welche ihr nun so reichlich zu Theil wird. Im bildlichen Sinne ist es das Schicksal der Menschheit, im wörtlichen das der Schauspieler, verschiedene Rollen zu spielen. Ein Schauspieler jeden Ranges muß zu verschiedenen Zeiten die Ton-

leiter der menschlichen Empfindungen von der tiefsten bis zur höchsten Note durchgehen. Er mußte manche seltsame Gedankenkost in sich aufnehmen, wenn er an die zarten Beziehungen zwischen sich und dem Publikum, an dessen strenger Ueberwachung der so veränderlichen Scala dachte, die bei der Darstellung zwischen dem Richtigen und Falschen liegt. Wie edel ist das Vorrecht, auf diese zarten Gefühle der Menschen wirken zu dürfen!

Wie erhebend wirkt der Zauber jener Tausende von aufmerksamen Blicken, der gesammten Erwartungen der klopfenden Herzen, welche der Schauspieler mit dem Vertrauen auf Freundlichkeit und Mitwirkung übersieht, während er auf den Brettern die tiefdurchdachte Auffassung eines Meisterstücks verkörpert.

Wie beseligend die Befriedigung, in Gegenwart solcher Theilnehmer dem Gedankenfluge des Dichters folgen, der nachempfundenen Begeisterung sich überlassen zu dürfen! Und welche dauernde Stütze bietet das Bewußtsein, daß über alle Wechselfälle hinaus die Bühne einen bleibenden Halt finden wird in der Zuneigung und Theilnahme der Menschen für ihren erhabenen Beruf, für die Wirksamkeit ihrer Leidenschaften; für die Aufgaben, welche sie für sich unter den mächtigsten Empfindungen und höchsten Hoffnungen der Menschen aufsucht; für die glückliche und wirkungsvolle Wiedergabe der großen und lebensvollen Gestalten, welche entweder ein edles Dasein durchlebten oder durch den Volksglauben verewigt zu werden verdienten!



Digitized by Google

Max Goldstein.

Berlin.

Das Ende der deutschen Oper in New-York.

Das ist eine wehmüthige kleine Geschichte, in zwei Minuten erzählt. Wäre sie minder folgenschwer geworden, sie würde nicht erzählenswerth sein. Jetzt, wo außerordentliche Anstrengungen gemacht werden, den Londonern die italienische Oper allmälig abzugewöhnen und Wagner's Werke in deutscher Sprache vorzuführen, jetzt fällt mir jene kleine wehmüthige Geschichte wieder ein. Sie handelt von einem ähnlichen, freilich auch ganz unähnlichen Versuche in New-York.

Das gesammte, künstlerisch hoch entwickelte Concertwesen Amerikas ruht in deutschen Händen. Anders das Operngeschäft des Landes; es war vom Beginn an italienisch. Deutsche Unternehmungen traten von Zeit zu Zeit daneben auf, mit größerem oder kleinerem Erfolge, je nach dem Ruhme ihrer Sterne und nach der Geschicklichkeit ihrer Geschäftsleitung; aber nie vermochten dieselben das Interesse des amerikanischen Publikums von der modemäßigen italienischen Oper abzuziehen; ernsthaft haben sie das auch niemals versucht; die meisten beschränkten sich vielmehr absichtlich auf

Digitized by Google

die Heranziehung deutsch-amerikanischer Hörerschaften, was in vielen Fällen um so löblicher war, als die Aufführungen zuweilen künstlerischen Verbrechen gleichkamen. Die Schande blieb dann gewissermaßen in der Familie.

Nun begann aber Anfangs der siebenziger Jahre die italienische Oper in New-York an Kraft und Glanz zu verlieren. Die Beschaffung berühmter Sterne war immer schwieriger geworden, das Publikum immer anspruchsvoller, und seine Neigung, hohe Eintrittspreise zu zahlen, immer kleiner. Diese Umstände legten es einem Unternehmer nahe, die deutsche Oper aus ihrem Dunkel an's Licht und auf die Höhe der Mode zu ziehen. Mancherlei Aeußerliches schien den Gedanken begünstigen zu wollen. Die Italiener hatten ihren größten Erfolg seit Jahren durch die allerdings vorzügliche Aufführung des „Lohengrin“ errungen; überdies erwiesen die Amerikaner seit 1870 allem Deutschen eine ganz andere Hochachtung, als ehedem.

Sehr bald ward der Plan verwirklicht. Theodor Wachtel, welcher zum zweiten Male nach Amerika kam, bezog an der Spitze einer durchaus soliden deutschen Truppe im Winter 1875/76 das vornehme Heim der italienischen Oper: die Academy of music. Bis dahin hatten deutsche Opern gewöhnlich in dem volksthümlichen „Stadttheater“ an der Bowery ihren Sitz genommen.

Die erste Aufführung („Hugenotten“) erwarb sich volle Anerkennung. Sie barg freilich auch den Keim des Unterganges der Gesellschaft. Denn nicht blos der „Raoul“ des Herrn Wachtel ward öffentlich gepriesen, sondern auch die „Valentine“ der Frau Pappenheim. Die Aermste, unfähig weniger zu leisten, als Wachtel — was sie in der „Jüdin“ mit noch auffälligerer Bestimmtheit klarlegte — wurde daran gehindert, ihre „Elsa“ neben dem „Lohengrin“

Digitized by Google

Wachtel's der allgemeinen Beurtheilung zu unterbreiten. Eine gutherzige lyrische Sängerin dritten Ranges wurde für die „Elsa" herangezogen, mit der scharfsinnigen Erklärung, daß „Elsa" im Grunde eine lyrische Partie sei, der dramatischen Pappenheim also nicht anvertraut werden dürfe. Wenn etwas die Verstimmung des Publikums hätte mildern können, so wäre es die unnachahmliche Komik jener Erklärung gewesen. Indessen lachte man darüber, ohne deshalb die lyrische Elsa annehmbar zu finden. Das Publikum hatte den Aufführungen des „Lohengrin" mit Frau Pappenheim als dem Höhepunkte der Saison entgegengesehen. Nun blieb der Besuch aus. Eine starke Hand am Ruder würde dieser Thatsache gegenüber Wachtel's Launen in ihre Schranken gewiesen haben. . . . Die New-Yorker Saison ging unter Unerquicklichkeiten zu Ende, welche beim Anfange der Tournée durch die Staaten zum traurigen Austrag kamen. In Philadelphia wurde Herr Wachtel plötzlich so krank, daß er, ein ärztliches Zeugniß in der Hand, erklärte, die Gesellschaft verlassen zu müssen, zümal ihn eine nicht zu bannende Furcht vor dem Gedanken beschlichen habe, in Amerika begraben zu werden. . . . Ihres Tenorlichtes beraubt, gerieth die Truppe in dichte Finsterniß. Sie war brodlos geworden, mitten im Winter, in einem kalten fremden Lande. . . . Und Herr Wachtel? Er beeilte sich, der Gefahr, in Amerika begraben zu werden, dadurch auszuweichen, daß er alsbald auf eine Gastspieltour — nach San Franzisco abreiste. . . . Die Reste der Truppe, an ihrer Spitze Frau Pappenheim, kamen im Februar 1876 nach New-York zurück, wo sie sich mit etlichen Vorstellungen zu helfen suchten. Diese Vorstellungen haben mich später oft noch im Traume geängstigt. Man behandelte sie mit der vollen Rücksicht, welche man den Armen schuldet. Die Reste wollten sich ernähren.

Ein schmähliches Ende allerdings für das erste große

Digitized by Google

Debüt einer großen deutschen Oper vor dem großen amerikanischen Publikum.

* * *

Ein Jahr später. Es ist ein März-Abend von schauerlicher Physiognomie. Die Straßen überschlammt und überwässert; mit bettelmäßiger Zudringlichkeit schleicht langsam und unentwegbar der Regen hernieder; jeder Tropfen klatscht auf den Schirm, als sollte das treffliche Instrument tausendfach durchbohrt werden; die Luft centnerschwer und athembeklemmend; das Gaslicht trübroth und flackernd; die Pferde vor den Straßenbahnwagen schlapp und schlotternd; die Constabler an den Ecken stumpf und steif.

Es ist mir, als ob es gestern gewesen wäre. „Wer wird heute Abend sein Haus verlassen wollen, wenn er nicht muß!“ sagte mir Bayard Taylor, der edle Deutschenfreund, mit dem ich im Straßenbahnwagen zusammengetroffen war.

„„O, einige tausend Opernfreunde gewiß, denn in der Academy of music beginnt das New-Yorker Wagner-Fest.““

„Ah, es ist ja wahr. Man hat so viel davon gesprochen, daß selbst Unsereiner, der doch nicht zu den Musikalischen gehört, aufmerksam werden mußte. Wie denken Sie, daß es ausfallen wird? Außer der Pappenheim habe ich nur Namen von ganz untergeordneten Sängern auf der Liste der Mitwirkenden gesehen, und solche, die als Bühnensänger noch gar keinen Versuch gemacht. Und wie merkwürdig schnell ist man mit den Vorbereitungen fertig geworden! Mein Gott, geht es denn an, vier Wagner'sche Opern, darunter die neue Walküre, und mit ungeübten Menschen, in vier Wochen zu studiren?“

„„Ich glaube kaum! aber wollen Sie sich nicht davon überzeugen?““

Digitized by

„Nein; ich fürchte, daß dies ein grenzenloses, der Sache des deutschen Opernwesens hierzulande ungemein schädliches Fiasco werden wird. Man hat für dieses sogenannte Fest eine Reclame lancirt, die das Aufgetragenste überschreit, was ich erlebt, und die das Publikum nur vergessen könnte, wenn ihr wahrhaft glänzende Aufführungen folgten. Wo aber deutschen Kunstwerken übel mitgespielt werden kann, bin ich nicht dabei, nicht einmal als ganz unthätiger Zuschauer. Es thut mir wehe."

„„Sie sehen vielleicht zu schwarz", warf ich schüchtern ein; „„ganz neu ist ja nur die Walküre einstudirt worden; den fliegenden Holländer, Lohengrin und Tannhäuser kennt unser treffliches philharmonisches Orchester, welches für die Aufführungen engagirt ist, genau, und in allen drei Stücken ist Frau Pappenheim für die weibliche Hauptrolle da, ebenso für die Brunhilde in der Walküre.""

„Ganz recht. Das ist eben so unerfreulich, daß man auf die von der Wachteltruppe übrig gebliebene Pappenheim die gesammte Reclame gebaut hat. Für Rollen, wie Tannhäuser, Siegmund, Hunding werden Concertsänger von zweifelhafter Begabung verwendet, die bisher nie einen Fuß auf die Bühne gesetzt. Kann solches glücken? Was das Orchester anlangt, so hat man mir gesagt, daß ihm zum Studiren aller vier Opern, die neue Walküre eingeschlossen, etwa sieben Proben gegönnt wurden, daß es aber in diesen noch hastig und oberflächlich bis zum Aeußersten hergegangen ist. Sie sind erstaunt! O, ich habe meine musikalischen Freunde! Und es ist, wie gesagt, viel über die Sache gesprochen worden."

„„Es wird ja schwer zu leugnen sein, daß man ein wenig schnell und leicht an's Werk gegangen ist! aber vermuthlich mußte man sich beeilen, um etwas zu thun für

Digitized by Google

das Wiederaufkommen der deutschen Oper nach dem vorjährigen Wachtel-Unglück.““

„Um so schlimmer. Wollte man jenes Unglück vergessen machen, so hätte man vollendete deutsche Aufführungen zu veranstalten; und ganz bestimmt müßte man sich hüten, eine Art instructiver Wagner-Abende unter dem Titel eines Wagner-Festes anzukündigen, wenn man vorauszusehen vermag, daß die Aufführungen nichts weniger als vollendet sein können. Der Musik-Dirigent hätte seine gewiß vortrefflichen Absichten mit künstlerischer Vorsicht ausführen, vor Allem also mehr Zeit zum Studiren verlangen sollen; es sieht aus, als ob er sich selber über die im vorigen Jahre von Bayreuth aus betonte Complicirtheit eines Werkes wie der Walküre nicht klar wäre.“

„„Der Dirigent ist ja in Bayreuth gewesen.““

„Das halte ich für sein Unglück; es hat ihn zur Unterschätzung der Schwierigkeiten verleitet, zur Uebereilung getrieben. Von dem Eindrucke geblendet, hat er sich dem gewissenlosen Impresar, welcher mit diesem Feste den Mode gewordenen Namen Wagner ausbeuten will, unbedacht in die Hände geworfen... Was ist denn das? Hören Sie nicht? Ein Signal?“

Ich hörte genau, was dumpf und kalt durch die regenschwangere Luft schmetterte. Wir waren in die Nähe des Opernhauses gekommen. Aus dem Wagen steigend, antwortete ich so dreist als möglich:

„„Das Leitmotiv, welches eine kleine Blechkapelle vom Balcon der Academy of music in die Stadt hinaus bläst, zum Zeichen, daß die Vorstellung beginne. Dies wird während des ganzen Festes vor jedem einzelnen Acte so gehalten werden. Man hat es von Bayreuth gelernt.““

„Sie scherzen!“ „„Mein Ernst.““

„Und das in New-York! — — Gute Nacht, mein Lieber, amüsiren Sie sich.“

Digitized by

Hätte ich selber dieses Fest veranstaltet gehabt, ich würde mich damals nicht rückhaltloser geschämt haben, als ich es that. Das Intime der Sache war offenbar den guten amerikanischen Kreisen, und selbst den fernerstehenden, bekannt geworden, ehe die Aufführungen noch begonnen hatten. Ja, das New-Yorker Wagner-Fest von 1877 bildete eine einzige große Reclame, welche von Allem, was sie versprochen hatte, fast nichts hielt, als dieses keineswegs blos lächerliche, sondern auf einem solchen Terrain auch unkeusche Prahlen mit dem Hinausblasen der Leitmotive. Ich vermag noch heute nicht darüber zu lachen. Und an jenem betrübten, grämlichen Regenabende, nachdem ich mich mühselig durch die gaffende Menge vor dem Opernhause gedrängt, hätte ich den Amerikanern, die mich im Foyer hell lachend frugen, wie mir dies gefalle, am liebsten kernige Grobheiten erwidert. Sich zu bescheiden, war indessen das Klügste. Es wurde im „Fliegenden Holländer“ noch nicht vollkommen klar, wie schrankenlos übereilt und unfertig und unvermögend man zu diesen Aufführungen geschritten war. Als aber, nach einer gnadenlosen Mißhandlung des „Lohengrin“, im „Tannhäuser“ Chor und Orchester aus dem Schwanken nicht herauskamen und einer jener gänzlich bühnenunkundigen Debütanten die Titelrolle hinrichtete, war des Lachens kein Ende mehr. Was vermochte Frau Pappenheim allein gegen einen solchen Stand der Dinge! Wie die Aufführung der „Walküre“ ausfiel — mit jenem „Tannhäuser“ als „Siegmund“, mit einem ähnlichen Debutanten als „Hunding“, mit einer angsterfüllten „Sieglinde“ — braucht nicht erzählt zu werden. Das Fiasco war in der That grenzenlos. Amerikanische Zeitungen nannten das Fest „a Fraud“. Der deutschen Oper in New-York war ein Ende gemacht. Zwar verband sich Frau Pappenheim kurze Zeit darauf mit Herrn Charles

Digitized by Google

Adams zu einer kurzen deutschen Saison; aber ebenso unvorbereitet, ebenso beschämend für die Deutschen. Im Herbst 1878 zog die italienische Oper wieder in die Academy of music, wo sie bis zur Stunde herrscht. Eine deutsche Oper ist nicht wieder in New-York eingezogen.

Vermuthlich wird wohl im Laufe der Zeit der Versuch wiederholt werden, die deutsche Oper dort einzubürgern. Es steht aber außer Frage, daß nur eine Gesellschaft höchsten Ranges, etwa die des Herrn Angelo Neumann, großen Erfolg haben könnte. Noch vielfach verbreitet, ist der Irrthum, daß den Amerikanern mit schwächlichen deutschen Opernaufführungen Vorspiegelungen gemacht werden können. Von der italienischen Oper lassen sie sich aus alter Anhänglichkeit — keinesfalls aus Unkenntniß — viel gefallen, von der deutschen Oper, die sich bei ihnen einbürgern will, nichts. Eine erlesene deutsche Truppe aber würde mit offenen Armen empfangen und mit vielem Verständniß gehört werden; denn der Boden ist durch die ausgezeichnete Concertpflege der Stadt, durch die rastlosen künstlerischen Bemühungen von Männern wie Dr. Leop. Damrosch und Theod. Thomas wohl geackert und geebnet. Möchte den Amerikanern endlich einmal dargethan werden, was eine nach lauteren Kunstbegriffen gute deutsche Opernvorstellung bedeutet, wie solches demnächst in London den Engländern von zwei deutschen Gesellschaften auf so hohe Weise dargethan werden wird.

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin.

Digitized by

Digitized by Google

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.

G.E. STECHERT & Co. NEW YORK

Digitized by Google

Digitized by Google